B 1,036,552

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN.

THE

Hagerman Collection

OF BOOKS RELATING TO

HISTORY AND POLITICAL SCIENCE

BOUGHT WITH MONEY PLACED BY

JAMES J. HAGERMAN OF CLASS OF '61

IN THE HANDS OF

Professor Charles Kendall Adams

IN THE YEAR

1883.

20308

Preußiſche Jahrbücher.

Herausgegeben

von

R. Haym.

Vierter Band.

Berlin, 1859.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Cavaliere und Rundköpfe. II. Ein Seestück. . . . . Seite 1
Das Institut der Staatsanwaltschaft in Deutschland. . . . . — 22
Fürst Metternich. . . . . — 42
Politische Correspondenz. . . . . — 71
Aus Hannover. . . . . — 90
Aus Oesterreich. . . . . — 94
Schluß des italienischen Krieges. . . . . — 101
Wilhelm Beseler. . . . . — 106
Preußen und der Friede von Villafranca. . . . . — 111

Zweites Heft.

Zeitgenössische Dichter. I. Otto Ludwig. . . . . — 113
Der Untergang Polens und die östlichen Großmächte. II. . . . . — 133
Preußen und das Meer. V. Angesichts eines Krieges. . . . . — 163
Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien. I. . . . . — 179
Politische Correspondenz. . . . . — 197
Aus Oesterreich. . . . . — 213
Zur Broschüren-Literatur. (Preußen, der Bund und der Frieden. — Was hat Preußen gesagt — gethan? — Nach dem Frieden. — Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung.) — 222

Drittes Heft.

Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien. II. und III. . . . . — 229
Der Untergang Polens und die östlichen Großmächte. III. . . . . — 253
Lehre und Schriften August Comte's. . . . . — 297
Die neuere Geschichte Italiens. . . . . — 307
Politische Correspondenz. . . . . — 317
Aus Hannover. . . . . — 328
Ein Verfassungs-Brief aus Kurhessen. . . . . — 332
Zur Broschüren-Literatur. (Was ist zu thun? Ein Wort eines Kurhessen an seine Mitbürger. — Die kurhessische Verfassung vor der Bundesversammlung. — Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege. — Napoleon III.) . . . . . — 337

Viertes Heft.

Die italieniſche Frage, Deutſchland und die Diplomatie im Jahre 1848. Seite 345
Händel und ſeine Zeit. . . . . — 366
Die Zukunft des Zollvereins. . . . . — 397
Politiſche Correſpondenz. . . . . — 422
Zu F. G. Welcker's Jubiläum. . . . . — 437
Aus Oeſterreich. . . . . — 445
Die kurheſſiſche Frage und die Preſſe. . . . . — 453
Die preußiſche Expedition nach Japan und China. . . . . — 455

Fünftes Heft.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien. IV. V. . . . . — 457
Die Bedeutung und Stellung der Alterthumsſtudien in Deutſchland. . . — 494
Schiller an ſeinem hundertjährigen Jubiläum. . . . . — 516
Politiſche Correſpondenz. . . . . — 545
Aus Oeſterreich. . . . . — 557
Ein zweiter Verfaſſungsbrief aus Kurheſſen. . . . . — 562

Sechſtes Heft.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien. VI. VII. (Schluß). . . — 571
Eine Aufgabe für den Congreß. . . . . — 612
Schiller an ſeinem hundertjährigen Jubiläum. II. (Schluß). . . . . — 626
Aus Süddeutſchland. . . . . — 665
Dritter Verfaſſungsbrief aus Kurheſſen. . . . . — 671

Druckfehler.

Seite 8 Z. 2 v. u. ſt. Sein l. Kein.
» 444 » 15 v. o. ſt. früher iſt ſein Theil l. früher iſt als ſein Theil.

Cavaliere und Rundköpfe.

II.

Ein Seestück.

Es giebt schwerlich einen besseren Exponenten der so lange verunglimpften und erst in unseren Tagen wieder auf ihr historisches Piedestal erhobenen Partei als den berühmten Helden Robert Blake. Verlohnt es sich schon des persönlichen Contrastes wegen, in welchen er wiederholt zu dem ersten Vorkämpfer für König und Kirche getreten, auch an dieser Stelle einen würdigenden Blick auf ihn zu werfen, so muß Blake unsere Aufmerksamkeit noch um so lebhafter erregen, da er, bereits ein tapferer Feldherr auf dem Lande, fast plötzlich zu einem der größten Seemänner wird, von welchen die Geschichte zu erzählen weiß, und zwar zu einer Zeit, als durch die Schuld einer volksfeindlichen Dynastie die englische Flotte beinah bedeutungslos geworden und gleichsam von Neuem zu erschaffen war. Verfolgen wir also an der Hand seiner neuesten, sehr lesenswerthen Lebensbeschreibung *) die innere Entwickelung des Mannes und die großartigen Leistungen, mit denen sein kräftiger Geist in gefahrvollen Tagen Beides, zu Lande und zu Wasser, das Vaterland nicht nur zu retten, sondern auch es groß zu machen verstand.

Die Blakes sollen aus Northumberland stammen, wo sie, wie der Name vermuthen läßt, wohl einst im Gefolge skandinavischer Vikinge sich niedergelassen haben. Vielleicht dürfen der Drang nach dem Meere und selbst die religiöse Anschauungsweise des Admirals noch als ein spätes Erbtheil seines nordischen Ursprungs betrachtet werden. Allein unter Heinrich VIII. finden wir den Stammvater Humphrey Blake als den Besitzer eines Ritterguts in der gras- und viehreichen Grafschaft Somerset. Bekanntlich aber verschmähte die englische Gentry niemals, und zumal nicht

*) Robert Blake, Admiral and General at Sea, based on family and state papers, by Hepworth Dixon. Ed. II. London 1858.

im sechszehnten Jahrhundert, neben dem Landleben auch einen andern Beruf zu ergreifen; schon die nächste Generation finden wir in der Stadt Bridgewater ansässig und als Kaufherren und Kauffahrer an dem Welthandel Theil nehmen, der damals vom Canal von Bristol aus weit großartiger betrieben wurde, als gegenwärtig. Hier wurde im Sommer 1598 als ältester Sohn einer zahlreichen Familie Robert Blake geboren; die Mutter gehörte wieder einem Rittergeschlechte an.

Aus den Fenstern des noch erhaltenen altväterischen Wohnhauses erblickte der Knabe die bewimpelten Schiffe, wie sie den kleinen Fluß hinab in's Meer glitten oder reich beladen von weiter Fahrt heimkehrten. In den langen Winterabenden am Kamine erzählten dann wohl der Vater und seine Freunde von den Abentenern, die sie auf fernen Meeren zu bestehen gehabt. War es doch gerade die gewaltige Romantik der Seefahrt und der verwegenen Kämpfe mit den verschiedenartigsten Feinden, die so manchen Engländer hinauslockten sein Glück zu versuchen. Noch schwärmten maurische Corsaren mit alter, glaubensfeindlicher Erbitterung auf dem Mittelmeer wie auf dem Ocean, noch zahlte Spanier und Malteser den Heiden in derselben Münze zurück. Auch Christ gegen Christ legte sich hier und da auf die Kaperei, um wirkliches oder vermeintliches Unrecht zu sühnen; zwischen Katholiken und Protestanten herrschte fast dieselbe Gereiztheit wie gegen die Ungläubigen. Der Einzelne führte daher beständig Waffen an Bord und mußte auf Alles gefaßt sein; in England hieß der Seefahrer geradezu Adventurer. Es war ein maritimer Fehdezustand, der für den Kampflustigen keineswegs hinter den ersehntesten Zeiten des Faustrechts zurückstand. Der Protestantismus, der schon unter Elisabeth dem englischen Seemanne auf kühnen Unternehmungen beigestanden, hatte sich seitdem noch tiefer in seine Seele gesenkt; echt puritanische Gottesfurcht lebte auch in der Familie der Blakes und bildete die Richtschnur für alle ihre heimischen und öffentlichen Handlungen.

Unter solchen Einflüssen wuchs der junge Robert auf. Sorgfältig ließ ihn der Vater in der trefflichen Ortsschule unterrichten und sandte dann den siebzehnjährigen, der sich mit Lust und Liebe dem Studium der lateinischen und griechischen Autoren zugewandt, wie es sein Stand verlangte und bei den verschiedenen confessionellen Richtungen noch gäng und gäbe war, auf die Universität nach Oxford. Jede Neigung zu einem praktischen Leben schien überwunden, als er hier neun lange Jahre hindurch mit Fleiß und Ausdauer seinen Büchern, dem Universitätscursus und den vorschriftsmäßigen Andachtsübungen oblag, die nach Art des Gentleman nur durch Jagd und Fischfang und andere den Körper und den Muth stärkende Erholungen unterbrochen wurden. Seine Neigung hatte ihn ent-

schieden zum Gelehrten, vielleicht gar, wenn die Zeiten weniger erregt geworden, zum Geistlichen bestimmt; noch in späteren Tagen, im Feldlager oder auf dem Meere fiel wohl ein treffendes Citat aus Horaz oder Juvenal von seinen Lippen. Aber der Himmel hatte ihn zu ganz anderen Dingen ausersehen. Schon daß er nicht bei der Bewerbung um eine jener reichen Pfründen in Christ-Church oder Merton College erfolgreich war, wahrlich nicht wegen Mangels an Tüchtigkeit, sondern einzig weil es ihm an Protection gebrach, mag als ein Wink des Schicksals erscheinen. Dann trat ihm, als er sechsundzwanzig Jahr alt geworden, der Tod des Vaters hemmend in den Weg und, da das Geschäft in den letzten Jahren immer schlechter gegangen, die Sorge, ein zusammenschrumpfendes Vermögen und verschuldeten Besitz für sieben, meist unerwachsene Brüder und einige Schwestern nutzbar zu machen. Unvergleichlich treu und gewissenhaft unterzog er sich dieser schweren Aufgabe und hatte die Freude, aus seinen sämmtlichen Geschwistern tüchtige Leute werden zu sehen. Soldaten und Seemänner, ein Kaufmann und ein Gelehrter erscheinen unter ihnen; die Nachkommenschaft des einen, der nach Carolina ausgewandert, soll heute noch dort blühen.

Als Blake von Oxford in sein elterliches Haus heimkehrte, war sein Charakter fest begründet. Eine kräftige Gestalt von mittlerer Größe, schlicht und einfach im Aeußern, ernst und in sich gekehrt, entwickelte er einen eisernen Willen, der vor nichts zurückbebte. Seine strenge Haltung jedoch wurde mitunter durch die Aeußerungen einer gesunden Laune unterbrochen; der Schwung und die Kraft seines Ausdrucks zeugten zugleich von der Wärme des Herzens und von der inneren Durchbildung, die er auf der Universität erworben. Als mit Karl's I. Regierungsantritt die schweren Gewitterwolken, welche längst über England hingen, sich zusammen zu ziehen begannen, stand Blake's religiöse Ueberzeugung felsenfest, und über seine Ansichten in Betreff der Regierungsmaximen der Stuarts ließen seine scharfen, treffenden Aeußerungen keinen Zweifel. Wie bei seinem großen Zeitgenossen Milton lebten in seiner Seele die gewaltigen Gestalten aus Athens und Roms Geschichte; gegenüber den von Jakob und Karl aufgepflanzten Regierungstheorien barg der presbyterianisch fromme Mann in sich den Keim zum Republikaner. Demungeachtet war er durchaus nicht dazu angelegt, sich durch Speculation zu offenem Gegensatz wider das Bestehende hinreißen zu lassen, sein praktischer Sinn vielmehr hat ihn noch eine Reihe von Jahren von jeder unmittelbaren Einmischung fern gehalten. Aber der Zufall war doch bedeutungsvoll, daß um dieselbe Zeit, als Blake die Universität verließ, Bischof Laud den Sprengel von Bath und Wells erhielt und sofort Alles daran setzte, mit seinem Systeme den

wenig hochkirchlichen Geist, der in den betriebsamen Handelsstädten des Westens herrschte, zu bezwingen. Freilich wurde er schon 1628 zu einem verhängnißvolleren Treiben nach London abgerufen, aber einer seiner Nachfolger, Pierce, fuhr in seiner Weise fort, schritt auch in Bridgewater gegen zwei dort besonders beliebte puritanische Geistliche ein und wollte einen Bruder Blake's, welcher Kirchenvorstand war, zu einem Acte öffentlicher Buße zwingen. Aehnlich wie an die weltbekannten Gewaltschritte des Erzbischofs von Canterbury und wie in allen übrigen Gegenden Englands knüpfte sich an diesen Fall die Consolidation der Opposition in der Grafschaft Somerset. Vorn an erscheint die Familie Blake, vor Allen Robert, der älteste; frühzeitig schon treffen sie mit alten, ebenfalls landsässigen Nachbarn, den Stawells und Wyndhams zusammen, die sich an die Spitze der Royalisten gestellt.

So traten die Ereignisse ein, welche die englische Nation in Waffen wider ihren König bringen sollten. Als Vertreter seines Geburtsorts gehörte Blake dem kurzen Parlamente an, welches Karl, getrieben durch die Noth des schottischen Krieges, im April 1640 einberief; in das lange trat er nicht vor 1645 und zwar, da Bridgewater durch seinen Gegner Oberst Wyndham repräsentirt war, als Deputirter für Taunton, nachdem er sich, gleich Cromwell, erst in den Jahren des reiferen Mannesalters in den Sturm des Lebens geworfen und bereits einen Namen gemacht hatte. Sobald nämlich im Sommer 1642 der Kampf ausgebrochen, hatte er, wie Hampden in Buckingham, Cromwell in Huntingdonshire und so mancher brave Mann in seinem Kreise die entschlossenen Leute seiner Nachbarschaft zu einem Reitergeschwader gesammelt. Willig schaarten sie sich um eine Persönlichkeit wie die seine, und bildeten sich unter seiner Leitung in mehreren blutigen Scharmützeln zu Soldaten heran.

Während der ersten Feldzüge hatte bekanntlich der König im Westen entschieden die Oberhand; nicht nur, daß die große Mehrzahl von Adel und Ritterschaft dort sich freudig zu ihm schlug, es gelang ihm auch, die Ortschaften nach einander zu bezwingen. Schon war die ganze Linie des Severnflusses von den Rundköpfen gesäubert; der zweiten Stadt des Landes, Bristol, der Hauptstadt des Westens, gedachte man sich durch einen Handstreich zu bemächtigen. Blake, der bisher mit seinen Dragonern kühne Streifpartien im offenen Felde vollführt, befand sich unter den Vertheidigern und kam hier zuerst mit demjenigen in Berührung, den wir früher bereits *) als das eigentliche Musterbild der anderen Seite hervorgehoben haben. Eine wunderbare Verkettung des Schicksals hat es gewollt, daß

*) Vergl. Aprilheft S. 407.

ein deutscher Prinz sich immer wieder mit dem schlichten Manne aus Somerset messen sollte. Schon seit einiger Zeit befand sich Prinz Rupert, der Sohn der einst in England so beliebten Elisabeth, der Herzkönigin, wie man sie zärtlich nannte, nebst seinem Bruder Moritz am Hoflager seines Oheims Karl. Er war damals zwar erst zweiundzwanzig Jahre alt, hatte aber doch bereits ein ereignißreiches Leben hinter sich. Auch er hatte zu Leyden die Universität besucht, jedoch den classischen Studien keinen Geschmack abgewonnen, höchstens hatte er sich mit Mathematik und den neueren Sprachen eingelassen. Dann versuchte sich der Fürstensohn, erst vierzehn Jahre alt, an der Spitze eines Regiments und sammelte in dem großen Continentalkriege frühzeitig militärische Erfahrung. Dazwischen allerhand Abenteuer, Jagd, Gefangenschaft, Liebschaft. Ohne Heimath, ohne Habe, außer seinem Range und seinem Degen, irrte er hierauf gleich einem fahrenden Ritter durchs Leben. Laud beabsichtigte einmal ernstlich, einen anglikanischen Bischof aus ihm zu machen; als England damit umging, sich der Insel Madagascar zu bemächtigen, hatte Lord Arundel ihn zum Vicekönig vorgeschlagen. Jetzt war Karl sehr damit gedient, seinen loyalen Neffen, einen Soldaten von Handwerk, an die Spitze seiner Cavaliere zu setzen. Man muß zugeben, daß Rupert in verwegenen Reiterstücken seines Gleichen suchte; aber eben so unzweifelhaft ist es, daß sein tolles Treiben der Sache, für die er sich so begeistert hergab, unendlich geschadet hat.

Im Juli 1643 zog er vor Bristol. Noch nie und nie wieder standen die Aussichten des Königs so gut; Hampden hatte so eben seinen Reitertod gefunden, selbst in Boston mußten Fairfax und Cromwell Alles aufbieten, das Banner des Parlaments nicht sinken zu lassen. Ein Heer von 20,000 Mann, und tüchtig mit Artillerie versehen, stürmte vier Tage hindurch die höchst unvollkommen befestigte Stadt, als Fiennes, der parlamentarische Gouverneur, die weiße Fahne aufzog. Nur auf Prior's Hill, wo Blake in der Eile ein Erdwerk aufgeworfen und mit einigen Feldstücken bepflanzt hatte, behaupteten sich die Vertheidiger auf das Hartnäckigste. Sturm für Sturm unter den tapfersten Führern wurde dort abgeschlagen; auch als Geschütz und Muskete schwiegen, trafen sich die Rundköpfe, Blake voran, Pistole und Pike in den Händen, im Graben Brust an Brust mit den Edelleuten. Sie wollten nicht glauben, daß Fiennes so schwachmüthig gewesen zu capituliren: noch vierundzwanzig Stunden länger setzte Blake diesen erbitterten Widerstand fort, unbekümmert um des Prinzen Drohung, daß er ihn sofort nach der Uebergabe hängen werde. Zu seinem eigenen Schaden hat dieser indeß sein Wort nicht gehalten, sondern die kleine tapfere Besatzung der Capitulation ge-

mäß abziehen lassen. So blieben Männer verschont, die für irdische und für unvergängliche Güter ihr Leben einzusetzen gelernt, die dem habelosen, ausländischen Fürstensohne gegenüber Weib und Kind, das Vaterland und dessen Rechte zu vertheidigen unternommen.

Gleichzeitig beging der König den Fehler, statt nach allen seinen Vortheilen stracks auf London zu ziehen, im Westen zu verharren. Von dort wich aber auch Blake nicht. Das Parlament, das seinen Werth erkannt, hatte ihn als einen der Steuerbevollmächtigten für die Grafschaft Somerset und als Oberstlieutenant im Regiment Popham bestätigt. So erschien er eines Tages an der Spitze einer Schwadron in seiner Vaterstadt Bridgewater, und machte den ihm so wohl bekannten Gasthof zum Schwan zum Hauptquartier, so unheimlich dies auch unter den Kanonen der Burg sein mochte, in die sich Wyndham zurückgezogen. Inzwischen war sein Bruder Samuel über Land geritten, sein junges Weib wieder zu sehen, hatte aber unterwegs in einer Dorfschenke erfahren, daß so eben zwei Werbeofficiere der Cavaliere da gewesen. Waghalsig ritt er hinterdrein, band mit ihnen an und fiel durch eine Pistolenkugel. Als die Nachricht zur Stadt kam, standen Blake's Officiere auf dem Markte in kleinen Gruppen; keiner mochte der erste sein, es dem Obersten zu melden. Der aber, aus der Thür tretend, mußte fragen, was geschehen sei. „Sam hatte dort nichts zu schaffen," sagte er trocken; wandte jedoch um in sein Zimmer, schloß sich ein und rief wehklagend mit David: „Abner ist gestorben, wie ein Thor stirbt!" Ein echter Puritaner, unerschütterlich im Unglück, aber menschlich weich in innerster Seele, suchte er den Trost in seiner Bibel. Es war eine bittere Stunde, als er über die alte heimische Steinbrücke wieder hinweg ritt.

Aber es gab Zerstreuung und Gelegenheit genug, seine ernste Pflicht zu thun. Im Frühling 1644 finden wir ihn den kleinen Fischerort Lyme an der Küste von Dorset, der kaum tausend Einwohner zählen mochte, mit fünfhundert streitbaren Leuten gegen Moritz von der Pfalz vertheidigen. Dieser, nachdem er sich vergebens an Plymouth versucht, glaubte mit starken Reitermassen und zahlreichem Geschütz die Feinde im ersten Anlaufe aufheben zu können. Aber mit dem größten Heldenmuthe wurde ein Angriff nach dem andern bestanden; Wochen, fast zwei Monate verstrichen, und der kleine Haufe hielt sich immer noch in einem Theile des Fleckens, der noch nicht zerstört war. Da brachte ihm die Flotte unter Graf Warwick Hülfe. Der Prinz mußte von einem Unternehmen abstehen, das Aller Augen in England auf sich gezogen; es hatte dem Könige nicht nur zweitausend seiner Leute gekostet, sondern Moritz geradezu den besten Theil seiner militärischen Ehre. Blake's Name war auf al-

len Lippen, als das kurze Glück der anderen Seite bereits rasch dahinschwand. Zwar hatte Essex' Infanterie zu Plymouth die Waffen strecken müssen, aber schon mehrere Wochen früher hatte Cromwell bei Marston Moor der Sache des Königs im Norden auf's Haupt getroffen, während Blake, der mit einer unvergleichlichen Zähigkeit an seiner Heimath festhielt, ohne viele Mühe die militärisch wichtige Stadt Taunton überrumpelt hatte. Hier sollte er die dritte, glänzendste Probe einer verwegenen Vertheidigung ablegen, — seine größte That auf dem festen Lande. Siegestrunken von ihren Erfolgen im Südwesten kehrten die Cavaliere heim und meinten, der letzten kleinen Bande, die in jenen Strichen der Insel noch nicht aufgerieben war, rasch den Garaus machen zu können. Allein sie hatten noch immer nicht hinreichend die stahlharte Kraft solcher Menschen hochachten gelernt, wie sie, um Blake geschaart, der Todesgefahr gleich einer gewöhnlichen Erregung zu begegnen verstanden.

In der Eile waren einige Befestigungen hergestellt, als zuerst der stolze Wyndham erschien und nach vergeblicher Aufforderung zur Uebergabe Taunton zu blockiren begann. Jedoch mit Hülfe eines kecken deutschen oder niederländischen Officiers — Vandruske nennen ihn die englischen Quellen — der unerwartet bei ihm eingetroffen, gelang es Blake, durch einen Ausfall den Verhau zu durchbrechen, den Anhängern auf dem platten Lande wieder Muth zu machen, Lebensmittel einzutreiben und beim Rückzuge selbst den Gegnern einen Streich beizubringen. Mit Verachtung hatte man bisher im königlichen Heere das tolle Beginnen Blake's behandelt und ließ Monate vergehn ohne einen Versuch, der so leicht schien, ihn aus Taunton wieder hinaus zu werfen. Als endlich Lord Goring, der fürchterliche, an der Spitze von zehntausend Mann erschien, besserte sich die Lage keineswegs, denn diese Abtheilung war durch ihre Scheußlichkeiten der Schrecken des ganzen Landes geworden, ihr Führer zankte beständig mit anderen Befehlshabern, und als sie endlich durch die Vermittelung des Prinzen von Wales sich zu Belagerung und Sturm anschickten, hatte sich die Zuversicht der Stadt bereits verdoppelt. Mancher friedliche Landmann hatte vor den Frevels der Cavaliere dort Zuflucht gefunden und voll Erbitterung zu den Waffen gegriffen; ein gottesfürchtiger Geistlicher, dem sie Alles genommen, erhob, so recht im Gegensatze zu dem wüsten Leben vor den Mauern, Besatzung und Einwohnerschaft durch seine begeisterte Predigt. Endlich aber war um diese Zeit die Organisation des parlamentarischen Heeres vollzogen, Fairfax führte den Oberbefehl, Cromwell, Waller operirten schon gen Westen. Letzterem mußte Goring die Spitze bieten und zugleich die Laufgräben bedienen. Der Kriegsrath, in welchem auch Prinz Rupert ein gewichtiges Wort führte, ent-

schied indeß zunächst für einen allgemeinen Sturm, — in wenigen Tagen müsse ja die Stadt genommen sein. Allein die Tage wurden wieder zu Wochen, die Wochen zu Monden; trotz heftiger Beschießung bei Tag und Nacht, trotz beständiger Gefechte, in denen die Vorstädte genommen wurden und Manchem sein Haus über dem Kopfe zusammenstürzte, hielt sich die eigentliche Stadt nebst der Burg auf das Hartnäckigste. Hunger und Seuchen begannen unter den tapferen Vertheidigern zu wüthen: dennoch schauten sie kühn auch dem letzten Verderben ins Gesicht. Die Pamphlete der Zeit bewahren mehr als einen seltenen Zug. Als einst ein Trompeter zur Uebergabe blies, soll Blake erwiedert haben: er besitze noch vier Paar Stiefel, drei müßten erst verzehrt sein, ehe er die gewünschte Antwort ertheilen könne. Ein ander Mal erklärte er auf die Drohung, daß bei der Einnahme nur sieben Leute mit dem Leben davon kommen sollten, man möge ihm die sieben nennen und ihre Leichen sollten auf der Stelle ausgeliefert werden. Die Wuth der Royalisten war begreiflich, denn der Widerstand dieses einen Ortes spaltete ihre Streitkräfte in dem Momente, als Alles darauf ankam, geschlossen dem Parlamentsheere entgegen zu gehen. Es war am Sonntag Morgen, den 11. Mai 1645, als endlich vier von Fairfax unter Welden entsandte Regimenter die Belagerung durchbrachen, und den bis zum Aeußersten getriebenen Vertheidigern Entsatz brachten. Eben predigte Pfarrer Welman zu St. Marien über den Text des Propheten: „Ich bin der Herr, der nicht lüget, und es soll mit euch Kindern Jakobs nicht gar aus sein“ — als Soldaten, untermischt mit Welden's Reitern in die Kirche drangen, Erlösung! Erlösung! rufend. Sogleich lag Alles auf den Knieen, und der Jubel ging im Gebete auf. Diese freudige Stimmung flog durch das ganze Land, in London zumal wurde der Sieg festlich begangen, das Parlament votirte dem tapferen Blake und seinen Genossen Dank und Belohnung. Erschien dann auch Goring unerwartet noch einmal vor Taunton, um es fünf bis sechs Wochen hindurch nochmals zu berennen, — jetzt konnte er am wenigsten zu seinem Ziele gelangen. Inzwischen war die Schlacht bei Naseby gewonnen, der Kern des königlichen Heeres vernichtet und der Westen Englands befreit. Die Leiden und die Ausdauer Tauntons hatten das Ihre dazu beigetragen.

Was nun Blake's persönliche Stellung betrifft, so ist es bezeichnend für ihn, daß während der nächsten Jahre, als das Schwert in der Scheide ruhte, er von seiner Eigenschaft als Abgeordneter in Westminster kaum Gebrauch machte und es vorzog, von Taunton aus die Umgegend zu pacificiren. Sein Ehrgeiz trieb ihn, den Wettlauf so Vieler nach Einfluß und Gewalt mitzumachen. Froh seines unbefleckten Ruhmes weilte er, dem

Römer gleich, am liebsten in der Heimath, sobald der Staat seine Dienste nicht mehr bedurfte. Außerdem begannen seine Ansichten mit denen der neuen Gewalthaber auseinander zu gehen. Wegen seiner republikanischen Ueberzeugung kann nicht der geringste Zweifel herrschen: sie gründete sich, wie damals bei so vielen seiner Landsleute, auf ihren festen christlichen Glauben und auf die Erfahrung, daß Karl, der unverbesserliche, die Sache des Königthums einstweilen verscherzt habe. Aber gleich anderen verabscheute er das Verfahren wider den unglücklichen Monarchen: seine Hinrichtung war ihm ein Greuel. Man hat damals die Worte von ihm gehört, daß er eben so freudig sein Leben opfern wolle, um das des Königs zu erhalten, wie er es für die Rettung des Parlaments in die Schanze geschlagen. Cromwell, dessen Handlungsweise besonders ihm nicht gefiel, durchschaute ihn natürlich. Er hat ihn nicht entbehren können, noch sich an dem tapferen Manne vergreifen mögen; statt dessen weist sein durchdringender Geist ihm nunmehr den wundervollsten Platz an, den Platz, wo sein Ruhm noch strahlender werden sollte. Und Blake gehorchte, sobald es galt, dem Vaterlande zu dienen.

Die Flotte hatte während der Bürgerkriege eine höchst bemerkenswerthe Stellung eingenommen. Ohne alles Aufsehen waren Schiffe und Seestädte auf die Seite des Parlaments übergetreten. Der Antheil der ersteren an der Bewegung war jedoch sehr gering; sie bewachten hauptsächlich den Canal und die offene See gegen alle Eingriffe fremder Mächte in die Vorgänge zu Hause. Die Seeleute waren zunächst Engländer und erst in zweiter Linie Anhänger des Parlaments. Treffend sagt Clarendon: sie sind eine Nation für sich; und das sind sie bis auf den heutigen Tag und müssen dabei belassen werden überall, wo sie neben dem furchtbaren Elemente, auf dem sie leben, auch den Feind des Vaterlands bekämpfen sollen. Auf der Flotte, welcher die beiden ersten Stuarts niemals die Gunst zugewandt hatten wie einst Elisabeth, waren indeß Hochkirche und absolutes Königthum nicht minder verhaßt, als unter den Mitgliedern des langen Parlaments; der Seemann galt fast ohne Ausnahme für entschieden presbyterianisch. Heute noch will man bemerken, daß es den Matrosen unendlich schwer falle, zu begreifen, was denn eigentlich ein Bischof vorstelle. Allein so wahr es auch ist, daß eine blühende Seefahrt mit der Freiheit des Landes in Wechselwirkung zu stehen pflegt, so irrig ist die Ansicht, daß der Seemann zu demokratischen Tendenzen neige. Auf einem Schiffe herrscht nothwendiger Weise Oligarchie, ja, zu Zeiten die härteste Despotie; der Matrose kann nicht anders —: im Sturm wie im Gefechte muß er zu seinem Vorgesetzten aufblicken. Völlige Gleichheit bedroht den Einzelnen mit Untergang. Was also im Kleinen zur überlieferten Ge-

wohnheit geworden, bewährt sich leicht in größeren Verhältnissen. Das Heer wurde demokratisch und independent; die Flotte blieb presbyterianisch und brach doch eigentlich niemals offen mit dem Königthume. Außerdem besteht ja von Natur eine Art Antagonismus zwischen den Streitkräften zu Lande und zu Wasser; die Rivalität und Gereiztheit äußern sich mitten in den glänzendsten Epochen der englischen Geschichte, sie äußern sich selbst auf dem norddeutschen Kauffahrteischiffe, wenn der Capitain bei schwerem Wetter seine Jungen mit dem schlimmsten Schimpfworte seines Wörterbuchs: Ihr Soldaten! nennt.

Graf Warwick hatte sich durch seinen Oberbefehl für Vaterland und Parlament unstreitig Verdienst erworben. Ihm folgte aber, als ihn die Self denying act zur Niederlegung des Commando's zwang, Admiral Batten, der im Herzen Royalist war. Er mußte wieder weichen, als man im Jahre 1648 mit Recht einen Handstreich auf die Insel Wight zur Befreiung des Königs befürchtete. Kaum aber war Oberst Rainsborough, eine independente Landratte vom reinsten Wasser, nebst anderen Landofficieren eingetroffen, um seine Flagge aufzuhissen, so brach die Flotte, die in der Themsemündung lag, in helle Meuterei aus und erklärte sich für König, Parlament und Covenant. Bald steuerte die Hälfte der Schiffe nach Holland, nahm den Prinzen von Wales und seinen Bruder an Bord und kehrte sofort unter die englischen Dünen zurück. Das waren angstvolle Tage für England, als Warwick, der schleunigst die andere Hälfte gerettet hatte, und Batten einander gegenüber lagen. Allein viele der aufrührerischen Matrosen gingen wieder reuig zu dem Führer über, den sie schätzen gelernt, einige brachten sogar ihre Schiffe mit; die Royalisten kehrten nach Holland heim, indem der Geist der Insubordination wie im Landkriege nun auch ihr maritimes Vorhaben durchdrang. Da erbot sich Prinz Rupert, der schon wegen der unter ihm geschehenen Capitulation von Bristol beim Könige in Ungnade gefallen war und seitdem in Frankreich und den Niederlanden das alte abenteuernde Soldatenleben wieder aufgenommen hatte, seinen königlichen Vettern eine Seemacht zu erhalten. Er, der hoch im Oberlande an den dunklen Fluthen der Moldau geboren war, getraute sich keck das Schiff, wie bisher sein Streitroß zu besteigen. Man solle ihn nur gewähren lassen, ihm schrankenlose Freiheit geben wie bei den verwegenen Streifzügen im schönen England. Mit einigen eigenen Schiffen, die er sich bereits angeschafft, mit einigen Holländern und dem Reste der zurückgebrachten Flotte wagte er sich sofort auf See, aber nicht gleich einem Admiral, der, stolz auf sein Vaterland, die nationale Flagge am Maste wehen läßt, sondern als echter Corsar, den der Grieche oder der Riffpirat beneiden könnte. War doch das Raubsystem

auf dem Meere noch viel ergiebiger, als während des Landkrieges. Nicht nur jedes englische Handelsschiff war verfallen, mochte sein Besitzer für König Karl oder Cromwell sein, — Spanier, Franzosen, Schweden, ja, selbst die Schutzmacht Holland wurden geplündert. Die von Prinz Karl ausgestellten Wechsel wurden eine Weile durch Wegnahme des ersten besten Schiffs honorirt; zeigten sich seine Matrosen aus Mangel an Sold rebellisch, so ließ Rupert sie gegen das erste Segel los, das sich am Horizonte blicken ließ. Seit den Vikingen oder dem gefürchteten Grafen Warwick, dem Königsmacher, in den Tagen der Rosenkriege, hatte es schwerlich auf nordeuropäischen Meeren einen ähnlichen edlen Freibeuter gegeben.

Hiegegen nun mußte nothwendig etwas von der starken Regierung geschehn, die sich so eben selber in Westminster einsetzte. Galt es doch gleichzeitig, die alte nationale Waffe vor gänzlichem Untergange zu bewahren, die Flotte zu reorganisiren, wie kürzlich mit dem Landheere geschehn, und arge Mißbräuche, die sich seit Jakob I. eingenistet, mit kräftiger Hand auszurotten. Und zu diesem Werke eben ersah sich Cromwell unsern Blake. Er war zwar auch Soldat, hatte, funfzig Jahr alt, niemals ein Seeschiff zu steuern gelernt, — mit dem Titel Flottengeneral trat er sein neues Amt an. Aber er stammte doch von Seeleuten, war in Seeluft und im Anblick des Meeres groß geworden; fast schien es von vorn herein, als ob der Matrose ihn schon deshalb duldete. Dazu aber sein Kriegsruhm, sein einziges Talent, zu organisiren, die unmittelbare Theilnahme, die er überall für seine Untergebenen zeigte. Kaum waren die neue Einrichtung, die Rüstungen, die Aufstellung vier starker Geschwader unter bewährten Führern vollendet, kaum war Blake am 18. April 1649 zuerst unter der Flagge des Freistaats von England, dem rothen Kreuze im weißen Felde, in See gegangen, so schwärmten seine Leute für ihn, als wenn er von ihres Gleichen gewesen. Er selbst hatte sich die Aufgabe gestellt, wo möglich den Prinzen Rupert einzufangen. Cavalier und Rundkopf sollten sich also auch zu Schiffe treffen, wie bisher nur im Felde oder auf den Schanzen. Rupert aber lag mit seinen Schiffen eben im Hafen von Kinsale im südlichen Irland, hoffte wohl noch auf einen guten Ausgang der royalistischen Erhebung in der Insel, — sein Hauptzweck jedoch war, seine reichen Prisen in jenes Raubnest sicher einzubringen. Dort hat ihn Blake den Sommer über eingeschlossen, während Cromwell in Irland selber reine Bahn machte. Erst mitten im Winter, als einmal die Stürme jener schrecklichen Gewässer das Blockadegeschwader an die Küste von Wales verschlugen, gelang es dem Pfälzer, mit Hinterlassung von drei Schiffen zu entwischen, und zwar nach Portugal in den Tejo. Da wiederholte

sich denn im folgenden Jahre unter angenehmeren und großartigeren Umgebungen dasselbe Schauspiel. Prinz Rupert und sein Bruder Moritz erhielten trotz ihrer Seeräuberei und Ketzerei von dem orthodoxen Braganza João IV. Schutz zugesichert; Blake aber erschien mit funfzehn Schiffen; seine Instructionen besagten allgemein, daß England seit unvordenklichen Zeiten in diesen Gewässern die Herrschaft behaupte, er möge die besten Mittel ergreifen, um den Staat vor Gefahr zu schützen. Es gab zwar am Hofe zu Lissabon eine Partei, der sehr darum zu thun war, zu dem Kriege mit Spanien und Holland nicht noch einen mit den Engländern hinzuzufügen. Allein der entgegengesetzte Einfluß herrschte vor, und Rupert, der von seinem Deck aus die Republikaner stets vor Augen hatte, wie sie ihm den Fluß sperrten, wußte endlich die Portugiesen zu vermögen, für ihn zu rüsten. Da machte Blake dem höflichen Verkehre mit João ein Ende und griff funfzehn große Schiffe auf, die eben aus Brasilien heimkehrten. Die Versuche, ihn dafür zu züchtigen, sein Geschwader zu durchbrechen, mißglückten, und Portugal mußte mit der mächtigen Republik einen demüthigenden Frieden schließen. Den Prinzen, denen nunmehr bedeutet wurde, sich zu entfernen, gelang es abermals hindurch zu schlüpfen.

Eine Weile setzten sie ihr Treiben im Mittelmeere fort, aber auch in diesen Gewässern machte sich zum ersten Male Englands Seemacht geltend. Ueberall war ihnen Blake auf den Fersen; sobald Spanier oder Franzosen den Verfolgten Schutz gewährten, bekamen auch sie eine Züchtigung; endlich gelang es ihm, den größten Theil der Cavalierflotte in der Bucht von Carthagena zu vernichten. Nur mit drei Schiffen entkamen die Prinzen, zuerst nach der Westküste von Africa, wo sie den Ostindienfahrern auflauerten oder sich mit den Negern rauften, und von dort zu den westindischen Inseln, wo Moritz in einem tragischen Sturme zu Grunde ging, Rupert jedoch sich vergeblich bemühte, dem Könige einige Kolonien zu erhalten. Sein alter Gegner aber, jetzt ein Seemann wie einer, und vom Vaterlande freudig begrüßt und belohnt, durfte keinen Augenblick von der Arbeit ruhn. Eine Schaar braver, verwegener Cavaliere hatte Rupert's Beispiel nachgestrebt: waren sie doch Alle Söhne des meerumgürteten Englands und, ihrer Fahne getreu, gleich jenem Teucer unverzagt, wenn alle Hoffnung verloren, über dem Wasser ein zweites Salamis zu finden. So hatten sie sich in die draußen im Atlantischen Ocean gelegenen Scilly-Inseln und nach Jersey und Guernsey im Canal geworfen. Auf diesen mit Klippen umgebenen Felsennestern fanden sie bereits alte Fortificationen oder deckten die wenigen zugänglichen Stellen mit neuen. Von den Zinnen wehte die Flagge Karl's II., ihre Schiffe und deren Beute fanden

in den zackigen Buchten sichere Zuflucht, denn mit Raub erhielten sie gleich Seeadlern sich selber und ihren flüchtigen Gebieter. Im Sommer 1651 war es Blake's Aufgabe, diese Nester auszunehmen. Da gab es andere Festungen anzugreifen, als hinter denen er sich einst gegen dieselben Herren vertheidigt. Dennoch gelang es ihm vollkommen; und an diese That knüpft sich die in England trotz rauher Zurückweisung stets wieder auflebende Ueberzeugung, daß ein entschlossener Seemann von seinen schwimmenden hölzernen Mauern aus jede Landbatterie hinter Quadern zum Schweigen bringen könne.

Erst mit der Vernichtung der adligen Corsaren hatte der Bürgerkrieg ein Ende. Bisher waren die Fahrten Blake's nur eine Fortsetzung der vielen Scharmützel gewesen, in denen sich die beiden Parteien so lange zu Lande herumgeschlagen. Nun aber zog drohend über England das Wetter eines großen Seekrieges auf und zwar mit der tüchtigsten Seemacht, die sich bisher unter den nordischen Nationen erhoben, mit dem tapferen Bundesgenossen und dem glänzenden Muster des englischen Volks. Die holländische Republik stand eben auf dem Höhepunkte ihrer Blüthe, ihren Flotten wichen die mächtigsten romanischen Staaten aus, ihre Kolonialmacht war noch weit bedeutender als die englische, im Seewesen waren die Holländer die anerkannten Lehrmeister. Wie sehnte sich doch die junge Republik danach, mit den Glaubensgenossen, deren Anschauungen über die Grundlagen des Staatswesens dieselben waren wie in England, das innigste Bündniß zu schließen; welche neue Bahnen wohl hätte in Folge solcher Vereinigung die germanische Freiheit eingeschlagen, welche Siege hätte der Protestantismus erfochten! Allein es fehlte nicht an Steinen des Anstoßes. Da waren zunächst die beiden Factionen, die oranische und die populare, an deren Reibereien schon damals sich der Krebs bildete, der den Generalstaaten ihr großes Leben gefährden sollte. Bei dieser Rivalität gelang es niemals, die Vorschläge des englischen Parlaments in unbefangene Erwägung zu ziehen. Unbehindert verweilten die vertriebenen Stuarts im Haag; wenn dort der Botschafter Cromwell's von den Cavalieren insultirt wurde, so setzte sich nur der alte Gegensatz auf fremdem Boden fort. Zu spät erkannten die aufrichtigen Republikaner Hollands das große Versehen, — der britische Stolz war zu empfindlich getroffen. Zudem gab es längst starke Handelseifersucht zwischen den beiden Ländern; Cromwell's berühmte Navigationsacte goß Oel ins Feuer. Sie war ja entschieden in erster Reihe gegen Holland gerichtet, indem sie der großartigen Betriebsamkeit des Nachbarn eine feste Schranke entgegensetzte. Stolz forderte obenein der junge Freistaat, sein altes Seerecht beim Begegnen zuerst durch Eintauchen der Wimpel in's Meer zu ehren. Darüber kam es zum Kriege.

Nach den ersten Feindseligkeiten fertigten die Generalstaaten zweiundvierzig Segel ab unter ihrem berühmtesten Admiral van Tromp, der fast von Kindesbeinen an auf der Salzfluth gelebt und dort bereits zahlreiche Lorbeern gesammelt hatte. Noch verhandelte ein Gesandter seiner Heimath in London, als er sich eines Nachmittags auf der Höhe von Dover mit Blake begegnete. Umsonst forderte dieser durch Kanonenschüsse den beanspruchten Gruß, näherte sich aber, als der Holländer, wie um mit ihm zu sprechen, heranfuhr. Blake war eben in die Kajüte gestiegen, — da schmetterte eine Breitseite des Feindes in die Rippen seines Schiffes. Mit der Bemerkung: „das ist höchst unhöflich von Tromp, meinem Flaggenschiff die Fenster einzuwerfen, als wäre es ein Bordell", eilte er hinauf, und, sich den schwarzen Schnurrbart streichend, ließ er Feuer geben. Als die Nacht kam, waren zwei Schiffe genommen: Tags darauf zeigte sich Tromp nicht mehr. Nun entbrannte der Kampf überall. Im Sommer 1652 treffen sich die beiden Helden abermals, hoch im Norden zwischen Orkneys und Shetlands, wo der Holländer den Kauffahrern und Fischern seiner Heimath das Geleit gegeben. Eben wollen sie zusammenstoßen, als der Sturm, mächtiger als Mannesmuth, sie auseinander wirft und Tromp's Flotte in kläglichem Zustande heimschickt. Wie in Karthago lohnte der holländische Pöbel den vom Unglück Betroffenen. Mißmüthig legte Tromp den Befehl nieder; De Ruiter und vor Allen De Witt waren seine Nachfolger und suchten nach Kräften die Zeichen so bösen heimischen Zwiespalts zu decken. Indessen machte sich in England die ganze Energie des neuen Staatswesens geltend; es nannte sich freilich Republik, aber ein einheitlicher, absoluter Wille stand an der Spitze, er paarte sich, auf der Flotte wenigstens, unter Blake's unvergleichlicher Leitung mit nationaler Begeisterung. Der nächste Erfolg war am 28. September, als sich die beiden Flotten am North Foreland trafen, sechsundsechszig Segel gegen sechsundsechszig. Schiff an Schiff fochten sie wieder mit einander. Zerstörung überall und Blutverlust in Strömen. Aber die Engländer behaupteten nochmals die Wahlstatt, während De Witt bei der Rückkehr Tromp's Schicksal hatte, weil es seiner Härte mißlungen, selbst unter dem Schiffsvolke den Parteihader zu dämpfen. Nun blieb, wenn die niederländische Republik nicht aller Ehre verlustig gehen wollte, kein anderer Weg, als den alten beleidigten Seelöwen wieder hervorzuziehen. Mit echt nationaler Hartnäckigkeit setzte es Holland durch, daß Tromp noch im November an der Spitze von hundert Kriegsschiffen vom Texel gegen die Themse hin auslief.

In England drohte inzwischen, wie so oft, die große Siegesfreude in gefährliche Sorglosigkeit umzuschlagen; man drang auf Entwaffnen, und

nur mit unendlicher Mühe gelang es Blake, daß dreißig neue Fregatten in Bau genommen und er bei seinen Reformen zur Erneuerung und Kräftigung der Seemacht nicht wesentlich behindert wurde. Demungeachtet erging es ihm schlecht, als ihn am 10. December der Feind an der Küste von Essex zum Gefechte stellte. Er wurde tüchtig geschlagen, verlor fünf Schiffe, Nacht und Nebel allein ersparten ihm größere Einbußen. Damals war es, daß Admiral Tromp mit einem Besen statt der Flagge am Mast angesichts der englischen Küste den Canal entlang fuhr. Doch Blake, zwar überwunden, — das einzige und das letzte Mal, — gab darum den großen Zweikampf keineswegs auf. Mit den Ursachen der Niederlage vor Augen, that er das Seine, die Zahl der Schiffe und die mangelhafte Mannschaft zu verstärken, vor Allem aber diejenigen Führer auszustoßen, deren Unentschlossenheit oder gar Verrätherei ihm im Wege gestanden. Sein eigener Bruder Benjamin mußte das Schiff verlassen; Verwaltung und Disciplin erreichten eine bisher unbekannte Vollkommenheit. So erschien er schon im Februar wieder auf dem Meere trotz bitterer Kälte und rauher Stürme, sechszig Segel stark, darunter eine Anzahl Schiffe, die an Größe und Bewaffnung alle holländischen überboten. Ein Vice- und ein Contre-Admiral, zwei Generale, Monk und Deane, befehligten unter ihm. Tromp war wiederum in der Meerenge, mit einer an Zahl weit überlegenen Flotte, einem großen Transport das Geleit gebend. Am 18. entspann sich der dreitägige Kampf zwischen Portland und La Hogue. Die beiden Flaggenschiffe, der Brederode und der Triumph, legten hart an einander und wechselten ihre Breitseiten; überall enterten, brannten, sanken Schiffe; auf beiden Ufern lauschte die Bevölkerung dem furchtbaren Ringen. Abends hatte Holland acht Kriegsschiffe, England nur eines verloren. Der Tod aber hatte auf beiden Seiten gleich entsetzlich gewüthet, Blake selbst war stark verwundet. Allein das hinderte ihn nicht, am nächsten Morgen bei ruhiger See unsern von Dungeneß nochmals auf Tromp einzudringen. Abermals büßte dieser mehrere Schiffe ein und wurde nach Boulogne getrieben. Der Kampf des dritten Tages endlich warf seine ganze Armada aus einander, deren gesprengte Maste in französischen, flandrischen und holländischen Häfen einzeln Zuflucht fanden.

Der Sieg, so groß auch der Jubel in London, war doch schwer erkauft und noch immer nicht entscheidend. Fast scheint es, als ob der Gewaltstreich Cromwell's, mit dem er im April 1653 das Parlament auseinander jagte und sich zum Dictator machte, dazu beigetragen habe, die Erfolge zu lähmen. Blake, aufrichtig Republikaner wie wenig Andere, kreuzte damals, vielleicht in höherem Auftrage, wieder im Norden an der schottischen

Küste, und die Holländer bieten die letzten, alleräußersten Anstrengungen auf. Im Frühling haben sie noch einmal hundertundzwanzig Schiffe unter Segel, und unter Tromp dienen jetzt willig De Ruiter, De Witt, Evertsen neben einander. Während Monk die holländischen Küsten insultirt, wird Dover von Tromp beschossen. Endlich am 2. Juni fassen sie sich auf der Höhe von Dünkirchen, indem der niederländische Admiral wieder in seiner beliebten Weise den Kampf aus unmittelbarer Nähe mit allem Metall eröffnet. Erst am zweiten Tage trifft Blake ein und erringt wiederum den Sieg; acht Schiffe hat er dem Feinde zerstört, eilf genommen, eine große Anzahl Gefangener gemacht. Als er hierauf Holland zu blockiren begann, zeigte sich, wie stark auch seine Flotte gelitten; er selbst war im anstrengenden Dienst gefährlich erkrankt und mußte an's Land gehen. In der letzten Schlacht bei Scheveningen im August, wo Tromp von einer Flintenkugel in's Herz getroffen wurde, hat er nicht mehr befehligt. Aber die Reihe seiner glorreichen Thaten hatte doch diesen furchtbaren Krieg zu Ende geführt. Holland hatte mehr denn sechszehnhundert Schiffe an englische Kaper verloren, sein ganzer Handel war mit Vernichtung bedroht; der Admiral De Witt erklärte vor den Generalstaaten, daß die Engländer jetzt Herren des Meeres und Hollands seien. So gab man in allen Punkten nach, welche den Streit verursacht hatten, und ging selbst, so weit das überhaupt möglich war, auf eine gemeinschaftliche Politik mit Cromwell ein. England aber hatte sich in diesem Kampfe durch seinen großen Helden den ersten Rang als Seemacht erfochten und feierte daher ihn und seine That mit einer Begeisterung, wie sie einem großen freien Volke ansteht.

Mittlerweile erholt sich Blake von den Folgen seiner Wunde, vom Fieber, Scorbut und den Vorläufern der Wassersucht. Einige helle Blicke werden uns da in sein Leben am Lande vergönnt, wie er seine Tage auf dem hübschen Gute, das er sich unfern des geliebten Bridgewater gekauft, in der sonnigen Landschaft von Somerset hinbringt, aber auch wie er nach seiner Genesung in den Marineangelegenheiten wieder unermüdlich thätig ist, wie er an den Sitzungen des Parlaments Theil nimmt und einer der Bevollmächtigten ist, um die verschiedenen Kirchen und Gemeinden des Landes von „unwissenden, unbrauchbaren und scandalösen Pfaffen zu säubern.“ Schien doch in jenen Tagen der gottesfürchtige puritanische Seemann so recht geeignet, auch auf diesem Gebiete die Mißbräuche abzustellen, wie auf den Werften und an Bord seiner Schiffe. Das Intermezzo war jedoch nur kurz; nach einer kleinen Kreuzfahrt im Frühling 1654 finden wir ihn wieder zu Größerem auserlesen. Die Verhältnisse des schroff protestantischen Staates zu den katholischen Mächten gestalten

sich immer ernster —: Cromwell läßt zum Schrecken der Nachbarn eifrig an einer großartigen Expedition rüsten. Wohl ahnt man, daß es vornehmlich auf Spanien, vielleicht auf Frankreich abgesehen sei. Blake, dem der Kampf mit den gleichgesinnten Holländern niemals von Herzen gewesen, mochte in innerster Seele jubeln, nun einmal auch den verhaßten papistischen Feinden Eins anzuhaben. Am Ende des Jahres geht er an Bord des St. Georg, um das Commando über fünfundzwanzig große Schiffe zu übernehmen. Seine Weisung lautet nach dem Mittelmeere, während Penn mit einer noch größeren Flotte und versiegelten Befehlen nach Westindien ausläuft.

Noch ist der Krieg nicht erklärt, aber es gilt, für alle kommenden Fälle bereit zu sein, und jetzt zumal den früher schon in den südlichen Meeren geltend gemachten Einfluß festzuhalten. Blake gedachte zunächst einem Handstreiche zuvor zu kommen, den die Franzosen unter Guise gegen Neapel beabsichtigten. Als er so, diesen vergeblich suchend, an der schönen Küste Italiens entlang fuhr, erinnerte er sich, daß England dort auch noch andere Abrechnung zu treffen habe. In Livorno hatten einst die beiden Piratenbrüder Rupert und Moritz englische Prisen verkauft: trotz alles Sträubens mußte jetzt Toscana den Eigenthümern Entschädigung zahlen. Da ebendasselbe im Kirchenstaate geschehen, war es dem Rundkopf eine recht ersehnte Gelegenheit, den Antichrist selber, Papst Alexander VII., die Macht des protestantischen Englands fühlen zu lassen. Welche Furcht ergriff Rom beim Erscheinen der Kriegsschiffe vor Civitavecchia, wie flehten und wallfahrteten Pfaffen und Volk, wie wanden sich der Papst und seine gesalbten Autoritäten, um sich der abscheulichen Ketzer zu entledigen! Es half nichts, zwanzigtausend Pistolen mußten an Bord des St. Georg abgezählt werden, — wohl die einzige Summe, die, gleichsam eine Rückzahlung für den Peterspfennig, jemals aus dem römischen in den englischen Fiscus geflossen. Nachdem Blake dem Medici zu Florenz dann noch eine ernste Mahnung hinterlassen, auf daß er den protestantischen Einwohnern seines Landes Duldung gewähre, wandte er sich in den ersten Tagen des Frühlings zu den Raubstaaten an der Berberküste.

Höhnisch verweigerte zunächst der Dey von Tunis im Vertrauen auf die festen Schlösser von Goletta und Porto Ferino am Eingange seines schönen Hafens die Auslieferung der englischen Sclaven und, als Blake nach vorläufigem Recognosciren wiederkehrte, sogar das Wasserschöpfen. Da strich sich der Admiral den Bart und ließ erwiedern: Gott habe allen Geschöpfen Wasser zu trinken gegeben, es sei verrucht, wenn Menschen sich dies einander verweigern wollten. Er nahm es auf sich, hier auch über den Wortlaut seiner Instructionen hinaus zu verfahren. Noch einmal

entfernte er sich, doch nur um zu täuschen. Nachmittags den 3. April 1655 sahen die Tunesen seine Segel abermals auftauchen, und am nächsten Morgen rückte die gesammte Flotte gegen ihre Festungswerke heran. Während Blake die furchtbaren Batterien durch Bombardiren und Landung zugleich zum Schweigen zu bringen suchte, drangen seine Ruderboote keck bis in den Hafen und ließen dort die gesammte Corsarenflotte in lichten Flammen aufgehn. Nach einer solchen Züchtigung hielt es der Fürst von Tripoli für gerathen, allen Forderungen der Gerechtigkeit und der Ehre ohne Weiteres zu genügen; und als der Engländer bald nochmals in Tunis vorsprach, drängte man sich hier förmlich zum Abschlusse eines Vertrages. Höflich und versöhnlich war dann auch das Benehmen von Algier; der Dey setzte nicht nur gegen mäßige Entgeltung alle englischen Galeerensclaven in Freiheit, sondern ließ es auch geschehen, als eines Tages eine Anzahl gefangener Holländer entwischten und, von ihrer maurischen Wache verfolgt, an das christliche Geschwader schwammen, daß diese alten Gegner dort freudige Aufnahme und Loskauf durch eine großmüthige Sammlung unter den englischen Matrosen fanden. Welche Gedanken knüpfen sich endlich an einen Besuch, den der große Admiral, mit hohen Ehren begrüßt, in Venedig abstattete, oder an die Einfahrt in den stolzen Hafen von Valetta, wo es ein ernstes Wort mit den hochmüthigen Malteserrittern zu reden gab, die nicht immer die Grenze zwischen Seemacht und Seeräuberei zogen und den Protestanten gern gleich dem Muhamedaner behandelten! Doch die Zeit zur Ausführung des eigentlichen Auftrages war da, — und im Juni lag Blake in der Bai von Cadiz.

Penn hatte so eben in America den ersten Schlag gethan; zwar war ihm der Angriff auf Hispaniola mißlungen — man weiß nicht recht, ob wegen der eigenen Unfähigkeit oder gar Verrätherei — doch hatte er den Spaniern Jamaica entrissen. Blake, der nun den Krieg an der spanischen Küste zu führen hatte, lauerte indeß vergeblich auf eine Begegnung mit der feindlichen Streitmacht oder auf die aus Peru heimkehrenden Galleonen. Im Herbst, als sein Geschwader der Restauration höchst bedürftig war und sein Befinden eine immer ernstere Wendung nahm, begab er sich noch einmal nach England zurück. Doch das Vaterland konnte, wie damals die Dinge standen, ihn am wenigsten entbehren. So opferte er sich denn bis zum letzten Lebensfunken und erschien früh im nächsten Jahre nochmals auf dem Meere. Nachdem er zunächst die unzuverlässige Regierung von Portugal genöthigt, sich ruhig zu verhalten, that er das Seine, um den Spaniern durch Blockade ihrer Küsten und Auffangen ihres reichen Handels empfindlichen Schaden zuzufügen. Es war kein leichter, noch ein sehr erfolgreicher Dienst, denn erst im September gelang es seinem

Vice-Admiral, vor Cadiz einen Theil der Silberflotte abzufangen. Wie staunte da freilich die Menge, als eines Tages achtunddreißig schwer mit Silber beladene Wagen streng bewacht sich durch die Straßen von London nach dem Tower schleppten. Aber ihren Seeleuten an den spanischen Gestaden verstrich der stürmische Winter unendlich langsam und unfruchtbar. Endlich im April 1657 segelt der Admiral hinaus in das Weltmeer. Wohl mochte der eigene Zustand die Ahnung fördern, daß es mit ihm zu Ende gehe: jedoch noch eine große That sollte sein Heldenleben besiegeln. Da er vernommen, daß eine andere Abtheilung reicher Galleonen an den Canarischen Inseln Zuflucht gefunden, getraute er sich nicht allein, sie dort aufzusuchen, sondern auch einem der Stützpunkte der spanischen Macht einen starken Stoß zu versetzen. Hoch ragte der Pic von Teneriffa über den Morgennebel des 20. April empor, als die weißen Segel und das rothe Kreuz Englands vor Santa-Cruz erschienen. Zwar hatte der spanische Admiral seine unvergleichliche Stellung auf das Vortheilhafteste benutzt: der wie ein Hufeisen gestaltete Hafen war rings von Castellen und Batterien umgeben, wo tapfere Leute an den Geschützen standen; die Schiffe, die ihre Schätze an's Land gebracht, kehrten in Schlachtordnung die Breitseiten dem offenen Meere zu. Davor aber bebte Blake nicht zurück. Nachdem seine Leute, wie sie niemals unterließen, ihre presbyterianische Morgenandacht gehalten und das Frühstück zu sich genommen, gingen sie an das blutige Tagewerk. Er selbst unternahm den Angriff auf die Befestigungen, Stayner, sein Vice-Admiral, erhielt den Auftrag, die feindlichen Schiffe zu zerstören. Es war eine furchtbare Kanonade, die nach siebenstündigem Gefechte das englische Geschütz als das stärkere erwies: das Feuer der Forts wurde zum Schweigen gebracht, und, nachdem zwei Schiffe in den Grund gebohrt, gingen alle übrigen, die sich im Hafen befanden, in Flammen auf. Auch ohne Landung war die Aufgabe gelöst, ein günstiger Wind half den Engländern mit kaum nennenswerthem Verluste aus ihrer von Fährlichkeiten umringten Stellung heraus.

Keine von Blake's Thaten hat die Bewunderung von Mit- und Nachwelt so sehr erregt wie diese. Die ihm feindseligen royalistischen Schriftsteller sind einstimmig in seinem Ruhme. „Dies kühne Unternehmen des noblen Blake," sagt Heath, „steht hinter keinem andern der Art zurück." Und Lord Clarendon kann nicht genug darüber staunen, daß ein nüchterner Mann habe wagen können, was an Tollheit grenzt; „er war der Erste, der je eine Flotte dazu vermocht hat, Befestigungen am Lande gering zu schätzen." Welches aber war erst das Entzücken des begeisterten Englands über diese Demüthigung des stolzen Spaniens! Nachdem der Sieger noch einmal an der Berberküste vorgesprochen, wo seine alten Bekannten wiederholte Be-

suche erforderten, schickte er sich zur Heimfahrt an. Schon erreichte ihn ein Handschreiben Cromwell's, in welchem dieser seinen Dank aussprach für die Gnade, welche Gott dadurch erwiesen, daß er zu einer solchen That sich Blake's bedient, schon befand sich das Juwel in seinen Händen, das ihm der Protector an der Stelle eines Ordens überreichen ließ; ganz England rüstete sich zu seinem Empfange; — da fuhr der Held sterbend durch die Biscayische Bai der Heimath entgegen. Sein Auge brach, als eben die grünen Felsenhöhen von Cornwall und die Mastenspitzen des prächtigen Hafens von Plymouth in Sicht kamen. Nur das Todtenhaupt sollte der Lorbeer zieren, wie nach ihm das des großen Nelson, und der bereit gehaltene Triumph wurde zu einem großartigen Leichenzuge, der in der Abtei zu Westminster würdig schloß. Hier ruhten seine Gebeine neben Heinrich VII., bis der restaurirte Stuart — derselbe, unter welchem England seine Flotte vom Feinde auf der Themse zerstören sah und man in London deutlich den Donner holländischer Kanonen vernehmen konnte — es für gut befand, sie aufnehmen und draußen vor der Kirche in einer Grube mit denen der Mutter Cromwell's und John Pym's zusammen werfen zu lassen. Trotzdem schlummert dieser edle Staub in Frieden und für alle Zeit in unvergänglichen Ehren.

Es ist kaum nöthig, den flüchtigen Umrissen, die wir hier entworfen, noch einen Rahmen allgemeiner Nutzanwendung hinzuzufügen. Nur auf zwei Punkte dürfte es sich verlohnen zurück zu kommen. Einmal gehört Robert Blake entschieden zu den edelsten Erscheinungen in dem reichen Kranze puritanischer Größen. Die ernste, gläubig fromme Richtung seiner Partei durchdringt alle Beziehungen seines Lebens; man fühlt es seinen Worten, Briefen und Handlungen an, wie sehr ihm diese Ueberzeugung aus dem Herzen kommt. Die Wirkung derselben erstreckt sich daher auch auf seine gesammte Umgebung. Nicht umsonst beginnt der Tag an Bord seiner Schiffe mit gemeinsamem Gebet, nicht umsonst giebt es dort Buß- und Fasttage; seine Mannschaft hat ihm Großes vollbringen helfen, obwohl Keiner einen Fluch ausstieß oder Branntwein zu trinken erhielt. Für den Helden zu Lande und zu Wasser haben seine Untergebenen immer nur geschwärmt, denn, selber menschlich fühlend, zeigt er stets warme Theilnahme für ihr Wohl. Die Lage des englischen Matrosen namentlich ist in vielen wesentlichen Stücken durch ihn unendlich gehoben worden. Diese Seelenwärme äußerte sich auch in dem mitunter bis zum Sarkasmus gesteigerten Humor, wobei zu Zeiten der feine Geschmack, — die bleibende Frucht seiner Beschäftigung mit den Alten — der puritanischen Geradheit besonders artig stand. Dazu stimmte denn die starke Neigung für seine engere Heimath. An seinem Kajütentische gab es nur Brod,

Käse und Bier aus Somerset; so oft nur möglich sah er dann einen oder den anderen Freund aus Bridgewater, der ihm von dort erzählen mußte. Auf dem Schiffe oder in seiner Wohnung in der Heimath waren ihm solche Gespräche, die meist eine ernste Richtung nahmen, die größte Erquickung. Der alte Diener reichte ihm dann sein Glas Canariensekt, stopfte ihm die Pfeife und setzte sich selbst mit dazu, bis man zu Bette ging. Melancholische Schatten aber streifen über dies Stillleben hin; ist es die Einsamkeit ohne Weib und Kind, nachdem er früh für die Geschwister an Vaters Statt gesorgt? oder ist es der nicht ausgesprochene Gram darüber, das Ende seiner Jahre in unaufhörlichem Kampfe hinbringen zu müssen und das Schicksal des Vaterlandes, wie er und seine Gesinnungsgenossen gehofft, dennoch nicht entschieden zu sehen?

Der zweite Punkt betrifft sein Verhältniß zu Cromwell. Wir glauben, daß der Biograph hier zu weit gegangen, wenn er alle nähere Berührung zwischen den beiden großen Männern läugnen und vielmehr eine Spannung voraussetzen möchte, die durch Beider Besonnenheit nur vor dem Losbruche bewahrt geblieben. Blake stimmte gewiß nicht mit allen Gedanken und Handlungen des Anderen überein: aber so weise und klug es auch von ihm gewesen, sich eben deshalb niemals mit der eigentlichen Politik zu befassen, so unbedenklich hat er sich doch zu einem der großartigsten Werkzeuge derselben hergegeben. Die herbe Züchtigung, welche sie den katholischen Mächten austheilten, war eben so sehr nach Beider Geschmack, als es Beiden schwer fiel, mit der holländischen Republik brechen zu müssen. Und stimmt es nicht zu Gunsten einer milderen Auffassung ihrer gegenseitigen Stellung, wenn Blake im Jahre 1654 als Gast an Cromwell's häuslicher Tafel erscheint, wenn dieser Alles thut, um denjenigen, der auf dem Meere so groß ist wie er selber auf dem Lande, mit allen Mitteln zu ehren, die den republikanischen Formen ziemen, wenn sie in den Schreiben, die sie wechseln, sich derselben, zwar schlichten und fast biblischen, aber darum nicht minder aufrichtig gemeinten Wendungen bedienen?

Uns aber und der Gegenwart glänzt Blake's Heldengestalt so hell, weil er vom Soldaten so rasch zum großen Seemann geworden. Hat er doch das Landheer gleichsam auf die Schiffe verpflanzt: denn die erste Anwendung von Marinesoldaten soll sein Gedanke sein. Das Uebrige und Größte freilich that der Genius des in der Meeresluft groß gewordenen Engländers. So leistete er, was kein Anderer der Zeitgenossen und am wenigsten seine politischen Gegner vollbracht hätten.

Das Institut der Staatsanwaltschaft in Deutschland.

Unter den Ideen, um welche es sich in dem Kampf des Liberalismus in Deutschland gegen die büreaukratische Reaction während der Jahre von 1815 bis 1848 handelte, wurde in erster Linie stets das Verlangen eines öffentlichen und mündlichen Anklageprozesses anstatt des bis dahin fast ausschließlich herrschenden geheimen und schriftlichen Untersuchungsverfahrens in Strafsachen aufgestellt. Nach den Märzstürmen des Jahres 1848 war der Sieg der liberalen Partei in keiner andern Frage so schnell, so umfassend, so nachhaltig, wie in dieser. Das preußische November-Ministerium ließ es eine seiner ersten Handlungen sein, durch eine Octroyirung den Forderungen der Zeit in dieser Hinsicht Genüge zu leisten; überwiegend die meisten deutschen Staaten folgten dem gegebenen Beispiel, und selbst in Oesterreich ist der mündliche Strafprozeß dauernd eingeführt. Eine theoretische Rechtfertigung des alten Verfahrens ist seitdem kaum noch versucht worden; die Reaction hat nicht sowohl gegen die neuen Institutionen überhaupt gekämpft, als vielmehr sich begnügt, dieselben durch Verschlechterungen sich und ihren Zwecken möglichst dienstbar zu machen. In denjenigen Staaten, in denen das neue System noch nicht zum Siege gelangt ist — Mecklenburg ist unter ihnen der bedeutendste — sind es nicht prinzipielle Erwägungen, die einer Aenderung der Gesetzgebung bisher entgegengestanden haben, sondern das vollständige Erschlaffen und Erlöschen jeder gesunden staatlichen Thätigkeit verhinderte den Aufschwung, der zur Durchführung einer derartigen Reform erforderlich ist.

Seit Einführung des Anklageprozesses ist also der Kampf beendigt, der bis dahin über seine Vorzüge gegen die Anhänger des alten Inquisitionsprozesses geführt wurde; an seine Stelle ist ein anderer Kampf getreten zwischen den Anhängern des französischen und denen des englischen Verfahrens; allein er wird weder mit dem Eifer und der Gründlichkeit geführt, noch von dem allgemeinen Interesse des Publicums begleitet, wodurch jener frühere Kampf weit über die Bedeutung eines blos fachwissenschaftlichen Streites hinaus zu einer allgemein politischen Frage erhoben wurde, in der jeder Gebildete sich ein Urtheil verschafft haben mußte.

Die vergleichenden Darstellungen des englischen Verfahrens mit dem französischen, die Mittermaier, Hepp und Andere in juristischen Zeit-

schriften geliefert, machen es bei Weitem mehr zu ihrer Aufgabe, die Vorzüge des ersteren in den Details darzustellen, als auf die Grundlagen zurückzugehen; insbesondere ist es der Werth oder Unwerth des durchaus französischen Institutes der Staatsanwaltschaft, worauf bisher weder Gelehrte noch Laien, weder die Volksvertretungen noch die Presse die volle Aufmerksamkeit verwendet haben, die diesem wichtigen Gegenstande gebührt. Die französische Staatsanwaltschaft, wie sie in den Zeiten der ersten Revolution und des Kaiserthums sich ausgebildet hat, ist im Wesentlichen in die deutschen Gesetzgebungen übergegangen. Wir behaupten, daß hierdurch ein großer Theil der Vortheile, die aus der Einführung des Anklageverfahrens erwachsen, wieder aufgewogen werden.

Zuerst hat hierauf Gneist, wohl der gründlichste Kenner des englischen Staats- und Gerichtswesens in Deutschland, durch Vorlesungen und Schriften aufmerksam gemacht, und wiederholt in seiner englischen Verfassungsgeschichte die Behauptung aufgestellt, daß die französische Staatsanwaltschaft das Wesen der Strafjustiz erschüttert, — ohne daß es ihm gelungen wäre, ein allgemeineres Interesse für den Gegenstand hervorzurufen. Von einem anderen Standpunkt aus kam der preußische Ober-Staatsanwalt von Tippelskirch zu ähnlichen Resultaten wie Gneist; ihm hatte sich der Widerspruch vorzugsweise aufgedrängt, der darin liegt, daß der Staatsanwalt nicht nur der Ankläger, sondern gleichzeitig neben dem unparteiischen Richter der Wächter des Gesetzes sein solle; er legte in Goltdammer's Archiv für preußisches Strafrecht eine Reihenfolge von Vorschlägen nieder, die diesem Uebelstande abhelfen sollten, ohne ein Institut eines bloßen „öffentlichen Anklägers“ zu schaffen, das alsbald der allgemeinen Ungunst anheimfallen müßte. Praktische Berücksichtigung konnten diese Vorschläge bei aller Trefflichkeit im Einzelnen darum nicht finden, weil ihre Durchführung den Staat mit einer bedeutenden Kostenlast beladen würde.

Neuerdings giebt sich ein regeres Interesse für die Frage kund. Die Nationalzeitung z. B. hat wiederholt in Leitartikeln auf Abänderung des bestehenden Zustandes hinzuwirken gesucht, ebenso brachte kürzlich die Vierteljahrsschrift eine längere Abhandlung, die auf dieselben Hauptresultate hinausläuft, wie die oben erwähnten Schriften; nur daß sich dieselbe dem System des Voluntarismus, der Herabsetzung der staatlichen Gewalt zu Gunsten der Gesellschaft mehr als billig zuneigt.

Fassen wir die Ausstellungen zusammen, die gegen das Institut der Staatsanwaltschaft erhoben worden sind, so lassen sich dieselben unter drei Gesichtspunkte ordnen:

Dem rechtsuchenden Publicum gegenüber bildet es ein Mittel der

Rechtsverweigerung. Das Recht eines jeden Staatsbürgers, mit seinen Beschwerden und Anträgen sich jederzeit unmittelbar, ohne Beirath und Hülfe, geschweige ohne Vermittelung eines Dritten an den zuständigen Richter zu wenden, bildete den glänzendsten Vorzug in den gesetzgeberischen Schöpfungen Friedrich's des Großen; dies Recht ist für Strafsachen, abgesehen von den Fällen der Ehrverletzung und Körperbeschädigung, für die man das durchaus ungeeignete Verfahren des Civilprocesses beibehalten hat, vollständig aufgehoben durch die Einführung der Staatsanwaltschaft. Das Recht, den Strafrichter anzurufen, ist das ausschließliche Vorrecht einer Beamtenklasse geworden, an welche das Publicum sich nur bittend wenden kann, welche befugt ist, bei ihren Entschließungen sich nicht allein durch die Vorschriften des Gesetzes, sondern auch durch die Rücksicht auf das öffentliche Interesse leiten zu lassen; welche darüber, was die Gesetze erheischen und das öffentliche Interesse gebietet, nicht der Controlle irgend einer richterlichen Behörde, sondern lediglich den Anordnungen der vorgesetzten Verwaltungschefs unterworfen ist. Die gründlichsten und unwiderlegbarsten Auseinandersetzungen eines Denuncianten, daß ein Verbrechen vorliege, und daß dessen Verfolgung wünschenswerth erscheine, können beseitigt werden durch den vom Justizminister gebilligten Bescheid eines absetzbaren Verwaltungsbeamten, daß ein strafrechtliches Verfahren im vorliegenden Falle nicht angemessen sei. In der letzten Session des preußischen Landtags ist zuerst der Versuch gemacht worden, in einzelnen Fällen durch Anwendung des Petitionsrechts Remedur zu erlangen; wie ungenügend dieses Mittel indessen ist, hat sich bei dieser Gelegenheit bereits klar genug herausgestellt. Zunächst kann die Entscheidung nicht mit der im Rechtsgange wünschenswerthen Schnelligkeit erfolgen; sodann wird eine große politische Körperschaft stets Anstand nehmen, anders als aus den gewichtigsten Gründen sich dem odiosen Werke zu unterziehen, die strafrechtliche Verfolgung eines Individuums zu empfehlen, und wird sich daher gern jeden formellen oder materiellen Umstand zu Nutze machen, der den Uebergang zur Tagesordnung rechtfertiget; endlich aber ist die Verwaltungsbehörde an den selbst übereinstimmenden Beschluß beider Häuser des Landtages nicht gebunden, und wird hier weniger wie je in Verlegenheit sein, für eine abweichende Ansicht Gründe aufzustellen. So ist beispielsweise dem Hause der Abgeordneten die Ansicht vorgetragen worden, daß, wenn das gesetzwidrige Verfahren eines Beamten von dessen vorgesetzter Behörde einmal gebilligt worden ist, hierin nicht etwa ein Grund liegen kann, auch gegen diese Behörde Schritte zu thun, sondern daß vielmehr hierin für jenen Beamten ein erworbenes Recht liegt, nunmehr mit strafrechtlicher Verfolgung wegen seiner Handlungsweise verschont zu bleiben.

Den Angeschuldigten gegenüber wird in Folge der Organisation der Staatsanwaltschaft die Gleichheit der Parteienrechte, das erste Erforderniß einer zweckentsprechenden Vertheidigung, dadurch gefährdet und in vielen Fällen verletzt, daß der Staatsanwalt in seiner Person mit der Energie und Rücksichtslosigkeit der Partei die Autorität einer Behörde verbindet. Ganz analog, wie der falsche französische Parlamentarismus es mit sich gebracht hat, daß — nach Gneist's Ausdruck — ein Staatsmann sich in Einem Athem als Chef einer großen Partei declarirt und dabei zugleich das Organ einer monarchischen Verwaltungsordnung sein will, ja daß die Gewandtheit, mit beiden Rollen zu wechseln, als ein Symptom constitutioneller Befähigung betrachtet wird: ganz analog wird die Befähigung eines Staatsanwaltes danach beurtheilt werden, inwieweit es ihm gelingt, abwechselnd immer zur rechten Zeit der eifrige Ankläger, die wachsame und schlagfertige Partei, und dann wieder der über den Parteien stehende Vertreter einer Behörde zu sein, „deren Beruf es nicht nur ist, zu sorgen, daß kein Schuldiger unbestraft bleibe, sondern auch darüber zu wachen, daß Niemand unschuldig verfolgt werde.“ Den Angeschuldigten, den Zeugen, der Polizeibehörde gegenüber ist dem Staatsanwalt nahezu dieselbe Gewalt gegeben, wie den Gerichten; während diese aber von ihrer Macht nur Gebrauch machen, nach Maaßgabe dessen, was bisher zu Gunsten oder Ungunsten des Angeschuldigten ausgemittelt ist, wird die Staatsanwaltschaft sich befugt und verpflichtet erachten, dieselben Mittel in Bewegung zu setzen, um etwas zu ermitteln, wenn sie auch bisher keinen anderen Grund zum Einschreiten hat als einen subjectiven Verdacht.

Den Gerichtsbehörden gegenüber endlich bildet die Staatsanwaltschaft ein zersetzendes und deren Integrität gefährdendes Element. Und zwar in doppelter Weise. Zunächst ist dadurch ein gefährliches Mittel gegeben, durch welches die Ansichten und Wünsche des obersten Verwaltungschefs, welcher der höchste Vorgesetzte sowohl der Richter als der Staatsanwaltsbeamten ist, zur Kenntniß der ersteren gebracht werden können. Daß die bei einem Gerichte angestellten Staatsanwälte vorzugsweise mit den Mitgliedern des Gerichts in freundschaftlichem und geselligem Verkehr stehen, ist namentlich an kleineren Orten natürlich, ja nothwendig, ja sie wird „im Interesse des Dienstes“ für wünschenswerth erachtet. Daß der Justizminister von seinen Wünschen und Ansichten in Beziehung auf einzelne Fälle, die ihn besonders interessiren, die Staatsanwälte, und zwar, wo sich die Veranlassung bietet, in mündlichem und vertraulichem Gespräche in Kenntniß setzt, liegt in der Organisation des Instituts begründet, da der Minister gewissermaaßen gleichzeitig als der oberste Staatsanwalt zu betrachten ist. Daß Privatgespräche zwischen Juristen, die bei demselben

Dikasterium beschäftigt sind, sich häufig, ja vorzugsweise um Fach- und Berufsgegenstände drehen werden, ist wiederum natürlich, und daß bei dieser Gelegenheit der Staatsanwalt mittheilen wird, der Minister habe über diese oder jene Frage, wie ihm bekannt geworden, sich in diesem oder jenem Sinne ausgesprochen, ist unvermeidlich. Nun nehme man immerhin an, alle Richter des Staates ohne Ausnahme seien von der unerschütterlichsten Unparteilichkeit und Charakterstärke, man setze aber gleichzeitig den Fall, ein solcher Richter erfahre die factische Grundlage eines Rechtsfalles, über den er in einigen Wochen zu urtheilen berufen sein wird, zuerst nicht aus den Acten selbst, nicht aus einer unparteiischen Relation, sondern aus der Darstellung des Staatsanwaltes, die stets etwas gefärbt sein wird, er erfahre gleichzeitig, welche Rechtsansicht über diesen Fall sein vorgesetzter Departementschef, von welchem seine Beförderung abhängt, ausgesprochen hat, — und man beurtheile, ob es im Interesse der Unbefangenheit des zu erwartenden Urtheils nicht besser wäre, dieser Hergang wäre unterblieben. Noch in anderer Weise aber wirkt die Staatsanwaltschaft in ihrer heutigen Gestalt nachtheilig auf die Unabhängigkeit der Richter ein. Es sind häufig Fälle vorgekommen, daß Staatsanwälte und Ober-Staatsanwälte zu hervorragenden Richterstellungen berufen worden sind. Wir können es wohl als eine fast ausnahmslose Regel bezeichnen, daß sie sich zu denselben nicht eignen. Die Autorität und Unabhängigkeit der richterlichen Stellung erfordert mehr, als gewöhnliche Charakterfestigkeit und Selbständigkeit, und diese Selbständigkeit, die bei uns wie in England erreicht werden soll durch das Leben in einem geschlossenen Berufestande, muß selbstredend dem Beamten verloren gehen, der die Pflicht hat, den Weisungen seiner vorgesetzten Dienstbehörde unweigerlich zu gehorchen, und von dem die pünktliche Erfüllung dieser Pflicht jederzeit durch sofortige Enthebung von seinem Amte erzwungen werden kann.

Das durchgreifendste Mittel zur Beseitigung aller dieser Uebelstände ist ohne Zweifel die vollständige Abschaffung der Staatsanwaltschaft, die ja auch in England überall nicht besteht, und Durchführung des Systems der Privatklage; nahe hieran grenzen die von Tippelskirch gemachten Vorschläge, allein abgesehen von dem schon berührten Kostenpunkte, so scheint es auch unserem Rechtsgefühl mehr zu entsprechen, daß zur Wahrnehmung öffentlicher Functionen, zu denen man die Ausübung des Anklagerechts stets wird zählen müssen, auch öffentliche Organe bestellt werden.

Wir halten es zur genügenden Verbesserung des bestehenden Zustandes vielmehr für ausreichend, wenn die nachfolgenden Grundsätze durchgeführt werden:

Aufhebung zunächst der Centralisation der Staatsanwaltschaft, in

dem Sinne, daß kein Staatsanwalt von der vorgesetzten Behörde gezwungen oder gehindert werden darf, eine Anklage zu erheben oder vorzubereiten. Geht der Ankläger an die Durchführung seiner Anklage mit der bestimmten Ansicht, daß entweder die Rechtsausführungen, auf welchen dieselbe beruht, unhaltbar, oder die beizubringenden Beweise zur Ueberführung des Angeschuldigten unzureichend sind, so wird der Erfolg der Sache, selbst wenn seine Bedenken unbegründet sind, stets gefährdet sein, weil die Anklage nicht mit der Hingebung, welche die Ueberzeugung allein zu gewähren vermag, vertreten werden wird. Nebenbei wird dem Ankläger sein eigener Beruf in einem gehässigen Lichte erscheinen, wenn er genöthigt ist, gegen seine innere Ueberzeugung Anträge aufzustellen, die darauf hinausgehen, einen Andern der Freiheit oder der Ehre, in den äußersten Fällen sogar des Lebens zu berauben; es wird ihm hierdurch die Freudigkeit, deren er zur Ausübung seines Berufs bedarf, genommen, — es wird ihm mehr oder weniger sein Amt verleidet.

Aufhebung sodann des Monopols zur Anklage, welches die Staatsanwaltschaft zur Zeit hat. So lange in die Hand des einzelnen Staatsanwalts die ausschließliche Entscheidung darüber gelegt ist, ob gegen einen Angeschuldigten eingeschritten werden soll oder nicht, bedarf man als Correctiv einer fehlerhaften Anwendung dieser außerordentlich großen Macht durchaus der Centralisation des Instituts. Dem zurückgewiesenen Denuncianten muß wenigstens die Möglichkeit offen gelassen werden, sein Anliegen einem Beamten von größerer Erfahrung und höherer Autorität vorzutragen und so eine wiederholte Prüfung zu erzielen. Ein weit wirksameres Correctiv jener Macht liegt aber darin, wenn es Jedermann ebensowohl als dem Staatsanwalt frei steht, Anklagen zu erheben, und vorbereitende Anträge auf Einleitung eines strafrechtlichen Verfahrens zu stellen. Es mag auch fernerhin einem Jeden überlassen bleiben, sich mit einer Denunciation an die Staatsanwaltschaft zu wenden; es fällt aber für ihn jeder Grund fort, sich über eine etwaige zurückweisende Verfügung zu beschweren, sobald ihm freisteht, dem Gericht gegenüber selbständig aufzutreten. In dem Amte der Staatsanwaltschaft wird also auch in Zukunft die Pflicht begründet liegen, dort einzuschreiten, wo ihrer Ueberzeugung nach ein Verfahren nothwendig und erfolgreich sein würde; wo ihr diese Ueberzeugung fehlt, mag das Anklägeramt dem überlassen bleiben, der den Beruf dazu in sich fühlt. Man kann unseres Dafürhaltens gegen diesen Vorschlag nur Ein Bedenken erheben. Man könnte nämlich glauben, es liege die Gefahr vor, daß der Staatsanwalt in mühseligen oder verdrießlichen Sachen unter dem Vorgeben, daß seiner Ueberzeugung nach ein Einschreiten nicht geboten sei, seine Mitwirkung besonders dann

verweigern wird, wenn er voraussieht, daß dieselbe nichtsdestoweniger von einem Privatkläger aufgenommen werden wird. Allein das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung wird sicher dieselbe Macht ausüben, wie bisher das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor den vorgesetzten Dienstbehörden, und wird in Verbindung mit dem dem höheren Beamtenthum eigenen Eifer und Ehrgeiz dahin führen, daß, wie bisher, die Verfolgung eher zu ernst, als zu nachlässig betrieben wird. Wir sind überzeugt, daß es sich unter tausend Fällen kaum einmal ereignen wird, daß ein Privatankläger die gerichtliche Verurtheilung eines Angeschuldigten erwirken wird, nachdem der Staatsanwalt die Betreibung der Sache von der Hand gewiesen, — wie uns bisher auch unter vielen hundert Fällen, in denen ein Staatsanwalt nach ursprünglicher Weigerung auf Anweisung der vorgesetzten Behörden eingeschritten ist, kein einziger bekannt geworden ist, der einen Erfolg gehabt hätte.

Endlich drittens Gleichstellung der Parteienrechte im Criminalprozeß. Sobald der Gedanke geschwunden ist, daß die Verfolgung strafbarer Handlungen ein ausschließliches Vorrecht vom Staate eingesetzter Behörden ist, sobald feststeht, daß ein jeder Bürger dieselbe Befugniß hat, fällt alle Veranlassung fort, dem Ankläger Rechte einzuräumen, die man seinem Gegner versagt, von dem formellen Ehrenrechte eines Sitzes am Richtertische an bis zu der höchst wesentlichen Prärogative, ausschließlich eine Einwirkung auf die Voruntersuchung auszuüben, und ausschließlich, ohne einer Erlaubniß des Gerichts zu bedürfen, Fragen an die Zeugen zu richten. Sind diese Grundsätze einmal in Beziehung auf die Privatankläger festgestellt, so versteht sich deren Ausdehnung auf die Staatsanwaltschaft als öffentlichen Ankläger ganz von selbst; denn die gesunde Vernunft lehrt, daß die Rechte der Partei in einem Prozesse nur abgemessen werden können nach ihrer Stellung in demselben, und nicht nach dem, was sie etwa außerhalb desselben bedeutet. Es wird überhaupt die richtige Auffassung des Gerichts zu der Staatsanwaltschaft als einer Partei wesentlich dadurch gefördert werden, daß abwechselnd Privatpersonen als Ankläger auftreten. Die Zahl der Anklagen, die durch Freisprechungen erledigt werden, ist eine verhältnißmäßig sehr bedeutende; bei einer großen Anzahl derselben könnten Mühe und Kosten, sowie die dem Angeklagten durch eine ungerechtfertigte Anklage verursachte Kränkung dadurch erspart werden, daß bei strengerer Prüfung der Anklageschrift dieselbe noch vor Eröffnung der Untersuchung, sei es wegen Mangels an zureichenden Beweisen, sei es wegen unrichtiger Rechtsfolgerungen zurückgewiesen würde. In der That ereignete sich in den ersten Jahren des mündlichen Prozeßverfahrens der Fall häufiger, daß eine Zurückweisung der Anklage erfolgte. Die Folge davon war ausnahmslos

eine Beschwerde der Staatsanwaltschaft an die vorgesetzten richterlichen Instanzen. Schon dies allein mußte die Gerichte veranlassen, nicht allzu rigoros bei Prüfung der Anklagen zu Werk zu gehen. Beschwerden einer Behörde über eine coordinirte, sind an sich niemals geeignet, das gute Einvernehmen zwischen beiden zu stärken; Niemand verdirbt sich gern das gute Verständniß mit einem Collegen, und häufig überwiegt bei dem Richter die Anschauung, man könne wohl „dem Staatsanwalt den Gefallen thun", die Anklage einzuleiten. Geschieht doch dadurch Niemandem ein Unrecht! Die Freisprechung des Angeschuldigten versteht sich nachher von selbst, die bloße Stellung unter Anklage ist nach einer in bureaukratischen Kreisen ziemlich verbreiteten Anschauung kein Uebel; daß der Staatsanwalt sich eben so schwer entschließt, gegen ein freisprechendes Erkenntniß ein Rechtsmittel einzulegen, als er regelmäßig gegen eine zurückweisende Verfügung Beschwerde erheben wird, ist bekannt; das gute Einvernehmen zwischen beiden Behörden wird also gewahrt. Noch mehr müssen die Richter in ihrer Abneigung, Anklagen des Staatsanwalts ohne Erkenntniß abzuweisen, durch die Erfahrung bestärkt werden, daß die Beschwerden der Staatsanwaltschaft über zurückweisende Verfügungen zum bei Weitem größten Theile von Erfolg sind, daß die Obergerichte von Anfang an die Neigung gehabt haben, die ihnen untergebenen Behörden zur Einleitung der angebrachten Anklagen anzuweisen, unter der stehenden Formel, daß die erhobenen Bedenken nicht so gewichtig erschienen, um eine Zurückweisung ohne gründliche Erwägung der von der Staatsanwaltschaft vorzubringenden Gründe, die nur im Wege des Erkenntnisses stattfinden könne, zu rechtfertigen. Diese Umstände haben es dahin gebracht, daß wir wenigen Richtern durch die Behauptung zu nahe zu treten glauben, die bei Weitem größte Menge der Anklagen, namentlich in den gewöhnlichen Fällen von Diebstahl, Betrug, Widersetzlichkeit u. s. w. — (denn in politischen Prozessen allerdings verhält es sich umgekehrt) — werde eingeleitet, ohne daß vor Erlaß der Verfügung der Richter mehr als einen flüchtigen Blick auf die Anklageschrift wirft, geschweige die Acten einer gründlichen Prüfung unterwirft. Daß hier ein strengeres, und somit ein besseres Verfahren eintreten würde, sobald der Richter einem Privatankläger gegenübersteht, unterliegt ebensowenig einem Zweifel, als daß die hierdurch veranlaßte Gewohnheit genauerer Prüfung auch den von der Staatsanwaltschaft eingebrachten Anklagen zu Gute kommen würde.

Es kann nun aber weiter nicht verschwiegen werden, daß die Durchführung der hier aufgestellten drei Postulate nicht möglich sein würde, ohne zugleich in einigen anderen Punkten das bisher herrschende französische Verfahren mit englischen Grundsätzen zu vertauschen. Namentlich erscheinen hier

zwei Punkte von Wichtigkeit: die Durchführung der Principien der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit auch für die Voruntersuchung, und die Befreiung des vorsitzenden Richters in den mündlichen Verhandlungen von der Last der Zeugenvernehmung und Uebertragung dieser Pflicht an die Parteien der Anklage und der Vertheidigung. Es würde zu weit führen, diese Punkte hier einer eingehenden theoretischen Erörterung zu unterwerfen; ebensowenig beabsichtigen wir, uns über einzelne Differenzen mit den Anfangs erwähnten Schriftstellern auseinanderzusetzen, da es für jetzt vielmehr darauf ankommt, die Uebereinstimmung hervorzuheben. Unsere Absicht ist lediglich, der praktischen Erfahrung zu Worte zu verhelfen, und wir beobachten daher sofort, nachdem wir die Zielpunkte für eine gesetzgeberische Reform bezeichnet haben, die Action der Staatsanwaltschaft in den verschiedenen Abschnitten ihrer Thätigkeit.

Die wichtigste und einflußreichste Thätigkeit der Staatsanwaltschaft ist die, womit in jedem einzelnen Falle ihr Amt beginnt: zu entscheiden, ob auf eine angebrachte Denunciation einzugehen, oder ob dieselbe zurückzuweisen sei. Im letzteren Fall übt sie unter Umständen die Befugniß aus, freizusprechen noch vor der Untersuchung, vor der richterlichen Thätigkeit. Als Folge dieses Zustandes bezeichnet es Gneist »1) daß die gesammten Strafgesetze nur noch für, nicht gegen die herrschende Partei vorhanden sind, denn sie dürfen nur durch ihr Parteiorgan geltend gemacht werden; 2) daß die gesammten Preßgesetze nur für, nicht gegen die herrschende Partei vorhanden sind; 3) daß die Sanction des bestehenden Rechts, welche in den Strafgesetzen enthalten, für das gesammte Partei-Beamtenthum nicht vorhanden ist.« Vielleicht ist gerade dieser Uebelstand in der Praxis weniger hervorgetreten, als es nach dieser Auseinandersetzung erscheinen möchte. Ein Fall, in welchem eine an sich begründete Denunciation aus dem ausgesprochenen oder verschwiegenen Beweggrund zurückgewiesen wäre, daß die nach den Gesetzen strafbare Handlung im Interesse der herrschenden Partei verübt war, möchte aus den Repertorien nicht leicht herauszufinden sein. Möglicher Weise liegt die Ursache davon darin, daß diejenigen Parteien, welche sich bis zu dem vor Kurzem erfolgten Umschwung in der Opposition befanden, zur Anbringung politischer Denunciationen eben nicht geneigt waren. Das Beispiel eines hochconservativen Professors, welcher im Jahre 1848, als Zeuge vernommen, in öffentlicher Sitzung erklärte, er mache sich eine Ehre daraus, politische Vergehen, die zu seiner Kenntniß gekommen, der Obrigkeit anzuzeigen, möchte von der entgegengesetzten Seite ohne Nachfolge geblieben sein. Ueberhaupt wird der Anlaß zum Einschreiten wegen politischer Vergehen in der Regel nicht durch Anzeigen von Privatpersonen, sondern durch amtliches Auftreten der

Polizeibehörden gegeben. Die Ungleichheit in der Behandlung der verschiedenen Parteien, die bisher hervorgetreten, ist daher nicht sowohl durch eine veränderte Organisation der Staatsanwaltschaft, als vielmehr durch Aenderung der Machtvollkommenheit und der Instructionen der Polizei zu beseitigen, welche auch unabhängig den ihr mißliebigen Personen bedeutenden Schaden zufügen kann. Welcher Herausgeber einer Tageszeitung möchte nicht lieber sein Blatt der Erhebung einer Anklage ohne sofortige Confiscation, als einer Beschlagnahme, die nach vierzehn Tagen ohne Erhebung einer Anklage wieder aufgehoben wird, ausgesetzt sehen? Der wünschenswertheste Zustand wäre es freilich, wenn die Verfolgung wegen der leichteren politischen und Preßvergehen, wie Störung des öffentlichen Friedens und Erregung von Haß gegen die Obrigkeit ausschließlich der Privatanklage überlassen und von den Behörden ganz aufgegeben würde. So allein kann die meist unbillige Strenge gemildert werden, die jeder Preßgesetzgebung unvermeidlich anklebt; so allein ist ein Weg geboten, gegnerische Parteien zu gegenseitiger Duldung und Schonung zu führen. Und ein erfreulicher Anblick ist es wahrlich nicht, wenn derselbe Beamte, der Jahre lang gegen constitutionelle und demokratische Blätter mit dem Feuer des Strafgesetzbuchs und dem Schwerte der Preßnovelle gewüthet, nach eingetretenem Ministerwechsel denselben Eifer gegen renitente Kreisstände und wild gewordene Kirchenpatrone richtet.

Aber ganz abgesehen von politischen Vergehen führt jene discretionäre Gewalt der Staatsanwaltschaft evidente Nachtheile im Gefolge. Bei verwickelten privatrechtlichen Verhältnissen ereignet sich unglaublich oft der Fall, daß die unterliegende Partei sich in den Kopf setzt, ihr Gegner habe sich eines Betruges, Wuchers oder Meineides schuldig gemacht. Ihn zur Verantwortung zu ziehen, giebt es einen leichten, bequemen Weg, eine Denunciation bei der Staatsanwaltschaft. Wer auch nur eine mehrmonatliche Routine in den Geschäften einer solchen Behörde hat, wird beim ersten Durchlesen eine Ansicht darüber sich bilden können, ob thatsächlich etwas zu Grunde liegt, was ein Einschreiten rechtfertigt, oder ob die Anzeige lediglich auf leidenschaftlicher Verblendung beruht. Diese Ansicht, möge man sie ein Vorurtheil nennen, wird in den wenigsten Fällen täuschen, allein sie genügt nicht, den Denuncianten zurückzuweisen. Derselbe hat ein Recht, einen vollständig motivirten Bescheid zu verlangen; bildet ja ein solcher Bescheid das einzige Surrogat des fehlenden Rechts der Privatanklage! Es wird also Beweisaufnahme veranlaßt, und dieselbe ergiebt, wie erwartet war, keine Bestätigung der vorgetragenen Angaben. Nunmehr kann der Supplikant zurückgewiesen werden. In seltenen Fällen wird er sich hierbei beruhigen. Bei Sachen der oben bezeichneten Art wird er in der Regel

nach Ablauf einiger Zeit sein Gesuch wiederholen, dabei im Wesentlichen dieselben Thatsachen angeben, doch aber einiges Neue so hinzufügen, daß eine erneuerte Beweisaufnahme stattfinden muß. Dasselbe Resultat, derselbe Bescheid. Dieser Hergang wiederholt sich je nach der Hartnäckigkeit des Denuncianten ein drittes und viertes Mal, nach Umständen bei Weitem öfter. Leidenschaft und Haß machen erfinderisch darin, dieselben Thatsachen unter stets neuen Gesichtspunkten zu wiederholen, sie stets zu vermehren und mit vermeintlich neuen Beweismitteln zu unterstützen. Es möchte kaum ein Staatsanwalt einen so kleinen Geschäftskreis haben, daß nicht zwei bis drei solcher Sachen darunter wären, die sich schon in das fünfte bis zehnte Jahr hinziehen, und in denen er genöthigt ist, von Vierteljahr zu Vierteljahr eine neue Verfügung zu erlassen. Die Bescheide werden immer kürzer, immer kategorischer; der Supplikant muß zuletzt verstummen. Was ist nun erreicht? Der Denunciat ist Jahre lang durch ein Verfahren unnütz beängstigt, die Zeugen wiederholt behufs ihrer Vernehmung in ihren Berufsgeschäften gestört, Gerichts- und Polizei-Behörden vergeblich mit Geschäften behelligt; trotz aller dieser Bemühungen bleibt dem Beschwerdeführer, der nicht in bösem Glauben, sondern in aufrichtiger Leidenschaft gehandelt hat, die Ueberzeugung zurück, daß ein ihm zustehendes Recht ihm verweigert sei; es bleibt ihm eine Erbitterung gegen die Behörde, die doch weit über ihre Ueberzeugung hinaus auf seine Anträge eingegangen ist. Wie anders würde sich das Verhältniß gestalten, wenn man den Beschwerdeführer auf den Weg der Privatanklage verweisen könnte. Er würde hier genöthigt sein, dem Gerichte gegenüber seine Behauptungen weit schärfer und bestimmter zu formuliren, als dies in einer formlosen Eingabe an die Staatsanwaltschaft geschah. Er wird sich bei dem Versuche hierzu häufig von der Unstatthaftigkeit seiner Anträge überzeugen und dieselben zurückziehen: beharrt er auf denselben, so wird er sich jedenfalls bei dem zurückweisenden gerichtlichen Bescheide beruhigen; denn daß ein gerichtlicher Spruch etwas Endgültiges, die Anordnungen einer Verwaltungsbehörde aber beliebig abänderlich sind, ist eine Ueberzeugung, die weit im Volke verbreitet ist.

Daß es aber nicht immer rein sachliche oder juristische Gründe sind, die den Ausschlag geben, ob eine Handlung strafrechtlich verfolgt werden soll oder nicht, möchte folgender Vorfall ergeben, der keineswegs beispiellos dasteht. Ein hochgestellter Beamter, Sohn einer genialen Schriftstellerin, kam vor zwei bis drei Jahren in einer der von seiner Mutter ihm angeerbten romantischen Launen auf den Einfall, in einem öffentlichen Parke mit einem der dort angestellten Wächter in so volksthümlicher Weise sich zu unterhalten, daß er auch brutale Schimpfwörter nicht verschmähte, und

fügte, als der Wächter ihn behufs Feststellung seiner Persönlichkeit zur Polizei sistiren wollte, Schläge hinzu. Der competente Staatsanwalt, der gegen derartigen junkerlichen Unfug kräftig aufzutreten liebte, erhob deswegen Anklage und beschleunigte in der Vorahnung dessen, was da kommen würde, dieselbe so viel als möglich. Der Romantiker hätte von dem Gerichts-Collegium zu einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt werden müssen, wenn ihm das Schicksal nicht erspart blieb, sich auf der Bank der Angeklagten zu stellen. Noch bevor die Anklage dem Gericht eingereicht werden konnte, lief aber ein Rescript des Justizministers ein, Inhalts dessen der Ministerpräsident, welchem der Angeschuldigte unmittelbar untergeordnet war, wünschte, daß die Angelegenheit nicht auf dem Wege eines öffentlichen Strafverfahrens, sondern durch eine von ihm zu verhängende Disciplinarstrafe erledigt würde. Von weiterer Verfolgung der Anklage mußte daher Abstand genommen werden.

Ein Ziel, auf dessen Erreichung man namentlich in dem preußischen Staat seit einigen Jahrzehnten bei Organisation der Rechtspflege großes Gewicht legt, und das man namentlich durch Einführung der Nichtigkeitsbeschwerde zu erreichen strebt, ist die Einheit der Rechtsprechung in der ganzen Monarchie. Wie auch dieses Ziel durch die discretionaire Gewalt der Staatsanwaltschaft gefährdet ist, möge gleichfalls durch ein Beispiel gezeigt werden. In dem Bezirke eines Obergerichtes kam es häufig vor, daß Personen Wechselblanquetts, die ihnen mit der Erlaubniß übergeben waren, sie über einen bestimmten Betrag auszufüllen und zu verkaufen, zum Nachtheil der Blanco-Aussteller über einen weit höheren Betrag ausfüllten, und in ihren Nutzen verwandten. Die Staatsanwälte des Bezirks glaubten unter Zustimmung der Untergerichte hierin das Verbrechen der Urkundenfälschung finden zu müssen. Der Ober-Staatsanwalt hegte über diese allerdings zweifelhafte Rechtsfrage eine andere Ansicht und führte aus, daß eine solche Handlungsweise straflos sei; der Anklage-Senat des Obergerichts trat ihm bei und setzte die Angeschuldigten außer Verfolgung. Die Fälle eines derartigen Vertrauensmißbrauchs häuften sich in eclatanter Weise, die Staatsanwälte unterließen niemals, von Neuem Anklage zu erheben, und suchten durch Rechtsdeductionen die Bedenken des Obergerichts zu beseitigen. Ober-Staatsanwalt und Anklage-Senat beharrten auf ihrer Meinung. Da benutzte der Substitut des Ober-Staatsanwalts einen Zeitpunkt, zu welchem letzterer beurlaubt war, um die Frage ohne dessen Wissen durch ein im einzelnen Fall eingelegtes Rechtsmittel zur Entscheidung des Ober-Tribunals zu bringen. Dies entschied, die Ansicht der Untergerichte sei begründet, und es liege allerdings eine Urkundenfälschung vor. In Folge dessen fügten sich der Ober-Staatsanwalt und der Anklage-Senat

dieser Ansicht; die erwähnten Fälle wurden fortan als Fälschungen betrachtet und mehrfach Endurtheile in diesem Sinne erzielt. Nach einigen Jahren erklärte der Ober-Staatsanwalt, als wiederum ein derartiger Fall zur Beurtheilung vorlag, plötzlich, er verharre bei seiner alten Meinung; das Urtheil des Ober-Tribunals habe Bedenken gegen sich, und könne nicht maaßgebend sein, weil es noch nicht in das Präjudicienbuch eingetragen sei. Der Anklage-Senat schloß sich auch jetzt wiederum seiner Ansicht an, und setzte den Angeklagten außer Verfolgung. So ist denn in einem Staate, in welchem die Einheit der Rechtsprechung als Princip hingestellt ist, eine Handlungsweise, deren Gemeinschädlichkeit unzweifelhaft ist, und die man in vierundzwanzig Ober-Gerichts-Bezirken als Wechselfälschung mit mehrjährigem Zuchthaus straft, im fünfundzwanzigsten Gerichtssprengel vollständig straflos — bis einmal wieder ein Fall während der Beurlaubung des Ober-Staatsanwalts zur Entscheidung kommt! —

Noch nachtheiliger wirkt die ausgedehnte Macht, die der Staatsanwaltschaft während der Voruntersuchung und in Beziehung auf dieselbe zusteht, denn diese Macht wird nicht, wie jene erste, zu Gunsten, sondern zum Nachtheile der Angeschuldigten ausgeübt. Die heutige Voruntersuchung gleicht durchaus dem beseitigten alten Inquisitionsprozeß; sie ist wie dieser ohne feste Fristen und Formen; sie hat wie dieser kein bestimmtes Ziel, behandelt wie dieser den Angeschuldigten nicht als Partei, sondern als Object der Untersuchung; sie verheimlicht demselben den Gang der Untersuchung, und sucht durch Inquisitionskünste ein Geständniß von ihm zu erlangen. Die bureaukratische Macht ist aber gegen früher sogar noch gesteigert, der Gang der Untersuchung liegt nicht mehr in den Händen des Richters, der die Eine Pflicht der Unparteilichkeit hatte, und soweit dies nach der Natur der Verhältnisse möglich war, bewahrte, sondern er ist in die Hände der Gegenpartei gelegt, des anklagenden Staatsanwalts, dessen Anträge von dem untersuchungführenden Richter unbedingt erledigt werden müssen, und über dessen Anträge hinaus eine Beweisaufnahme nicht stattfindet. Zweck der Untersuchung ist nicht mehr, wie früher, die Grundlage für ein abzufassendes Erkenntniß, sondern für eine abzufassende Anklage die Materialien zu gewinnen. Der Staatsanwalt ist daher in den meisten Fällen geneigt, und stets vollkommen berechtigt, eine Beweisaufnahme über alle die Punkte, die zur Entlastung des Angeschuldigten gereichen, von der Beweisaufnahme auszuschließen, und es letzterem zu überlassen, dieselben später in der mündlichen Verhandlung geltend zu machen. Es steht ihm die freie Entschließung darüber zu, welchen Umfang die Voruntersuchung haben soll, ob dieselbe durch die Polizei oder das Gericht geführt werden, ja ob überhaupt eine stattfinden soll. Alle die Gebrechen also, die man

dem alten Inquisitionsprozesse mit Recht vorwarf, finden sich hier erhalten und gesteigert; das Mittel, sie unschädlich zu machen, ist, daß wenigstens ein Erkenntniß nicht abgefaßt werden darf, ohne daß ein öffentlich-mündliches Verfahren vorausgeht, also diejenige Art des Verfahrens, welche durch Wissenschaft und Praxis als die wahrhafte und einzig zu billigende bezeichnet wird. Allein, wie schon oben bemerkt: die Vortheile, die diese Procedur gewährt, die Gerechtigkeit, die gegen beide Theile gleichmäßig geübt werden soll, sie werden durch das vorausgegangene Vorverfahren in hohem Grade beeinträchtigt. Es ist anerkannt, daß der Angeschuldigte ein Recht darauf hat, daß die Zeugen ihre Aussagen in seiner Gegenwart abgeben. Welcher Unterschied aber, ob er sofort der ersten Vernehmung beiwohnt, oder ob er von der Aussage des Zeugen erst erfährt, nachdem dieser in Gegenwart seines Prozeßgegners und unter dessen Einfluß auf die Verhandlung bereits vernommen und vereidigt worden ist, und nun bei der abgegebenen Aussage stehen bleiben muß, wenn er sich nicht sofort einer Verfolgung wegen Meineides aussetzen will. Diese Uebelstände stellen sich in der Praxis als außerordentlich groß dar. Bei jeder größeren Verhandlung wird eine bedeutende Anzahl von Protocollen aus der Voruntersuchung verlesen, und auf dieselben vom Gericht häufig ein bei Weitem größeres Gewicht gelegt, als auf die davon etwa abweichenden Auslassungen in der mündlichen Verhandlung. Man kann in vielen Fällen ohne Uebertreibung sagen, daß sich die ganze Bedeutung des mündlichen Verfahrens darauf beschränkt, daß die Resultate des vorhergegangenen Inquisitionsverfahrens in Gegenwart der Richter und der Parteien verlesen werden. So ziemlich in jedem umfangreicheren schwurgerichtlichen Prozesse wiederholt sich die Erscheinung, daß der Vertheidiger den Geschworenen auseinander zu setzen sich bemüht, sie hätten ihre Ueberzeugung lediglich aus den Verhandlungen zu schöpfen, die mündlich vor ihnen stattgehabt, und dürften gar kein Gewicht auf die vorgelesenen schriftlichen Protocolle legen; ebenso regelmäßig erwiedern Staatsanwalt und resümirender Richter darauf, daß die schriftlichen Protocolle eben dadurch, daß sie in der mündlichen Verhandlung vorgelesen worden, ein Theil derselben geworden seien, und daher bei Abgabe des Wahrspruchs allerdings berücksichtigt werden müßten. Wessen Auffassung die Geschworenen in dieser Beziehung theilen werden, ist nicht mit viel größerer Wahrscheinlichkeit voraus zu berechnen, als der Ausfall eines Würfelspiels. Trotzdem wird auf beiden Seiten selten die Nothwendigkeit empfunden, dem Uebelstande durch eine Aenderung der Gesetzgebung abzuhelfen. Die Vertheidiger überreden sich alles Ernstes, daß der Fehler nicht in den Gesetzen liege, sondern in der fehlerhaften Anwendung des Gesetzes durch den Richter; ihre Gegner hinwiederum glau-

ben, der Zweck der Ueberführung des Angeklagten lasse sich in vielen Fällen schlechthin ohne ein Zurückgehen auf das schriftliche Verfahren nicht erreichen. Dieser Annahme jedoch steht das Beispiel Englands, es steht ihr ebenso die bei uns gemachte Erfahrung entgegen, daß das mündliche Verfahren schon in der verkrüppelten Gestalt, in der wir es besitzen, dazu gedient hat, die Wahrheit in vielen Fällen zu ermitteln, wo das Inquisitionsverfahren sich ohnmächtig erwiesen hätte.

Am grellsten tritt die ungebührliche Macht, die der Staatsanwaltschaft eingeräumt ist, in denjenigen Untersuchungen hervor, in welchen der Angeschuldigte verhaftet ist. Der Haftbeschluß muß allerdings vom Richter erlassen werden; sobald dies geschehen, verliert letzterer aber wiederum allen Einfluß auf den Gang der Untersuchung. Es kann sich häufig der Fall ereignen, daß dem Richter sich die Nothwendigkeit darstellt, wegen eines dringenden Verdachts gegen einen Angeschuldigten die Haft zu beschließen, daß es ihm aber ebenso nothwendig erscheint, sofort gewisse Ermittelungen vorzunehmen, die diesen Verdacht entweder bestätigen oder widerlegen müssen. Zur Geltendmachung dieser Ansicht stehen ihm aber durchaus keine Mittel zu Gebote. Er hat nur die Wahl, durch gänzliche Verweigerung des Haftbefehls sich einer begründeten Beschwerde auszusetzen, oder nach Erlaß des Haftbefehls die Acten dem Staatsanwalt zu übergeben, der nunmehr selbständig über die Art und Reihenfolge der vorzunehmenden Ermittelungen verfügt. Dieser wird häufig in seiner Ansicht mit dem Richter übereinstimmen, er kann aber auch andere Schritte thun, die nach richterlicher Ansicht sich als fruchtlos und verzögernd darstellen; er kann die Acten mit Requisitionen an fremde Behörden versenden, er kann sie wegen Geschäftsüberhäufung oder behufs reiflicherer Erwägung Tage lang liegen lassen. Er bewirkt es so, daß häufig die an sich gerechtfertigte Haft durch ihre unmotivirte Dauer sich als ungerecht darstellt. Der Zweck des Criminalprozesses, den Angeschuldigten zu schützen gegen Irrthümer, die aus übertriebenem Amtseifer der Behörden hervorgehen, wird vereitelt.

Eine Schranke hat man nun allerdings der Uebermacht der Staatsanwaltschaft zu setzen versucht durch die Bestimmung, daß bei schweren Verbrechen eine förmliche Voruntersuchung geführt werden muß. In allen andern Fällen steht es dem Staatsanwalt frei, eine förmliche Voruntersuchung zu beantragen. Der praktische Erfolg dieser Anordnung ist der, daß die Reihenfolge und Art der Ermittelungen, die vorzunehmen sind, vom Richter festgesetzt werden, und die Einwirkung des Staatsanwalts so lange vollständig ruht, bis die Voruntersuchung für geschlossen erklärt ist. Man sieht, daß von den beiden Nachtheilen, die wir hervorgehoben haben,

der eine, nämlich daß ohne Wissen, geschweige Mitwirkung des Angeschuldigten Beweismittel aufgenommen und schriftlich formulirt werden, durchaus bestehen bleibt, während der andere, daß dem Richter Befugnisse, die begriffsmäßig ihm zustehen, zu Gunsten einer Verwaltungsbehörde entzogen sind, anscheinend beseitigt ist, — aber in der That nur anscheinend. Denn darüber, wann der Antrag gestellt werden muß, die förmliche Voruntersuchung zu führen, wann also der Staatsanwalt seine Gewalt für diesen Fall in die Hände des Richters niederzulegen hat, ist nichts bestimmt. Es ist zulässig, und in der That kein seltener Fall, daß der Staatsanwalt eine Reihe selbständiger Ermittelungen und zwar in dem Umfange vornimmt, daß, wenn später der Antrag auf Führung der Voruntersuchung gestellt wird, derselbe durch eine bloße Formalität erledigt werden kann, indem der Untersuchungsrichter erklärt, die Voruntersuchung sei durch die bisherigen Verhandlungen für geführt zu erachten. Ebenso kann der Staatsanwalt nach dem formellen Abschluß der Voruntersuchung neue Anträge stellen, denen stattgegeben werden muß. So beschränkt sich denn die Tragweite der förmlichen Voruntersuchung darauf, daß dem Richter die ihm sonst mangelnde Befugniß zusteht, einzelne Ermittelungen vorzunehmen, die etwa der Staatsanwalt für unerheblich oder gar zweckwidrig hält. Diesem geringfügigen Vorzug stehen aber erhebliche Nachtheile gegenüber. Indem der Ankläger jedem Einfluß auf den Gang der Voruntersuchung entsagt, giebt er dem Richter nicht allein das diesem zustehende Recht zurück, sondern überträgt auch seine eigene Verpflichtung auf ihn. Der Untersuchungsrichter ist jetzt in die Lage versetzt, selbständig nach Verdachtsmomenten forschen zu müssen; die Grenze zwischen den Aemtern des Klägers und Richters wird eine flüssige; an die Stelle der echten Unparteilichkeit eines über den Parteien stehenden Richters tritt die Scheinunparteilichkeit eines Richters, der beide Parteien in sich vereinigen soll.

Fragt man nun nach dem *Heilmittel* gegen die entwickelten Uebelstände, so ergiebt sich, daß, sobald man aufhört, den Ankläger als eine Behörde zu betrachten, von selbst die Möglichkeit schwindet, ihm einen so überwiegenden Einfluß zuzugestehen. Es tritt dann vielmehr das natürliche Verhältniß ein, daß über den Gang der Untersuchung der Richter nach Anhörung beider Parteien entscheidet. Daß hierzu das mündliche öffentliche und contradictorische Verfahren wenn nicht geradezu erforderlich, doch bei Weitem geeigneter ist, als das jetzige, soll hier nur wiederholt berührt, nicht ausgeführt werden.

War bisher der Einfluß der Staatsanwaltschaft ein ungerechtfertigt großer, so tritt er in den *folgenden Stadien* ebenso ungerechtfertigt *zurück*. Wir sprechen zunächst von der Abfassung der Anklageschrift. Dieselbe

hat bei uns eine andere Bedeutung als in Frankreich oder England. In Frankreich enthält die Anklageacte neben einer vollständigen Darlegung alles Thatsächlichen häufig ein Gewebe von Declamationen oder von Schlußfolgerungen. Ueber das Verwerfliche einer solchen Darstellung ist bei uns, wo sie höchst selten Eingang gefunden hat, kein Wort zu verlieren. In einem vor mehreren Jahren verhandelten weitläuftigen Prozesse wegen Bestechung erregte die in durchaus französischer Manier gehaltene Anklageacte, das Werk eines überaus strebsamen Beamten, welche die Theilnahme des einen Mitangeschuldigten ohne jede thatsächliche Grundlage durch weitläuftige Erörterungen darzuthun suchte, unter den Sachverständigen allgemeine Befremdung und Mißbilligung, die noch dadurch gesteigert wurde, daß durch dieses Mittel in der That ein verurtheilender Wahrspruch der Geschwornen erwirkt wurde, welcher, nachdem er aus formellen Gründen der Vernichtung unterlegen war, den Widerspruch zweier aus gelehrten Richtern bestehenden Collegien fand. Die englische Anklageacte hingegen besteht lediglich aus einer kurzen, sehr allgemein gehaltenen Bezeichnung des begangenen Verbrechens. Dies ist einer der Punkte, in welchem wir das Beispiel des englischen Prozesses nicht nachahmenswerth finden. Wie im englischen Civilprozeß ist hier die Bedeutung der Schriftlichkeit unterschätzt, welche darin besteht, das thatsächliche Material zu sammeln und zu ordnen, während dem mündlichen Verfahren die Würdigung desselben zufallen muß. Wo es an einer ausreichenden schriftlichen Unterlage für das mündliche Verfahren fehlt, wird dem System der Ueberrumpelung des Gegners ein zu freier Spielraum gegeben. Die deutsche Art der Anklage hält allerdings die Mitte zwischen der englischen und französischen Art, trifft aber doch nicht den richtigen Punkt. Die Anklagen sind meistens elegant gearbeitete, logisch geordnete und im Allgemeinen unparteiisch gehaltene Actenextracte, welche sich zum Theil zur wörtlichen Aufnahme in den neuen Pitaval eignen würden. Ihre Bedeutung besteht darin, daß sie die Grenzen, innerhalb deren sich die mündliche Verhandlung zu bewegen hat, allerdings mit ziemlich großer Biegsamkeit feststellen, und dem Angeklagten meistens hinreichende Anhaltspunkte zur Vorbereitung seiner Vertheidigung gewähren. Im Laufe der mündlichen Verhandlung wird so gut wie kein Gebrauch von ihr gemacht. Die Bedeutung der Anklage könnte und müßte aber größer sein. Sie müßte einen Leitfaden gewähren für die Beweisaufnahme in der mündlichen Verhandlung, in dem Sinne, daß sie nur die Thatsachen und Beweismittel, von denen Gebrauch gemacht werden soll, diese aber auch vollständig enthielte, so daß ein Zurückgreifen auf den anderweiten Inhalt der Acten überall nicht stattzufinden hätte. Daß nun aber die Anklageschrift diese Bedeutung, die

ihr der Natur der Sache nach zukommt, nicht erlangt hat, liegt an der Art und Weise, wie das mündliche Verfahren sich gestaltet hat, und an der Stellung, die die Staatsanwaltschaft in demselben einnimmt.

Der Staatsanwalt ist im Laufe desselben kaum noch als Partei, als Ankläger anzusehen. Er ist vielmehr zu bezeichnen als ein beisitzender Richter mit nur berathender Stimme, und mit der Verpflichtung, seine Ansicht zuerst und öffentlich zu begründen. Das, was die eigentliche Aufgabe der Parteien ist, die Führung des Beweises und Gegenbeweises durch Vernehmung der Zeugen im Verhör und Kreuzverhör, durch Vorlegung der Urkunden u. s. w. ist ihm, wie dem Vertheidiger abgenommen, und die Doppelaufgabe in die Hände Einer Person, des vorsitzenden Richters gelegt. Dieser hat daher die geistige Arbeit, welche der Staatsanwalt durch Anfertigung der Anklageschrift bereits ausgeführt, die Verarbeitung und Ordnung des in den Untersuchungsacten enthaltenen Materials, noch einmal vorzunehmen, um sich zu seinem Berufe vorzubereiten. Selbstredend faßt er das Sachverhältniß nach seiner Eigenthümlichkeit auf, weicht hier und da von der Auffassung des Staatsanwaltes ab, betont Umstände, die dieser mit Stillschweigen übergangen, und erachtet andere für unerheblich, auf die jener Gewicht gelegt; er ordnet das Material in anderer Weise; kurz, er entwirft im Geiste einen anderen Actenextract. Nun wird bei der mündlichen Verhandlung nicht die schriftliche, dem Angeschuldigten bekannt gemachte Anklageschrift, sondern jener ihm unbekannt gebliebene, nur im Geiste des Richters existirende Actenauszug zu Grunde gelegt. Wir finden hierin eine neue Beschränkung der Rechte, die dem Angeschuldigten zustehen, und eine Verletzung des Grundsatzes der Unparteilichkeit des Richteramtes. Die Vorlegung der Beweismittel, Vernehmung der Zeugen u. s. w. ist eine Thätigkeit, die naturgemäß den Parteien zufallen muß, denn durch sie wird der factische Rechtsstoff des Prozesses producirt; diesem Rechtsstoff gegenüber darf der Richter sich aber nur receptiv verhalten; seine productive Thätigkeit muß sich auf die Rechtsideen beschränken, nach denen jener Stoff zu beurtheilen ist. In der Vorlegung der Beweismittel sollte gerade die eigenthümliche Thätigkeit der Parteien bestehen; das Surrogat, welches man ihnen gelassen hat, das Recht, ihre Meinungen auszusprechen, zu plaidiren und zu parliren, ist eine Thätigkeit, die vom Richter im Berathungszimmer in derselben Weise auszuüben ist. An die von den Parteien abgegebenen Erklärungen ist der Richter ohnehin in keiner Weise gebunden: die Fälle sind nicht selten, daß eine Verurtheilung erfolgte, wo der Staatsanwalt Freisprechung beantragt hatte, oder daß der Angeschuldigte, der sich für schuldig erklärt hatte, freigesprochen wurde, weil der Richter die

vorliegenden Thatsachen nicht unter den zur Anklage stehenden Verbrechensbegriff subsumiren zu können glaubte.

Das Motiv, die Verhältnisse in dieser Weise zu verkehren, wird wieder darin gefunden werden müssen, daß man die Staatsanwaltschaft nicht als Partei, sondern als Behörde betrachtet, und ein unbefangenes unparteiisches Auftreten als ihre Aufgabe bezeichnet. Nimmt man der Partei einmal die Attribute des Richteramtes, dann wird man auch den Richter der Functionen der Partei entheben können, und ihn zu dem in Wahrheit machen, was er jetzt nur den Worten, der Idee nach ist, — zu einem Wächter des Gesetzes, der über den Parteien steht, sie in ihren Schranken hält, selber aber niemals in der Gefahr ist, durch Eifer oder Leidenschaft über die Schranken hinaus fortgerissen zu werden.

Das dem Staatsanwalt zustehende Recht, Fragen an die Zeugen zu stellen, nachdem der Präsident sein Verhör beendet, hat, wie alle Halbheiten, die Folge, die hervorgehobenen Uebel zu erschweren, nicht zu mindern. Zunächst liegt eine Beeinträchtigung der Gegenpartei, der Vertheidigung darin, daß ihr dies Recht nicht zusteht, sondern sie nur durch den Mund des Richters oder mit seiner speciellen Genehmigung Fragen stellen darf. Dann aber wird eine unnöthige Weitschweifigkeit der Verhandlungen in dieser Weise hervorgerufen. Der Präsident hat mit dem Recht zugleich die Pflicht, das Verhör in umfassender Weise vorzunehmen. Jede Frage, die der Staatsanwalt oder der Vertheidiger stellt, schließt stillschweigend den Vorwurf in sich, als habe der Richter unachtsamer Weise unterlassen, dieselbe zu stellen. Der Richter, um derartigen Vorwürfen zu entgehen, wird sein Inquisitorium weitläuftiger als nöthig einrichten; er wird manche Frage stellen, nicht weil er dieselbe für nothwendig hielte, sondern weil er fürchtet, sie möge sonst von anderer Seite gestellt werden. Nichtsdestoweniger werden Staatsanwalt und Vertheidiger stets Fragen stellen, und darunter manche, von deren Entbehrlichkeit sie selbst überzeugt sind, die sie unzweifelhaft unterlassen würden, wenn das Fragerecht von Anfang an in ihren Händen ruhte. Es geschieht dies nicht aus Schwatzhaftigkeit oder Eitelkeit, — sondern aus der Erfahrung, daß es bei langen und abspannenden Verhandlungen entschieden erfrischend und anregend auf den Geist wirkt, sich von Zeit zu Zeit selbst sprechen zu hören.

Daß in diesen Verhältnissen der Keim gelegt ist zu gegenseitigen Eifersüchteleien, Empfindlichkeiten und Collisionen zwischen Richter und Staatsanwalt, welche, da sie öffentlich erkennbar sind, dem Ansehen dieser Behörden schaden müssen, leuchtet ein. Derartige Collisionen müssen stets in größerem Maaßstabe eintreten, wo zwei Behörden mit unklar abgegränzten Befugnissen neben einander stehen. Bei einem im Jahre 1851 verhandel-

ten politischen Prozeß that der fungirende Beamte der Staatsanwaltschaft eine Aeußerung, die eine herbe Kritik eines so eben verkündeten gerichtlichen Beschlusses enthielt, und replicirte auf die Bemerkung des Vorsitzenden, wie hier für eine solche Bemerkung nicht die rechte Stelle sei, „daß, wo er in seiner amtlichen Stellung und auf amtliche Veranlassung das Wort ergreife, er stets an rechter Stelle gesprochen zu haben glaube," — verneinte also somit direct seine Verpflichtung, sich der Ordnung, wie das Gericht sie handhaben wollte, zu unterwerfen. Dieser in öffentlicher Sitzung vor einem zahlreichen Publicum vorgefallene Hergang wurde als ein Beweis dafür angesehen, daß so manche Richter sich noch immer nicht an die Anschauung gewöhnen könnten, daß die Staatsanwaltschaft nicht eine ihnen untergeordnete Partei, sondern eine coordinirte Behörde sei. Dem Richter, dessen Charaktertreue und Befähigung über allem Zweifel stand, wurde zeither der Vorsitz in Schwurgerichtssachen nie wieder übertragen.

Aehnliche Züge von Eifersucht, die einen mehr komischen Charakter tragen, lassen sich anführen. Von jedem auf Eröffnung der Untersuchung gerichteten Beschluß, jedem rechtskräftigen Erkenntniß u. s. w. sind den competenten Polizei-, Militär- und anderen Behörden Mittheilungen zu machen. Die Pflicht hierzu ist, obwohl sie mit dem Amte eines Anklägers nichts gemeinsam hat, den Staatsanwälten übertragen. Da die Acten vom Gericht geführt werden, und zu diesem Zwecke den Staatsanwaltschaften besonders zugestellt werden müssen, wird hierdurch eine Menge unnützer Schreiberei veranlaßt, und es wurde daher die Frage angeregt, ob diese Verpflichtung nicht besser den Gerichten zu übertragen sei. Ein zu gutachtlicher Aeußerung aufgeforderter Staatsanwalt erklärte sich dagegen, indem er diese armselige Schreiberarbeit, die nach lithographirten Formularen erledigt wird, ein Recht der Staatsanwaltschaft nannte, auf welches sie nicht verzichten dürfe!

In der abgelaufenen Sitzung der preußischen Landesvertretung, in welcher durch Petitionen so viele legislatorische Fragen auf den verschiedensten Gebieten angeregt worden sind, ist der Criminalprozeß verhältnißmäßig am wenigsten berücksichtigt worden. Man darf daraus nicht schließen, daß er der Verbesserung weniger bedürftig sei, als irgend ein anderer Zweig der Gesetzgebung. Ein berühmter Jurist, der bis vor Kurzem dem Abgeordneten-Hause als Mitglied der conservativen Partei angehörte, lehnte wiederholt Aufforderungen ab, Anträge auf Verbesserung der bestehenden Gesetze einzubringen, indem er letztere für so mangelhaft erklärte, daß durch Verbesserungsanträge ihnen nicht zu helfen sei, es vielmehr einer radicalen Reform bedürfen werde, wenn die geeignete Zeit gekommen sei. Diese geeignete Zeit, scheint uns, ist da. Man gefällt sich neuerdings in De-

monstrationen gegen die französischen Damen-Moden. Die französischen Criminalprozeßgesetze aber hängen der Themis eine Crinoline um: wir würden uns ein gewichtiges Verdienst erwerben, wenn wir sie davon befreien wollten.

Fürst Metternich.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege 3 Bde. 1844. — Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment 1848. — Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts 3 Bde. 1857. — Ad. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten 1859. — Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften 8. Bd. 1859. — Mémoires, pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot 2 Bde. 1858. — Mémoires de Duc de Raguse 7 Bde. 1857. — Le Portfolio 5 Bde. 1836.

Als vor einigen Wochen die Kunde vom Tode des Fürsten Metternich eintraf, da waren wohl Viele von dem wunderbaren Spiele überrascht, das wieder einmal die Geschichte mit unserer Phantasie trieb, und, indem sie diesen Todesfall kurz nach dem Beginn des italienischen Krieges mit dem des Kaisers Nicolaus bald nach dem Ausbruche des Krimkrieges unwillkürlich verglichen, leicht geneigt, in dem Zufälligen den Schein der Vernunft, in dem Disparaten Spuren eines Zusammenhanges zu erblicken. Beide Männer, in ihrer Art einzig und in ihrem Kreise Ideale, der Eine von Vielen als der wahre Herr dieses Welttheiles begrüßt, der Andere von Unzähligen als Meister der Staatskunst verehrt, hatten allmählich ihre Wirkungskraft auf Einen Punkt gerichtet, gleichsam als gälte es hier, eine Lebensaufgabe zu lösen. Immer ausschließlicher, immer befangener, zuletzt völlig verblendet verfolgte Kaiser Nicolaus den Gedanken an eine Zerstückelung der Türkei; immer ängstlicher wehrte Fürst Metternich Alles ab, was den nationalen Interessen zu politischer Bedeutung verhelfen könnte, so in Deutschland, so insbesondere mit dem Aufgebote aller Mittel in Italien. Beide Männer aber mußten am Abend ihres Lebens das mühselig aufgebaute Werk erschüttert gewahren. Kaiser Nicolaus starb spät genug, um sich von der vitalen Kraft des „kranken Mannes“ zu überzeugen, und auch Fürst Metternich's letzte Stunden wurden durch schwere Zweifel an der Richtigkeit seiner Definition Italiens getrübt. Er ist der moralische Urheber des lombardischen

Krieges, wie Kaiser Nicolaus des Krimkrieges, und seltsam, auch jetzt wieder bildete der Tod des Urhebers das erste Zwischenspiel des wider Erwarten rasch zu Ende geführten Kampfes. Doch mag auch die Parallele sonst in noch so vielen Punkten zutreffen: in Einem gestaltet sich Metternich's Geschick anders und günstiger. Nur Stimmen der Leidenschaft sprachen die Grabrede an dem Grabe des Zaren: seitdem der österreichische Staatskanzler der öffentlichen Wirksamkeit entfremdet wurde, ist mehr als ein Jahrzehnt vorübergegangen. Die Parteienwuth hatte hinreichende Muße, des Fürsten Leben und Handeln vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Sie hat ihre Stimme abgegeben, so scharf und schneidend, daß noch zu Lebzeiten Metternich's die Reaction sich geltend machen konnte. Der Mann, der im Jahre 1848 in tausend Caricaturen verhöhnt, in hundert Spottliedern geschmäht, in Theaterpossen verlacht, auf dem Reichstage als unehrlich gebrandmarkt worden war, stieß, als er aus mehrjähriger Verbannung nach Wien zurückkehrte, auf keine heftigen Gegner mehr und erlebte es in den letzten drei Jahren gar häufig, daß die Tage seiner Herrschaft sehnsüchtig zurückgerufen, die Milde und Gutmüthigkeit seines Regimentes gepriesen wurden. Diese Wendung der Anschauungen stammt freilich aus einer trüben Quelle. Die unerträgliche Härte der jüngsten österreichischen Reaction schwächte die Erinnerung an vergangene Leiden und verwandelte diese nahezu in Freuden. Ist es doch der gegenwärtigen Verwaltung Oesterreichs gelungen, Haynau's Tyrannei in Ungarn, die Willkür der Kriegsgerichte im Lichte beneidenswerther Zustände erscheinen zu lassen! Aber auch in weiteren, weniger befangenen Kreisen ist eine Milderung des Urtheils über den einst allmächtigen Minister eingetreten. Man vergleiche nur den Ton der Schilderung, wie ihn vor zehn Jahren selbst conservative Staatsmänner anzustimmen wagten, mit der Beurtheilung, welche der Fürst jüngst von liberalen Historikern erfuhr — Hormayr's skandalsüchtiges Charakterbild mit dem Gemälde in Ad. Schmidt's „Zeitgenössischen Geschichten.“ Nicht genug, daß Hormayr das private Leben Metternich's und seiner Frauen mit cynischem Behagen schmutzbefleckt darstellte, so zeichnete er sein politisches, öffentliches Wirken nur in solchen Linien, daß der Staatsmann im Nebel verschwindet und wieder blos die Züge des „Lügenpropheten, des Frauenjägers, des geschwätzigen Ignoranten“ in den Vordergrund treten. Wie ganz anders malt Schmidt das Bild Metternich's! „Seit dem Tode des Kaisers Franz suchte Metternich in die Bahn constitutioneller Zugeständnisse einzulenken und trug sich nachmals mit den allerwichtigsten Neuerungen und Reformen; er war es, der den Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein betrieb, der mit dem Ende des

Jahres 1846 nach dem Vorgange Preußens die Verleihung gleichartiger Verfassungen für die einzelnen Kronländer, und einer gemeinsamen für den Gesammtstaat als einen Act der Nothwendigkeit erkannte und für Oesterreich die Rolle in Anspruch nahm, am Bundestage die Initiative zur Freigebung der Presse in Deutschland zu ergreifen" (S. 329). Diese schroffen Gegensätze in der Würdigung Metternich's mögen vielleicht das endgültige historische Urtheil einigermaaßen einengen, seine Feststellung erschweren; uns, die wir die bescheidenere Aufgabe uns gestellt haben, die Meinungen der Zeitgenossen über den Fürsten im Augenblicke seines Ablebens zusammenzustellen, kann es nur erwünscht sein, wenn nicht ein einzelner Standpunkt allein die Züge dazu leiht.

Als der sächsische Gesandte, Graf von der Schulenburg, einmal, erzählt uns Varnhagen, von der Möglichkeit sprach, daß ein im Leben vergötterter Mann nach dem Tode in den Koth getreten würde und es nicht erleben wollte, anzuhören, was die gelösten Zungen dem Fürsten Metternich Uebles nachsagen würden, erwiederte dieser mit Bitterkeit: „Sie mögen erleben zu sehen, wie sehr Sie sich geirrt haben." Nicht Schulenburg, wohl aber Metternich erlebte den eigenen Irrthum. Verhält es sich nicht ähnlich auch mit einer anderen, von des Fürsten Verehrern ausgestreuten, von ihm selbst nicht widersprochenen Behauptung: für jedes profane Auge verschlossen sei seine eigentliche Natur, schwer zu ergründen sein Wesen? Selbst Hormayr in den Lebensbildern erklärt Metternich geradezu für ein Räthsel. Und dennoch finden wir keinen öffentlichen Charakter der Gegenwart, was seinen persönlichen Gehalt anlangt, so übereinstimmend von den verschiedenartigsten Männern, die ihm nahe traten, beurtheilt, und diese Uebereinstimmung so frühzeitig schon vorhanden, wie es bei Metternich der Fall ist. Wollen wir nicht annehmen, daß die Berichterstatter der Eine dem Andern das Wort geben, so muß denn doch der Schleier, in welchen Metternich's Kern sich hüllte, nicht allzu dicht gewesen sein. Das Zeugniß des „aimablen jungen Menschen und perfecten Cavaliers," das ihm Kaunitz im Jahre 1795 gab, wiederholte Georg IV. sechsundzwanzig Jahre später, als er mit Metternich in Hannover zusammentraf, beinahe mit denselben Worten (Briefwechsel von Gentz und A. Müller S. 386). Denselben Charakter des perfecten Cavaliers, nur zum „grand seigneur" zugespitzt, fand Marmont am Staatskanzler nach der Julirevolution. Auch der doctrinäre Ton, den Metternich schon frühzeitig in seinen politischen Unterhandlungen angenommen und mit den Jahren immer mehr entwickelt hatte, um den Glauben an seine principielle Auffassung aller Verhältnisse zu nähren, täuschte Wenige. Justus Gruner während der Freiheitskriege, Varnhagen in

den dreißiger und der Reisende Moritz Wagner in den vierziger Jahren machten alle die gleiche Beobachtung der künstlichen Angewohnheit und merkten, daß ihnen nur eine, und zwar keineswegs consequent durchgeführte Rolle vorgespielt werde. Nicht einmal die eigenen Fachgenossen waren im Irrthume darüber, was von den strengen Grundsätzen Metternich's zu halten sei. Kurz und einfach charakterisirt ihn der Herzog von Ragusa: „homme de concessions il ne parle que principes" und auch Guizot erklärt in seinen Memoiren, daß Metternich es liebe, seinen Handlungen irgend welches Princip als Devise voranzustellen, aber nur um seine Gegner zu ärgern und seine Freunde zu erheitern, die sich über den von ihm eingeschlagenen Weg stritten, während er ohne alles Erwägen seinem praktischen Ziele nachging. Wer sich an der draſtischen Form und dem pikanten Ausdrucke in historischen Schilderungen nicht stößt, wird sogar mehr als einzelne Züge, er wird die Grundlage der Metternich'schen Natur schon merkwürdig früh bei den Zeitgenossen erkannt sehen. Der Minister Stein pflegte als Jugenderinnerung zu erzählen, daß Metternich's Mitschüler auf der Universität zu Straßburg in ihm drei F verkörpert behaupteten. Seinen Charakter erschöpften die drei Worte: „fin, faux et fanfaron." Das ist nun freilich grobkörniger Lapidarstyl der Schilderung, aber wenn auch grobkörnig, doch nicht unwahr. Es giebt wenige Staatsmänner der jüngsten Vergangenheit, die sich nicht über Fürst Metternich ausgelassen hätten. Zieht man die Summe ihrer Erwägungen, so wird man jene drei Worte oder wenigstens nahestehende Synonyme wiederfinden. Der „schwache, inconsequente Minister," wie ihn Wilhelm von Humboldt schildert, „der, sowie das Glück ihn einen Augenblick verläßt, in größter Verlegenheit ist, der gar keine Ansichten hat, Alles persönlich nimmt, dabei falsch und hinterlistig ist und am Ende mit Schanden bestehen wird," und in einem Briefe Stein's an Münster: „der kalte, flach berechnende Mann, der sich vor jeder kräftigen Maaßregel scheut, sich das Ziel nahe steckt und mit kümmerlichem Flickwerke sich behilft," dann weiter: „der Minister um jeden Preis, der mehr genießt, als er arbeitet und alle kühnen und entscheidenden Maaßregeln flieht," bei dem Fürsten von Reuß, Pozzo di Borgo's Versicherung von Metternich, daß dieser keinen anderen Grundsatz kenne, als immer zu unterhandeln und sich niemals entmuthigen zu lassen, sowie die Behauptung Marmont's, Metternich habe niemals einen diplomatischen Erfolg errungen außer durch Seitenangriffe, — was sind diese Aussprüche anders, als ausführlichere und gewähltere Umschreibungen der burschikosen Charakterschilderung vom Jahre 1788? Selbst des Fürsten begeisterte Verehrer, wie Adam Müller, der einmal seine Verehrung für Metternich

mit der „Liebschaft des Mondes und der Sterne vergleicht, die zu entfernt bleiben, als daß man sie begehren könnte," weiß für ihn kein höheres Lob, als die Meisterschaft in der Kunst des Temporisirens und bewundert die leichte und gewinnende Weise, wie er alle Geschäfte zurecht zu legen versteht. Ein Charakter, in welchem kluge List, feine Berechnung mit Falschheit sich paarten, wird seine größte Stärke im Intriguenspinnen offenbaren. Ist aber das nicht die stehende Klage aller Staatsmänner, daß Metternich stets die Intrigue für Politik nimmt, ist nicht insbesondere das wichtigste Ziel seiner späteren Thätigkeit, die Einschränkung der russischen Uebermacht, nur deshalb nicht erreicht worden, weil der österreichische Staatskanzler sich nicht über die bloße Intrigue erheben konnte? Und was endlich den Vorwurf der Fanfarenaden anbelangt, so wollen wir nicht Kaiser Alexander's verächtliches Auftreten gegen „den Schreiber" am Wiener Congresse als Beweis für die Richtigkeit desselben anrufen. Wir können einen unbefangenen Zeugen stellen. Bei allem Glauben an die eigene Unentbehrlichkeit hätte Gentz es doch nimmermehr gewagt, den Fürsten gleich einem Schulknaben abzukanzeln und mit Impertinenzen zu überschütten, wie er es nach Varnhagen's Erzählung gethan, wenn er an Metternich männlichen Muth und stolze, feste Kraft erkannt hätte. — Doch genug, und vielleicht zu viel der Belege, daß Metternich's Natur des Unergründlichen und schwer Deutbaren nicht viel besitzt. Wenn dennoch die Urtheile über ihn zuweilen schroff aus einander gehen, so liegt dies unter Anderm wohl darin, daß die Einen nur den ganz Europa angehörigen Diplomaten, die Anderen nur den ersten Minister Oesterreichs vor Augen haben. Großen Preis empfängt der Erstere, — schwer wiegender, beinahe ausschließlicher Tadel wird dem Letzteren zu Theil. Diesen Widerspruch überbrückt indeß schon äußerlich der Umstand, daß die Leitung des europäischen Concerts durch Metternich wesentlich in die früheren Jahre, die Forderung und Erwartung dagegen der Pflege österreichischer Interessen in die spätere Zeit seiner Wirksamkeit fällt. Ferner jedoch, — widersprechen denn jenes Lob und dieser Tadel einander in der That, können sie nicht zusammen bestehen und finden sie nicht vielleicht in den individuellen Anlagen und der persönlichen Entwickelung des Staatskanzlers ihre Einigung?

Kein Staat hat in den letzten Jahrhunderten so viele fremde fertige Kräfte in seinen Dienst gezogen und seinen Bedarf an Feldherren, Diplomaten, Ministern, Kanzlern u. s. w. aus einem so ausgedehnten Kreise, weit über die Landesgrenzen hinaus gewählt, wie Oesterreich. Der heimische Bürgerstand war geistig und social in die engsten Schranken gebannt, die ungarische und böhmische Aristokratie theils zu unabhängig, theils zu

ungebildet, um am Hofe zu dienen oder der Regierung vorzustehen. Die Fremden empfehlen sich durch die Freiheit von allen spröden Provinzialinteressen, die unbedingte Anhänglichkeit und Abhängigkeit vom Hofe und, was wichtiger war, sie allein besaßen die Fähigkeit, Oesterreichs weniger durch innere Stärke als durch äußeren Einfluß bedeutsame Macht zu vertreten und zu entwickeln. Oesterreichs Größe stützt sich auf seine Hausmacht und die an der Kaiserwürde haftende Reichsmacht. Beide, in ihren Bewegungen oft schwerfällig, rascher an einander zu bringen, die zwischen ihnen bestehende Kluft zu überwölben, bildete eine Hauptaufgabe der „Fremden." Nicht nur schufen sie überall im Reiche eine österreichische Clientel, sondern verstanden auch durch ihre Personalkenntniß die rechten Wege für den Sieg der österreichischen Politik zu bahnen. Es war eine eigenthümliche Menschenklasse. Die Mehrzahl bedachte natürlich zunächst den eigenen Vortheil, und machte die Verwaltung der Finanzen in ihren Händen bedenklich, ihre Kenntniß Oesterreichs war oberflächlich, sie benutzten bald zu wenig, bald überspannten sie seine Kräfte. Der „Dienst" war ihre Welt; hier entwickelten sie aber eine Geschäftsgewandtheit, eine fertige Routine, die Oesterreich gar manche Vortheile zuführte, nicht auf dem Schlachtfelde, wo gerade die Herrschaft der Routiniers den Sieg gewöhnlich den kaiserlichen Fahnen raubte, desto mehr aber in diplomatischen Verhandlungen.

Zu diesen freiwilligen Oesterreichern, einer wahrhaft streitenden Kirche, gehörte auch die rheinische Familie der Grafen Metternich. Der Vater des Staatskanzlers, der kurtrierische Vice-Hofmarschall und kurmainzische Kämmerer Graf Georg Metternich, trat, nachdem er schon lange und erfolgreich für Oesterreich gewirkt, 1775 förmlich in kaiserliche Dienste. Ihm war die Besorgung der rheinischen Geschäfte übertragen, in der belgischen Revolution das Amt eines General-Bevollmächtigten ertheilt und auch später noch in Wien als Reichsdiplomaten Verwendung gegeben worden. Lob spendeten ihm nur die Emigranten am Koblenzer Hofe. Sie fanden seine sociale Bildung wahlverwandt, seine politischen Anschauungen tadellos. Vor allen Anderen wurde ihm der Ehrentitel eines „franemonarchien" zu Theil. Minder günstig lauten die Urtheile deutscher Beobachter. Peter Orry (Fr. Stadion) in dem bekannten Schreiben an Kaiser Joseph II. nennt ihn einen langweiligen Schwätzer und Gewohnheitslügner, der in den Reichsdienst trat, weil er sich „allzu ungeschickt zur Staatsverwaltung des Trierischen Hofes erwiesen hatte," und schildert ihn als beschränkten Intriguanten. Mag in dieser Charakteristik die Färbung übertrieben sein: daß man ihm keine großen Geistesgaben zutraute, dafür spricht untrüglich der Umstand, daß bei der Vertheilung der Rollen zur schmachvollen Rastadter Komödie dem Grafen Metternich der Natur-

burſche zufiel. Auch will eine alte Tradition wiſſen, er habe in den belgiſchen Wirren ſeine diplomatiſche Kunſt in kein glänzendes Licht geſtellt, durch Verſchleppung der Geſchäfte viel verdorben und eine mehrjährige Ungnade ſich zugezogen. Jedenfalls durfte der Sohn die Furcht nicht hegen, des Vaters Ruhm werde ſeine eigenen Thaten in Schatten ſtellen. Erbte er aber auch nicht die Verpflichtung perſönlicher Größe, ſo konnte er doch eine andere ſchlimme Erbſchaft nicht von ſich weiſen. Graf Georg war ein ſchlechter Haushalter. Zur Unfähigkeit, die eigenen ausgedehnten Güter zu verwalten, geſellte ſich eine grenzenloſe Verſchwendungsſucht. Als vollends in Folge der franzöſiſchen Revolution die linksrheiniſchen Beſitzungen verloren gingen, drohte dem Hausvermögen völliger Untergang. Um es den Gläubigerhänden zu entreißen, wurde Königswart ſchon frühe an den Sohn abgetreten, von dieſem die Curatel über den in Geldangelegenheiten unzurechnungsfähigen Vater übernommen. Noch in ſpäter Zeit war die Unordnung nicht beſeitigt, und es mußte auch die für die Herrſchaft Ochſenhauſen erzielte Kaufſumme von 1,300,000 Gulden, die Einkünfte des Herzogthums Portella (von Hormayr boshaft ſtets Bordella geſchrieben), zur Schuldtilgung verwendet werden. Dieſe kleinen Hausgeſchichten ſind auch von dem künftigen Biographen des Fürſten zu beachten. Sie zeigen uns die Quelle der Verlegenheiten, welche ihn die größte Zeit ſeines Lebens begleiteten und erklären die laxen Anſchauungen des Fürſten Metternich im Geldpunkte. Von Jugend an gewöhnt, das „Soll und Haben“ im Kampfe zu ſehen, ſelbſt ein ſchlechter Oekonom und allzeit gezwungen, alte Schäden zu verbergen, gewann er niemals ein zartes Gewiſſen in Finanzſachen. Wenn er auf Napoleon's Frage, mit welchen Summen ihn die Engländer gewonnen, ſchwieg, ſo kann man das als nothgedrungene diplomatiſche Zurückhaltung deuten; wenn Capodiſtria und andere Gegner den Fürſten Metternich offen der Beſtechlichkeit ziehen, ſo kann man darin eine unbegründete Verläumdung boshafter Feinde erblicken. Bedenklich für ſeinen Ruf bleibt immerhin die Gleichgültigkeit, mit welcher er Gentz' ſchmutzigem Gebahren zuſah und es geradezu billigte; in hohem Grade verdächtigt ihn auch, daß, als in der Reichstagsſitzung vom 14. Auguſt 1848 Metternich's angebliche Finanzſünden, ſeine Eingriffe in den Staatsſchatz, die Nichtbezahlung des Kaufſchillinges für die Herrſchaft Plaß — eine ehemalige Domäne — zum Gegenſtande einer Interpellation gemacht wurden, der Finanzminiſter Kraus mit allgemeinen Redensarten antwortete, und die leidige Sache mehr zu vertuſchen als abzuläugnen ſchien. Er verſicherte, die Vermerkung der Staatsforderungen auf die Herrſchaft Plaß ſei bereits angeordnet und eingeleitet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß daran kein wahres Wort war, — aber wozu die Verſicherung, wenn

Metternich in dieser Beziehung fleckenlos stand? Die Ansichten der meisten Kenner der fürstlichen Persönlichkeit neigten sich dahin, daß Metternich eine eigentliche Ehrlosigkeit dem Geldgewinne zu Liebe niemals verschuldet, sein Leichtsinn aber allerdings die Grenzen des Ehrenhaften für seine Stellung zu weit gezogen habe.

Die ersten Eindrücke und Einflüsse, die Metternich empfing, — denn wir kehren zu seiner Jugendgeschichte zurück — waren gar seltsam gemischter Art. Zu Coblenz, wo er am 15. Mai 1773 geboren wurde, traf seine Augen das Schauspiel eines jener geistlich-weltlichen Höfe voll Aufklärung und doch alle Verhältnisse mit traditionellem kirchlichem Firniß überzogen, eine verkehrte Welt, die alles Große durch kleinliche Intriguen, alles Kleine mit dem Aufwand der größten Machtmittel durchzuführen liebte, welche die Gläubigkeit nur noch in den weltlichen Kreisen duldete, den Zweifel und Unglauben in den geistlichen herrschend machte. Blieben Eindrücke aus dieser Jugendzeit im Geiste des Fürsten haftend, so waren es die einer lässigen Sitte, einer geringen Geltung des Allgemeinen und Grundsätzlichen, dagegen eines hohen Werthes persönlicher Gewandtheit und kluger Berechnung aller auch privater Verhältnisse. Kaum in das Jünglingsalter getreten, kam Metternich, damals noch Graf Clemens, auf die Straßburger Universität. Der Behauptung einzelner Studiengenossen, er habe hier nichts gelernt und erlernt, entgegenzutreten, fehlt es uns an Mitteln. Daß er aber in gewissem Grade schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und daß die Saat der am rheinischen Kurfürstenhofe empfangenen Eindrücke reich aufgegangen war, beweist das früher angeführte Bonmot seiner Commilitonen. In Straßburg traten die Stürme der französischen Revolution ihm zuerst nahe. Wenn der rheinische Antiquarius gut berichtet ist, und in der That ein elsässischer Jacobiner, Namens Simon, seine Erziehung geleitet hat, so dürfen wir wohl keinen entschiedenen Haß gegen die Revolution in ihm vermuthen. Damit würde die auch von Gervinus aufgenommene Sage stimmen, Metternich habe in seiner Jugend gegen den Zopf geschrieben und der Erstürmung der Bastille als Zuschauer beigewohnt. Jedenfalls: hatte er Gift in sich aufgenommen, so wurde auch das Gegengift nicht gespart. Sein Vater hegte gegen die französische Revolution und Alles, was mit ihr zusammenhing, die heftigste Antipathie, und als er diesen im Jahre 1792 bis 93 nach Belgien und auf der Flucht aus Belgien nach Wesel und Coblenz begleitete, wurden wohl der ursprünglichen Theilnahme starke Dämpfer aufgesetzt, überhaupt bei diesem steten Wechsel der Einflüsse der Sinn für grundsätzliche Anschauung der Dinge noch mehr abgeschwächt. Bei der Kaiserkrönung Leopold's II. erblickte er die letzte Glanzentfaltung

des alten deutschen Reiches, und als ob ihn das Schicksal dazu auserlesen hätte, den ganzen damals schwebenden historischen Prozeß als Bildungsmoment in sich aufzunehmen, wurde er später in Mainz wieder Augenzeuge arger Zersetzung socialer und politischer Verhältnisse. Niclas Vogt, den die Grabschrift auf dem Johannisberge den Freund und Lehrer des Fürsten Metternich nennt, leitete hier des Letzteren Unterricht. Aus Vogt's zahlreichen Schriften die Gedanken herauszuheben, welche gleichsam die theoretische Grundlage der Metternich'schen Politik abgeben könnten, ist uns mit dem besten Willen nicht gelungen. Wir glauben überhaupt, trotz der prunkenden Grabschrift, nicht an einen nachhaltigen Einfluß des gemäßigten, aber namentlich in seinen Anschauungen über deutsches Wesen unklaren und phantastischen Mannes auf seinen fürstlichen, den „Ideologen" wenig geneigten Zögling. In Einem Punkte allein scheint Vogt's Lehre Metternich's Ueberzeugung bestimmt oder mindestens bekräftigt zu haben; wir meinen die kühl rationalistische Auffassung des Katholicismus, welche bei Vogt bis zu dem Wunsche eines reformirten Papstthumes sich verstieg und Metternich selbst in den letzten Jahren seiner Verwaltung noch nicht völlig verlassen hatte.

Man hat in den vielen Charakterschilderungen, die uns vorliegen, die Atmosphäre, in welcher Metternich's Jugend sich bewegte, gar nicht berücksichtigt. Und dennoch finden in ihr viele Eigenheiten seiner Natur ihre psychologische Erklärung. Diese absolute Unfähigkeit, nationale Interessen zu begreifen, diese Vorliebe, sachliche Verhältnisse in persönliche zu verwandeln, die Fähigkeit, Personen zu gewinnen und durch leichtfertige Grazie an seine Seite zu bringen, die Mischung von politischem Unglauben und Aberglauben, der rasche Wechsel von Ueberhebung zur Kleinmüthigkeit und umgekehrt, das sind die leibhaftigen Züge eines Sohnes des sinkenden achtzehnten Jahrhunderts, wie es sich namentlich an den geistlichen Höfen am Rhein offenbarte. So unwandelbar, als es der Fürst selbst Wort haben wollte, waren seine politischen Anschauungen keineswegs. In den letzten Jahren seines öffentlichen Lebens hatte er sich einem feigen Fatalismus in die Arme geworfen und vor der Zukunft einfach das Auge geschlossen; in anderen Momenten, durch Congreßerfolge ermuthigt, erklärte er als den Kern seiner Erfahrungen einen steten Kreislauf der politischen Richtungen „vom Absolutismus zur Bewegung, von dieser zum Absolutismus zurück." „Da der letztere immer wieder zur Herrschaft gelange, so sei es nicht rathsam, jener zu viel Beachtung zuzuwenden." Dann wieder ließ er sich mit dem Constitutionalismus auf Compromisse ein und duldete, daß auch Verfassungen zur bestehenden Ordnung gezählt würden. Aber zwischendurch tauchte für ihn stets das Gespenst der Anarchie auf, die

Furcht eines allgemeinen Umsturzes, der Glaube an die Unabwendbarkeit der Vernichtung der monarchischen Gewalt. Jede liberale Regung rückte die Gefahr näher: waren einmal die Zügel losgelassen, so konnte keine Macht sie wieder ergreifen. Es ist bezeichnend, daß der letzte Act der Metternich'schen Wirksamkeit, sein politisches Testament, in einem Manifeste bestand, welches der Oesterreichische Beobachter kurz vor den Märztagen veröffentlichte, und in welchem die Auflösung aller gesellschaftlichen Bande als das nothwendige Ende eines jeden Verfassungslebens behauptet wurde. Ist es nicht, als hörte man einen Anhänger der alten Ordnung in den neunziger Jahren sprechen, sind es nicht dieselben Angstgebilde, welche im Verlaufe der französischen Revolution den Royalisten und diesen nicht ohne scheinbare Beglaubigung durch die unmittelbaren Thatsachen vorschwebten? Sogar die Lieblingsphrase Metternich's, die er besonders in der letzten Zeit bis zum Ueberdruß aller Zuhörer in seinen Gesprächen wiederholte und die in unzähligen Depeschen wiederkehrt, von der drohenden Feuersbrunst, die rasch gelöscht werden müsse, wenn sie nicht zerstörend um sich greifen solle, — auch sie scheint peinlichen Jugenderinnerungen entlehnt zu sein.

Seit der Mainzer Studienzeit vergeht noch ein Jahrzehnt, ehe Metternich eine öffentliche Wirksamkeit sich erobert. Die Vermählung mit der Enkelin des Fürsten Kaunitz, eine kühle Vernunftehe, eröffnete ihm den Zutritt zu den herrschenden Kreisen, führte ihn aber nicht sofort in die diplomatische Laufbahn. Er fand in Wien hinreichende Muße, medizinische Studien zu pflegen, und noch auf dem Rastadter Congreß, wo er die westphälischen Grafen vertrat, entdeckten die Beobachter in ihm blos „einen jungen, sehr höflichen Mann von einnehmendem Aeußern und bescheidener Natur.“ Im Sommer 1801 wurde er mit dem Gesandtschaftsposten in Dresden betraut, und obgleich auch hier seine Thätigkeit untergeordneter Art war, so sollte ihm doch eine glänzende Gelegenheit geboten werden, die Schärfe der Waffen, denen er viele diplomatische Erfolge verdankte, zu erproben. So versichern wenigstens Metternich's Gegner. Weiberherrschaft und Siege über Weiber sollen nach ihnen viele Blätter seines Lebens ausfüllen. Fürst Metternich selbst hat durch zahlreiche Geständnisse bestens Sorge getragen, daß keine Vertheidigung gewagt werden kann. Auch kann es uns nicht einfallen, ihn in dieser Hinsicht weiß waschen zu wollen. Nur darin begeht man gegen ihn ein Unrecht, daß man Liebessünden und überhaupt eine frivole, unsittliche Gesinnung als ein unterscheidendes Merkmal gerade seiner Persönlichkeit auffaßt. Schmutziger Cynismus war das allgemein herrschende Element in den höheren Kreisen Wiens, und Metternich zwar nicht besser, aber auch nicht ein Haar schlimmer,

als die Mehrzahl seiner Standesgenossen. Es mag wahr sein, was Hormayr berichtet, daß ihm Metternich die verschiedenen Väter seiner Kinder an den Fingern förmlich abgezählt, aber jeder Kenner älterer österreichischer Zustände weiß, daß in gar vielen adeligen Familien des Kaiserstaates die Legitimität keineswegs auf besseren Füßen steht; die Sage, in Kotzebue's beiden Klingsbergen sei Metternich Vater und Sohn verkörpert, ist wohl verbürgt. Doch auch Jünger's sittenlose Lustspiele haben eine reale Grundlage. Noch leben in Wien Leute, welche die Erinnerung an diese Sodomazeit bewahren, noch kann man hie und da greise Haushofmeister und Kammerdiener treffen, welche, wenn man die geheime Geschichte der französischen Regentschaft ihnen vorliest, schwören, es sei eine aus der Heimath aufgegriffene Schilderung; noch ist nicht vergessen, daß auf den frechen Spruch: „der Mensch fängt bei dem Baron an," mit größerem Rechte geantwortet werden konnte: „und die Sittlichkeit hört schon bei dem österreichischen Ritter auf." Diesen Teppichgrund, von dem sich die einzelnen Gestalten matt abheben, zu kennen, ist für den Geschichtschreiber des neueren Oesterreich von großer Wichtigkeit, er findet hier die Erklärung für die Bettelarmuth des Staates an bedeutenden Talenten und Charakteren: der Biograph Metternich's muß sich mit der Ueberzeugung bescheiden, daß sein Held in dieser Beziehung vor seinen Zeit- und Standesgenossen sich keineswegs auszeichnete. Und so wollen auch wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß weder seine Wirksamkeit in Dresden und Berlin, noch seine diplomatische Thätigkeit in Paris, wohin er 1806 auf Laforeste's Empfehlung und Napoleon's besonderen Wunsch abging, durch seine Siege über Frauenherzen allein ausgefüllt wird; mag es auch begründet sein, daß ohne die letzteren und namentlich ohne seine intimen Beziehungen zu Napoleon's Schwester, Caroline Murat, die Erfolge auf diplomatischem Gebiete weniger glänzend gewesen wären. Ob den aus solchen geheimen Quellen geschöpften Nachrichten, ob ihrer sonstigen Trefflichkeit Metternich's Gesandtschaftsberichte ihren Reiz verdankten, wissen wir nicht; doch versichern alte Diplomaten, daß die Ankunft seiner Depeschen in der Wiener Staatskanzlei stets als ein Fest gefeiert wurde. Zugeben muß man, daß Metternich's Wirksamkeit während der Napoleonischen Periode die wahre Glanzzeit seines Lebens bildet. Napoleon folgte einem richtigen Instinkte, als er sich nach dem Preßburger Frieden Metternich an des pedantischen Cobentzl Stelle zum österreichischen Gesandten in Paris erbat. Wäre er nicht österreichischer Staatskanzler geworden, er hätte es verdient, Napoleonischer Minister zu werden. Selbst als ersterer fühlte er die größte Wahlverwandtschaft und Freundschaft zu Talleyrand und Fouché. Napoleon und der

österreichische Gesandte trafen sich in der Geringschätzung der volksthümlichen Elemente des Staatslebens, in der einseitigen Rücksichtnahme auf die Interessen der unmittelbaren Gegenwart, in der Fähigkeit, jedem neuen, von Eigennutz oder Haß eingegebenen Plane den oberflächlichen Schein sittlicher Begründung zu verleihen. Wie schade, daß es nicht Metternich's Aufgabe war, den Napoleonischen Decreten und Manifesten Form und Ausdruck zu geben! Wie weise und milde, und stets nur von den allgemeinsten, ewig gültigen Grundsätzen inspirirt, erschiene uns nicht Napoleon's ländergierige, nepotistische Politik. Denn in seiner Gewandtheit, in der Kunst zu täuschen, und den persönlichsten Motiven den Schimmer principieller Nothwendigkeit zu verleihen, übertraf der Fürst den Kaiser, wie er ihm auch an natürlicher Noblesse und leidenschaftsloser Würde weit überlegen war. Die beiden Unterredungen mit Napoleon, im August 1808 in Paris und im Juni 1813 in Dresden, wo Metternich die ganze Wucht roher Zornausbrüche zu tragen hatte und mit bewunderungswürdiger Feinheit abprallen machte, scheinbar so gelassen, wie man Staubtheilchen vom Kleide abbläst, sind und bleiben Ehrentage in Metternich's Leben, mag auch nach neueren Berichten die eine und andere dramatische Episode aus der Geschichte verwiesen werden müssen.

Das Pariser Gesandtschaftshôtel vertauschte Fürst Metternich im Jahre 1809 mit der Wiener Staatskanzlei. Der Ausgang der Wagramer Schlacht, an welcher rechtzeitig theilzunehmen Erzherzog Johann durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaiser Franz verhindert worden war, hatte der patriotischen Partei Unrecht gegeben, die hochgeschwellten Hoffnungen, die man an die Entfesselung der österreichischen Volksgeister geknüpft, wieder begraben. Die Bonapartistische Partei am Wiener Hofe gewann das Uebergewicht, die Verbindung mit Napoleon galt als das einzige Rettungsmittel, zum Träger des Bündnisses erschien durch seine Vergangenheit Fürst Metternich allein am besten geeignet, und so wurde ihm die Leitung der äußeren Angelegenheiten übergeben, die er fortan, neununddreißig Jahre lang, in seiner Hand festhielt. In seiner Erhebung zum Ministerposten lag keine Willkür und Laune. Im constitutionellen England wäre dasselbe geschehen. Seine Partei kam zur Herrschaft, und er war der beste Mann der Partei. Auch können wir den Fürsten Metternich durchaus nicht verantwortlich machen für den gewaltigen Rückschlag, den Oesterreichs Entwicklung im Jahre 1809 erfuhr. Der eifersüchtige Haß des Kaisers gegen seine begabteren Brüder, die wahre Ursache des schlechten Kriegserfolges und fortan die Hauptquelle der Polizeipest und des Spionirsystems, die Flucht aller besseren Kräfte, das lustige Emporauchen aller schlechten Stoffe, welche die patriotische Stimmung des

Jahres 1809 zu Boden gedrückt hatte, der vollständige Bruch mit dem Josephinischen Systeme, der Abbau des liberalen Gerüstes, an welchem freilich nicht ununterbrochen seit drei Jahrzehnten gearbeitet worden war — dies Alles waren vollendete Thatsachen, als Fürst Metternich in die Regierung eintrat. Und dennoch bildet es Oesterreichs schlimmstes Verhängniß, daß der Mann, welcher die Reaction gegen das Jahr 1809 in sich verkörpert offenbarte, gerade jetzt an die Spitze der Geschäfte berufen und durch zahlreiche politische Triumphe in seiner Stellung befestigt wurde, so daß an eine Rückkehr zu organischen und volksthümlichen Regierungsgrundsätzen nicht wieder gedacht werden konnte. Hätte die Stimmung, die im Anfange des Krieges 1809 herrschte und eine sittliche Verjüngung Oesterreichs in Aussicht stellte, nachgehalten, wäre sie nicht längst verklungen gewesen, als die Zeit der Befreiungskriege herankam: Deutschland und Oesterreich würden bessere Früchte des Sieges genossen haben. Im Jahre 1809, niemals vorher und niemals nachher, fanden deutsche Interessen in Oesterreich einen kräftigen und lauteren Vertreter, Oesterreich selbst aber zeigte damals der erstaunten Welt, daß noch ein österreichisches Gesammtbewußtsein, ein österreichischer Patriotismus zum Leben erweckt werden könne. Als die österreichischen Volksgeister nach Jahren wieder sich regten, hatte der Particularismus alles Gemeingefühl zurückgedrängt. Es gab Magyaren, Slawen, Deutsche in Hülle und Fülle, aber keine natürlichen Oesterreicher mehr. Die einzige Gelegenheit, welche das Jahr 1809 bot, das Reich in einen Staat allmählich zu verwandeln, ging für immer verloren. Doch es hilft nichts, nachträglich zu klagen und an dem Verlaufe der Dinge zu mäkeln. Die Verhältnisse brachten den Fürsten Metternich empor. Wie er seine Stellung benutzte, das Bündniß mit Frankreich auf jede Weise zu befestigen suchte und eine Zeit lang ernstlich zu Napoleon's Fahne sich hielt, wie er sodann gegen das Ende des russischen Feldzuges zu schwanken begann, und auf eine Rückendeckung Bedacht nahm, mit welcher Vorsicht und Gewandtheit, freilich auch mit welcher Doppelzüngigkeit und Zweideutigkeit er im Jahre 1813 Oesterreichs Sache von jener Napoleon's trennte und in das Lager der Alliirten hinüberglitt, sein Antheil endlich an den Verhandlungen im Jahre 1814 — das Alles ist so oft und so gut schon erzählt worden, daß man die allgemeine Kenntniß dieser Ereignisse wohl voraussetzen darf. Stein's Worte über Metternich's Stellung in jener Zeit sind unzählige Male bereits angeführt worden, sie zeichnen aber den Fürsten so vortrefflich, daß sie auch hier wiederholt werden müssen: „Metternich erhielt einen Einfluß in dem europäischen Rathe, wozu ihm weder sein Talent, noch sein Charakter, noch die militärische Stellung seines Landes den Anspruch gab.“ Die

Politik der Rücksichten, die den Bourbonen zu Liebe und aus Ehrfurcht vor dem Principe der Legitimität betreten wurde, das natürliche Gewicht, welches bei schroff gegenüberstehenden Gegensätzen die unkräftige und mattherzige Vermittlung gewann, hoben Oesterreich und Metternich. Dieses Uebergewicht eines Staates, welcher mit Opfern am meisten gegeizt, und eines Mannes, welcher bei Niemandem besondere Achtung genoß, mag befremden. Erinnere man sich aber nur, daß die zahlreich vorhandenen Collisionen und drohenden Zerwürfnisse, die mannichfachen Reibungen von Staatsinteressen, Grundsätzen und persönlichen Neigungen der diplomatischen Action Thür und Thor öffnen mußten. Wie der Staat, welcher während der ganzen Zeit am meisten diplomatisch verfuhr, wie Oesterreich am Ende den größten Vortheil aus dem Kampfe zog, wie der Diplomat unter den Feldherren — Fürst Schwarzenberg eben wegen dieser Natur an die Spitze des Bundesheeres gestellt wurde, so mußte auch unter den Diplomaten derjenige Mann, welcher die Fehler und Vorzüge dieses Standes am glänzendsten offenbarte, und das war unbestritten Metternich, die Leitung der Geschäfte an sich reißen. Konnte Talleyrand sich einen entscheidenden Einfluß auf die Verhandlungen des Wiener Congresses sichern, so war Metternich's Berechtigung zum Vorsitze nicht zu bezweifeln. Jedenfalls bildet die Zeit dieses Congresses für Metternich zwar nicht den Gipfelpunkt seines Ansehens und seiner Macht — dieser fällt erst zwanzig Jahre später — wohl aber seines größten reellen Einflusses. Eben aus diesem Grunde aber, weil er die Neuordnung Europas auf Grundlage der Verträge von 1815 gleichsam als sein Werk ansah, und an ihrer Unverrückbarkeit festhielt, war auch aller Antrieb zu weiterer Entwicklung und schöpferischer Thätigkeit aus ihm verschwunden. Wir sehen von nun an in Metternich die mit sich fertige Natur mit streng abgeschlossenen Anschauungen und rein defensivem Streben. Rein äußerlich genommen erstarkte zwar gerade seit 1815 in ihm wie in seinem Herrn der Thätigkeitstrieb. Der Vorwurf, der ihm noch 1809 gemacht wurde: er habe bei aller sonstigen Verschiedenheit mit Kaiser Franz die Eigenschaft einer unbesiegbaren Faulheit gemein, hat jetzt seine Gültigkeit verloren. Mit zunehmendem Alter erstarkte in ihm wie in Kaiser Franz die Arbeitslust; man würde aber gröblich irren, wollte man darin nur eine fortbildende und voraussichtliche Thätigkeit erblicken. Von der Gegenwart wo möglich alle bestimmten Entscheidungen abzuwehren, die festgestellte Machtvertheilung unversehrt zu erhalten, Unruhe und Veränderungen aus der politischen Welt zu bannen, das war das ausschließliche Ziel der nunmehrigen Geschäftigkeit. Funfzehn Jahre lang hatte unter der militärischen Herrschaft Napoleon's der Haß gegen England Europa

die Gesetze dictirt: jetzt, unter der diplomatischen Leitung Metternich's sollte die Welt eben so einseitig von der Furcht vor jeglicher Bewegung regiert werden; das Napoleonische aus der französischen Revolution herübergenommene Princip des Krieges und der Eroberung weicht dem „Grundsatze des Friedens und der Erhaltung." Diesem entsprechend verliert sich Napoleon endlich in öde Planmacherei, in nebelhafte Unternehmungen: Metternich schränkt sich immer mehr auf eine unfruchtbare Vertheidigung alles Bestehenden und eine flache dogmatische Auffassung der Verhältnisse ein. Der lehrhafte Ton in seinen Depeschen, die wiederholten Betheuerungen in seinen Gesprächen, wie er stets nur den edelsten und weisesten Grundsätzen folge, beginnen seit dem Frieden um sich zu greifen. Er ist die Schildwache, welche die europäischen Throne sichert, er und sein Kaiser haben den hohen Beruf, die von allen Mächten festgestellte Ordnung der Dinge, heute in Italien, morgen in Deutschland zu hüten und zu wahren, Oesterreich oder was in seinen Augen dasselbe war, er, Metternich, wird unter keiner Bedingung und niemals sein System ändern, niemals dulden, daß Ideologen Europa Gesetze dictiren, — diese und ähnliche Redensarten müssen in den letzten zwanzig Jahren dazu dienen, des Fürsten Unfähigkeit, die neuen Aufgaben, welche der Staatskunst gestellt werden, zu lösen. Es war ihm bequemer, sie gar nicht begreifen zu müssen. Man hat Metternich's starr conservatives Verhalten durch seine Abhängigkeit von Kaiser Franz, durch die eigenthümlichen, keine energische Action duldenden Zustände erklären und rechtfertigen wollen. Nach dem, was verschiedene, wohl unterrichtete Beobachter, was Metternich selbst in seiner Unterredung mit General Krasinski über sein Verhältniß zu Kaiser Franz und dessen eigensinnigen Willen und Kenntnißnahme von allen Vorgängen im Staate aussagen, kann man allerdings nicht den Staatskanzler als den Alleinherrscher Oesterreichs betrachten, obgleich auch Kaiser Nicolaus diesen Irrthum theilte. Es gilt nur zu untersuchen, in welchen Sphären sich des Kaisers Wille und Kenntnisse bewegten. Kaiser Franz hat sich selbst nur die Brauchbarkeit eines Hofrathes zugeschrieben, seine Jugend ging in geistloser Unthätigkeit vorüber, ebenso schwer wie sein Herz zu rühren war, bewegten sich seine Verstandeskräfte. Für größere Fragen und allgemeine Interessen fehlte ihm jeder Sinn, dagegen liegen uns zahlreiche Privatzeugnisse vor, wie unermüdlich er war in der Ergründung aller, auch der kleinsten Personalien, wie vortrefflich er sich auf die Polizeigeheimnisse verstand. Metternich durfte mit Recht sagen, daß er keine Günstlingsrolle spiele, er mußte in der Form und in persönlichen Angelegenheiten vorsichtig verfahren, um nicht das stets wache Mißtrauen zu erregen, aber in der Hauptsache, in der wirklichen Leitung der auswärti-

gen Angelegenheiten, die auch so lange Jahre noch nach dem Wiener Congresse im Vordergrunde standen, besaß der Fürst durchaus freie Hand. Die Liebe zum Frieden, die Abneigung vor jeder aggressiven Politik wurde Metternich nicht von seinem Herrn eingeflößt: darin fanden und erkannten sich, darin entdeckten sie das Band, das sie gegenseitig fesselte. Was die Beschränkung der Thätigkeit Metternich's durch die eigenthümlichen Verhältnisse des Kaiserstaates anbelangt, so hat Adam Müller dieser Ansicht am kräftigsten das Wort gesprochen: „Metternich's Tact in der ruhigen, unvorgreifenden Begegnung der Ereignisse bewunderungswürdig; so gelassen, als kalt und unerschrocken, kurz, — der wahre Minister der auswärtigen Angelegenheiten für Oesterreich. Desto größeres Verdienst für ihn, wenn er eine lebhaftere Natur in sich unterdrückt und nur das sein will, was sich für Oesterreich gehört. Es ist besser, sich in dem, was Oesterreich ist, zu fügen, als ihm eine immer bedenkliche, kecke und unternehmende Rolle aufdrängen zu wollen." Die Belege, daß auch in Metternich's Augen Oesterreichs Zustände nicht Dauer versprechend, vielfach krank und verworren erschienen, sind namentlich von Ad. Schmidt veröffentlicht worden. Wenn er trotzdem, statt eine besserude Hand an sie legen zu lassen, dabei beharrte, sie zur Grundlage seiner politischen Maaßregeln und Handlungen zu nehmen, so beweist dies, daß sie ihn nicht eingengten in seinem Wirken, sondern die ihm allein zuträgliche Atmosphäre bildeten. Die Erklärung für Metternich's mit jedem Jahre zunehmenden Quietismus haben wir einfach in seiner Individualität zu suchen. Das Capital an Kraft, Energie und Weisheit, das er besaß, hatte er in den Napoleonischen Zeiten ausgegeben, er stand am Schlusse seiner Entwicklung und meinte, nach einer unter seinen Standesgenossen landläufigen Verwechslung, auch der geschichtliche Fortschritt habe hier sein Ende erreicht. Nicht wenig zum Ueberhandnehmen dieses Glaubens, Laudanum passe allein noch als Nahrungsmittel für die europäische Menschheit, trug sein persönliches Befinden bei. Erinnern wir uns an die prächtige Schilderung des Prinzen Reuß aus dem Jahre 1813: „Metternich genießt mehr als er arbeitet," vergessen wir nicht, daß die Aerzte seinen Gesundheitszustand schon frühzeitig bedenklich fanden, daß auf den Carlsbader Conferenzen sein Befinden auf sorgliche Mienen stieß. Er hatte viel und stark gelebt, seine physischen Kräfte keineswegs geschont, Viele meinten, seine Tage seien gezählt. Das hohe Alter, das er erreichte, spottet freilich diesen Prophezeiungen, aber er setzte fortan seinen Geist auf die gleiche Diät, welche der Leibarzt für den Körper ihm vorgeschrieben hatte. Das ist freilich nur ein medizinischer Schlüssel zum Verständniß seiner späteren Wirksamkeit, — läßt sich denn aber diese aus ethischen Gründen begreifen?

Nicht rasch und plötzlich vergeht Metternich's Stern. Im Gegentheil, der Schein unbegrenzter Macht und unantastbarer Stellung fällt in seine späteren Jahre, und auch seine diplomatischen Siege und Triumphe werden noch zahlreich nach dem Wiener Congresse gezählt. Aachen, Troppau, Laibach, Verona zeigten Metternich als den eigentlichen Wortführer der heiligen Allianz, als den Schiedsrichter über Völkerschicksale. Näherstehende ließen sich aber durch den Schein nicht täuschen und bemerkten, daß aus jedem Congresse Metternich's erfolgreicher Einfluß geschmälerter hervorging. Zwar führten österreichische Truppenabtheilungen Spaziergänge in ganz Italien auf, und auch in Spanien kam die Intervention zu Gunsten des Absolutismus in Geltung, aber Metternich vermochte weder einen italienischen Staatenbund unter Oesterreichs Oberherrlichkeit in das Leben zu setzen, noch den persönlich gehaßten Carlo Alberto von der Thronfolge auszuschließen und machte außerdem schon in Verona die Erfahrung, daß Frankreichs und Rußlands Bereitwilligkeit, ihre besonderen Interessen den Reactionsplänen des Staatskanzlers zu opfern ihre Grenze erreicht habe. Ja, ihre Zögerung verwandelte sich sogar in den Jahren 1823 bis 1827 in eine offene Begünstigung der von Metternich so sehr gefürchteten Revolution.

In einer späteren Unterredung mit Varnhagen erklärte Metternich die Zeit von 1823 bis 1827 hinsichtlich des herrschenden politischen Geistes für die schlimmste. Für seine Zuhörer hatte diese Aeußerung etwas Räthselhaftes, da doch erst nach der Julirevolution der Absolutismus zu einer Reihe von Capitulationen genöthigt wurde. Varnhagen dämmert erst das Verständniß, als er sich erinnert, daß es „für Metternich keine andere Richtschnur des Urtheils giebt als sein persönliches Verhältniß; was ihn tragen hilft, was sein Ansehn fördert, das ist ihm willkommen, das billigt und rühmt er als gut und vortrefflich; was ihm entgegensteht, das verwirft er, bezeichnet es als schlecht und verwerflich.“ In der That kann nicht geläugnet werden, daß sein Ansehen in den dreißiger Jahren den höchsten Glanz erreichte; mit dem Gefühle der Ehrerbietung nahten sich ihm auch seine Gegner, das Gewicht seines Rathes wurde von Staatsmännern jeder Richtung bereitwillig anerkannt, er galt als ein Eckstein der bestehenden Ordnung, als eine Institution, die man vielleicht nicht lieben, aber jedenfalls respectiren muß. Hatte aber Fürst Metternich nicht auch sachliche Gründe, die Zustände der bezeichneten Jahre bedenklich zu finden? Der Liberalismus feierte damals seinen schönsten, vielversprechenden Frühling, alle Gegensätze schlummerten in seinem Schooße, seine Ausdrucksmittel waren so rein und edel, sein Ziel idealer Art, sein Wirken auf die Befriedigung von Wünschen gerichtet, die, wie

Freiheit des Geistes, Größe der Nation, beinahe in jeder Brust Wiederklang finden. Verlockend und blendend erschienen die Erfolge des französischen Parlamentarismus, berechtigt vor Allem und der innigsten Theilnahme werth die griechische Revolution. Bald nach der Julirevolution veränderte sich die Sachlage. Der Liberalismus sah aus seiner Mitte schroffe Gegensätze hervorgehen, im Hintergrunde erhoben sich drohend die Gestalten der Republik und gesellschaftlicher Reformen, gegen sie mußte der Liberalismus, hie und da zur Herrschaft gelangt, ankämpfen, seine angreifende Stellung in eine defensive verwandeln, dem alten Gegner näher rücken. In dieser Defensive traf er mit der Wurzel der Metternich'schen Staatskunst zusammen, und erschien er dem Fürsten weniger gefährlich. So konnte er mit Recht die Zeit nach der Julirevolution seit 1834 loben und sagen: „die Sachen stehen jetzt viel besser, der Kampf ist klarer geworden, die Gegnerschaften haben sich verkörpert." An diesen, seit er officiell geworden war, gezähmten Liberalismus dachte Metternich, wenn er ausführte: „die Freiheit und die Herrschaft können und müssen sich vertragen lernen," und wenn er das ihm allseitig zuströmende Vertrauen rühmt. Ueberhaupt konnte man in den dreißiger und vierziger Jahren ein bequemes Sichgehenlassen, eine größere Nachgiebigkeit gegen ehedem scharf bekämpfte Richtungen an ihm bemerken. War dies Folge der größeren geistigen Schlaffheit, oder war es wirklich eine Wendung in dem bis dahin „unveränderlich" behaupteten Systeme?

Das Verhalten Metternich's im russisch-türkischen Kriege 1828 bis 29 und die schlecht verhehlte Theilnahme für die polnische Revolution könnten als Merkmale eines solchen Wendepunktes gelten. Die Abneigung Metternich's gegen Rußland ist oft schon hervorgehoben und als Zeugniß angerufen worden, daß es ihm wahrlich nicht an dem rechten Instinct für Oesterreichs reale Interessen gebrach. Seine orientalische Politik empfing auch von den Feinden des Fürsten das Lob einer correcten, seine Bemühungen, die politischen Folgen des Krieges zu verringern und die Gefahren für die Türkei zu mildern, waren ohne Zweifel aufrichtig gemeint. Vergegenwärtigt man sich aber die Schritte, die er in diesem Sinne unternahm, so steigt der Verdacht auf, als ob er weniger durch die Einsicht, wie verderblich die russische Machterweiterung auf Oesterreich zurückwirken müsse, als durch eine schwächliche Sehnsucht nach Frieden und Ruhe bestimmt worden wäre. Der Vorschlag wenigstens, Rußland solle zwei Friedenspläne entwerfen, den einen unannehmbar, den anderen in milderer Form, aber doch so, daß alle Forderungen Rußlands befriedigt würden — und Metternich verbürge sich für die Annahme des letzteren durch die Pforte, der wiederholt ausgesprochene Wunsch, Rußland

in jeder Weise fördern zu wollen, vorausgesetzt, daß es nicht auf dem Kriege beharre, sprechen für die letztere Annahme. Bestätigt sich diese Auffassung, so würden auch die Sympathien der österreichischen Regierung für die polnische Revolution nicht vollständig aus einer Systemsschwankung, aus der Eifersucht gegen Rußland erklärt werden. Daß man sich in Wien über die Verlegenheiten des Petersburger Cabinetes freute, ist wahrscheinlich, daß aber Fürst Metternich freiwillig Alles, was er seit funfzehn Jahren über die gemeinsamen Verpflichtungen aller Herrscher der Revolution gegenüber gesprochen und geschrieben, verläugnen, die Unterstützung der Polen durch die österreichische Bevölkerung zulassen, zur Mißtrauen erregenden Neutralität greifen konnte, dies verlangt eine besondere Erklärung. Die österreichische Regierung, Diplomatie und Polizei waren einige Wochen lang paralysirt, sie lenkten nicht die Bewegung, sondern wurden von dem Strom mit fortgerissen. Wie alle Revolutionen, die eine allgemeine nationale Grundlage besitzen, so eroberte sich auch der polnische Aufstand die Herzen der verschiedensten politischen Parteien, der romantische Nimbus, der ihn umfloß, blendete auch Männer, die sonst heftigen Staatsbewegungen durchaus abhold waren. Sogar Gentz fiel aus der Rolle und mußte für seine warme Vertheidigung Polens den Vorwurf ertragen, auch er habe sich von schlechten Grundsätzen anstecken lassen. In der theils stammverwandten, theils durch gemeinsame Schicksale befreundeten österreichischen Bevölkerung entflammte ein Enthusiasmus, wie ihn die „Märztage“ nicht glänzender und mächtiger offenbarten. Ueber Nacht schoß politisches Leben in Wien, Prag, Pesth empor, alle Welt trieb und verstand Politik, die gefesselten Zungen lösten sich, die öffentlichen Orte wiederhallten von Discussionen, oder besser gesagt, da keine Meinungsverschiedenheit herrschte, von Freundschaftsbetheuerungen für Polen, die Polizei kreuzte unthätig die Arme, die Censur verlor die Kraft, die Scheere zu brauchen, die Regierung den Muth, der Volksbewegung entgegen zu treten. Der Widerschein dieser Volksaufregung, der ersten, welche Oesterreich in unseren Tagen durchströmte, spiegelt sich in der „humanen“ Auffassung der Polenfrage bei Metternich. Wir glauben nicht, daß ihm das Verdienst freier Bestimmung in dieser Hinsicht gebührt, sondern daß auch ihn die Ueberraschung in Unthätigkeit versetzte. Als die Ueberraschung besiegt war, trat die alte Politik in ihre Rechte wieder zurück, und wurde gegen Polen und Polenfreunde eben so gewüthet, wie gegen die Revolutionäre anderer Völker. Es gelang, die äußeren Spuren der Volksbewegung so ziemlich zu verwischen; das aber konnte nicht gehindert werden, daß an der polnischen Revolution das nationale und politische Bewußtsein der einzelnen österreichischen Stämme erwachte, daß von diesem Augenblicke an Gedan-

ken über ihre große Vergangenheit und unwürdige Gegenwart die Geister der Ungarn, Böhmen, der Westslawen überhaupt erfüllten und Tag für Tag hochfliegende Zukunftpläne geträumt wurden, welche aber nicht an Oesterreichs Interessen anknüpften, vielmehr eigenwillig auf die Hebung der besonderen abgeschlossenen Stämme sich einschränkten. Die verhängnißvolle Nationalitätspolitik wurde geboren; die Polizei bemerkte wohl bald ihre Segnungen und begann mit „Nationalitätsschwindlern“ ihre Listen zu füllen, die eigentliche Regierung blieb aber noch viele Jahre für diese neuen Bewegungselemente blind. Insbesondere Metternich hielt sie seiner Aufmerksamkeit unwürdig; ihn beschäftigten eben damals die Münchengrazer Zusammenkunft, die Wiener Conferenzen, die deutschen, italienischen und spanischen Angelegenheiten, ihn leitete nach wie vor der Glauben, die Wahrnehmung des österreichischen Einflusses in den allgemeinen europäischen Fragen, die Lähmung aller Freiheitsversuche jenseits der österreichischen Grenzen bedinge die dauernde Macht des eigenen Staates. Bald darauf führte der Tod Kaiser Franz' I. andere Interessen in den Vordergrund.

Bis jetzt sahen wir im Fürsten Metternich den allgewaltigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in diesem Kreise des Staatslebens unantastbar, und, soweit es diesen Kreis betraf, seinen Einfluß unbeschränkt. So lange aber Kaiser Franz lebte, war des Ministers Wille keineswegs alleinherrschend, seine Einwirkung auf andere Zweige der Staatsverwaltung nicht bedeutend. In den letzten dreizehn Jahren dagegen seines öffentlichen Lebens ist Metternich der absolute Minister, Metternich's System gleichbedeutend mit der allgemeinen Grundlage der Regierung, seine Person der thatsächliche Lenker des Staates. So faßt es wenigstens die öffentliche Meinung auf. Für Alles, was in Oesterreich in diesem Zeitraum geschah oder nicht geschah, macht sie den Staatskanzler verantwortlich, in seinen Händen wähnt sie alle Fäden der Verwaltung zusammenlaufend, seinem Willen alle übrigen Würdenträger gehorsam, seine Macht über alle Kreise des Staatslebens gleichmäßig ausgedehnt. Konnte in dem früheren Zeitraume der Fürst und seine Vertheidiger behaupten, er sei blos das ausführende Organ, und bei allem Einflusse doch schließlich darauf angewiesen, sich dem Willen des Herrschers zu beugen, so galt er jetzt als der Träger und Schöpfer des Systems, unverantwortlich, Niemandem gehorsam, keiner anderen Macht untergeordnet. Diese Anschauung herrschte im Jahre 1848 so allgemein, daß man mit dem Sturze Metternich's die Ueberzeugung verband, nun sei die Staatsumwälzung vollendet. Seine Vertreibung bedeutete nicht weniger als in anderen Staaten der Dynastenwechsel. Lange bevor das Revolutionsjahr gekommen war, hatten alle Freunde des Fortschrittes, auch die Höchstgestellten, auch Minister und Erz-

herzöge, nicht etwa von einer Thronveränderung, sondern einzig und allein vom Tode Metternich's das Aufhören der bisher gültigen Regierungsgrundsätze erwartet, und nach den Märztagen konnten mehrere seiner Minister, wie Kolowrat, Kübeck u. A. ihre Aemter weiter führen, da man in ihnen mehr oder weniger willige Werkzeuge des Staatskanzlers, keineswegs aber in Nebenordnung verbundene Persönlichkeiten, gleich verantwortlich für das herrschende System, vermuthete. Nur einige Wenige, die für sich die Kenntniß der geheimen Vorgänge in den höchsten Staatskreisen in Anspruch nahmen, flüsterten andere Meinungen und ließen die Ueberzeugung durchblicken, als wäre es mit der Allmacht des Staatskanzlers nicht so bestellt gewesen, wie es den äußeren Schein hatte. Die Entscheidung, wo die Wahrheit liegt, zu treffen, sind wir nur dann im Stande, wenn wir uns ein Bild der leitenden Persönlichkeiten und eine Schilderung des herrschenden Geschäftsganges entwerfen. Uns vorliegende Privataufzeichnungen kenntnißreicher und scharf beobachtender Männer sollen uns dabei als Leitfaden dienen.

Die Thronbesteigung Kaiser Ferdinand's machte eine Neuordnung des Geschäftsganges unbedingt nothwendig, die leibliche Gesundheit des Herrschers besserte sich zwar von Jahr zu Jahr, die epileptischen Anfälle hörten gänzlich auf, dagegen zeigten sich die geistigen Kräfte in hohem Grade geschwächt. Ohne bis zur eigentlichen Unzurechnungsfähigkeit herabzusinken, konnte doch der Kaiser bei seiner dauernden Zerstreutheit und geringen Auffassungsgabe weder eine selbstständige Entscheidung treffen, noch an den Regierungsarbeiten eingehend theilnehmen. Eine thatsächliche Regentschaft wurde unter dem Namen der Staatsconferenz eingerichtet, in welcher Erzherzog Ludwig als Stellvertreter des Kaisers den Vorsitz führte, Metternich und Kolowrat die gewichtigsten Stimmen besaßen. Welche Kämpfe durchgefochten wurden, ehe man sich über diese Form einigte, und welche Mittel angewendet wurden, um den, wie es heißt widerstrebenden Grafen Kolowrat zur Zustimmung zu bewegen, ist bis zur Stunde noch nicht bekannt und war auch schon damals den fremden Diplomaten trotz aller Bemühungen vielfach ein Räthsel geblieben. Jedenfalls verlor Fürst Metternich nicht an Ansehn und Einfluß: am wenigsten begründet ist die Meinung, als hätte Erzherzog Ludwig die Regierung von nun an geleitet. Dieser, seinem Bruder, Kaiser Franz, an Charakter und Geistesrichtung unter allen Prinzen am meisten verwandt, besaß gleichfalls eine große Arbeitskraft, liebte aber wie Kaiser Franz zumeist nur die Details und entbehrte der Uebersicht der Geschäfte im Ganzen und Großen. Zudem war er in der Zuversicht zu Metternich's unübertrefflicher Staats-

kunft alt geworden und theilte mit diesem die Furcht vor jeder politischen Bewegung, die Scheu vor jeder staatlichen Aenderung.

Im Grafen Kolowrat aber lag durchaus nicht der Stoff zu einem ebenbürtigen Gegner des Staatskanzlers. Meist von Feinden des Letzteren gezeichnet, hat das Bild des Grafen Kolowrat eine Farbe empfangen, welche durchaus der Wahrheit widerspricht. Die gewöhnliche Schilderung, die ihn als einen Vertreter der liberalen Ideen im Ministerium, bemüht, den Staatshaushalt zu regeln, den finanziellen Mißbräuchen zu steuern, auffaßt, Liebe zu Bürgern und Bauern, Verständniß der wahren Volksinteressen ihm zuschreibt, wird von nahestehenden Beobachtern Lügen gestraft. Graf Kolowrat begann seine Laufbahn als Polizeidirector oder wie der offizielle Name lautet, als Stadthauptmann in Prag, — eine Stelle, die in der öffentlichen Meinung niemals hoch stand und von Aristokraten auch gewöhnlich verschmäht wurde, bei der bekannten Liebe des Kaiser Franz zum Polizeifache jedoch oft zu den bedeutendsten Aemtern führte. So war es hier der Fall; Kolowrat stieg unmittelbar vom Polizeidirector zum Oberstburggrafen oder Statthalter von Böhmen empor, zu diesem hohen Posten durch nichts empfohlen als durch seine Fähigkeit, persönliche Verhältnisse zu erforschen, und allen, auch den privatesten Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Die Regierungsgeschäfte zu leiten, dazu fehlte ihm Sinn und Bildung, sachliche Entscheidungen überließ er stets den untergeordneten Beamten, keiner Sitzung des „Guberniums“ wohnte er bei, es sei denn, daß es sich um die Besetzung des einen oder anderen Postens handelte. Dann fehlte er nicht und nahm mit großem Eifer für seine Günstlinge Theil an den Verhandlungen. Den Kaiser unterhielten die Rapporte, die Kolowrat unermüdlich über die persönlichen Beziehungen insbesondere auch des hohen Adels übersandte, und so, getragen von dem Glauben, Polizei und Regierung sei dasselbe, gewann er Achtung vor den Talenten des Grafen und hielt ihn großen Vertrauens werth. Zum Erstaunen aller Welt wurde Kolowrat 1827 als Conferenzminister nach Wien berufen. Er bediente sich hier, um im Amte zu verbleiben, derselben Mittel, die er bereits in Prag erfolgreich angewendet hatte. Durch fortgesetzte Polizeidienste bewahrte er sich die Gunst des Herrschers, durch fremde Hände ließ er die eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgen. Stets blieb ihm ein spiritus familiaris zur Seite. Bereits in Prag hatte er sich in der Person des klugen und gewandten aber grundsatzlosen Grafen Klebelsberg einen Gehülfen beigesellt, diesen, der aus dem Staatsdienst früher ausgeschieden war, zum Wiedereintritte bewogen, bei der Uebersiedlung nach Wien ihn nachgezogen und auch hier seinem Einflusse sich vollständig unterworfen. Graf Klebelsberg, zuerst Präsident der österreichischen Re-

gierung, dann Hofkammerpräsident, brachte in der letzteren Eigenschaft zwar nicht die eigene, wohl aber des Staates Oekonomie in so große Verwirrung, daß er trotz Kolowrat's Freundschaft nach einer Dienstzeit von wenigen Jahren entlassen werden mußte, natürlich mit Belassung seines vollen Gehaltes von 16,000 Silbergulden. Kolowrat ließ diesen alten Günstling um so rascher fallen, als er durch die Verbindung mit einem Manne Namens Joseph Eichhof die Dienste des ersteren völlig entbehren konnte. Eichhof's Geschichte ist für die Zeit, wo „Metternich's System" herrschte, so bezeichnend, daß sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Eichhof's Vater war Koch, später Haushofmeister im Dienste des Kurfürsten von Mainz, und in den Napoleonischen Kriegen Lieferant der verschiedensten Armeen. Er muß sich in dieser Eigenschaft eine genauere Kenntniß der Verkehrsbeziehungen und Handelswege erworben haben; wenigstens, als die Rheinschifffahrtscommission zusammentrat und nach einem mit der Bedeutung und den Hindernissen der Rheinschifffahrt vertrauten, sachkundigen Mann suchte, fiel die Wahl auf Eichhof Vater. Dieser nahm den Ruf an, unter der Bedingung, daß sein Sohn, damals Bootsmann auf einem holländischen Kauffahrer, in österreichischen Diensten versorgt werde. Der jüngere Eichhof wurde sofort zum Hauptmann a la suite ernannt, später für ihn die Sinecure eines Consuls für die Elbstaaten mit dem Sitze in Prag geschaffen. Bei der Revision der Elbschifffahrtsacte, deren erste Fassung durch den Baron Münch-Bellinghausen sich als völlig unbrauchbar und den österreichischen Interessen feindselig bewährte, wurde der Elbstaatenconsul blos aus Höflichkeit dem österreichischen Commissar, dem würdigen und thatkräftigen Ritter von Böhm als zweiter Bevollmächtigter beigegeben. Er trug mit Böhm nicht die Mühen der Hamburger Conferenz, erndtete dagegen allein die Ehren. Dem Grafen Kolowrat durch kleine persönliche Dienste in dem gleichen Maaße werth geworden, wie Böhm durch männlichen Widerstand gegen Nepotismus verhaßt geworden war, wurde Eichhof der Nachfolger des Letzteren. In rascher Aufeinanderfolge stieg er die einzelnen Stufen der bureaukratischen Leiter empor, bis er 1835 als Baron Eichhof die Stelle eines Hofkammerpräsidenten erhielt und als Kolowrat's rechte Hand die Finanzverwaltung leitete. Mit welchem Erfolge, zeigt die Thatsache, daß er nach wenigen Jahren aus dem Staatsdienste entlassen werden mußte, natürlich wieder mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes von 16,000 Gulden. Nach Eichhof besaß Kolowrat keinen auserlesenen Günstling mehr, weil er von seinem ganzen Hause bis zum Portier herab — die Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung liegen in unseren Händen — gleichmäßig abhängig wurde, weil er ein Spielzeug in den Händen

seiner Umgebung war, und sogar die Kraft, sich einen Günstling ausschließlich zu wählen, verloren hatte. Wir halten, indem wir Kolowrat's Bild in uns wieder beleben, mit Absicht die Erinnerungen aus den Märztagen 1848 zurück, wo Kolowrat als Ministerpräsident zitternd und bebend die Befehle böhmischer Tagschreiber und Wiener Studenten vollzog, für jede Thorheit, die man ihm zumuthete, noch unterthänig dankte, — wir wissen, daß damals auch tüchtige Männer wankten; seine Gestalt aus früheren Jahren, als er noch im Genusse seiner ganzen Macht stand, taucht in dem Gedächtnisse auf, — eine verfallene Greisenfigur, der Sinne nur halbmächtig, ohne alle Spur geistiger Erregung, bei jedem Geschäfte auf seine Secretäre und Diener verweisend, von diesen seine Gedanken, seine Entscheidungen empfangend. Und diese Persönlichkeit soll der Vertreter liberaler Ideen, soll Metternich's ebenbürtiger Gegner gewesen sein?! Daß Kolowrat dem Staatskanzler seine Macht neidete, daß er aus Mangel an Energie und um seine politische Unfähigkeit zu verbergen, auf alle Bitten, Forderungen und Anträge beschwichtigend und ausweichend antwortete, ist gewiß; das Eine hat ihn in den Ruf eines sachlichen Gegners des Fürsten, das Andere bei Fernstehenden und Kurzsichtigen in die Meinung liberaler Gesinnungen gebracht. In Wahrheit übte er niemals Widerstand gegen Metternich's System und machte nie den geringsten Versuch, irgend welchen Uebelstand in der Verwaltung zu beseitigen. Die Unterlassungspolitik fand in ihm den eifrigsten Vertreter.

Wie konnte aber, so wird man fragen, Fürst Metternich eine so unbedeutende Persönlichkeit durch Jahrzehnte neben sich dulden, und wenn es wahr ist, daß Metternich inneren Reformen nicht abgeneigt war, wie konnte bei Kolowrat's Nichtigkeit ein siegreicher Widerstand sich ihrer Verwirklichung entgegenstellen? Die Antwort ist mannichfach. Der Unveränderlichkeit des Systems entsprach die Unbeweglichkeit der Personen. Besonders in den höheren Staatskreisen, galt, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Verleihung des Amtes auf Lebenszeit als Regel. Man konnte die Besetzung wichtiger Aemter durch die eine oder andere Persönlichkeit mit allgemeiner Zustimmung als Uebel bezeichnen, aber von diesen Uebeln befreite nur der Tod. Niemand erwartete von dem guten Willen der Regierenden, von der Kraft des Volkes eine Besserung der Zustände, dagegen erblickte alle Welt im Tode den wahren Befreier Oesterreichs. Auch dadurch sicherte sich Kolowrat die Unantastbarkeit, daß er aus dem Inventare des Kaiser Franz übernommen worden war. So lange dieser lebte, stach Kolowrat's Unfähigkeit nicht so stark in die Augen, bei dem Regierungsantritte des Kaiser Ferdinand aber gelangte er in die den Monarchen vertretende Conferenz, deren Mitglieder natürlich die Bestim-

mungen des Pensionsstatutes nicht auf sich selbst ausdehnten. Und endlich, wer von den leitenden Persönlichkeiten hätte es unternehmen wollen, den Theil der Schuld, der an Kolowrat's Charakter klebte, von dem zu scheiden, welcher aus der Erstarrung des ganzen Staatswesens hervorging? Man braucht nur einen älteren Staatsschematismus zur Hand zu nehmen, um aus dem wirren Nebeneinanderbestehen zahlreicher Hauptbehörden, aus dem Mangel aller Zuspitzung die Unbeweglichkeit des politischen Organismus zu errathen, man muß wissen, daß der Geschäftsgang darauf eingerichtet war, alle Entscheidungen zu verschleppen oder zu fälschen, und man wird in den Zweifel geworfen, ob auch tüchtigere Männer als Kolowrat, ernstere Reformfreunde als Metternich eine durchgreifende Thätigkeit hätten entwickeln können.

Den Staatskanzler hemmten in erster Linie seine geringe Kenntniß des Verwaltungsfaches und seine große Gleichgültigkeit gegen Gegenstände der inneren Politik an aller erfolgreichen Wirksamkeit. Finanzfragen insbesondere besaßen für ihn eine spröde Form. Von Wallis bis Kübeck sah er eine lange Reihe von Finanzministern sich beigesellt, jeden ließ er gewähren, jedem stimmte er schließlich bei, obgleich er nicht allen Maaßregeln seinen Beifall zollte. Er beklagte die Gewaltmaaßregeln des brutalen Wallis; die scharfe Weise, wie sich Gentz und Ad. Müller über Stadion's Finanzpläne aussprachen, läßt vermuthen, daß auch Metternich ungünstig gegen sie gestimmt war. Sei es aber Trägheit, sei es Mißtrauen gegen die eigene Kraft, — er begnügte sich, mit den Achseln zu zucken und ließ Alles ruhig geschehen. Am wenigsten hatte er Veranlassung, der späteren Finanzpolitik der Klebelsberg und Eichhof entgegenzutreten. Daß sie in einen Abgrund führte, mochte er in der späteren Zeit vielleicht besorgen, Gentz wenigstens würde schwerlich auch jetzt noch, wie im Jahre 1823, behauptet haben: „Die Constitution, wenn sie nicht dereinst von anderen Seiten über Oesterreich hereinbricht, wird durch Staatsschuld und Banknoten auf keinen Fall erzwungen werden;“ er vernahm und widersprach nicht, daß der Steuerfuß in Oesterreich insbesondere für den großen Grundbesitz viel zu gering angeschlagen sei, und daß durch Erhöhung desselben die österreichischen Finanzen vollständig geregelt werden könnten, aber die entgegengesetzte von Kolowrat, Klebelsberg, Eichhof u. A. aus persönlichen Gründen eingeschlagene Politik, durch fortgesetzte Anleihen die Schäden der Verwaltung zu bergen und den Augenblick gründlicher Reform hinauszuschieben, fand in ihm keinen Gegner. Wir wollen nicht behaupten, auch ihn habe schnöde Selbstsucht dabei geleitet: es entsprach aber diese Art von Finanzwirthschaft, die dadurch hervorgerufenen Beziehungen zu dem europäischen Geldmarkt, seiner

Vorliebe für den diplomatischen Verkehr. Die Verhandlungen mit Banquiers besaßen die größte Verwandtschaft mit Negotiationen zwischen verschiedenen Mächten, in welchen der Staatskanzler seine Hauptstärke fand, wofür allein er auch ein tieferes Verständniß hatte. So wenig, als er Eichhof's verderblichem Treiben entgegentrat, widersetzte er sich Kübeck's Reformen. Für seine Eisenbahnpolitik suchte und fand der klarsehende aber leicht entmuthigte Finanzminister bei Metternich vollständige Billigung. Als Verdienst diese Theilnahme aufzufassen, aus der bewußten Ueberzeugung des Fürsten von der Nothwendigkeit eingehender Staatsveränderungen sie zu erklären, dazu liegt kein Grund vor. Metternich's Anschluß an die Reformpartei entspringt derselben Quelle, wie seine Vertheidigung der Sedlnitzki'schen Polizeiwillkür: der täglich wachsenden Unentschiedenheit, der bequemen Schwäche des Gehenlassens. Metternich's Privatcharakter gebührt das Lob großer Mäßigung: grimmiger Haß, Wollust im Uebelthun bleiben im Ganzen und Großen ihm fremd, für Anerkennung auch entgegengesetzter Richtungen war er nach eigener Versicherung empfänglich. Man sollte glauben, dies machte ihm Sedlnitzki's Polizeileitung wenig erträglich. Und dennoch fand der letztere in Metternich zwar keinen Freund, wie Hormayr's böse Zunge behauptet, wohl aber einen wohlwollenden Beurtheiler. Die in Oesterreich herrschende Sitte, die Polizei als Hauptbestandtheil allen Verwaltungszweigen beizumischen, von der Dynastie aus Italien verpflanzt und von Kaiser Franz eifrig gepflegt, übte freilich auch auf den Staatskanzler Einfluß; die guten Dienste, welche die österreichische Polizei seiner diplomatischen Wirksamkeit leistete, ließen ihn viele gehässige Eigenschaften derselben vergessen. Stärker leitete ihn auch darin die selbstsüchtige Bequemlichkeitsliebe. Sedlnitzki und dessen Trabanten störten ihn nicht und vereinfachten das Regierungsgeschäft. Er rechtfertigte gegen Varnhagen die Censur mit den Worten: „Sie nimmt auf die Personen Rücksicht;“ vorausgesetzt, daß sie gegen eine privilegirte Klasse nachsichtig verfuhr, fand er an ihr nichts auszusetzen. Schlimm ist, daß er noch in den letzten Jahren gegen Veuillot den Spielberg, den Cariere duro, dem er nahezu comfortable Eigenschaften zusprach, vertheidigte, und den sanftmüthigen, frommen Silvio Pellico einen grausamen Bösewicht, den Kopf mit „Mordplänen“ erfüllt, schimpfte. Sedlnitzki's und Salvetti's Lügen zu glauben, war aber bequemer, als selbständig zu prüfen und zu urtheilen. In Bezug auf Ungarn allein erschienen seine Reformgedanken keine bloße Formsache.

Die ständische Bewegung in den deutsch-slawischen Provinzen, ein Sturm in einem Glase Wasser, kümmerte ihn nicht; für die slawische Bevölkerung hatte er noch stärkere Bezeichnungen als für die schweizer De-

mokraten, diese „Canaille:“ von dem niederösterreichischen und böhmischen Adel versah er sich mit Recht keiner nachhaltigen Agitation. Die Landtage in Wien und Prag wieder auf bloße Puppenspiele zurückzuführen, diese Sorge überließ er Kolowrat, der denn auch mit seiner ungeschickten Hand Alles that, um nichtssagenden Demonstrationen Bedeutung zu verleihen und die Stände zu übermüthigen Forderungen zu reizen. Dagegen ist es Thatsache, daß Metternich, von seinem magyarischen Familienanhange geleitet, den Gebrauch der magyarischen Sprache als Staatssprache in Ungarn befürwortete und so der ungarischen Sonderpolitik den Weg zur Herrschaft bahnte. Noch mehr. Im Jahre 1857 wurde eine kleine Schrift: „Aphoristische Bemerkungen über die ungarischen Zustände“ in Wien verbreitet, eine im magyarischen Interesse verfaßte Denkschrift, welche angeblich Metternich im Jahre 1844 geschrieben und der Conferenz vorgelegt haben soll. Der Autorschaft Metternich's wurde nicht widersprochen, doch hegen wir gegen ihre Echtheit wohlbegründete Zweifel. Zunächst, weil diese Denkschrift den Hauptnachdruck auf materielle Reformen legt, die dem Fürsten bekanntlich stets gleichgültig waren; dann aber können wir ohne die tristigsten Zeugnisse nicht annehmen, daß Metternich, welcher hier die Unterlassungspolitik, die Trägheit, das Gehenlassen der Regierung geißelt, sich in solcher Selbstironie gefiel. Ein Spiegel, ihm vorgehalten, gäbe kein treueres Bild seines Systems, als es in jener Denkschrift gezeichnet wird. Und diese Selbstschau soll er angestellt haben in einer Zeit, wo er selbst in seinem Fachberufe eine bedenkliche Schwäche, Unentschiedenheit und Rathlosigkeit offenbarte! Während seiner langen Wirksamkeit erlitt er oft diplomatische Niederlagen, aber dann waren Großmächte seine Gegner; dagegen konnte er sich rühmen, über Kleinere stets triumphirt zu haben. Die Schweiz und Italien raubten ihm diesen Siegerstolz. Bisher konnte er immerhin als der Wächter der europäischen Ordnung sich hinstellen und auf seinen redlichen Eifer, die Verträge von 1815 zu wahren, pochen. Durch Krakau's Einverleibung zerriß er selbst den wichtigsten Rechtstitel seines Einflusses und seiner Politik. Die Grundfarbe seiner Handlungen während dieser übrigens wohlbekannten Vorgänge bildet das zögernde Schwanken, der wachsende Zweifel an die Dauer seines Systems.

Immerhin blieb Metternich auch am Abende seines Lebens für Viele eine imponirende Erscheinung, so zunächst für die jüngeren Erzherzöge, die in ihm willig ihren Vormund anerkannten, und seiner Autorität sich unbedingt unterwarfen. Die Redensart: „das wünscht und will der Fürst nicht“ konnte man gerade in den höchsten Kreisen am häufigsten hören. Nicht wenig unterstützte ihn die würdige Repräsentation, die er sich

bewahrt hatte. Wenige nahten dem Nestor der Staatsmänner Europas, ohne das Vorurtheil, in ihm einen großen Mann zu erblicken. Vortrefflich verstand er es auch, die Meinung, er liebe und würdige die Wissenschaft und Kunst, zu verbreiten. Er war mit zunehmenden Jahren immer zugänglicher geworden, und da er sich gern sprechen hörte, so ermüdeten ihn die Besuche der Fremden, — unter ihnen besonders zahlreich waren Franzosen und Engländer, — keineswegs. Deutschen berühmten Männern war er schon seltener sichtbar. Diese konnten aber, auch wenn sie nicht zum Fürsten gelangten, von Hammer, Hügel, Chmel wenigstens den Trost holen: „der Fürst hätte sich gewiß gefreut, sie zu sprechen und halte hohe Dinge von ihnen.“ Auch der Glauben, er kümmere sich um die öffentliche Meinung, er beachte die Stimmen der Presse, verstand er (oder seine Freunde) zu nähren. Wie viele Zeitungen vom Journal des Débats angefangen, welches damals alle österreichischen Attachés, ihrem Meister zu Ehren, zu lesen sich verpflichtet fühlten, bis zur Augsburger Allgemeinen Zeitung herab, standen in dem Geruche, von ihm mittelbare Mittheilungen zu erhalten! Dies Alles bewirkte noch in der letzten Zeit seines Wirkens eine gewisse Mäßigung des Urtheils über ihn, eine unfreiwillige Anerkennung seiner Bedeutung. Freilich, wer in das Closet blickte, wo jeder Mensch sein Skelet bewahrt, sah minder Erfreuliches: einen tauben Mann, für die Interessen der Gegenwart wenig empfänglich, in die Erinnerungen der Vergangenheit eingesponnen, schwatzhaft bis zum Uebermaaße und nur aus Gewohnheit noch thätig. Die Gegenstände seiner Thätigkeit aber — waren diplomatische Verhandlungen? Nicht doch! lächerliche Briefe, komische Amtserlasse, durch Sprachschnitzer pikante Actenstücke, die ihm auf seinen Wunsch aus allen Provinzen eingesendet wurden und mit deren Studium er sich die Zeit vertrieb. Man kann sich wohl denken, wie reich die Zufuhr floß. — Doch genug der Einzelheiten. In diesem Scheinleben — die Arbeitslast war auf jüngere Schultern, leider beschränkte, abhängige Menschen, wie Ficquelmont u. A. gewälzt worden — in dieser auf äußere Repräsentation beschränkten Thätigkeit traf ihn der Tag des Gerichtes, unvorbereitet und unverhofft. Seine letzten Acte galten dem Zweck, bereits angebahnte Reformen wieder rückgängig zu machen, da man sich „nichts abzwingen lassen dürfe.“ Die eigene Resignation wurde ihm denn doch abgezwungen. Wie er seine Aemter niederlegte, wird dramatisch genug erzählt: Im Conferenzzimmer die Erzherzoge und Minister, zu allen Concessionen willig, um nur den Thron zu retten, in der Nebenstube der Staatskanzler beschäftigt, ein Preßgesetz zu entwerfen, im Vorzimmer Alex. Bach wie ein Auctionator von Zeit zu Zeit „fünf Minuten“ als Frist bewilligend, dann Metternich hervortretend, der sich selbst zum Opfer

bringt und, nachdem er eine eindringliche Rede gehalten, die Burg verläßt, um unter Cavallerie-Eskorte aus Wien zu flüchten. Die Richtigkeit dieses Vorganges wird von Vielen bestritten, wir haben nicht die Mittel zur Hand, darüber zu entscheiden; das können wir als Thatsache verbürgen, daß Metternich's Muth keineswegs gebrochen war. Kaum in London angelangt, trafen ihn Beileidsschreiben jüngerer österreichischer Diplomaten, die ihren Entschluß ankündigten, gleichfalls den Staatsdienst zu verlassen. Metternich tadelte ihren Kleinmuth und prophezeite, daß in Oesterreich und Europa in naher Zeit wieder die jetzt verwüsteten Geleise der Politik würden befahren werden. Seine Rückkehr nach Wien und was in Oesterreich seitdem geschah, schien seinen Ausspruch zu bekräftigen. Ja, er erlebte in seinen letzten Tagen noch den Triumph, daß die rathlose Regierung in der italienischen Frage an seinen Orakelspruch appellirte. Welchen Werth sein Rath besaß, darüber haben die jüngsten Ereignisse entschieden. Sollen wir am Schlusse das Urtheil aussprechen, das die Betrachtung seines Lebens in uns hervorruft, so wäre es dieses: Als europäischer Staatsmann steigt und sinkt seine Bedeutung mit dem Werthe, den man den Verträgen vom Jahre 1815 beimißt. Wer in ihnen die dauernde und rechte Grundlage der öffentlichen Ordnung erblickt, muß auch Metternich den Preis der Größe zollen. Wer der entgegengesetzten Meinung ist, kann in ihm nur den gewandten und überaus vom Glücke begünstigten Diplomaten bewundern. Als österreichischen Minister trifft ihn ein härteres Urtheil. Vor Allem damit beschäftigt, sich im Amte und Ansehen zu erhalten, that er nichts, um aus der Macht Oesterreich den Staat Oesterreich hervorgehen zu lassen. Seine Existenz war durch die Dauer jener Macht bedingt, und darum hielt er sie mit aller Kraft und mit krampfhafter Zähigkeit aufrecht. Die Verzögerung dieses Prozesses hat aber ein schweres Verhängniß über Oesterreich heraufbeschworen, und es trifft daher den alten Staatskanzler mit Recht die Verwünschung jedes österreichischen Bürgers.

Politische Correspondenz.

Berlin, 18. Juli 1859.

Wenn wir im Folgenden den Versuch machen, uns in der wunderbaren Gegenwart zu orientiren, so verhehlen wir es uns nicht, daß es voreilig erscheinen kann, schon jetzt eine Meinung zu äußern. Noch deckt der Schleier des Geheimnisses manche Thatsachen, die uns das Verständniß des Geschehenen erleichtern und den Weg in die Zukunft bezeichnen könnten. Aber, wenn wir nicht vergessen, daß das Urtheil, welches wir uns *heute* bilden können, sich eben nur auf die bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen stützt und daß jede neu auftauchende als Prüfstein zu seiner Berichtigung benutzt werden muß, so wird es nicht nur nicht schaden, es wird vielmehr die Auffindung der Wahrheit erleichtern, wenn wir schon jetzt das Feststehende übersichtlich zusammenfassen.

Als sicherster Ausgangspunkt erscheinen die Friedensbedingungen. Die Situation hat in ihnen gewissermaßen Fleisch und Blut gewonnen; neben ihnen besitzen anderweitige Kundgebungen selbst der unmittelbar betheiligten Parteien nur die Bedeutung eines Commentars — eines vielleicht sehr mangelhaften, vielleicht sogar auf Trug berechneten Commentars.

Wie erscheinen die Friedensbestimmungen vom Standpunkt der verschiedenen Interessen, die hierbei in Frage kommen?

Nach einem kurzen und blutigen, aber durchweg siegreichen und glänzenden Feldzug tritt *Frankreich* vom Kampf zurück mit einem erheblichen Zuwachs an militärischem Ruhm, aber, so viel bis jetzt bekannt ist, ohne materiellen Gewinn. Doch das Merkwürdigste ist, daß es den *Zweck*, den es auf seine Fahne geschrieben, *nicht* erreicht hat; weder den *ursprünglichen* Zweck, — denn die Oesterreicher sind *nicht* aus Italien vertrieben; noch den im Laufe des Kampfes *modificirten* Zweck, — denn die Italiener sind nicht in die Lage gekommen, ihre Zukunft selbstständig zu bestimmen, — und von ihrer politischen Freiheit ist keine Rede. Dieser Fehlschlag in der Hauptsache, in dem, was aus freiem Antriebe mit großem Pomp als die Aufgabe des Kampfes proclamirt wurde, — dieser Fehlschlag soll durch Hymnen auf die kaiserliche Mäßigung verdeckt werden, aber — er ist viel zu groß dazu.

Auch mit dem *moralischen Machtzuwachs*, der in der Dankbarkeit eines großen Volkes erworben werden sollte, hat es eine eigne Bewandtniß. Zum Trost dafür, daß er die feierlich proclamirte Aufgabe

des Kampfes im entscheidenden Moment zu Boden fallen ließ, zeigt Louis Napoleon den Italienern das unbestimmte Schattenbild einer italienischen Conföderation, — als einzigen Ersatz für ihre zertrümmerten Hoffnungen. Noch kann Niemand sagen, ob dieses Schattenbild je Leben gewinnen wird; noch weniger, welche concrete Gestalt es annehmen wird; darüber aber wird in Italien schon jetzt nur Eine Stimme herrschen, daß diese zu Villafranca projectirte Conföderation nicht das Ziel der italienischen Hoffnungen, auch nicht die maaßvolle Verwirklichung reducirter Hoffnungen, sondern das directe Gegentheil dessen ist, wofür die Italiener das Schwert zogen. Der Krieg sollte die Oesterreicher aus Italien vertreiben, die Conföderation, in welcher Oesterreich neben dem Papst, neben den treu ergebenen Regenten von Toscana und Modena Platz nimmt, zwingt Italien unter eine österreichische Majorität. Der Krieg sollte die Basis des österreichischen Einflusses an den italienischen Höfen, die Separatverträge, deren Legalität aus völkerrechtlichen Gründen angezweifelt wurde, beseitigen: die Conföderation schafft diesem Einfluß eine festere, weil legale Form. Der Krieg sollte Italien politische Freiheit bringen: die Conföderation eröffnet ihm die Aussicht, daß auch das bereits vorhandene Stückchen Freiheit, die piemontesische, bundesmäßig zu Tode curirt und daß der große Protector und Befreier über ihrem Sarge mit einem weinenden und einem lachenden Auge sein feierliches Amen sprechen wird.

In der That, es bleibt nur die Alternative: entweder ist die Versicherung, daß der Krieg die Vertreibung der Oesterreicher und die Befreiung Italiens bezweckt habe, das schnödeste Gaukelspiel gewesen, um dessentwillen je Ströme von Blut vergossen sind; oder die kaiserliche Politik ist von dem allerseltsamsten Mißgeschick betroffen worden, von dem man je gehört hat: sie hat nach großen Siegen, und nur nach Siegen, das Gegentheil von dem erreicht, was sie erstrebte.

Wenden wir uns zu Oesterreich.

Oesterreich hat nach einem ruhmlosen Feldzuge Frieden geschlossen. Bis zur Schlacht bei Solferino konnte man sagen, daß eine Verknüpfung ungünstiger Zufälligkeiten den Erfolg der österreichischen Waffen verhindert habe; ein günstig gelegenes Eisenbahnnetz setzte den Gegner in den Stand, überlegene Truppenmassen auf das Schleunigste nach Punkten zu befördern, an denen die österreichischen Armeen nicht rasch genug concentrirt werden konnten. Bei Solferino griffen die Oesterreicher an; Ort und Stunde der Schlacht hatten sie gewählt; ihr ganzes Heer war bei der Hand; es war auf eine Ueberraschung des Feindes abgesehen. Dennoch unterlagen sie. Wie sehr man auch die Tapferkeit des österreichischen

Soldaten anerkennen mag: es ist nicht zu leugnen, Oesterreich scheidet aus dem Kampf, ohne seiner Armee irgend eine Satisfaction verschafft zu haben; durch einen ruhmlosen Feldzug hat es den Eindruck der militärischen Inferiorität hervorgebracht und nichts gethan ihn zu verwischen.

Nach einer sehr zuversichtlich ausschauenden Aggression, dann nach einem Widerstande von nur zwei Monaten hat sich Oesterreich entschlossen, eine seiner schönsten Provinzen zu opfern, — eine Provinz, deren vollständige Behauptung es in allen seinen Verhandlungen mit Preußen als unerläßliche Bedingung jedes Uebereinkommens bezeichnete. In demselben Moment, in welchem es durch eine außerordentliche Mission dem preußischen Gouvernement die feste Erklärung geben läßt, daß es nie einen Frieden schließen werde, in dem auch nur ein Dorf der Lombardei geopfert werde, — in demselben Moment wirft es die ganze Provinz weg, wirft sie weg mit dem Bewußtsein, daß sie bestimmt ist, die Staaten seines gehaßtesten Feindes, des Königs von Sardinien, zu vergrößern.

Vor jeder andern Betrachtung drängt sich hier die Frage auf, welche wunderbare Verflechtung von Umständen zum Abschluß eines so merkwürdigen Friedens gedrängt hat? was den Kaiser Napoleon bestimmt hat, in seiner Siegeslaufbahn plötzlich still zu stehen, die von ihm selbst bezeichnete Aufgabe des Krieges fallen zu lassen und einen Frieden zu beantragen, der die Landsleute Orsini's mit dem bittersten Ingrimm erfüllen wird? und was den Kaiser von Oesterreich genöthigt hat, einen Frieden anzunehmen, dessen Opfer durch das Gewicht der bis dahin erlittenen Niederlagen nicht im Entferntesten bedingt sind, und mit den Aussichten, welche sich für eine Weiterführung des Kampfes eröffneten, im grellsten Contrast stehen?

Daß die Gründe nicht militärischer Art waren, wird ziemlich allgemein anerkannt. Officiell ist von beiden Seiten versichert worden, daß der Gesundheitszustand der Armeen ein vortrefflicher sei, und auch aus andern Quellen hört man, daß der Lagertyphus nicht gerade in ungewöhnlichem Maaße wüthete. Große Opfer hat der Krieg gekostet; aber sie treffen beide Theile gleichmäßig, und können nach so kurzem Feldzuge unmöglich beträchtlich genug sein, um beiden Theilen die Fortführung des Krieges unmöglich zu machen. Auch war es beiden Theilen nicht schwer, die Lücken durch Heranziehung von Verstärkungen zu ergänzen. Auf französischer Seite war das Corps des Prinzen Napoleon eben auf dem Kampfplatz erschienen, und ein weiterer Nachschub aus Frankreich jetzt nicht mehr so vorwiegend wie im Monat Mai auf den Seetransport verwiesen. Die Schwierigkeiten des Kampfes innerhalb des Festungsvierecks auf einem von neutralen Grenzen eingeengten Terrain konnten

eben so wenig einen Grund bilden, denn sie waren dieselben auch in dem Moment, als das Programm der Befreiung Italiens bis zum Adriatischen Meere proclamirt wurde, — Frankreich müßte sich denn in jenem Moment der irrigen Voraussetzung hingegeben haben, daß Deutschland eine Verletzung seines Gebietes gelassen ansehen werde. Andererseits hatte Oesterreich jetzt erst die Position eingenommen, welche von jeher für seine festeste Operationsbasis gegolten hat; es stand in ununterbrochener, durch Eisenbahnen erleichterter Verbindung mit seinen Hauptlanden, mit seinen militärischen Ressourcen; auf seiner ganzen Nordfront durch Deutschland vollkommen gedeckt, konnte es seine gesammte Heeresmacht auf den Kriegsschauplatz ziehen.*) Allerdings wird behauptet, daß diejenigen Truppen, die an den Schlachten Theil genommen, durch den Unmuth über die ungeschickte Führung demoralisirt und desorganisirt seien; aber der geordnete Rückzug nach jeder Niederlage, und der Umstand, daß der siegreiche Feind nie eine Verfolgung für zweckmäßig erachtet hat, spricht nicht für eine Auflösung der Bande der Disciplin; und wenn sich hier und dort die Unordnung zeigte, die von jedem Rückzug unzertrennlich ist, — konnte Oesterreich sich ein geeigneteres Terrain zur Beseitigung dieser Schäden wünschen, als sein berühmtes Festungsviereck? Und selbst im schlimmsten Falle, wenn auch hier neues Mißgeschick sich einstellte, — die Welt wußte es und Kaiser Franz Joseph konnte es eben so gut wissen, daß dem bedrängten Oesterreich deutsche Hülfe nahe war, daß diese Hülfe, wenn sich das Kriegsglück ihr günstig zeigte, dem österreichischen Kaiserstaat begründete Aussicht eröffnete, nicht nur die Ehre seiner Waffen wiederherzustellen, sondern auch seinen Länderbesitz vollständig behaupten zu können.

Es waren also nicht militärische Gründe, welche zu diesem voreiligen Frieden nöthigten, — es waren Gründe politischer Art. Beide unmittelbar betheiligte Parteien stimmen in den Proclamationen an ihre Armeen und Völker darin überein; aber — merkwürdig! — sie führen politische Gründe auf, die sich diametral widersprechen.

Der Antrag auf einen Waffenstillstand und auf Friedensverhandlungen ging von Frankreich aus. Als einziges Motiv dieses Schrittes bezeichnet der erläuternde Artikel des Moniteur die bevorstehende Mediation: diese würde doch nach Verlauf weniger Tage einen Waffenstillstand als erstes Resultat zur Folge gehabt und die neuen militärischen Unternehmungen, die auf verschiedenen Punkten so eben ausgeführt werden sollten, unterbrochen haben; das mit ihrem Beginn verknüpfte Blutvergießen wäre also zwecklos gewesen, und das humane Herz des Kaisers

*) Es hatte in Italien nicht weniger als zehn und ein halbes Armeecorps.

habe das Bedürfniß empfunden, sich darüber zu vergewissern, ob sein Gegner mit ihm in dem Wunsche übereinstimme, derartige zwecklose Opfer zu vermeiden. — Wir können es hier dahingestellt sein lassen, ob es die Humanität des Kaisers war, die ihn zu einer solchen Rücksichtnahme auf die Mediation bewog, oder ob er es vorzog, nicht unter dem Schein einer von den Neutralen ausgeübten Pression zu handeln: in beiden Fällen bleibt die Mediation als die Thatsache stehen, welche den entscheidenden Anstoß zur Sistirung der Feindseligkeiten gab.

Dem Waffenstillstande ließ der Kaiser sofort Friedensverhandlungen und den Abschluß des Friedens folgen. In der Proclamation, durch welche er die Armee mit diesem Ereigniß bekannt machte, giebt er als „einzigen und alleinigen“ Grund desselben an, daß „der Kampf Verhältnisse anzunehmen drohte, die mit den Interessen nicht mehr in Beziehung standen, welche Frankreich bei diesem furchtbaren Kriege hatte.“ Wie beurtheilt also Kaiser Napoleon die wahrscheinlichen Erfolge der Mediation? Daß dieselbe zunächst einen Waffenstillstand herbeiführen würde, betrachtete er als selbstverständlich; aber einen Nutzen für seine Sache erblickte er in ihr so wenig, daß er es nicht für rathsam fand, ihren Verlauf abzuwarten. Und zwar nicht etwa bloß deshalb, weil er voraussetzte, daß sie ihm einen Abschluß auf weniger günstige Bedingungen abdrängen würde, als er sie von einer directen Verhandlung mit Kaiser Franz Joseph erwarten durfte; er setzte vielmehr als sicher voraus, daß die Mediation gar nicht zum Frieden, sondern zu einer weitern Ausdehnung des Kriegsbrandes führen werde, d. h. also, daß sie ihm Bedingungen proponiren werde, die zu sehr dem Interesse Oesterreichs dienten, an deren Annahme von Seiten Frankreichs gar nicht zu denken wäre, während ihre Verwerfung ein kriegerisches Auftreten Preußens zur unmittelbaren Folge haben müßte. Ohne Frage war es dem Kaiser bekannt, daß Preußen die Aufrechterhaltung des Besitzstandes zum Ausgangspunkt seiner Vermittelung zu machen beabsichtige; und der Erfolg hat gezeigt, daß er mit Recht von Franz Joseph ein günstigeres Abkommen zu erhalten gehofft hat. Ohne Frage hatte er ferner gehört, daß das englische Cabinet die Unterstützung der preußischen Vermittelungsvorschläge, weil sie zu entschieden dem österreichischen Interesse entnommen wären, kurzweg abgelehnt habe; die Aeußerung Lord John's, daß in jenen Vorschlägen beleidigende Zumuthungen für Kaiser Napoleon lägen, ließ ihm vollends die Natur dieser Propositionen in einem Lichte erscheinen, daß er auf Grund solcher Mittheilungen zu der leicht erklärlichen Besorgniß gelangen mußte, Preußen werde in der Hauptsache österreichischer sein als Kaiser Franz Joseph selbst. Da es nun ebenfalls bekannt war, daß Preußen seine Vermitt-

lung und seine Action nicht von der Zustimmung der beiden andern neutralen Mächte abhängig gemacht, daß es vielmehr ausdrücklich erklärt habe, seinerseits eine Mediation nicht mehr verschieben zu können, so war es erklärlich, daß Napoleon von der preußischen Vermittlung nicht den Frieden erwartete, sondern jene Erweiterung des Krieges, die den Interessen Frankreichs nicht mehr entsprach, d. h. also, einen Bruch mit Preußen.

Eine solche Auffassung der Situation giebt Kaiser Napoleon in seiner Proclamation an die Armee zu erkennen. Lesen wir die Ansprache Franz Joseph's an seine Völker, so ist es uns, als handelte es sich um eine völlig andere Geschichte.

Auch Kaiser Franz Joseph giebt als Motiv seiner Zustimmung zu diesem demüthigenden Frieden nicht den zerrütteten Zustand seiner Armee an, nicht die Erschöpfung der Hülfsquellen seiner Reiche, nicht das entscheidende Gewicht der erlittenen Niederlagen. Er spricht es vielmehr ausdrücklich aus, daß der Muth seiner Armee ungebrochen sei, daß sie mit Zuversicht neuen Kämpfen entgegen sehe, daß sie sich zur Zeit im Besitz einer Stellung befinde, welche die Aussicht auf eine Wiedereroberung des Verlorenen offen lasse, daß der Feind nur militärische Vortheile, nicht einen entscheidenden Sieg errungen habe. Auch der Kaiser von Oesterreich bezeichnet als alleinigen Grund seiner Bereitwilligkeit, auf diesen Frieden einzugehen, die politischen Verhältnisse.

Aber während Napoleon den plötzlichen Abbruch der Feindseligkeiten dadurch erklärt, daß ein Verzug von wenigen Tagen Oesterreich einen mächtigen Bundesgenossen zuführen und dem Kriege bedrohliche Dimensionen geben würde, macht Kaiser Franz Joseph seinem Unmuth darüber Luft, daß er in diesem Kampfe sich von seinen ältesten und natürlichen Bundesgenossen verlassen gesehen habe und daß er auch dem fernern Kampfe isolirt hätte entgegen gehen müssen. Während Napoleon von der Voraussetzung ausgeht, die Vermittelungsvorschläge würden Oesterreich so günstig und für ihn so unannehmbar sein, daß ein Bruch mit der vermittelnden Macht unvermeidlich sei, — stellt Franz Joseph die erstaunliche Behauptung auf, die Mediation würde ihm drückendere Bedingungen abgepreßt haben, als eine directe Verständigung mit Frankreich.

Allerdings sucht das österreichische Manifest das Unglaubwürdige dieser Behauptung durch ein überraschendes quidproquo zu verdecken: es knüpft seine schwarzen Befürchtungen nicht geradezu an die preußische Vermittelung, sondern an die von den drei neutralen Mächten verabredete Vermittelung. Es insinuirt die Vorstellung, daß es sich nur um eine Vermittelungsbasis gehandelt habe, welche die Frucht eines Compromisses unter den drei Neutralen war. Aber die Wahrheit ist, daß Preußen mit

seinen Vermittelungsbasen, falls sie sich der Zustimmung der beiden andern neutralen Mächte nicht erfreuen sollten, selbständig hervortreten zu wollen erklärt hat. Die Wahrheit ist, daß England eine Theilnahme an diesem Vermittelungsversuch kurz von der Hand gewiesen hat; eine Einwirkung auf denselben zum Schaden Oesterreichs war also von ihm um so weniger zu besorgen, als es von der festen Ueberzeugung ausging, daß die Mediation zu dieser Zeit und auf diesen Grundlagen scheitern müsse. Es handelte sich demnach nur um die preußische Vermittelung, welche Rußland im Allgemeinen als zeitgemäß anerkannt hatte; und wenn das Manifest des Kaisers von Oesterreich die Mediation in ein so ungünstiges Licht stellt, so mußte man darauf gefaßt sein, daß unaufmerksame Leser, welche den verclausulirten Ausdruck des Manifestes und seine der wahren Sachlage nicht entsprechenden Insinuationen nicht scharf ins Auge fassen, die an einen Compromiß der Neutralen geknüpften Anschuldigungen des Manifestes schlechtweg auf Preußen beziehen und den vollen Ingrimm ihres Hasses diesem Staate zuwenden würden *).

Erinnern wir uns, den Anschuldigungen Oesterreichs gegenüber, nochmals an den Thatbestand.

Als sich im Westen das Kriegsungewitter zusammenzog, suchte Oesterreich, statt sich vertrauensvoll an seinen »ältesten und natürlichen Bundesgenossen« zu wenden, mit Umgehung Preußens bei den kleinern deutschen Staaten auf einen Bundesbeschluß hinzuwirken, der Preußen auch wider seinen Willen in den bevorstehenden Krieg hineinziehen sollte. Nicht als souveräne Macht, nicht als selbstständiger Alliirter, — nein, als Vasall Oesterreichs sollte Preußen in den Kampf eintreten, für Zwecke und Ziele, die nicht die seinigen waren, die es vielmehr, wie sich bald herausstellte, entschieden mißbilligen mußte. Als Preußen nicht die geringste Neigung verrieth, auf seine Selbstständigkeit zu verzichten, als es die specifisch österreichischen Interessen, die bei dem Conflict in Frage kamen, scharf von den deutschen schied, ließ man die ganze österreichisch gesinnte Presse gegen Preußen los, überschüttete unsern Staat mit Schimpf und Hohn.

*) Seitdem das Obige geschrieben ist, sind Enthüllungen erfolgt, nach denen es scheinen könnte, als ob Oesterreich über den Geist der preußischen Mediation durch einen schändlichen Betrug dupirt war. Eine Entschuldigung Oesterreichs können wir darin nicht erblicken. Denn der Inhalt der preußischen Circulardepesche an die deutschen Höfe, die dem Wiener Cabinet ohne Frage bekannt war, mußte die Echtheit solcher Vermittelungsvorschläge, wie sie das Mainzer Journal publicirt, zum Allermindesten höchst zweifelhaft erscheinen lassen, und eine einfache Anfrage in Berlin hätte darüber Gewißheit geben können. Daß man die letzteren für richtig gehalten, ist unglaublich. Will man vielleicht lieber dupirt erscheinen, als sich den Folgerungen aussetzen, welche aus den nicht in der Wahrheit begründeten Anschuldigungen des kaiserlichen Manifestes gezogen werden müssen?

Preußen ließ sich dadurch nicht beirren, das, was in dieser Verwickelung für Deutschland Gefährliches und Bedrohliches lag, fest ins Auge zu fassen. Es rüstete. Es betheiligte sich eifrig an den Vermittelungsversuchen der neutralen Mächte, wie oft wir auch das hochmüthige Wort vernehmen mußten, daß Oesterreich Alliirte brauche, nicht Vermittler. Endlich, als die Gefahr höher stieg, entschloß sich Oesterreich, den Erzherzog Albrecht nach Berlin zu senden. Es schien nun eine directe Verständigung suchen zu wollen, that aber dennoch einseitig den entscheidendsten Schritt: gegen Preußens dringendsten Rath erließ es seine Sommation an den Turiner Hof und seine Heere schritten über den Ticino. England und Rußland protestirten; sie ließen Oesterreichs Sache fallen; Preußen wurde isolirt. Inmitten dieser wachsenden Gefahr blieb Preußen seinem Entschlusse treu, eine Schwächung Oesterreichs und dadurch eine Störung des europäischen Gleichgewichts nicht zu dulden. Es setzte sich in Kriegsbereitschaft, suchte seinerseits, aus freiem Antriebe, durch die Mission Willisen's eine Verständigung mit Oesterreich zu bewirken. Aber das Wiener Cabinet verlangte nicht mehr und nicht weniger, als eine Garantie der italienischen Besitzungen, deren Behauptung jetzt schon dem Kriegsglück anheimgestellt war, die Aufrechterhaltung seiner Specialverträge, Kampf zur Niederwerfung Sardiniens und bis zum Sturze Napoleon's, — das sollten die Grundbedingungen der Allianz sein. An vielen Orten ist in Deutschland die Vermuthung verbreitet, daß Preußen exorbitante Gegenforderungen gestellt haben müsse, für deren Bewilligung Oesterreich einen so hohen Preis habe ausbedingen dürfen. Aber die Welt wird erstaunen zu hören, daß Preußen für sich gar keine Concession verlangt hat; es hat nur für den Fall, daß es in den Kampf eintreten sollte, die Zusicherung verlangt, daß Oesterreich ihm die Mittel zu einer wirksamen Hülfe nicht zerstören, daß es ihm bei seinen Bemühungen, die deutschen Höfe für eine einheitliche politische und militairische Action während dieser Krise zu gewinnen, nicht feindlich entgegentreten möge. Dafür wollte Preußen sein Möglichstes für eine Aufrechterhaltung des Territorialbestandes thun, und da Oesterreich endlich sich entschloß, auf den Specialverträgen nicht mehr zu bestehen, so schien — wenn nicht eine Einigung, so doch eine Annäherung zu Wege gebracht. Preußens fernere militairische Maaßregeln, seine Schritte beim Bunde sind bekannt. Da erschien unerwartet Fürst Windischgrätz in Berlin. Nicht zufrieden mit der Zusicherung, daß Preußen für die Aufrechterhaltung der österreichischen Besitzungen in Italien sein Möglichstes thun werde, verlangt er wieder eine förmliche Garantie, verlangt er wieder den Kampf für die Specialverträge, die Graf Rechberg in der Note vom 29. Mai fallen ge-

lassen, indeß schon in der Depesche vom 22. Juni wieder aufgenommen hatte. Unbeirrt durch ein so unerhörtes Verfahren, macht Preußen die Aufrechterhaltung des Territorialbestandes zum Ausgangspunkt seiner Vermittelung; es theilt diesen Entschluß den deutschen Höfen offen, den Cabinetten zu London und Petersburg andeutungsweise mit; seine sechs Armeecorps setzen sich in Marsch, — da schließt Kaiser Franz Joseph, nachdem seine Armee ihre festeste Operationsbasis eingenommen hat, einen Waffenstillstand auf sechs Wochen. Ungeachtet der schwerwiegenden Calamität, unsere Landwehr so lange Zeit unthätig mit dem Gewehr im Arm stehen zu lassen, weicht Preußen auch bei diesem Ereigniß nicht aus der eingeschlagenen Bahn; seine Truppen marschiren weiter, der Befehl zur Mobilisirung der drei letzten preußischen Armeecorps wird unterzeichnet, selbst Fürst Windischgrätz telegraphirt nach Verona, man möge keinen Frieden schließen, auf Preußens Hülfe sei zu zählen — in diesem Moment befiehlt der Kaiser von Oesterreich, den preußischen Antrag beim Bunde hinsichtlich der Oberleitung durch einen Gegenantrag zu durchkreuzen, und wirft sich dem Feinde in die Arme.

Und dann schleudert er die Denunciation in die Welt, daß er von Preußen im Stich gelassen sei!

Diese Hast, Preußen zu beschimpfen und in den Augen derer, die nicht prüfen, zu erniedrigen, lehrt zur Genüge, was das Wiener Cabinet als seine wichtigste Aufgabe betrachtet. Sie liefert den Schlüssel für das wunderbare Räthsel, daß Kaiser Franz Joseph in einem Moment, wo seine Armee in ununterbrochener Verbindung mit ihren Hülfsquellen in einem neutralen Hinterlande, gestützt auf starke Festungen, eine für unangreifbar gehaltene Stellung eingenommen hatte; wo ein Versuch des Feindes, sie zu umgehen, ohne Verletzung neutralen Gebietes kaum durchführbar war und in Folge dessen einen durchgreifenden Umschwung der politischen Situation zu Gunsten Oesterreichs in Aussicht stellte, — daß Kaiser Franz Joseph in einem Moment, wo die preußische Armee nach dem Rhein marschirte; daß er nach der Meldung seines Bevollmächtigten in Berlin, auf die Hülfe Preußens sei zu rechnen, die Wiederherstellung der Waffenehre seiner Truppen aufgab, eine Provinz aufopferte und Frieden schloß mit einem Gegner, der selbst einräumt, daß er in die allermißlichsten Verhältnisse gerathen war. Ein österreichisches Blatt, die Prager Zeitung, deckt offen und ehrlich den wahren Grund dieser Handlungsweise auf: drei Lombardeien würde Oesterreich geopfert haben, wenn es dadurch verhindern konnte, daß Preußen durch sein Auftreten in Deutschland zu Ansehen und Einfluß gelangte.

Und hierin, in dem Umschwung zum Bessern, der in der Stimmung

Deutschlands immer entschiedener sich kund gab, — in dieser Thatsache wurzelt der Entschluß Franz Joseph's, in solcher Zeit, unter solchen Umständen, mit solchen Opfern einen Pact mit Napoleon zu schließen. Immer deutlicher hatte man in Deutschland erkannt, was es eigentlich bedeute, Oesterreich blind Heeresfolge zu leisten: Niederwerfung der sardinischen Freiheit, Ausbreitung reactionärer Unterdrückung über die ganze italienische Halbinsel, Sieg des Pfaffenthums und der Dunkelmänner, und erschwerter und ertödtender Druck auf Deutschland in demselben Sinne, — das waren die Resultate, denen blinde Lehnsfolge entgegenführen mußte, wenn sie siegte; das war das Aequivalent, das in die Wagschale fiel als Gegengewicht der Gefahren im Fall einer Niederlage, eines österreichischen Separatfriedens, einer Preisgebung und neuen Zerstückelung Deutschlands. Die erste Aufwallung gegen Preußen war bei allen wirklich deutsch gesinnten Männern der Ueberzeugung gewichen, daß Preußen Anerkennung verdiene für die Besonnenheit, mit der es die wirklich deutschen Interessen, welche bei dem schwebenden Conflict in Frage kamen, von den specifisch österreichischen auszuscheiden und zur Vertheidigung jener die Kraft Deutschlands zu sammeln sich bemühte. Unter dem Eindruck der Erfahrungen des italienischen Feldzugs befestigte sich immer mehr die Ueberzeugung, daß die Vielköpfigkeit des deutschen Bundesstaates, daß die Wirksamkeit eines Bundeskriegsraths in Frankfurt Deutschland mit den größesten Gefahren bedrohe, daß in so schwerer Zeit einheitliches Handeln unerläßlich sei; immer entschiedener drängte man in den deutschen Ländern darauf hin, Preußen für die Zeit dieses Conflicts die politische und militärische Leitung zu überlassen, — da war Gefahr im Verzuge für die Politik des Hauses Habsburg; es machte kopfüber seinen Pact: denn es durfte nicht dulden, daß Deutschland einmal selbständig für seine Interessen auftrete, daß es auch nur während eines Provisoriums die Vortheile eines einheitlichen und energischen Handelns kennen lerne, daß es sich seiner Kraft unter den Völkern Europas bewußt werde. Um Deutschland in der Ohnmacht zu erhalten, die es auch fernerhin unter den österreichischen Einfluß bannt: deshalb wurde die Lombardei geopfert, deshalb wurden gleichzeitig die giftigsten Verleumdungen gegen den Staat geschleudert, der sich bemüht hatte, Deutschland auf eigne Füße zu stellen.

Und doch — doch waltet auch hier die Nemesis über dem blinden Eifer. Daß in dem kleinen Zimmer zu Villafranca zwei Autokraten einem der blutigsten Kriege mitten in seiner Entwickelung plötzlich Halt gebieten, daß sie die bitterste Feindschaft plötzlich in eine Allianz verwandeln und das erstaunte Europa durch ihre Verfügungen über Länder und Völker überraschen konnten, — das ist doch die eindringlichste Lehre für Deutsch-

land, wie sehr es ihm den raschen und unberechenbaren Beschlüssen solcher Nachbarn gegenüber Noth thut, auch sich die Kraft eines rasch entschlossenen Handelns durch eine einheitliche Leitung zu sichern.

In der Politik Oesterreichs gegen Preußen liegt viel Verwerfliches, selbst wenn man beide Staaten als zwei einander ganz fremde auffaßt. Was den raschen Abschluß des Friedens betrifft, so wird man gegen die Weisheit dieser Politik Manches einwenden können; aus moralischen Gründen können wir sie vom Standpunkt Oesterreichs aus nicht verurtheilen. Es ist richtig: Oesterreich schloß den Frieden, um Deutschland zu schaden, um die Zersplitterung und Ohnmacht in Deutschland aufrecht zu erhalten. Das muß allen denen, die Oesterreich im Wesen für einen deutschen Bundesstaat halten, als eine höchst schnöde und unmoralische Politik erscheinen. Wir sind indeß hinsichtlich der Stellung Oesterreichs stets einer andern Auffassung gefolgt. Oesterreich wird durch eigne Lebensgesetze bestimmt; seine Interessen sind nicht nur andere als die deutschen, sie laufen den deutschen vielmehr gerade in den Punkten, welche für die deutsche Nation Lebensfragen sind, schnurstracks zuwider. Diese so oft verkannte Thatsache ist durch die letzten Ereignisse wieder einmal in ein grelles Licht gestellt worden. Oesterreich betrachtet Deutschland als einen fremden Nachbarstaat, der ausgenutzt werden muß und in Folge seiner Verfassung leicht ausgenutzt werden kann. Diesen Vortheil muß sich Oesterreich erhalten; und die Bedingungen, die ihm stets einen bestimmenden Einfluß offen erhalten, sind die deutsche Zersplitterung und die deutsche Zwietracht: folglich müssen diese durch alle Mittel genährt werden. Wer die Thatsachen scharf ins Auge faßt, erkennt in ihnen leicht jene Grundanschauung: nicht darauf kam es Oesterreich an, daß Preußen und Deutschland ihm halfen, sondern daß sie ihm in Unselbstständigkeit halfen; sie sollten Oesterreichs Interessen schlechtweg als die ihrigen betrachten, und nicht als unabhängige Alliirte um ihrer selbst willen, sondern auf Grund der Bundesverfassung pflichtschuldigst, um Oesterreichs willen in den Kampf treten; die Hülfe Preußens als einer souveränen Macht war verhaßt: nur als eine durch den Bund erzwungene pflichtschuldige Dienstleistung war sie erwünscht, nur in diesem Sinne wurde sie erstrebt. So begann die Krisis mit dem Versuch, durch Verhandlungen mit den andern deutschen Höfen einen Bundesbeschluß zu Wege zu bringen, der Preußen als ein willenloses Werkzeug in den Krieg hineinzwingen sollte; so endete sie mit dem österreichischen Antrage in Frankfurt, der die preußische Action in die Fesseln der Bundeskriegsverfassung schlagen, d. h. sie dem dominirenden Einfluß Oesterreichs preisgeben sollte.

Das bedeutet der Frieden vom Standpunkte Oesterreichs. Wie erscheint er nun in den Augen Europas?

Wir fassen unser Urtheil in den Satz zusammen, daß der Frieden von Villafranca zwar nicht eine Störung des europäischen Gleichgewichts, aber sehr große Gefahren für den Frieden Europas involvirt. Er hat keinem Staat einen bedrohlichen Machtzuwachs verliehen. Daß Frankreich auch in der Dankbarkeit der Italiener keinen solchen Zuwachs erworben hat, haben wir bereits oben angedeutet. Piemont ist durch die Verhältnisse vorerst auf einen innigen Anschluß an Frankreich verwiesen; aber schon jetzt kann man behaupten, daß es nur ein widerstrebender Bundesgenoß sein wird, daß es sich sobald als möglich nach andern Allianzen umsehen wird, bei denen die im Lande schon festgewurzelten liberalen Institutionen bestehen können. Aber ungeachtet aller dieser Umstände würde Napoleon dennoch einzig und allein durch die Thatsache, daß er ohne die Mitwirkung der europäischen Großmächte den Frieden abschloß und über die italienischen Verhältnisse selbständig verfügte, als Schiedsrichter in europäischen Angelegenheiten ein bedrohliches Uebergewicht erlangt haben, — wenn der Frieden überhaupt ausführbar wäre, wenn er wirklich als ein fait accompli betrachtet werden könnte. Aber die Präliminarien sind unter dem Druck der Ereignisse mit solcher Hast und solchem Unbedacht entworfen, daß sie vollständig in der Luft schweben und zum Theil nie einen Boden gewinnen werden; oder sie sind der Art, daß ihre zwangsweise Durchführung das vollständige Scheitern der französischen Pläne in ein noch grelleres Licht stellen muß. Das Project einer italienischen Conföderation ist hingestellt, ohne daß man sich der Zustimmung des Papstes und Neapels versichert hätte. Die Wiedereinführung der Regenten von Toscana und Modena stößt in den betreffenden Ländern auf schwere Hindernisse; Frankreich — so hört man — weigert sich hier, den Widerstand niederzuwerfen, den es ins Leben gerufen und den Prinz Napoleon zur Bildung seiner Armee benutzt hat; es bleibt also nur übrig, daß österreichische Truppen die Regenten zurückführen und, da die Herrschaft derselben zunächst durch Bayonette gestützt werden muß, auf unbestimmte Zeit im Lande verbleiben, d. h. daß die Zustände, deren Beseitigung die französische Intervention bezweckte, in erweitertem Umfange und in noch anstößigerer Form wiederhergestellt werden. Wir sagen, in noch anstößigerer Form; denn aus der Versicherung, daß diese Fürsten jetzt die Nothwendigkeit von Reformen erkannt haben müßten, wird Niemand Trost schöpfen: eine Restauration unter solchen Umständen und durch solche Mittel muß, auch wenn die Fürsten die besten Absichten hätten, ihrer Regierung von vornherein das Gepräge der schärfsten Repression aufdrücken und liberale

Reformen ad Kalendas Graecas vertagen. Fassen wir nun noch die Verhältnisse der Legationen und den Umstand ins Auge, daß ein Vertrag zwischen Oesterreich und Sardinien noch gar nicht vorliegt, so können wir nicht anders urtheilen, als daß die Verabredungen zu Villafranca, so weit sie bekannt geworden, theils lückenhaft und gebrechlich, theils geradezu gefährlich, theils ganz schattenhaft sind. Wir halten es für eine sehr glaubwürdige Nachricht, daß Kaiser Napoleon lebhaft wünscht, durch einen Congreß aus den Verlegenheiten gezogen zu werden, in welche ihn dieser Tractat versetzt hat; Kaiser Franz Joseph, dessen lebhafteste Satisfaction bei dem Abschluß der Präliminarien darin bestand, daß Preußen dabei nicht mitgesprochen habe, soll ebenso entschieden dem Congreß widerstreben, — sehr natürlich, denn die Regelung der tiefzerrütteten italienischen Verhältnisse würde, ohne Einmischung eines Congresses, hauptsächlich Oesterreich anheimfallen, und die Wiener Politik kann dabei ihren Vortheil wahrnehmen. Für die neutralen Mächte ist die Frage, ob ein Congreß zweckmäßig sei, ohne Zweifel die schwierigste des Moments, und wir gestehen, daß wir es nicht wagen sie zu beantworten. England scheint keine Neigung zu besitzen, auf einen Congreß anzutragen; es fühlt, daß aus den Stipulationen von Villafranca, die doch die Grundlage der Verhandlungen bilden müßten, nichts Gutes entwickelt werden könne, und daß es nicht rathsam sei, sie durch seine Sanction zu befestigen. Dieselben Gründe gelten für Preußen, und wir sehen in der That nicht, was ein Congreß leisten könnte, wenn an den Präliminarien festgehalten werden soll. Man wird also wahrscheinlich den Dingen vorerst ihren Lauf lassen und abwarten, wie die beiden Kaiser ihr Abkommen realisiren werden, oder ob eine von den Mächten, die nach dem Project von Villafranca ungefragt in eine Conföderation hineingezwängt werden sollen, die Entscheidung eines europäischen Congresses anruft.

Hat nun auch die Suprematie Frankreichs durch den Friedensabschluß nicht unmittelbar eine neue Befestigung gewonnen, so darf man sich doch darüber keiner Täuschung hingeben, daß durch die Folgen des Krieges und des Friedens die Ruhe Europas von stärkern Gefahren umdroht ist, als es vorher der Fall war. Wir können natürlich nicht von den Gefahren sprechen, welche etwaige geheime Stipulationen in sich schließen mögen, — finden es aber sehr begreiflich, wenn das Bestreben, für Oesterreichs Zustimmung zu dem Frieden stichhaltige Gründe ausfindig zu machen, zu dem Argwohn geführt hat, daß dem Wiener Cabinet für die dargebrachten Opfer eine anderweitige Schadloshaltung — unter Connivenz oder freundschaftlicher Nachhülfe Frankreichs — in Aussicht gestellt sein müsse. Das, was zu Tage liegt, ist allein hinreichend, jede Hoffnung auf einen dauernden Frie-

den zu verscheuchen. Die italienischen Verhältnisse sind zerrütteter, denn je; hier wird schon die Ausführung des Friedens ohne neuen Kampf kaum möglich sein, und wenn sie glückt, wenn die beabsichtigte Conföderation in's Leben tritt, so wird der Geist, der in ihr Gestalt gewinnen wird, die gemäßigt liberale Partei mit ihren getäuschten Hoffnungen, sicherlich nicht zum Vortheil der Ruhe Europas, in das Lager des Radicalismus hinüberdrängen. Viel gefährlicher ist die Mißstimmung, die der Frieden in Frankreich hervorgerufen hat. Die Nation wird es kaum verwinden, daß Pläne, die mit so viel Blutvergießen verfolgt wurden, kläglich gescheitert sind; noch weniger, daß der Kaiser selbst das Mißlingen seiner ursprünglichen Absicht offen anerkennt. Mit wachsendem Unmuth wird die Demokratie sehen, daß die Freiheit, statt auf der italienischen Halbinsel einen neuen Boden zu gewinnen, dort nur neuen und größeren Gefahren ausgesetzt ist. Die einzige Klasse der Bevölkerung, die mit dem Frieden an sich zufrieden sein möchte — die Bourgeoisie, wird sich der Reflexion nicht entschlagen können, daß L. Napoleon nun schon zweimal die Ruhe des Landes und die Entwickelung seiner materiellen Wohlfahrt durch schwere und blutige Kriege unterbrochen hat, aus denen für Frankreich auch nicht der geringste materielle Vortheil hervorgegangen ist. Und mit welchen Gefühlen werden diejenigen, die auf den Schlachtfeldern Italiens gekämpft und geblutet haben, das winzige und nichtige Resultat betrachten, das L. Napoleon aus ihren Heldenthaten gezogen hat? Werden sie nicht, berauscht von der Gewohnheit des Sieges, im Gefühl ihrer Unwiderstehlichkeit, mit Ungeduld nach Unternehmungen drängen, welche nicht bloß neuen Ruhm, sondern dem Lande einen greifbaren, reellen Gewinn versprechen? Und wie wird der Kaiser diese verschiedenen Elemente bemeistern? Wenn die wachsende Unzufriedenheit und Opposition im Innern eine neue Ablenkung durch große auswärtige Ereignisse erheischt, — wird er zögern, ein neues blutiges Abenteuer zu beginnen, jetzt, wo er gesehen hat, daß die Friedensliebe der erwerbenden Klassen während des Kampfes verstummt, wie laut sie sich auch vorher geregt haben mag? Hierin liegt unseres Erachtens das stärkste Moment zur Beunruhigung Europas: der persönlichste und wichtigste Zweck Napoleon's, seinem Thron in Frankreich wieder festen Boden zu gewinnen, ist verfehlt; die italienischen Siege gaben der Dynastie neue Stützen: der Frieden zog sie wieder hinweg, und es bleibt der unruhige Drang, neue Hülfe zu finden.

Dazu kommt, als wesentliches Ferment für die kriegerischen Gelüste unseres Erbfeindes, die Zwietracht Deutschlands, die gefahrenschwangere Enthüllung, daß Deutschland nicht einmal hart am Rande eines großen Krieges die Einsicht und die Vaterlandsliebe besitzt, sich in sich selbst zu

einigen. **Wenn Deutschland in dieser Krisis zum Bewußtsein der Kraft gelangt wäre, die in der Eintracht liegt; wenn es vor der Welt als Ein** Ganzes, als ein von Einem Gefühl durchdrungenes und im Einklang damit von Einem Willen geleitetes Ganzes aufgetreten wäre: wer fühlt es nicht, wie sehr diese Thatsache jedes kriegerische Gelüst der Nachbarstaaten dämpfen, welche Bürgschaft für den Frieden Europas in ihr liegen würde! Dann hätte Europa gewußt: der Moment der Gefahr trifft Deutschland wieder einig und stark. Statt dessen, — was haben wir erlebt? Als Vorspiel zu den schweren Ereignissen der Zukunft zunächst eine weitverbreitete Beflissenheit, den Staat, der die größeste Waffenarbeit zu übernehmen hatte, nach Kräften zu beschimpfen. Dann das Bemühen Oesterreichs, ihn von den kleinen Staaten vollends zu sondern, ihn durch sie zu unterjochen. Weiter, als es sich um das Project handelt, eine Nordarmee unter Preußens, eine Südarmee unter Oesterreichs Leitung zu bilden, die vorsorgliche Einsprache Bayerns, welches sich eines dritten selbständigen Commandos für würdig hält. Dann, als der italienische Kampf die Militärkraft Oesterreichs vollständig in Anspruch nimmt, und die Nothwendigkeit einer einheitlichen Leitung von keinem Vernünftigen mehr in Abrede gestellt werden kann, die sonderbare Geneigtheit mancher Staaten, Preußen die Initiative zu überlassen, — doch unter Vorbehalt der eignen Initiative! Hüben und drüben das Verlangen, als unerläßliche Vorbedingung der Mitwirkung, über den in Aussicht genommenen Plan unterrichtet zu werden, um dreinreden, um controliren und kritisiren zu können, um am Entwurf, wie in der Ausführung für die bessernden Hände von einigen dreißig Staatskünstlern Raum zu gewinnen. Endlich die Neigung, den Krieg einem Bundesfeldherrn, mit einem Bundeskriegsrath im Hintergrunde, zu übertragen, und zum Schluß, nach dem Eintritt der Katastrophe, unter dreister Entstellung der Thatsachen wieder das wildeste Verleumdungssystem gegen den Staat, der alle diese Hindernisse mit Geduld und Selbstverleugnung zu überwinden sich bemühte. Das ist das Bild, das deutsche Regierungen dem Ausland gegeben haben.

Es hilft nichts, zu übertünchen was offenkundig ist. Wenn die Nation nicht energisch verbessert, was die Regierungen gesündigt haben; wenn sie nicht schleunig nachholt, was diese versäumt haben, — so sind wir aus einer großen Gefahr *schwächer in eine größere getreten*. —

Indem wir die Mängel und Gefahren des Friedensschlusses zu Villafranca aufzählen, erneuert sich in uns der lebhafte Unmuth darüber, daß Preußen durch dieses überraschende Ereigniß verhindert wurde, dem Interesse Europas diejenigen Dienste zu leisten, zu denen es fest entschlossen war. Auch Angesichts dieser Resultatlosigkeit müssen wir bei dem Urtheil **stehen bleiben, daß die preußische Politik hochsinnig, uneigennützig und in**

allen Hauptzügen correct war. In Betreff des zeitraubenden Verfahrens, das nach dem Mobilmachungsbeschluß eingeschlagen wurde; in Betreff des Versuchs, wo möglich erst nach vorheriger Verständigung mit den beiden andern neutralen Mächten das Vermittelungswerk zu beginnen, haben wir bereits in der vorigen Correspondenz unsere ernsten Bedenken zu bestimmt ausgesprochen, als daß wir jetzt, wo sie durch den Ausgang ein nicht vorhergesehenes Gewicht erhalten haben, darauf zurückkommen sollten. Um unparteiisch zu sein, dürfen wir uns jetzt nicht der Pflicht entschlagen, diejenigen Momente hervorzuheben, welche es erklärlich machen, daß Preußen nicht sofort nach dem Mobilmachungsbeschluß mit Vermittelungsvorschlägen hervortrat.

Zuvörderst wird man es nicht in Abrede stellen können, daß nach dem Beginn einer directen Vermittlung der Zeitpunkt, in welchem der Uebergang zur Action nothwendig werden konnte, mehr von dem Gange der Verhandlungen als von der freien Wahl Preußens abhing, daß er mithin auch eintreten konnte, ehe wir vollkommen schlagfertig waren. Soweit Preußen allein in Frage kam, konnte man allerdings mit Sicherheit den Termin vorausbestimmen, an welchem seine Corps die beabsichtigten Stellungen eingenommen haben würden; aber für die Hauptfrage, die einheitliche Leitung der gesammten deutschen Wehrkraft, ließ sich der Zeitpunkt, wann sie erledigt sein würde, auch nicht einmal annähernd muthmaaßen. Ein entscheidendes Gewicht können wir dieser Erwägung allerdings nicht einräumen; denn mit Rücksicht auf die traurige Natur der Bundesverhältnisse sind wir immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß Preußen auf eine wirksame Hülfe mit Sicherheit nicht zählen könne, daß es vielmehr stets so handeln müsse, als läge ihm ob, die Krisis allein durchzufechten; aber vom deutschen Gesichtspunkte möchten wir es nicht mißbilligen, daß Herr v. Schleinitz Anstand nahm, durch sofortigen Beginn der Vermittelung Eventualitäten zu beschleunigen, die Deutschland noch in innerer Zerrüttung finden und das Mißgeschick deutscher Reichskriege erneuern konnten.

Noch mehr Gewicht besitzt der Umstand, daß die preußische Regierung von Oesterreich systematisch darüber im Irrthum erhalten wurde, welche Gefahr im Verzuge läge. Wenn Oesterreich noch in derselben Woche, in welcher es Waffenstillstand und Frieden schloß, von Preußen nichts weniger als eine Garantie der Besitzungen, die ihm das Kriegsglück der Gegner bereits entrissen hatte, und die Aufrechterhaltung der Specialverträge verlangte: so ist es nicht zu verwundern, wenn Herr v. Schleinitz sich zu der Annahme berechtigt hielt, daß Oesterreich zur Zeit noch eben so hartnäckig wie früher einem billigen Austrage widerstrebe. Fürst Windisch-

grätz versicherte, wie schon angeführt, auf das Bestimmteste, daß Oesterreich nicht daran denke, auch nur ein Dorf der Lombardei aufzugeben; er verwahrte sich in den stärksten Ausdrücken gegen die Annahme, daß Kaiser Franz Joseph einen Separatfrieden schließen könne, der ihm Opfer auferlege; noch nach dem Waffenstillstand war der Fürst der festen Ueberzeugung, daß seine Meldungen nach Verona genügen würden, jeden Gedanken an einen voreiligen Friedensabschluß zu verscheuchen. Diese Momente — wir müssen es einrämmen — waren in der That geeignet den Irrthum zu befestigen, daß der Verzug keine Gefahr, sondern eher eine Verbesserung der Situation mit sich bringen werde, und Niemand hat weniger Recht als Oesterreich, unserm Minister des Auswärtigen aus seinem Zögern einen Vorwurf zu machen.

Und noch Eines müssen wir hinzufügen, um jedes Mißverständniß, um jede ungerechte Beurtheilung auszuschließen. Wenn wir vor vier Wochen nachdrücklich betonten, welche Gefahr im Verzuge läge, so ließen wir uns dabei ausschließlich durch die Rücksicht auf den raschen und wechselvollen Gang kriegerischer Ereignisse und auf die unberechenbaren Entschlüsse des Kaisers der Franzosen leiten; nicht im Entferntesten konnten wir ahnen, daß der Erfolg uns in der Weise Recht geben würde, wie es seitdem geschehen ist; nach Allem, was wir hier über die Hartnäckigkeit des Wiener Cabinets zu erfahren Gelegenheit hatten, war nicht der geringste Grund zu der Besorgniß vorhanden, daß Oesterreich, militärisch noch nicht gebrochen und im Besitz seiner festesten Operationsbasis, plötzlich einen demüthigenden Frieden schließen könne. In der That: man mußte von dem Ernst, von der männlichen Besonnenheit, von der Consequenz und Festigkeit der Charaktere, welche die Geschicke des österreichischen Kaiserstaats lenken, eine ganz absonderliche Meinung hegen, um auf den Ausgang, der wirklich eintrat, von vornherein gefaßt zu sein; uns erscheint das Unreife, Launen- und Knabenhafte, das bei dem Beginn wie bei der Beendigung dieses Krieges auf Seiten Oesterreichs zu Tage getreten ist, als ein ganz neuer Zug in der auswärtigen Politik des Wiener Cabinets. Verlangt ein Staat von einem andern die Garantie irgend eines seiner Territorien, so muthet er dem fremden Staate zu, mit Aufbietung aller seiner Kraft, auf Tod und Leben, für die Behauptung dieses Besitzthums zu kämpfen, und eine solche Anforderung hat, abgesehen von allem Andern, natürlich nur dann einen Boden, wenn der Besitzer selbst fest entschlossen ist, seinerseits für dieses Ziel sein Letztes daranzusetzen. Oesterreich dagegen hat seine italienischen Besitzungen so angesehen, daß zwar Preußen für die Behauptung derselben seine ganze Existenz daran setzen müsse, nicht aber Oesterreich; für ein Gut, welches es selbst nach zweimonatlichem Kampfe

und in nichts weniger als ungünstigen Umständen fortwarf, wollte es Preußen und Deutschland in einen Krieg verwickeln, in dem es sich um Sieg oder Untergang handelte. Das ist — wir wollen sagen — ein solcher Widersinn, daß Niemand darauf gefaßt sein konnte; und ohne diese ganz unerwartete Thatsache würde das Zögern des Herrn v. Schleinitz vielleicht gar nicht als nachtheilig in die Wagschaale gefallen sein.

So viel über das Geschehene. Jetzt stehen uns Oesterreich und Frankreich feindselig gegenüber. Die Allianz ist zunächst durch die Unzulänglichkeit der Friedens-Präliminarien, vielleicht durch geheime Stipulationen zusammengekittet, wird aber vermuthlich die bevorstehenden Verhandlungen überdauern, da beide Staaten sich durch ihre Politik eine Annäherung an England oder Rußland erschwert haben. Aus den Proclamationen beider Kaiser, mögen sie an die darin behaupteten Thatsachen glauben oder nicht, geht hervor, daß beide von tiefem Groll gegen Preußen durchdrungen sind.

Dem gegenüber thut uns die höchste Wachsamkeit Noth. Wir werden nichts verabsäumen dürfen, die Wehrkraft des Landes zu vervollkommnen und sie allen Eventualitäten gewachsen zu machen. Wir werden im Innern eine Politik festhalten müssen, welche das Gefühl der Einheit zwischen Volk und Regierung in beiden, im Volk und in der Regierung, zum lebendigsten Bewußtsein bringt. Aus diesem Gefühl wird die Regierung die Kraft zu tapfern Entschlüssen, das Volk die Freudigkeit zu großen Anstrengungen schöpfen. Wir werden uns nach Bundesgenossen umsehen und doch uns so bereit machen müssen, als ob wir einzig und allein auf uns selbst verwiesen wären. Wir werden durch unser Auftreten denjenigen Patrioten, die in Preußen den Hort deutscher Freiheit und Selbstständigkeit erblicken, einen soliden Grund für ihr Streben nach einer Einigung Deutschlands schaffen müssen, damit der Moment der Krisis Deutschland nicht im gegnerischen Lager finde. Lassen wir es jetzt nicht an uns fehlen, so werden wir hoffentlich nicht zum zweiten Mal in die mißliche Lage kommen, Vertrauen verlangen zu müssen, wo es nicht vorhanden ist. Sind die deutschen Staaten vom Einflusse solcher Persönlichkeiten befreit, die das Vaterland als seine gefährlichsten Feinde zu betrachten Grund hat, und die insonderheit unserm preußischen Staate zu schaden die größeste Beflissenheit an den Tag gelegt haben, so wird auch Preußen den wirklich bundesfreundlichen Regierungen mit dem rückhaltlosen Vertrauen begegnen, das es sogenannten bundesfreundlichen Regierungen, factisch offenkundigen Gegnern, mit Recht vorenthalten zu müssen geglaubt hat. Auf beiden Seiten — das darf man nie vergessen — auf beiden Seiten muß dieses Vertrauen erworben werden.

Daß Preußen auch in der nun beendigten Krise manchen Schritt gethan hat, seinerseits sich diesem Ziele zu nähern, werden die Actenstücke erweisen, mit deren Publication die preußische Regierung hoffentlich immer vollständiger vorgehen wird. Ein weiterer Schritt auf dieser Bahn liegt in dem consequenten Festhalten an einem aufgeklärten, freisinnigen Regierungssystem, wie es durch die Ernennung des Grafen Schwerin zum Minister des Innern verbürgt ist. Wir haben die außergewöhnlichen Schwierigkeiten, mit denen sein Vorgänger zu kämpfen hatte, zu oft hervorgehoben, als daß wir nicht mit dem lebhaftesten Dank die großen Verdienste anerkennen sollten, die Herr Flottwell sich um den Staat erworben hat; ohne legislatorische Reformen, ohne durchgreifenden Personalwechsel das Verwaltungssystem in so merklicher Weise, wie es diesem Staatsmann gelungen ist, auf andere Grundsätze zu stützen und, nachdem die ersten großen Schwankungen überwunden waren, es auf den neuen Grundlagen in haltbarer Art zu befestigen, — das war in der That kein leichtes Unternehmen. Indem Flottwell auf dem Boden derselben Gesetze, auf dem das verhaßte System Manteuffel-Westphalen erwachsen war, Zustände begründete, die in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung die frühere Mißstimmung in Befriedigung verwandelten, hat er sich das große Verdienst erworben, praktisch gezeigt zu haben, was und wie viel in unserem Staate brauchbar ist. Das ist die ächte, die beste Vorarbeit für zweckmäßige Reform. Diese in die Hand zu nehmen, ist die Aufgabe seines Nachfolgers. Daß es dem Grafen Schwerin an ernstem Willen dazu, an männlicher Entschlossenheit nicht fehlt, weiß Jedermann: möge er dieselben Eigenschaften bei denen finden, die seine Ideen ausführen sollen, damit ein glücklicher Erfolg sein Streben kröne!

Aus Hannover.

Mitte Juli.

Es ist nicht wenig merkwürdig zu sehen, mit welcher Unbefangenheit die Reaction in Hannover alles Wandels der Weltverhältnisse ungeachtet ihren Weg fortsetzt. Man hat es bis in das Jahr 1855 hinein wohl den hannoverschen Liberalen als Verstandesschwäche vorgerückt, daß sie ihr Land als eine vielbeneidete »Oase der Freiheit« abzäunen zu können wähnten. Aber das jetzt herrschende System läßt sie darin doch weit hinter sich. Während der König von Bayern den wahrhaft königlichen Muth hat, einem nutzlosen und gehässigen Streit mit seinem Volke durch persönliche Nachgiebigkeit ein Ende zu machen, Würtemberg den bayerischen Maaßregeln zur Erleichterung der Presse wenigstens von ferne nachfolgt, und in Sachsen einige längstersehnte Begnadigungen eintreten, läßt Hannover das Alles sich so wenig anfechten, wie vorher das Beispiel des preußischen Umschwungs. An sich zwar, und in gewöhnlichen Zeiten könnte man dies begreiflich finden, wenn man die an der Spitze stehenden Personen kennt. Was die Sache so unbegreiflich, so aufregend werden läßt, ist der große europäische Zwischenfall. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt stand die hannoversche Regierung nicht nur gegen das winzige Dänemark, sondern auch gegen das furchtbare Frankreich im ersten Treffen. Sie gehörte zu den unbedingtesten Freunden eines rheinischen Feldzuges für das Haus Habsburg. Es gab sogar einen Augenblick, wo sie nicht wenig aufgelegt zu sein schien, auch ohne Preußens Theilnahme vorzugehen. Wenn sie also nicht etwa zu den Kindern gehörte, die durch einen solchen Schritt nur das zurückhaltende Preußen in den Krieg drängen zu können hofften, so mußte sie sich doch darauf gefaßt machen, daß das Spiel auf Leben und Tod gehe, daß der Ausgang den Staat Hannover aus der Reihe der europäischen Gemeinwesen streichen könne. Jedenfalls lag es in der Consequenz einer solchen Politik, von der Bevölkerung die größten und immer größere Opfer an Gut und Blut zu fordern. Konnte das aber mit Sicherheit geschehen, wo vier Jahre lang wie planmäßig daran gearbeitet worden war, Anhänglichkeit und Vertrauen mit den letzten Wurzeln auszuroetten? War es nicht das Dringendste, dringender sogar als Rüstungen und Befestigungen, der gereizten Bevölkerung mindestens Einen Schritt entgegenzukommen, sie wenn auch nur durch eine schweigende, aber unzweideutige Handlung davon zu unterrichten, daß ihre Beherrscher der kommenden Noth und Gefahr sich bewußt seien? Für ruhige Zeiten mag es leider ungestraft und unberichtigt hingehen, daß man die Rechte blos auf der einen Seite sieht und alle Pflichten auf der andern. Wenn aber die Stunde naht, in der der gewöhnliche Gehorsam nicht ausreicht, sollte man da die Auffassung des Verhältnisses als eines gegenseitigen nicht mindestens heucheln? Man hat doch sonst hier zu Lande dem gegenwärtigen Bonaparte so Manches abgelernt. Denn Bonapartismus in der That ist es, was in Hannover unerachtet alles frisch ergrünten Napoleon's- und Franzosenhasses lustig weiter wuchert. Bonapartistisch ist das unverhehlte Mißtrauen, das der Hauptstadt be-

feſtigte Kaſernen giebt und auf die größeren Provinzialſtädte das Drahtnetz königlicher Polizei erſtreckt. Es ſoll freilich, den Andeutungen nichthannoverſcher Zeitungen zu glauben, bei der neueſten Zuſammenziehung der Truppen allerlei vorgekommen ſein, was den letzten Stab der Selbſtherrſcher, das ſtehende Heer, von arger Fäulniß ergriffen zeigt. Standrechtliche Urtheile der ſchärfſten Art ſind nöthig geworden, und die höchſten Offiziere haben erfahren müſſen, daß die Befreiung des Bauernſtandes ihre Folgen nachgerade auch auf die Soldaten erſtreckt. An den Kaſernen wird nichts deſto weniger eifrig fortgebaut und noch weniger hat man ſich in der Einſetzung königlicher Polizeidirectionen ſtören laſſen. Vergebens, daß die Magiſtrate von Osnabrück, Hildesheim, Stade, Emden und Göttingen, Stüve an ihrer Spitze, mit den gründlichſten Verwahrungen und dem zäheſten Widerſtande entgegenwirkten. Vergebens, daß eine Stadt nach der andern ſich den bedeutungsvollen Wink erlaubte, wie dies Syſtem ſo eben in einem großen Nachbarlande zuſammengebrochen ſei, und die jetzige preußiſche Regierung beinahe ſchon ihren Antritt damit bezeichnet habe, jene gefährlichen Vorpoſten des Staats in ſeinem Beutekriege gegen die freie Gemeinde zurückzuziehen. Vergebens, daß von einzelnen Städten auf die Zeitumſtände angeſpielt wurde, die offenkundig immer ſchwieriger würden. Herr von Borries fand ſie nicht ſchwierig. Auf ſeinem Miniſterium wurde geſchrieben, verhandelt und unterzeichnet, ganz wie ſonſt. Was gingen ihn die äußeren Verhältniſſe an? Er war für das Innere engagirt. Miniſterräthe, in denen er auch über die auswärtigen Angelegenheiten ſich ein Urtheil hätte gewinnen können, fanden eigentlich ſchon lange nicht mehr ſtatt. Das verhaßte alte Cabinet war nicht dem Namen, aber dem Weſen nach wieder eingeſetzt. Das monarchiſche Princip hatte ſich den Grundſatz des Jahrhunderts, die Theilung der Arbeit zu Nutze gemacht, indem es jeden Miniſter ſtreng in ſeiner Sphäre hielt, damit nicht etwa gar an die Stelle des ſouveränen Willens das conſtitutionelle Geſammtregiment der Miniſter trete. Andererſeits freilich iſt das abſolutiſtiſche Princip darin nicht pedantiſch. Es erlaubt Uebertretungen aus der einen Sphäre in die andere, vorausgeſetzt, daß es unter der Weihe des ſouveränen Beliebens geſchehe. Der Miniſter des Innern, das weiß in Hannover alle Welt, hat mit der jüngſten Juſtizorganiſation mehr zu thun gehabt, als der Juſtizminiſter. Soll es dem Letzteren doch widerfahren ſein, einen klagenden Richter an den Miniſter des Innern zu verweiſen! Klagende Richter aber ſind ſeit der ſogenannten »Organiſation« in Hannover auf allen Gaſſen zu finden. Die Regierung kann allerdings nicht dafür, daß der letzte Act dieſer Geſchichte, um deſſentwillen ſie im Grunde aufgeführt werden mußte, die Säuberung nämlich des hannoverſchen Richterperſonals von allen oppoſitionellen Elementen, in eine Zeit europäiſcher Aufregung fiel. Sehr möglich, daß der große Reinigungsact beſchleunigt, auch möglich, daß er vertagt worden wäre, wenn man an der Leine den öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieg länger vorausgeſehen hätte. Aber was wir nicht erleben ſollten, ſo ſehr entfernte Beobachter es erwarten mochten, das war ein Aufſchub der abſchließenden Maaßregel, nachdem ſie einmal eingeleitet war, oder gar ein endlicher Verzicht auf dieſe neue Saat von Haß und Erbitterung. So raſch, es iſt klar, konnte man ſich nicht

von der despotischen Auffassung trennen, welche in dem Beamtenstande ein willenloses Heer zur Verfügung des gerade herrschenden Systems erblickt. Man blieb dabei, die Staatsdiener blos mit den äußerlichsten Antrieben lenken zu wollen, obwohl doch jeden Tag ihr Muth und ihre Treue auf die härtesten Proben gestellt werden konnten.

Für einen Staatsmann, der diesen Namen verdiente, hätte in den Wirkungen der jüngsten sogenannten Justizorganisation noch eine andere Aufforderung gelegen, sie am Vorabend unabsehbarer Ereignisse — wo man am 16. Mai 1859 doch wohl überall im westlichen Europa zu stehen glaubte — lieber unausgeführt zu lassen. Sie legte nämlich durch die Vergrößerung der meisten Gerichtssprengel, neben der eine Erweiterung der niederen Verwaltungskreise herging, den Bewohnern des offenen Landes sehr unangenehm vermerkte Opfer an Zeit und Geld auf. Diese wurden durch keine sonstige Verbesserung der Rechtspflege erträglich gemacht; im Gegentheil sagten alle Sachkundigen dem Bauer, die Rechtspflege mache damit einen bedenklichen Rückschritt. Hierauf mochte nun in früheren Zeiten soviel nicht ankommen. Aber seit die Ablösung der Dienste und Lasten den Stand befreit und das landwirthschaftliche Vereinswesen ihn in die Schule genommen hat, beginnt er auch in den ihn näher angehenden Staatssachen auf seine Weise mitsprechen zu wollen. Namentlich seit vorigem Jahre, wo der Landmann in Ehrenbezeugungen gegen volksfreundliche und Mißtrauensvoten gegen servile Deputirte dem Städter den Vorsprung abgewann, ist der hannoversche Bauernstand in die Reihe der bewußten Staats- und Volkskräfte eingetreten. Die zahlreichen Deputationen vom Lande, welche beim Minister des Innern um Belassung eines Amts oder eines Amtsgerichts zu bitten kamen, und welche Herr von Borries mit dem ungünstigsten Bescheid heimschickte, werden durch ihre Berichterstattung nicht wenig dazu beigetragen haben, die Lawine der ministeriellen Unpopularität zu schwellen.

Falsch nun aber wäre es trotz alle dem — beiläufig bemerkt — dieses ganze rücksichtslose Vorgehen dem Starrsinn eines finstern freiheitsfeindlichen Charakters, der lieber nicht leben will, als nicht unumschränkt gebieten, beizumessen. Dem hannoverschen Hofe, der sonst mehr von den Fehlern der Stuarts angenommen hat, als ihren lachenden Erben, den Welfen, ziemt, mangelt doch ganz und gar eine Figur wie Strafford. In seiner gegenwärtigen Haltung prägt sich lediglich die Unmöglichkeit aus, von einer durch und durch polizeilichen Stimmung auf eine Politik des öffentlichen Vertrauens überzulenken. Zugeständnisse, Opfer sind dieser Gemüthsverfassung allzu fremdartig. Sie kann sich höchstens für das materielle Wohlsein der Unterthanen interessiren. Die ideellen Triebe der Menschen, die heutzutage doch so eminent praktisch auch im Staate geworden sind, versteht sie nicht, oder glaubt sie als leere Theorien und verfliegende akademische Träume verachten zu dürfen.

Die augenblickliche Gefahr innerer Erschütterungen ist nun an Deutschland anscheinend vorübergerauscht. Bedrohte oder sich bedroht fühlende Existenzen mögen eine kurze Weile wieder aufathmen. Wem die Reaction über Alles geht, der mag annehmen, Oesterreich werde durch politische Siege diesseits der Alpen die jenseits erlittenen Niederlagen zu verbessern suchen. In der That,

das jetzige Oesterreich, wenn es nicht eine innerliche Wiedergeburt als beste nachträgliche Frucht seiner Verluste erlebt, wird es mindestens an Versuchen zu solcher Wiedereinsetzung in den alten Stand nicht fehlen lassen. Aber dann werden auch die zwei Lager, welche schon bisher, welche namentlich in den letzten Wochen in Deutschland sichtbar waren, alle bis dahin noch unentschiedenen Elemente unaufhaltsam an sich ziehen und alle Verbindung unter einander abbrechen. Die politischen Stellungen werden sich klären. Alles was liberal, alles was national ohne falschen Beigeschmack ist, wird dann nicht länger zweifeln, daß nur durch Preußen die Nation zu der Geltung aufsteigen kann, nach welcher sie sich sehnt, und deren Europa zu seinem Heile bedarf *). Dies Bewußtsein wird sich durch die Gewißheit, der Einheit kein Freiheitsopfer darbringen zu müssen, in großen Augenblicken bis zu unwiderstehlicher Begeisterung steigern. So kann denn das für sich selbst besorgte Haus Habsburg dem deutschen Volke keinen wichtigeren Dienst erweisen, als wenn es durch eine enge Allianz mit dem Bonapartismus — einem Seitenstück zu dem Bündniß mit Rom — das letzte Band zwischen sich und uns freiwillig zerreißt. Auch das Gegentheil indessen scheint denkbar. Den Rath des Fürsten Metternich im Sinn, könnte Oesterreich sich mit Preußen auf einen liberalen Wettlauf einlassen wollen. In beiden Fällen, meinen wir, werden die mittelstaatlichen Regierungen eine einfache Wahl haben. Entweder sie häufen das Maaß ungestört immer weiter auf, so daß der erste schärfere Luftzug, der wieder durch die Welt fährt, sie trifft und vernichtet. Oder sie erkennen, daß sie noch viel weniger als Oesterreich die Rennbahn der Popularität ablehnen können. Im letzteren Falle mögen sie mit weise bemessenen, zur rechten Stunde gewährten Zugeständnissen sowohl an das Einheitsbedürfniß als an den Freiheitsdrang der Nation der Gefahr vorbeugen, daß sie beiden mächtigen Gefühlen schlechthin als Hindernisse erscheinen. Wir möchten gern glauben, daß die Eingangs erwähnten Zeichen in Bayern, Würtemberg und Sachsen auf die Wahl des sicherern Weges hindeuten. In Hannover, das steht leider nun fest, scheut man sich nicht, am Abgrunde hin zu wandeln und sich gegen die furchtbare Gefahr geflissentlich zu verblenden. Abermals steht ein Landtag bevor. Es wird bei dem Zweck, zu dem derselbe berufen ist, nicht an Gelegenheit zu Warnungen und Mahnungen, es wird, fürchten wir, nur desto mehr an dem Verstand und dem Willen fehlen, sie zu beachten.

*) Diese Ueberzeugung hat sich seitdem bekanntlich in der Erklärung Hannoverscher Patrioten vom 19. Juli und in den zahlreichen Beitrittserklärungen zu derselben einen Ausdruck gegeben. A. d. R.

Aus Oesterreich.

21. Juli.

Haben wir in den letzten zehn Wochen wirkliche Zustände erlebt oder wurden wir nur von wilden Fieberträumen hin und her geworfen? Ein Zauberschlag nahm die Segnungen des Friedens von uns und versetzte uns mitten in die Gräuel eines unabsehbaren Krieges; siegesgewiß im Beginne des Kampfes gaben wir schon nach wenigen Tagen gänzlicher Verzagtheit Raum und hielten die schwersten Opfer unvermeidlich; kaum hatten wir uns in die Kriegsstimmung eingewöhnt, eben die Hoffnung zu nähren angefangen, die Zähigkeit des Widerstandes werde die unverantwortlichen Fehler bei dem Angriffe verbessern, so fällt aus blauem Himmel der Frieden über uns herein. Kein Wunder, daß die Begeisterung der doch so heiß ersehnten Thatsache nachhinkt. Die Börse hat zwar mit dem Friedensgruße nicht gesäumt. Die Nationalanleihe, am letzten December 85 notirt und seitdem bis zu 62 herabgesunken, erreichte wieder den Curs von 80. Besitzt aber auch die Wiener Börse eine große, eine viel zu große Bedeutung im österreichischen Staate, der volle und reine Ausdruck der Volksmeinung ist sie nicht. Vom Volke selbst muß man sagen, daß es weder den Text noch die Melodie des Friedenshymnus bis jetzt gefunden hat, man muß hinzufügen, daß mehr als das Plötzliche und Unerwartete des Friedensschlusses das Mysteriöse seines Inhalts die Schuld an der schwülen Stimmung trägt. Wir wissen, was den Frieden nicht herbeiführte: was als mögliche Veranlassung desselben übrig bleibt, ist allerdings darnach angethan, die schlimmsten Besorgnisse anzuregen.

Wir wissen, daß keineswegs militärische Rücksichten das schnelle Ende des Kampfes bedingten. Wenn auch das Manifest des Kaisers von der »ungebrochenen starken Armee« nicht spräche, und sämmtliche Lagerberichte aus Verona von der bitteren Enttäuschung der Soldaten nicht Zeugniß ablegten, so müßten wir doch dem Gegner glauben, welcher unverhohlen eingesteht, daß im Angesichte des Festungsdreieckes seine Lage in hohem Grade bedenklich wurde. Er hatte die Wahl, seine Angriffsmittel so einzuschränken, daß an einen Erfolg kaum noch gedacht werden konnte, oder den Kampf auch mit Deutschland und Preußen aufzunehmen. Da erschien ihm natürlich der Frieden wünschenswerth. Veranlaßten aber blos politische Gründe den österreichischen Kaiser zur Nachgiebigkeit, so bleibt die freiwillige Demüthigung ein Räthsel. Die Italiener mögen von ihrem Standpunkte die Resultate des Friedens von Villafranca gering achten und der vorangegangenen Anstrengungen unwürdig finden: Oesterreich hat unverhältnißmäßig ungünstige Bedingungen angenommen, und dem Feinde größere Vortheile zugestanden, als dieser nach seiner militärischen Stellung zu fordern berechtigt war. Es mußte der österreichischen Regierung bei ihrem Hasse gegen Sardinien, bei dem auf den Besitz der eisernen Krone gelegten Werthe, bei dem natürlichen Wunsche, der Armee noch einmal die Möglichkeit des Sieges zu bieten, schwere Anstrengungen kosten, den Kampf plötzlich abzu-

brechen. Durch welche Motive wurde sie zur Leistung so großer Opfer überredet, welche Mittel kamen zur Anwendung, um in Stundenfrist hartnäckig festgehaltene Grundsätze zu brechen? Das Nächste woran wir denken, vielleicht weil wir es am meisten wünschen, ist, daß die Erwägung der trüben Verhältnisse im Innern Oesterreichs den Entschluß der Waffenstreckung reifte. Schlimm genug sah es hier aus. Nur durch einen offenen Vertragsbruch, nur indem man die ganze materielle Zukunft des Landes der gegenwärtigen Noth verpfändete, konnten die Geldmittel zum Beginne des Krieges aufgebracht werden: zu seiner Fortsetzung war auch die klügste Finanzkunst außer Stande, neue Geldquellen ausfindig zu machen. So waren alle versiegt, auch die Capitalkraft des Volkes (nur die geistlichen Güter erfreuten sich dauernd der größten Schonung) schon in hohem Maaße angegriffen worden, und ebenso zeigte sich der Credit durch die Minderung des Baarschatzes der Bank um 25 Millionen Gulden, durch den Widerruf der Verzinslichkeit der Nationalanleihe in Silber gänzlich zerrüttet. Durch Gewaltacte ließ sich vielleicht noch für die nächste Zeit Hülfe schaffen, diese durchzuführen hinderte aber die offenbare Gährung im Volke. Stand auch nicht Ungarn, wie fremde Zeitungen versicherten, am Vorabende der Revolution, so ließ sich dennoch eine tiefe alle Kreise durchziehende Unzufriedenheit nicht ableugnen. Wer das Land kannte, hielt den angekündigten Einfall Kossuth's und Klapka's für ein abenteuerliches Hirngespinnst. Seit der Verbindung der magyarischen Emigranten mit der revolutionären Propaganda in London ist von dieser Seite keine erhebliche Gefahr mehr zu fürchten. Die ungarische Aristokratie lauscht begierig auf das Zeichen zur Wiederherstellung der alten Verfassung, das Landvolk wird sich leicht überreden lassen, die Tabakstrafiken der Regierung niederzureißen, die Wächter der Tabaksfelder zu verjagen und die für die Grundentlastung bezahlten Summen zurückzufordern: auch zum Ungehorsam gegen die importirten böhmischen Beamten wird es sich vielleicht willig finden lassen, — allein für slawisch-magyarische Republiken nach Herzen's und Kossuth's Recepte ist der ungarische Boden durchaus nicht geeignet, — ebensowenig wie bis jetzt daselbst der österreichische Patriotismus gedeiht. Freilich wurden einige Divisionen Husaren und Infanterie aus »Freiwilligen« gebildet — gleichzeitig aber auch die Rekrutirung für das laufende Jahr ausgesetzt. Mit anderen Worten: die Regierung war überzeugt, daß die tief verhaßte Rekrutirung auf Widerstand stoßen werde und nahm aus diesem Grund zu der althergebrachten freien Werbung ihre Zuflucht. Die ungarischen Freiwilligen verdanken nicht dem Enthusiasmus der Nation ihren Ursprung, sondern sind ein Zugeständniß der Regierung an die zähen magyarischen Sitten.

Nicht besser sah es in den anderen Provinzen aus. Allgemein war die Theilnahme für die Armee vom Hauptmann abwärts, tief und innig der Schmerz um die schmachvoll hingeopferte Blüthe und Kraft des Landes, ebenso laut ertönte der grimmige Tadel über die Unfähigkeit der Führer und der Ruf der Verzweiflung über das verderbliche Regierungssystem. Man konnte im Monat Juni die Tage der Anarchie wiedergekehrt wähnen. Kein Gerücht war so albern, das nicht Gläubige, keine Beschuldigung höchster Persönlichkeiten so ehrenrührig, die nicht offene Ohren gefunden hätte. Die Polizei suchte zwar einzu-

schreiten und nahm einige der ärgsten Schreier in Verwahrung, aber die zahllosen Zeichen der herrschenden Unzufriedenheit konnte sie nicht unsichtbar machen, die öffentliche Meinung, welche die gesammte während der letzten zehn Jahre geübte Regierungsthätigkeit verdammte, nicht in Ketten legen. Jedenfalls war die Natur der inneren Zustände bedenklich genug, um am Hoflager ernste Erwägungen veranlassen und auf die rasche Geneigtheit zum Frieden Einfluß üben zu können. Es fehlt auch nicht an äußeren Anzeichen, welche diese Vermuthung bekräftigen. Mit Vergnügen las man in der Wiener Zeitung die Rechtfertigung des Ministeriums gegen die Anklage der Intoleranz, die Versicherung, die vielbesprochene Maaßregel gegen Judenehen beruhe auf bloßem Mißverständnisse, sei nicht vom einseitigen kirchlichen Standpunkte dictirt worden, im Gegentheile stehe nächstens eine freisinnige Regelung aller confessionellen Verhältnisse zu erwarten. Vielverheißend lauten auch die Worte im Friedensmanifeste: die Aufgabe der Regierung werde sich fortan auch auf zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung erstrecken. Seit diese Worte geschrieben wurden, sind erst wenige Tage vergangen. Thöricht wäre es demnach, über ihre Tragweite aburtheilen zu wollen. Das aber kann schon jetzt behauptet werden und charakterisirt scharf die herrschende Stimmung, daß *Niemand* der Regierung ernste Reformabsichten zutraut, Niemand in jenen Worten etwas Anderes als ein Beschwichtigungsmittel der öffentlichen Meinung, um die ungünstigen Friedensbedingungen ihr schmackhafter zu machen, erblickt. Die Stimmen der Wiener Zeitungspresse widerlegen unsere Behauptung nicht. Die österreichischen Preßzustände sind ja kein Geheimniß. Die Regierung hat nicht allein die Unabhängigkeit aller Blätter vernichtet, sondern dieselben auch um alle Bedeutung gebracht. Die Presse lebt nur von der Hoffnung besserer Zeiten, verdrängt die Schaam über ihre Entwürdigung durch den Glauben an ihre künftige Größe. Alles, was diesen Glauben nährt, ergreift sie mit Leidenschaft, an jede, auch die leiseste Regung liberaler Grundsätze in Regierungskreisen knüpft sie die kühnsten Erwartungen, am Vorabende jeder Gesetzpublication sieht sie ihre fröhlichsten Träume verwirklicht. Ohne sanguinisches Temperament müßte der österreichische Zeitungsschreiber allabendlich verzweifeln; wir gönnen ihm von Herzen das leichte Blut, das ihm die Mühen des Tages tragen hilft, verlangen aber als Gegendienst, daß uns nicht zugemuthet wird, in den Zeitungsartikeln mehr als Trostgebete und Phantasien zu schauen. Es giebt keine Presse, welche so kleinlaut von den gegenwärtigen und so prahlerisch von den künftigen Zuständen des Staates spricht, wie die österreichische. Wie unzählige Male bereits im Laufe der letzten Jahre, so sieht sie auch jetzt wieder das Reich des Liberalismus zu Oesterreich gekommen. Außer den Wiener Zeitungen theilt aber, wie gesagt, Niemand den Glauben. Traurig genug, daß das Mißtrauen gegen die Regierung den Sinn des Volkes soweit unterwühlen konnte, daß der erste Gedanke bei der Kunde von einem Regierungsacte der Zweifel an der Wahrheitsliebe ist. Das Volk trägt an dieser bösen Saat wahrlich keine Schuld. Uebrigens muß man bekennen, daß nicht das blinde Vorurtheil allein gegen die Verheißungen des Friedensmanifestes ungläubig macht. Wo ist der Mann, der an die Möglichkeit eines raschen und gründlichen Systemwechsels denkt? Wir wissen recht wohl, daß Jahre

vorübergehen werden, ehe die Spuren einer zehnjährigen schlechten Administration, die Folgen einer leichtsinnigen Gesetzmacherei (man verzeihe das Wort) getilgt werden können, wir sind nicht blind gegen die Gefahren plötzlicher durchgreifender Aenderungen in den Regierungsgrundsätzen. Auch das haben wir dem Ministerium zu danken, daß kein politisches Band die verschiedenen Stämme Oesterreichs umschlingt, diese sich gerade so spröde und gleichgültig zu einander verhalten, wie vor zehn und zwanzig Jahren. Schmerzvoll berührte es uns, daß auch in den ältesten Bestandtheilen des Reiches das Schicksal der Lombarden geneidet, das Gefühl der Staatseinheit als künstlich und unnatürlich belächelt werden kann. Wer es mit Oesterreich gut meint, wird das Maaß der Freiheiten selbst im Wunsche einschränken und die Disciplin des Einheitsgefühles zunächst gefördert wissen wollen, sollte es auch auf Kosten liberaler Staatsformen geschehen. Wir verlangen nur Bürgschaft für ein den Volksinteressen angemessenes, in sich consequentes und festes Regierungssystem. Diese Bürgschaft liegt in den Personen. Sie wurde uns bis jetzt nicht gegeben. Keine Sylbe verlautet von der Entfernung des Grafen Grünne und des Reichsrathspräsidenten, von der Entlassung Rechberg's und Bach's. Und doch sind diese Maaßregeln die erste Bedingung des wiederkehrenden Vertrauens. Auch der ärgste Feind kann dem Grafen Grünne nicht nachsagen, daß er sich in die eigentlichen Staatsgeschäfte mische. Zum Staatsmann ist der Oberstallmeister nicht erzogen worden. Aber abgesehen davon, daß durch seinen Einfluß auf die Besetzung der höheren Befehlshaberstellen die Armee nicht die Schlagfertigkeit, sondern die Fertigkeit geschlagen zu werden gewann, bildet er ein großes Hinderniß der Versöhnung Ungarns. Jeder Ungar weiß, daß Graf Grünne im Jahr 1848 dem Erzherzog Stephan unbewußt das Organ der magyarenfeindlichen Politik war, und zum Sturze der gemäßigten Partei benutzt wurde. Sein Verbleiben im Amte, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, wird allgemein als gleichbedeutend mit der Anerkennung der bisher befolgten Politik aufgefaßt. Graf Rechberg verwaltet die äußeren Angelegenheiten durchaus nur nach den Gesichtspunkten eines süddeutschen Standesherrn und erscheint unfähig, die äußere und innere Politik organisch zu verbinden. Keine Reform der innern Zustände ist möglich, so lange in den Beziehungen zu den fremden, besonders zu den deutschen Mächten die alten Grundsätze festgehalten werden. Und was endlich den Freiherrn Bach anbelangt, so gilt er als die Verkörperung der schwankenden, im Ziele unklaren, in den Mitteln irrenden Experimentalpolitik. Die öffentliche Meinung beharrt nicht deshalb mit so großer Hartnäckigkeit auf dem Rufe nach seiner Entlassung, weil sie seinen schroffen Widerstand gegen jede Aenderung des Verwaltungssystems fürchtet. Bach's Elasticität bürgt für seinen guten Willen, jeder Regierungsweise sich anzuschmiegen. Zu seiner Entschuldigung kann man auch auf den Unterschied zwischen einem constitutionellen Minister und dem bloßen Diener der Krone hinweisen. Die Forderung eines festen Charakters bei jenem verwandelt sich bei dem letzteren in den Wunsch übersichtlicher Geschäftskenntniß. Gerade in dieser Beziehung hat aber die zehnjährige Amtsthätigkeit des Ministers sich schlecht bewährt, auch seinen Freunden das Geständniß abgepreßt, Bach's Kraft sei hinter seiner Aufgabe weit zurück-

geblieben, und die allgemeine Ueberzeugung wachgerufen, daß Bach's bleibender Einfluß, gleichviel unter welchem Titel, die verständige und feste Consequenz in der Regierung ausschließe.

Niemand in Oesterreich verkennt die Nothwendigkeit dieser und noch zahlreicher anderer Personalreformen, aber Niemand verhehlt sich auch die Unwahrscheinlichkeit ihrer Durchführung. Der Beweis müßte erst geführt werden, daß an entscheidender Stelle die Verwerflichkeit der gegenwärtigen Regierungsweise zur Ueberzeugung geworden sei; es sind statt dessen alle Anzeichen der Billigung derselben vorhanden. Wundere daher sich Niemand, daß die öffentliche Meinung mit der Erklärung des raschen Friedensschlusses aus dem Reformbedürfnisse sich nicht begnügt und anderen Gründen nachspürt. Liegen sie nicht zu Tage in der Klage des Manifestes über die spröden Bundesgenossen? sind sie nicht offen ausgesprochen in den Erklärungen der plumpen officiellen Provinzialpresse: Der Frieden, selbst wenn er die Lombardei kostet, ist kein zu großer Preis für die Zurücksetzung Preußens und die fortgesetzte Hemmung Deutschlands zur Macht und Einheit zu gelangen? So erklärt sich der klaffende Widerspruch zwischen den Versicherungen des österreichischen Manifestes und der officiösen Presse in Berlin. Diese behauptet, Preußens Vermittlung habe bessere Bedingungen zur Grundlage genommen — und meint damit Italien: das österreichische Manifest spricht von den härteren Propositionen der eigenen natürlichen Bundesgenossen und denkt dabei an den Zuwachs der preußischen Macht in Deutschland oder besser gesagt an die Stärkung selbständiger deutscher Kraft. So hatten denn die Schwarzsichtigen Recht behalten, welche gleich am Anfang des Kampfes Oesterreichs Bereitwilligkeit, Deutschlands Hülfe unter anderen als von jenem selbst festgestellten Bedingungen anzunehmen, bezweifelten. Diese Bedingungen aber, so behaupteten sie weiter, werden Deutschlands Interesse und Preußens Ehre gar nicht, desto mehr aber Oesterreichs Vortheil in's Auge fassen. Und so kam es auch. Viel zu fest hängen die Wiener Hofkreise an dem Gedanken, die römische Kaiserkrone sei ein unverjährbares Erbe der Dynastie, so eingewurzelt ist hier der Glaube, Deutschlands Beherrschung sei zur Behauptung der österreichischen Macht durchaus nothwendig, daß auch die Stunde der höchsten Gefahr darin nichts ändern kann. Die Regierung zeigte ein schwaches Gedächtniß, indem sie Preußens Anträge am Bundestage als unerhört und mit dem Verderben Deutschlands zusammenfallend bezeichnete. Hatte sie doch am 14. Januar 1855 in einer geheimen Depesche die Staaten Deutschlands, die Oesterreichs Standpunkt im orientalischen Kriege theilten, aufgefordert, »ihre Contingente für den Kriegsfall der obersten Leitung des Kaisers anzuvertrauen.« Da stand natürlich das Bundesrecht nicht hindernd im Wege, wie niemals, wenn es Oesterreichs Vortheil gilt! Doch wenn auch von Vergeßlichkeit, so zeigt doch der Widerstand Oesterreichs gegen Preußens Antrag nicht von Inconsequenz. Es ist dieselbe Politik, die wir von Bregenz und Dresden her kennen, und die zu unserer größten Entrüstung unsere Interessen den Forderungen schlechtverhehlter Eifersucht und blinder Selbstsucht stets noch preisgegeben hat, es ist dieselbe Politik, die Oesterreichs Eintritt in den deutschen Bund inaugurirte und seitdem bei jeder Gelegenheit mit demselben unverwüst-

Universitäts-Bibliothek

lichen Starrsinn hervortrat. Ueber das Motiv des raschen Friedensschlusses herrscht kein Zweifel: desto größere Ungewißheit über den Inhalt der geheimen Friedensbestimmungen, deren Vorhandensein mit bemerkenswerther Hartnäckigkeit behauptet wird. Von Mund zu Mund wandert leise das Gerücht, das Bündniß der beiden »katholischen« Kaiser sei schon angebahnt, ein voller Ersatz für die verlorene Lombardei sei bereits angewiesen, der gemeinsame Feldzug gegen die unbequemen Vermittler und saumseligen Bundesgenossen stehe in Aussicht. So wenig wir jenen beipflichten können, welche eine »frankoaustrische« an der Stelle der »frankosardischen« Allianz als thörichtes Hirngespinnst behandeln — Louis Napoleon's innere Politik hat in den Regierungskreisen stets warme Bewunderer und fleißige Nachahmer gefunden, Staatssophisten betonen gern die gleiche Mission der gegenwärtigen Regierung in Oesterreich und Frankreich: die Revolution um jeden Preis hinten zu halten; auch in der Armee würde die Waffenverbrüderung mit Frankreich, (Sereschaner mit Turcos Arm in Arm) nicht scheel betrachtet werden —: so glauben wir doch, daß bei ruhigerem Blute die schweren Gefahren einer solchen Verbindung auch Beachtung finden dürften und daß auf den entschiedenen Widerwillen der Bevölkerung, der sich sogar jetzt schon in deutlichen Verwahrungen gegen das Bundesproject Luft macht, Rücksicht genommen werden müßte. Auch das dürfen wir wohl von unserer Regierung behaupten, daß sie nicht mit Absicht auf ein ernstes Zerwürfniß mit Preußen lossteuert, wir wollen zu ihrer Ehre vermuthen, daß sie noch immer vor dem Gedanken eines deutschen Krieges zurückbebt. Sie konnte nicht füglich mit einem Sündenbekenntniß an das mit Opfern überbürdete Volk sich wenden, sie mußte die tief gesunkene Autorität der Armee wieder zu heben versuchen. Unter den Beschönigungsmitteln des muthlosen Abbruches eines Kampfes, der mit so gewaltigem Wortgepränge war begonnen worden, lag ihr keine näher, als die Schuld auf fremde Schultern zu schieben. Die Regierung wird dazu schweigen, wenn in Officiercorps der preußische Name keine ehrenvolle Erwähnung findet, sie wird sich freuen, wenn in einzelnen Volkskreisen die Aufmerksamkeit von den inneren Schäden abgelenkt und der noch vor wenigen Monaten glühende Enthusiasmus für das liberale Preußen gedämpft wird, aber positive Acte der Feindschaft, wohl gar Eroberungspläne kann ihr nur Derjenige zuschreiben, welcher alle verständige Berechnung der Verhältnisse, jeden klaren Blick in die Wirklichkeit ihr abstreitet. Es ist daher lächerlich, daß die Ultramontanen das Vaticinium Lehninense weiter verbreiten, und überflüssig, daß das eine und das andere Blatt von dem wohlwollenden Vergessen und Vergeben seitens Oesterreichs spricht. Dagegen glauben wir den Stimmen aus den höheren Kreisen von ganzem Herzen, daß das Wiener Cabinet an Deutschland Rache üben wird, indem es das ganze Gewicht seiner Unthätigkeit und Verdrossenheit auf die Wagschale des Bundestags legt. Taube Ohren wird fortan jeder Ruf nach Fortbildung der Bundesinstitutionen, jede Klage des deutschen Volkes, jeder liberale Antrag finden, kräftiger Unterstützung dagegen können die Anhänger der gegenwärtigen Bundesverfassung, die Neider Preußens, die Gegner der Einheitsbestrebungen gewärtig sein. Wie der Verfasser des Friedensmanifestes — man nennt den Grafen Rechberg — mit der deutschen Grammatik im Kriege lebt,

so wird die österreichische Regierung auch den nationalen Gedanken keine warme Freundschaft gewähren. Täuschen wir uns darin, — desto besser! vorläufig hören wir dieses Programm tagtäglich entwickeln, auch von Männern, denen wir die Kenntniß der Regierungspläne wohl zutrauen dürfen. Unsere Sache ist es nicht, die Gegenbestrebungen in Deutschland zu schildern, und anzugeben, wie das System des starren Festhaltens an den im Herzensgrunde von Jedermann als unbrauchbar erkannten Bundesbestimmungen durchkreuzt werden kann. Wohl aber halten wir es für unsere Pflicht, der in Süddeutschland weitverbreiteten Meinung entgegenzutreten, als ob Oesterreichs Herrschaft in Deutschland, gestützt auf die Zurücksetzung Preußens, getragen von todten Widerstandsplänen gegen alle Forderungen der Zeit, unter uns auf Popularität rechnen könnte. Wir läugnen nicht, daß noch vor zehn Jahren die preußenfeindliche Stimmung namentlich unter der deutschen Bevölkerung stark vorherrschte. Wir läugnen es um so weniger, als uns keineswegs schlechte Motive leiteten. Es glänzte am politischen Himmel die Einheitsidee, wir glaubten und hofften, endlich der langentbehrten Segnungen nationaler Existenz theilhaftig zu werden. Eine zahlreiche Partei in Oesterreich wollte die absolute Trennung von Deutschland. Wäre ihr Plan gelungen, wir hätten unter der Herrschaft von Czechen und Ruthenen, Magyaren und Serben geseufzt. Um jeden Preis wollten und mußten wir ihm entgehen und unterstützten daher auch mit allen Mitteln die Bestrebungen der Regierung, Oesterreichs Herrschaft in Deutschland wieder zu beleben, nicht weil wir für diese schwärmten, sondern weil wir hierin die einzige Möglichkeit, unsere Nationalität zu erhalten, wahrnahmen. Sehr erfahrungsreiche Jahre sind seitdem verflossen. Die Furcht einer Unterdrückung durch die kleinen, in der Bildung von uns abhängigen Slawenstämme ist gründlich beseitigt, auf der andern Seite mußten wir sehen, wie unsere Interessen von der Regierung nicht gefördert, die Interessen des übrigen, — wir müssen, des Concordates uns erinnernd, leider sagen des eigentlichen — Deutschland positiv verletzt wurden. Um den Preis, als Schergen der Reaction zu dienen, ist uns die Scheinverbindung mit Deutschland zu theuer erkauft. Nicht ohne schweren Kampf, in wehmüthiger Resignation haben wir, einige wenige Schwärmer ausgenommen, der Einsicht uns eröffnet, daß wir unserer Regierung Deutschlands Führung nicht anvertrauen können. Wir opfern gegenwärtige Güter in der Hoffnung künftigen Ersatzes. So steht es mit der Stimmung in deutschen Kreisen; die politischen Anschauungen der nicht deutschen Stämme sind in Bezug auf die deutsche Frage viel zu bekannt, als daß wir sie noch weiter zu schildern brauchten.

Durch den Eintritt in den italienischen Staatenbund hat die Regierung scheinbar manche Schwierigkeiten gemildert, Venetien kann nur in einer äußeren Verbindung zu den übrigen Provinzen bestehen, die centralisirte Verwaltung wird hier ihre erste Schranke finden. Das giebt einen natürlichen Anlaß, auch in Bezug auf Ungarn die alte losere Verbindung wieder anzubahnen und die stärkste Quelle der Unzufriedenheit in diesem Augenblicke zu verstopfen. Die übrigen Provinzen werden dann die eigentliche Hausmacht bilden und der Cabinetspolitik zu freier Verfügung stehen. So denken wir uns wenigstens die nächstkünftige Gestaltung der Dinge, fragen aber freilich, ob es möglich sein werde, dieser

Form des Staates Dauer zu verleihen und das nach zehnjähriger vergeblicher Arbeit, eine feste Staatseinheit zu gründen, wieder glücklich hergestellte alte mechanische Reich durch alle Stürme der Zeit kräftig durchzuführen. Wir wünschen nichts sehnlicher als Lügen gestraft zu werden. Die nächsten Wochen werden entweder uns widerlegen, oder, was der Himmel verhüten möge, unsere Meinungen bekräftigen.

Der Schluß des italienischen Krieges.

Fast unwillkürlich wurde die kurze Darstellung der kriegerischen Vorgänge, welche wir im letzten Hefte zu geben versuchten, zu einer Kritik derselben, und die Thatsachen haben die Kritik nicht eben Lügen gestraft. Graf Gyulai ist seitdem des Ober-Commandos enthoben worden und hat sich zurückgezogen. Ob nicht er, sondern Andere die Schuld der unglücklichen Führung tragen, die er mit seinem Namen deckt, darf uns gleichgültig sein.

Wir hatten erwähnt, daß das österreichische Heer den Rückzug bis an den Mincio angetreten habe. In der That ließ sich, zumal mit Rücksicht auf die Armee des Prinzen Napoleon, von der man wußte, daß sie ihren Marsch durch das Parmesanische auf den untern Po nehmen würde, eine neue Position vor den großen Festungen nicht wohl einnehmen. Daß sich damit für Garibaldi ein weites Feld zu neuen Streifpartien eröffnen würde, war zwar anzunehmen, indessen waren diese, auch wenn sie günstige Erfolge hatten, jetzt und vor der Hand weniger zu fürchten, als vor Monatsfrist, da derselbe höchstens bis an den Tonale und Stelvio vordringen konnte, dort jedoch, weil vor der deutschen Grenze, von selbst Halt machen mußte. Bei weitem größere Gefahr drohte von der französischen Flotte, die inzwischen, in überraschender Stärke im adriatischen Meere erschienen, Venedig blockirt hatte und von der man möglichen Falles eine Landung nicht nur sondern einen Angriff auf die Verbindung mit dem Mutterlande zu gewärtigen hatte. Die Landung ist später erfolgt und zwar an der dalmatinischen Küste, Fiume gegenüber auf den quarnerischen Inseln; wodurch freilich bei längerer Fortdauer der Feindseligkeiten ein Angriff auf das nordadriatische Gebiet nicht ausgeschlossen war.

Welche Bedenken aber Beides auch erwecken mochte, — die nächste Entscheidung lag nicht hier, sie lag am Mincio. So lange sich zwei Heere von so bedeutender Größe gegenüber stehen, von denen das eine siegreich, das andere wohl geschlagen, aber nicht gebrochen ist, werden gleichzeitige Operationen an anderer Stelle immer nur Nebendinge sein. Wohl aber vermögen solche Vorgänge zweiten Ranges insofern zur Entscheidung beizutragen, als sie für die Zukunft größere Dimensionen annehmen können und so auf eine raschere Entschließung hindrängen. Es konnte demnach vielleicht die Schlacht bei Solferino unterbleiben, jedenfalls aber durften die Oesterreicher nicht zu lange mit einem Versuche zögern sich durch ein bedeutendes Unternehmen gegen die Feinde wieder in Vortheil zu setzen; und gelang ein solcher Versuch, so waren sie unzwei-

felhaft wieder Herren der Lombardei. Daß aber gerade der 24. Juni zum entscheidenden Tage gewählt ward, daß man, einmal hinter dem Mincio, diese Stellung wieder verließ und das Terrain wieder besetzte, welches man nur eben geräumt hatte, dafür sind die Beweggründe sehr wahrscheinlich nicht militärischer Art gewesen; sie waren, wie man jetzt mit Sicherheit annehmen darf, politischer oder richtiger diplomatischer Natur und lagen in der Abneigung Oesterreichs, dem selbständigen Auftreten Preußens etwas zu verdanken. Oder konnte es zweifelhaft sein, daß wenn in Frankfurt die Dinge gingen, wie Preußen sie eingeleitet hatte, der Schwerpunkt des Krieges sich nach dem Rhein verlegte? Wurde man nicht durch den deutschen Nebenbuhler ebenso gerettet, wie einst vom östlichen Nachbar in Ungarn, und vergab man damit nicht noch viel Anderes als damals, wo man Hülfe von Rußland annahm, dessen Fesseln man vor Kurzem wieder abgestreift hatte? Schwerer offenbar mußte es erscheinen, Preußen aus der neu gewonnenen Stellung in Deutschland wieder zu verdrängen, als nur undankbar gegen Rußland zu sein. Kurz, man wollte Preußen nicht voran lassen, seiner Action die Spitze abbrechen, und wagte es mit eigenen Kräften sich in die alte, bessere Position wieder zurück zu versetzen.

Wagte es, — sagen wir. Denn allerdings war das ganze Unternehmen, wie man einmal stand, nichts weniger als ungefährlich. Die ganze österreichische Armee cantonnirte mit Ausnahme eines Armee-Corps, des neunten (Graf Schafgotsche) das in und um Goito stand, auf dem östlichen Ufer des Mincio; es waren also acht Heertheile über Brücken und durch Defileen erst wieder hinüberzuziehen, ehe sie kampffertig sein konnten. Ueberdem befand man sich, wie österreichischer Seits zugegeben wird, ohne bestimmte Nachrichten von dem Aufmarsch des Feindes; auch die Recognoscirung einer größeren Cavallerie-Patrouille unter Major Appell, von welcher die authentischen Mittheilungen der Wiener Zeitung reden, muß entweder vor dem 23. stattgefunden haben oder nicht weit genug ausgedehnt worden sein; sie hatte vom Feinde nichts angetroffen, der doch außer dem Heertheile von Canrobert die Chiese bereits überschritten hatte. Andererseits hatten allerdings die österreichischen Officiere und Truppen vor den Verbündeten die Localkenntniß voraus, ein Vortheil, der freilich für Massengefechte von geringerem Werthe ist als bei Vorpostenplänkeleien.

Die Gegend zwischen Chiese und Mincio ist dicht unter dem Gardasee von ziemlich bedeutenden Hügeln durchzogen, die mit Thälern abwechseln; gegen die Chaussee, welche von Goito nach Montechiaro führt, fallen die Hügel ziemlich rasch ab und es breitet sich südlich derselben eine große Ebene aus, die bis zum Oglio und Po hinabzieht. Ein durchgehender Zug von Hügeljochen läuft fast parallel mit der Chaussee, von Volta in der Nähe des Mincio bis Castiglione delle Stiviere, in der Richtung von Südost nach Nordwest; ab und zu schieben sich schiefe Thäler in den Zug hinein, so daß die Ecken des Joches dann und wann Kuppen bilden. Auf diesem Rücken oder dicht daran liegen in der vorhin bezeichneten Richtung die Orte Cavriana, San Cassiano, Solferino, Le Grole und am Ausgange Castiglione. Südlich von der Chaussee liegt fast unter gleicher Länge mit Cavriana das Dorf Guidizzolo, westlich davon Rebecco und

hiervon nordwestlich Medole, das also wieder mit Le Grole gleichen Längengrad hat.

Solferino mag durch seinen Friedhof und hochgelegenen Thurm ein sehr fester Punkt sein. Wenn aber auf diesem Terrainabschnitt einmal eine Schlacht geliefert werden sollte, so mußte die Mitte der österreichischen Armee bis Castiglione und der linke Flügel entsprechend weit bis Carpenedole vorgeschoben werden, dann erst war man im Besitz des ganzen dominirenden Plateaus. Und kein Zweifel, daß es im Hauptquartiere beabsichtigt wurde, so weit vorzurücken; die Wiener Zeitung läßt sich von kundiger Hand schreiben, daß die Dispositionen noch nicht vollendet waren, als es zum Handgemenge kam, und der officielle österreichische Bericht sagt, daß man den Feind in Montechairo suchte und angreifen wollte. Aber der Feind war früher in Castiglione als die Angreifenden, und so war man genöthigt, in Solferino Halt zu machen und diesen übrigens sehr günstigen Ort zum Stützpunkt zu wählen. Wir bemerken hierbei, daß aus dem officiellen Berichte nicht hervorgeht, ob die Franzosen sich bereits Castiglione bemächtigt hatten, als man am Abend des 23. bei Solferino und Guidizzolo stehen blieb, oder ob es noch möglich gewesen wäre, am Abend und während der Nacht diese wichtige Stellung zu besetzen. Jedenfalls ergiebt sich aber, daß man viel weiter gekommen sein würde, wenn sämmtliche Truppen noch auf dem Westufer des Mincio gestanden hätten, daß mithin die Gefahr der Unternehmung schon jetzt fühlbar wurde. Auf einen anderen damit in Zusammenhang stehenden Punkt weist der Correspondent der Times hin. Es mußte schwer sein, bei dem langsamen Marsche über die Brücken auch für die Verpflegung der Truppen ausreichend zu sorgen; die Proviantkarren konnten nur sehr allmählich nachkommen, und wenn sie wirklich in der Nacht vom 23. bis 24. zur Stelle gewesen sind, so war kaum Zeit mehr übrig, sie zu benutzen. So gingen die tapferen Mannschaften unter doppelt ungünstigen Bedingungen in die Schlacht, auf die sie gehofft hatten, ebensosehr als sie wußten daß sie entscheidend sein würde.

Indessen war noch immer nichts verloren; durch das Gefecht selbst konnte Alles wieder ausgeglichen werden. Der rechte Flügel, und zwar die Heertheile acht und vier und ein Theil des zweiten, der von Roveredo herangezogen war, stand bei Pozzolengo, die Gesammtmasse unter Benedek. Die Mitte unter Graf Schlick bestand aus den Heertheilen fünf, eins und sieben, unter Stadion, Clam-Gallas und Zobel, die in Treffen hinter einander aufgestellt waren, doch etwas zu weit aus einander gestanden haben müssen, so daß es an einer schnellen Communication unter ihnen fehlte, übrigens eine Cavallerie-Division unter Graf Mensdorf auf ihrer linken Seite hatten, da wo die Hügel in die Ebene auslaufen. Stadion hatte Solferino besetzt, Clam-Gallas wohl Cavriana, Zobel stand noch weiter zurück. Der linke Flügel, den Graf Wimpfen befehligte, lehnte sich mit dem neunten und dritten Armee-Corps unter Schwarzenberg und Schafgotsche an Guidizzolo und Mensdorf's Cavallerie, hatte zur Reserve das eilfte Armee-Corps unter Weigl und gleichfalls eine große Cavalleriemasse unter Graf Zedwitz zur Disposition. Endlich sollte von der Ogliobiegung noch ein Theil des zweiten

Armee-Corps unter Liechtenstein auf dem äußersten linken Flügel den Feind mit einer Umgehung bedrohen. Auf Seite der Verbündeten standen die Sardinier gegen Benedek, Baraguai d'Hilliers und hinter ihm die Garden gegen Stadion, ein wenig nach Süden also eigentlich gegen Mensdorf Mac Mahon, sodann Niel gegen Schwarzenberg und Schafgotsche, auf dem äußersten rechten Flügel endlich gegen Zedwitz und den imaginären Liechtenstein Canrobert, der sich zuerst nur beobachtend zu halten hatte und in der That erst gegen Ende des Kampfes eingriff, als der Ausgang fast entschieden war.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Schwankungen des großen Kampfes aus den gegenseitigen Berichten zu wiederholen; wir können nur die Hauptacte herausheben. Französischer Seits wurde der Angriff in der Mitte gegen Solferino begonnen, aber mit Energie erst, als die Garden heran waren; bis zu ihrem Eintreffen kam Baraguai d'Hilliers wenig vorwärts. Von österreichischer Seite begann Benedek gleich anfangs und mit Erfolg vorzugehen; er hatte freilich bei der natürlichen Beschaffenheit des Bodens und mit dem wenigst furchtbaren Feinde vor sich nicht zu viel zu wagen. Der linke österreichische Flügel, auf dessen besondere Thätigkeit der ganze Schlachtplan gebaut war, ging nicht nur nicht vorwärts, wie er es hätte thun müssen, sondern ließ sich sogar von Medole, das er besetzt hatte, abdrängen. Hier wurde von vornherein ohne die nöthige Energie operirt, obwohl zunächst nur das Niel'sche Corps gegenüber stand, das erst den Ausgang im Centrum abzuwarten hatte; ja das Corps des Fürsten Liechtenstein, auf das wohl mit Sicherheit gerechnet wurde, ließ sich gar nicht sehen und hat überhaupt am Kampfe nicht Theil genommen.

Auf Seiten der Oesterreicher wurde die Hauptsache von der Umgehung, die der linke Flügel gegen den französischen rechten bewirken sollte, erwartet. Dem Kaiser Napoleon lag es daran, die Mitte der Oesterreicher zu durchbrechen, er sorgte für seinen rechten Flügel nur so weit, daß er sich halten konnte. So sind es denn drei Armee-Corps gewesen, die gegen Solferino anstürmten, Baraguai d'Hilliers, die Garden und Mac Mahon, eine Uebermacht, gegen die sich die Oesterreicher ungeachtet ihrer günstigen Stellung auf den Höhen und trotz der größten Bravour nicht halten konnten. Im Grunde hat der Heertheil Stadion's den Angriff Baraguai's und der Garden einen halben Tag allein ausgehalten; daß Graf Clam, der hinter ihm stand, ihn nicht zu rechter Zeit unterstützte oder seine Hülfe nicht kräftig genug lieh, geben selbst die österreichischen Berichte zu. Um Mittag fing man wohl an, für diesen Punkt lebhafter zu fürchten, während man von vornherein ihn gewiß für ganz sicher gehalten hatte, und begann nun selbst die Reserven vom Zobel'schen Corps heranzuziehen. Allein schon war es zu spät; die Franzosen waren Meister von Solferino, und als nun nach zwei Uhr auch Mac Mahon von der Seite, aus der südlichen Ebene anrückte gegen die Berge, so mußte man auch San Cassiano und endlich Cavriana aufgeben. Den Rückzug trat man schon an, als man die Höhen von San Cassiano verließ, er erfolgte indeß so ruhigen und gemessenen Schrittes, daß er den Oesterreichern alle Ehre macht.

General Benedek ſcheint einen Verſuch gemacht zu haben, in der Mitte helfend einzugreifen; der franzöſiſche Bericht ſagt, daß einen Augenblick Gefahr geweſen ſei, der Feind würde ſich zwiſchen Franzoſen und Piemonteſen drängen. Allein ſeine Front war zu lang, er ließ es bei dem Verſuch bewenden und that Recht daran. Anders ſteht es mit dem Heertheil des Grafen Wimpfen. Für uns iſt es völlig unerklärlich, weßhalb er ſich Medole nehmen ließ, das er übrigens auch nur mit ein paar Bataillonen beſetzt hatte, weßhalb er überhaupt ſich in der Defenſive hielt, während doch gerade von ſeiner angreifenden Thätigkeit der Haupterfolg gehofft wurde. Von der Cavalleriedivision des Grafen Mensdorf heißt es, daß ſie ſich verſchiedentlich entwickelte und einhieb, daß ſie jedoch von Mac Mahon's Artillerie in ein Kreuzfeuer genommen wurde; von der des Grafen Zedwitz wird berichtet, daß ſie nach Goito zurückgegangen ſei, ohne daß ein Grund angegeben wird. Kaum iſt anzunehmen, daß das Uebergewicht der franzöſiſchen Artillerie ſo bedeutend war, daß ſie die Oeſterreicher an jeder Kraftentwickelung hinderte. Wenn ſich die Mitte bewundernswürdig ſchlug gegen eine offenbare Uebermacht, ſo konnte, ſcheint es, auch auf dem linken Flügel mehr geſchehen, als geſchah.

Wer die öſterreichiſche Kriegsgeſchichte kennt, wird ſich Manches erklären. Es iſt der unläugbare Vorzug der kaiſerlichen Armee, daß ſie ſich zäh und unnachgiebig gegen den Angriff zu halten verſteht; umgekehrt mangelt ihr Raſchheit in den Bewegungen und wagende Kühnheit nach vorwärts; und zwar iſt dies ſo ſeit alter Zeit, Prinz Eugen iſt faſt der einzige, der die Truppen in Schwung gebracht hat. So glänzend alſo bei Solferino die eine Aufgabe gelöſt wurde, ſo mangelhaft wurde die andere ausgeführt, die gerade von der ſchwachen Seite des Heeres die Hauptſache verlangte. Indeſſen erklärt dies nicht Alles. Einen Theil der Schuld trägt ſicher auch der Umſtand, daß es der Oberleitung an der rechten Einheit fehlte oder daß die Corps-Commandeure die erhaltenen Befehle nicht ſtrict ausführten — gleichfalls Uebelſtände, die in der Geſchichte der öſterreichiſchen Kriege nicht zum erſten Mal zu beklagen ſind.

Nach dem Ausgange der Schlacht, der übrigens abgeſehen davon, daß der Kampf vielfach ein mörderiſcher war, mehr ein moraliſcher als realer Verluſt für die Oeſterreicher zu nennen iſt — denn man bezog dieſelben Stellungen, die man eben verlaſſen hatte — würde den Verbündeten zunächſt nichts übrig geblieben ſein, als ſich an die Belagerung der Feſtungen zu machen. Gerade zu rechter Zeit traf auch Prinz Napoleon mit friſchen Truppen ein, aus denen die Lücken, welche auch auf dieſer Seite nicht unerheblich waren, ergänzt werden konnten. Vielleicht hat ſich der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt dieſe Aufgabe nicht gerade leicht vorgeſtellt und mit Hülfe der adriatiſchen Flotte dieſer Nothwendigkeit auszuweichen geſucht. Man weiß, daß nichts mehr geſchehen iſt. Zunächſt folgte ein Waffenſtillſtand — dann der Friede unmittelbar auf den erbittertſten Kampf.

Bei dem Kaiſer Napoleon iſt man ſeit lange an unerwartete Entſchließungen und ſpringende Seitenwendungen gewöhnt. Was aber drängte Oeſterreich? Es hatte den Waffenſtillſtand und damit eine lange Friſt vor ſich. Es konnte dieſen Frieden wahrſcheinlich immer noch haben. Und dennoch ſchnitt

es sich die Möglichkeit ab, ein besseres Ende durch Abwarten zu erreichen. Es liegt auf der Hand, daß der Schluß des ganzen Trauerspiels ebenso und noch gewisser als der erste Hauptact durch die Eifersucht auf Preußen eingeleitet wurde, daß dasselbe Gefühl, welches zu einem außerordentlichen Wagniß veranlaßt hatte, nach dem unglücklichen Ausgange des letzteren nur mächtiger wirkte und die allernächste Vergangenheit sowie alle ferneren Chancen des Kriegsglückes vergessen ließ. Man erinnere sich zudem, wie überraschend schnell auch sonst so oft in der österreichischen Geschichte ein Friede eintrat, wenn noch eben die größten Anstrengungen gemacht waren, ihn zu vermeiden, wenn auch übrigens kein zwingender Grund für den Abschluß vorhanden zu sein schien. Dergleichen Wechsel sind der österreichischen Politik nicht fremd. Nur sind sie eben keine Schwankungen, sondern beruhen auf einer sehr genauen Abwägung der einschlagenden Momente; sie beruhen ferner auf einem ungebrochenen Vertrauen auf die Existenz des wie immer im Innern erschütterten Staates und auf der Hoffnung, daß das Morgen besser tagen wird als das Heute. Ce qui est bon à prendre, c'est bon à rendre war schon ein Trostwort für Maria Theresia. Preußen und Deutschland aber werden erkannt haben, welchen absoluten Werth die habsburgische Politik auf ihr unbestrittenes Vorherrschen in der Heimath legt, während sie andererseits diese Herrschaft durch eine Aenderung ihres Systems und ihrer innersten Motive zu verdienen niemals weniger als jetzt sich geneigt zeigt.

Wilhelm Beseler: das deutsche Interesse in der italienischen Frage.

(Leipzig 1859.)

Wie die Schlachtfelder Italiens, so ist auch der Schauplatz der öffentlichen Discussion mit zahlreichen Opfern bedeckt: auch über das Gewirr der Meinungen, Anschauungen und Vorschläge, wie der italienische Krieg sie in der Presse wach rief, ist der Friede von Villafranca zur Tagesordnung übergegangen. Es könnte überflüssig scheinen, noch jetzt auf Erörterungen zurückzukommen, denen durch die vollendete Thatsache dieses Friedens ihre nächsten Voraussetzungen entzogen sind: allein mit seltener Einstimmigkeit wird von allen Seiten erkannt, daß noch niemals ein Friede geschlossen wurde, der so wenig wie dieser die Gründe des Krieges beseitigte, der so gewiß wie dieser eine Saat neuer Verwickelungen und Kämpfe in seinem Schooße barg. In Wahrheit hat das Programm von Villafranca eine ephemere, haben die Interessen, um die wir in Deutschland wie in Italien bis zum 11. Juli debattirten, eine bleibende, noch längst nicht erledigte Bedeutung.

Um diese dauernden Interessen handelt es sich auch in dem vorliegenden Schriftchen, das schon durch den Namen seines Verfassers zur Beachtung auffordert. Von ganzem Herzen theilen wir nicht wenige der politischen wie der moralischen Grundanschauungen, von denen unser Autor ausgeht. Das System, nach welchem Oesterreich in Italien herrschte, ist durch das Urtheil der ganzen

civilisirten Welt verurtheilt. Für dieses System einzutreten, konnte nimmermehr die Aufgabe Deutschlands sein, und Oesterreichs Unrecht wurde dadurch nicht zum Recht, daß Napoleon es war, der, aus was immer für Gründen, sich den Beruf gab, jenes System zu stürzen. Die Restauration in Italien hat zu ihrer Kehrseite die Restauration in Deutschland; den Oesterreichern jene durchführen helfen, hätte nichts Anderes geheißen, als ihnen die Mittel und das Recht auch zu dieser von Neuem in die Hand geben. Das Allerthörichtste vollends wäre es gewesen, dem Geschrei jener Stimmen nachzugeben, welche, gleich bei dem Beginn der ganzen Verwickelung, von Preußen eine Armee-Aufstellung am Rhein verlangten, und so »um Oesterreich in Italien zu degagiren, den Franzosen die Rheinlande als Kriegsobject gewissermaaßen aufdrängten.«

Nur um so weniger sofort vermögen wir unserem Verfasser in seiner Beurtheilung der Absichten und Gefahren der Politik des französischen Kaisers beizustimmen. Voll gerechten Mißtrauens in Beziehung auf Oesterreich, tritt er allen Besorgnissen, die sich an die Befreierrolle Napoleon's anknüpfen, mit ablehnenden und beschwichtigenden Gründen entgegen. Die Behauptung des Thrones von Frankreich und die Befestigung der Napoleonischen Dynastie sieht er mit Recht als das eigentliche Ziel, dieses Ziel als den Schlüssel der Handlungen des Imperators an. Zum Theil sehr treffend zeichnet er die Tiberius-Physiognomie dieses Mannes. Herrschsucht und jede andere Leidenschaft steht bei demselben unter der Botmäßigkeit des kalt berechnenden Verstandes. Seinem Handeln liegt ein Schema von allgemeinen Gedanken und letzten Zwecken zu Grunde — von Ideen würden wir sagen, wenn wir uns nicht scheuten, unsere Sprache an die Corruption der französischen zu gewöhnen. Aber nicht hierin, sondern in der schlauen Berechnung der Mittel, in der scrupellosen Verwerthung der edleren wie der niedrigsten Triebfedern, in dem schillernden Wechsel von persider Verschlossenheit und persiderer Offenheit, in der Ausbeutung des materiellen wie des moralischen Fonds der Nation, in diesem wüsten und doch raffinirten Schalten mit dem reichen Material der Menschennatur — darin besteht seine Virtuosität. Es ist wahr: die ganze Organisation dieses Mannes ist von der seines Oheims wesentlich verschieden. Es ist der Philipp, welcher nach dem Alexander kommt. Bei dem ersten Napoleon war das persönliche, leidenschaftliche Wollen Herr über das politische System: bei dem Neffen versteckt sich die Persönlichkeit ganz in dem System — das Dämonische hat bei ihm den Vortritt vor dem Titanischen. Nicht copiren will der Neffe den Onkel, sondern er will ihn, fußend auf dessen Genialität, sich anbequemend an die veränderten Weltverhältnisse, fortsetzen und verbessern. Auch wir daher, wie unsere Broschüre, trauen dem Napoleoniden reichlich Verstand genug zu, daß er wisse, an welchen Mächten sein Vorgänger gescheitert ist und wie dieses Scheitern zu vermeiden sein dürfte. An dem freien und seetüchtigen England nämlich, meint die Broschüre — und an dem Zorn niedergetretener Nationen. Einen Bruch mit England daher werde Napoleon III. aufs Aeußerste vermeiden: den Geist fremder Nationen gegen sich in Harnisch zu bringen, werde er sich weislich hüten. Wir sind theils anderer Ansicht, theils ziehen wir andere Consequenzen. Was der heutige Napoleon, belehrt durch den ehemaligen, unter

allen Umständen zu vermeiden sucht, ist offenbar in erster Linie das Zustandekommen feindlicher Coalitionen: das *isolirte* England ist aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso gewiß das letzte wie es das auserschenste und das lockendste Ziel seiner Rache ist. Seine Politik ferner, den Nationen gegenüber, unterscheidet sich lediglich durch die Vermeidung brutaler Gewaltthätigkeit von der des früheren Cäsaren. Er hat sich — sagt *Beseler* selbst — »wenigstens das *Ansehen* zu geben gesucht, daß er der Freund unterdrückter Völker sei;« er benutzt die Leiden derselben »in revolutionärer Weise;« er »speculirt« — speculirt *für sich* auf die Befreiung derselben. Er hat begriffen, mit anderen Worten, daß man Völker, fremde Völker auch beherrschen kann, ohne ihnen den Soldatenstiefel auf den Nacken zu setzen, daß man Staaten am sichersten leitet, wenn man sich resignirt, sie nicht zu besitzen, daß die Dictatur der Congresse praktischer ist als die Dictatur der Eroberungen. Uns dünkt, dies Spiel ist durchsichtig genug, so durchsichtig, daß es eben deshalb bei aller Feinheit verzweifelt schwer ist. Und auch diese Feinheit ist doch nur die Feinheit einer französischen Komödie, die nicht feiner sein darf, als sie drastisch sein muß. Um mit solchen Potenzen, wie der Freiheitssinn und das Nationalgefühl ganzer Völker zu operiren, dazu bedarf es ideeller Motive. Unwillkürlich verwandeln sich diese in der Hand des Imperators in Phrasen, in plumpe Schmeicheleien, in vage Versprechungen, denen die evidente Wortlosigkeit des Mannes die Spitze abbricht. Es scheint nicht, daß es ihm gelungen ist, das englische Volk — wir reden nicht von dessen kurzsichtigen Führern — durch so viele bannale Freundschaftsversicherungen zu täuschen. Die Empfindlichkeit der deutschen Nation ist, Gottlob, heute reizbarer, als sie am Anfang dieses Jahrhunderts war, und mit Recht hat man hier auf die Sprache der kaiserlichen Moniteur-Artikel mit patriotischem Selbstgefühl geantwortet. Am besten belehrt sind seit dem Frieden von Villafranca die Italiener, die *Klapka* und *Kossuth*. Wir wissen nicht, wie unser Verfasser *nach* diesem Frieden urtheilen wird und wie stichhaltig er noch jetzt sein Raisonnement über die Gefahrlosigkeit der italienischen Expedition für Deutschland halten mag, jetzt, nachdem sich gezeigt hat, wie beispiellos plump und frivol die Maske der Völkerbefreiungspolitik war, jetzt, nachdem es zur Thatsache geworden, was er für unwahrscheinlich erklärt — zur Thatsache, daß »die Zahl der *Orsini* in's Unberechenbare vermehrt ist.« Daß der großmüthige Helfer Piemonts kein Stückchen der italienischen Halbinsel für sich genommen, dies freilich hat sich bestätigt, aber bestätigt ebenso, daß er mit dem Ganzen wie mit einem eigenen Besitzthum zu schalten und Verbündete wie Feinde zu Vasallen herabzudrücken wenigstens den Versuch machte.

Für denjenigen, der sich vergegenwärtigte, wie *Napoleon* für England einen beschwerlichen Krieg in der Krim zu führen auf sich nahm, um am Schlusse desselben in Rußland einen neuen Freund zu gewinnen und den ursprünglichen Alliirten in Schatten zu stellen, konnte selbst die rasche Versöhnung mit Oesterreich nicht außer aller möglichen Voraussicht liegen. Wir rühmen uns nicht, dieses Ende vorausgesehen zu haben und haben daher an dieser Stelle kein Recht, die Gefahren dieser neuen Freundschaft für Deutschland in unser Raisonnement hineinzuziehen. Nur das behaupten wir, daß von vornherein die italienische Ex-

pedition uns die Gefahr einer neuen Verstärkung von Frankreichs Machteinfluß nahelegen mußte und daß wir unter allen Umständen Sorge tragen mußten, daß kein Friede in Italien *ohne uns* geschlossen wurde. Wenn wir recht sehen, so ist es der Widerwille unseres Verfassers gegen den Druck, welchen Oesterreich auf die italienischen Staaten ausübte, was ihn die Frage über das deutsche Interesse an diesem Kriege so einseitig beurtheilen, was ihn die Besorgniß vor einer auch für Deutschland bedrohlichen Präponderanz Frankreichs in Italien so leicht von der Hand weisen ließ. Er selbst führt uns zu Gemüthe, daß es hohe Zeit sei, die Italiener vergessen zu machen, daß die Deutschen ein Jahrtausend hindurch ihre Feinde gewesen; allein indem er aus diesem Grunde auf's Lebhafteste gegen einen Krieg »für Oesterreichs Herrschaft in Italien« protestirt, so vergißt er, daß man die Dinge nicht leitet, wenn man ihnen abwartend zusieht und daß man, um einen Einfluß zu üben, eine positive Thätigkeit entfalten muß. Es ist in diesen Blättern hinreichend auseinandergesetzt worden, daß es einen Weg, — einen einzigen Weg gab, um eine vernünftige Ordnung der italienischen Verhältnisse herbeiführen zu helfen, ohne *Oesterreich* in Stich und ohne *Frankreich* in der Lage alleiniger Verfügung über die Angelegenheiten der Halbinsel zu lassen. Eine *rechtzeitige, selbständige* und *rasche* Mediation Seitens Preußens war der Weg, uns gleichzeitig den Dank Italiens wie Deutschlands zu verdienen. Vor wenig Wochen noch war die preußische Regierung Herr der Situation, war sie im Stande, den Ruf der Mittel- und Kleinstaaten nach dem »Kriege für Oesterreich« zu einem wahrhaft politischen und wahrhaft deutschen Gedanken zu disciplinieren und die perfide Allianz der beiden Streitenden, welche Italien opfert und Deutschland als das nächste Object des Angriffs oder doch der Chikane bezeichnet, zu hintertreiben.

Fürwahr, so verdienstlich es ist, wenn *Beseler* das deutsche Volk mit allem Nachdruck auf Preußen als den einzig möglichen Führer hinweist, so wenig ist es wohlgethan, dem preußischen Volk und der preußischen Regierung die Politik der Inactivität plausibel zu machen. Je mehr Anklang in Preußen nothwendig die Beurtheilung der österreichischen Regierungsweise findet, um so lieber versteckt sich hinter diesen Antipathieen die Friedensliebe um jeden Preis. Diese Strömung der öffentlichen Meinung fördern, heißt in der That nichts Anderes, als den Geist des weiland *Manteuffel*'schen Régime's in der Form seines trübsten Niederschlags conserviren. Es liegt in der menschlichen Natur, für selbstverschuldete Demüthigungen sich lieber durch das bequeme Gefühl des Hasses und der Rache als durch die schwere Arbeit der Selbstbesserung Satisfaction zu verschaffen. Aus diesem Gefühle entsprangen die kleinen Feindseligkeiten und Reibungen, mit denen Herr *von Manteuffel* sich an Oesterreich für den Tag von Olmütz schadlos zu halten suchte. Man legt, wir wissen nicht mit welchem Grund, dem Exminister die Aeußerung in den Mund, daß die einzig richtige Antwort auf die Ueberschreitung des Ticino preußischerseits der Marsch auf Prag gewesen sei. Dies ist, da Herr v. *Manteuffel* glücklicher Weise nie eine preußische Armee geführt haben würde, eine harmlose Aeußerung, allein sie ist nur desto charakteristischer für die Stimmung der muth- und thatlosen Empfindlichkeit. Gerade diese Stimmung aber

gilt es, mit allen Wurzeln aus der preußischen Bevölkerung auszurotten, da sie dem philiströsen Phlegma nach einer langen Periode des Friedens die convenirendste ist. Erst wenn dies gelungen sein wird, wird das System des Herrn v. Manteuffel wirklich überwunden sein. Niemand wünscht dies lebhafter und Niemand weiß kräftiger von der Pflicht der Selbstermannung zu reden, als der Verfasser unserer Broschüre: er sollte eben deshalb begreifen, daß dem preußischen Volke nichts so heilsam gewesen wäre, als wenn es die Politik der Verbitterung und des Schmollens mit einem activen Auftreten für seine eigne Ehre, für das wahre Interesse eines Bundesstaates, für Deutschland und, wenn es sein mußte, gegen den alten Feind unseres Vaterlandes, gegen den Friedensstörer jenseits des Rheines vertauscht hätte.

Die richtige Consequenz aus den Vordersätzen des Verfassers wäre, statt dessen, die Neutralitätspolitik. Die Herrschaft und der Einfluß Oesterreichs in Italien muß gebrochen werden: von einem Siege Frankreichs und Sardiniens ist für Deutschland nichts zu besorgen — das richtige Verhalten Preußens kann folglich nur darin bestehn, daß es mit verschränkten Armen und ohne einen Fuß zu rühren dem Kampfe in der lombardischen Ebene zusehe. Und ohne Zweifel war dies eine mögliche, eine in sich zusammenstimmende Politik. Der Rath unsers Verfassers jedoch ist, oder war, wunderlicher Weise, ein anderer. Er will keinen europäischen Krieg für Oesterreich; er will keinerlei Einmischung Preußens in den zwischen Frankreich und Oesterreich schwebenden Prozeß, er will nichts desto weniger, daß „Deutschland sich waffne, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein.“ Unverwandt sollen wir in dieser gerüsteten Stellung die Entwickelung der italienischen Dinge und die ganze Lage Europas im Auge behalten, um dann, wenn es ernstlich zu besorgen stände, daß Louis Napoleon, im Widerspruch mit den von ihm gegebenen Erklärungen, Italien in irgend einer Form Frankreich zu unterwerfen beabsichtige — um alsdann Einsprache zu thun und nöthigenfalls ihm den Krieg zu erklären. Es ist angesichts des gegenwärtigen Standes der Dinge überflüssig, die Unausführbarkeit eines solchen Rathes zu demonstriren. Die gerüstete Stellung ohne ein bestimmtes Programm müßte nothwendig desorganisirend und demoralisirend wirken. Sie ist unverträglich mit der deutschen wie mit der preußischen Heerverfassung. Die Uebertragung der militärischen und diplomatischen Leitung an Preußen, so unerläßlich sie für die Durchführung eines positiven Programms gewesen wäre, so unmöglich ist sie ohne ein solches. Sie, sowie das Recht zur Berufung eines deutschen Parlaments, welches der Verfasser gleichfalls fordert, kann schlechterdings nur als Mittel zu einem klar ausgesprochenen nationalen Zwecke gedacht werden. Ein Abwarten unbestimmter Eventualitäten steht unter der Gefahr des verhängnißvollen „Zu spät“ und zwar doppelt, wenn man es mit einem Manne zu thun hat, der in raschen Schlägen und unberechenbaren Wendungen wie der Blitz ist. In Folge dieser Eigenschaften haben wir jenes „Zu spät“ wider Erwarten früh erfahren; obwohl die preußische Regierung nicht zum bloßen Abwarten sondern zur Durchführung einer Mediation entschlossen und gerüstet war, deren Eintreten wesentlich durch die Schuld Oesterreichs verzögert wurde. Ein kostbarer Moment zur Einigung Deutschlands ist verloren, und wieder einmal sind

wir in Frieden um den Preis verdoppelter Schwierigkeiten für die Zukunft geblieben.

Unmittelbar vor dem Schluß unseres Heftes gelangt eine Broschüre zu unserer Kenntniß, deren Inhalt und Fassung an sich selbst empfehlend genug ist, um uns das Bedauern, nicht mehr näher auf sie eingehen zu können, zu ersparen. Unter dem Titel „Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte (Berlin, G. Reimer)“ giebt der Verfasser, der sich selbst als einen Privatmann bezeichnet, eine rechtfertigende Uebersicht über das Verhalten Preußens während des italienischen Krieges. Sollen wir kurz die Summe der kleinen, mit musterhafter Einfachheit und Klarheit geschriebenen Schrift ziehen, so präcisirt dieselbe zunächst den allgemeinen Standpunkt der preußischen Politik und stellt dessen Berechtigung über allen Zweifel. Der Gedanke Preußens, von seiner Pflicht dictirt, war einfach der, zu Gunsten Oesterreichs einzutreten, sobald und soweit Oesterreich seine Interessen als italienische Macht mit den Interessen Deutschlands in Einklang zu setzen bereit und im Stande wäre. Sofort geht der Verfasser die Geschichte der österreichischen Missionen, Forderungen und Anerbietungen an Preußen durch, um im Zusammenhang damit zu zeigen, wie die correspondirenden Schritte Preußens jenen Grundgedanken unerschütterlich festgehalten und ihn, soweit seine Isolirung und die in der deutschen Bundesverfassung liegenden Schwierigkeiten es gestatteten, zu realisiren auf's Ernsteste bemüht gewesen sei. Durch einfache Darlegung der Thatsachen wird der unwidersprechliche Beweis geführt, daß Oesterreich kaum einen Moment lang in aufrichtiger Absicht von dem Bestreben abgegangen ist, Preußen und Deuschland zum unselbständigen Werkzeug seiner antideutschen italienischen Interessen und seines autinationalen reactionären Systems zu machen —, der Beweis, daß der Friede von Villafranca nicht geschlossen wurde, weil der Kaiserstaat von seinem „natürlichen Bundesgenossen verlassen“ gewesen, sondern weil er diesen Bundesgenossen gefürchtet hat. Gegenüber der, in den letzten Momenten zur Perfidie sich steigernden Illoyalität der österreichischen wird die loyale Haltung der preußischen Politik in das hellste Licht gesetzt. Es gelingt dem Verfasser vollkommen, — es gelingt ihm, wie wir hoffen, vor den Augen Deutschlands und Europas — nicht blos den loyalen, sondern ebenso den rein deutschen Charakter und die liberalen Tendenzen der preußischen Regierung gegen jede Verdächtigung zu schützen. Möchte es möglich gewesen sein, den gleich überzeugenden Nachweis zu führen, daß es der preußischen Politik ebenso wenig an Geschicklichkeit, den geeigneten Moment zu ergreifen, gefehlt habe! Es gab einen Augenblick, in welchem Oesterreich von seinem reactionären Programm zurückzuweichen schien. Ende Mai war es, als Graf Rechberg die Specialverträge mit den italienischen Staaten und die Fesselung Piemonts aufgab. Er begehrte die Garantie des Territorialbestandes und wollte sich die für eine einheitliche Action erforderliche Initiative Preußens in Deutschland für die Dauer des Krieges gefallen lassen. Hätte dieser Augenblick

nicht raſch ergriffen werden ſollen? Unſer Autor ſucht auszuführen, daß es nicht geſchehen *konnte*: Preußen habe nicht antworten können, weil es erſt mit den deutſchen Staaten habe verhandeln müſſen, um zu wiſſen, ob ihm wirklich die Leitung Deutſchlands geſichert ſei, um zu wiſſen mithin, wieviel es für die Erhaltung jenes Territorialbeſtandes leiſten könne. Schwierigkeiten wie dieſe werden ſich bei derartigen Verwickelungen allezeit einſtellen: ſie zu überwinden in der That iſt die Aufgabe, die wir unbedingt an den Staatsmann ſtellen. Handelte es ſich um das Ergreifen des Entgegenkommens Oeſterreichs, ſo genügte, meinen wir, die Antwort, daß Preußen zwar eine Garantie zu übernehmen nicht in der Lage ſei, daß es aber *alle Anſtrengungen machen werde*, die Machtſtellung Oeſterreichs aufrecht zu erhalten. Wie wir über die Verzögerung der preußiſchen Mediation durch die Mittheilung der Mediationsabſichten an das Petersburger und Londoner Cabinet urtheilen, haben wir bereits anderweitig ausgeſprochen. Wie dem jedoch ſei, zwiſchen der Politik der raſchen, aber ſcrupelloſen und frivolen Entſchlüſſe und der Politik der unbedingten Ehrenhaftigkeit kann keine Wahl ſein. Nicht Preußen daher hat die Früchte des Friedens von Villafranca zu fürchten; es hat, während und bis dieſe Früchte ſich entwickeln, ein edleres Friedenswerk zu Stande zu bringen, es hat — um mit den Worten unſeres Verfaſſers zu ſchließen — »durch Befeſtigung verfaſſungsmäßiger Freiheit und ſtarke Handhabung weiſer Geſetze dem deutſchen Vaterlande die ſittliche Kraft zu gewährleiſten, vermöge deren Staaten und Völker unüberwindlich ſind.«

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zeitgenössische Dichter.

I.

Otto Ludwig.

Wer es liebt sich dem Nachdenken über ästhetische Fragen hinzugeben, wer aus den Werken unserer großen Dichter und Denker mit frohem Stolze die Ueberzeugung geschöpft hat: wir sind der Erkenntniß des Schönen mit raschen Schritten näher gekommen, — der kann dem Urtheile unsres Publicums und den kritischen Stimmen sehr vieler Zeitschriften nur mit tiefer Beschämung folgen. Fürwahr, es braucht eine lange Frist, bis die gediegene Ausbeute aus den Schachten der Geistesarbeit als baare Münze von Hand zu Hand geht; es fehlt noch viel, daß unsre großen Kinder das ABC der Aesthetik begriffen hätten. Alltäglich können wir es lesen, und kaum noch erregt es unser Befremden, wenn Dichtungen von Gustav Freytag oder Gottfried Kinkel mit Producten der Frau Mühlbach alles Ernstes in eine Reihe gestellt und nach ihrem Werthe gegen einander abgewogen werden: als besäße ein dem Herzensbedürfnisse des Dichters entsprungenes Kunstwerk die entfernteste Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen einer industriellen Thätigkeit, welche lediglich geregelt wird durch den Zustand des Marktes und die volkswirthschaftlichen Gesetze von Angebot und Nachfrage.

Einen nicht minder traurigen Beweis für die weit verbreitete Unklarheit über die einfachsten ästhetischen Begriffe liefert der Streit der angeblichen Idealisten und Realisten, welcher die Spalten so vieler Blätter mit gehässigem Zanke füllt. Als die Ausläufer der Romantik sich in phantastischen Experimenten verloren, bald die Kunst zum Gegenstande der Kunst machten, bald schattenhafte Mährchengestalten erschufen, welche jeder menschlichen Wahrheit und darum der echten Schönheit baar waren: — war es nicht natürlich, daß damals frische mit gesunder Sinnlichkeit begabte Dichter, jenes schwächlichen Treibens müde, mit kecker Hand in die derbe Wirklichkeit des niederen Volkslebens griffen und ihre Kraft mit Vorliebe an solchen Charakteren versuchten, deren Wahrheit sich an der Erfahrung

des täglichen Lebens messen ließ? Dieser aus der Lage der Dinge naturgemäß entsprossenen Richtung verdanken wir die allmähliche Rückkehr der erzählenden Dichtung zu kräftigen, lebenswahren Gestalten. Ihr näherte sich seitdem die Mehrzahl aller derer, welche überhaupt die Fähigkeit besitzen Charaktere zu zeichnen. Ihr gegenüber schaarte sich nach und nach eine seltsam gemischte Gesellschaft. Zarte musikalisch gestimmte Naturen, welche das lyrische Element in jenen „realistischen" Dichtungen mit Recht schmerzlich vermißten; sinnige Verehrer der Goethe'schen Muse, die sich aus der Enge der prosaischen Lebensverhältnisse zurücksehnten nach der freieren Luft und der reinen Formenschönheit der antiken Welt; vor Allem aber talentlose Schriftsteller, denen die leibhaftige Wahrheit der Dorfgeschichten ihren eigenen Mangel an Gestaltungskraft klar machte: sie Alle vereinigten sich zu dem Rufe, bei dem Streben nach dem Charakteristisch-wahren gehe die Schönheit verloren. Persönliches Gezänk, dieser unvermeidliche Schmutzfleck auf der schönen Literatur aller Zeiten, kam hinzu. Auf beiden Seiten ward in der Hitze des Streites mit den seltsamsten Waffen gefochten. Weil Emanuel Geibel's lyrisches Talent bei jedem Versuche dramatischer Charakterbildung nothwendig Schiffbruch erleidet, so machen seine dienstbeflissenen Freunde aus der Noth eine Tugend: sie stellen ihren schadenfrohen Gegnern die Zumuthung, jene akademischen Durchschnittsfiguren, welche der Poet in einem Anfalle heroischer Laune auf die Namen Brunhild und Siegfried getauft hat, als makellose Erscheinungen rein-menschlicher Schönheit anzuerkennen. Und ebenso: weil die starke aber recht eigentlich ungezogene Gestaltungskraft von Jeremias Gotthelf unsre Phantasie zwischendurch zuweilen mit den gröbsten und niedrigsten Bildern quält; weil Berthold Auerbach in Folge eines ganz eigenthümlichen persönlichen Entwicklungsganges nur Stoffe aus dem bäuerlichen Kleinleben mit Glück zu behandeln vermag, so erklären abermals übereifrige Anhänger diese Mängel für Vorzüge; sie wollen uns einreden, unsre Zeit sei des Kothurns müde, sie finde den Kunstgenuß nur unter den Düften des Heues, bei der naturwüchsigen Ungeschliffenheit der niederen Stände.

Jedem Unbefangenen muß das Ziellose des ganzen Haders einleuchten, und die hellen Köpfe beider Parteien selbst verschließen sich dieser Einsicht nicht. Die Eigenheit der Begabung einzelner Dichter begründet einen Unterschied der Style ebenso wenig wie die Natur der Stoffe, welche sie sich wählen. Jeder Zweig des Lebens ist reich und vielgestaltig genug, um den verschiedensten Richtungen der Kunst Motive in Fülle zu bieten: aus denselben Kreisen der Gesellschaft, welche von den heutigen „Idealisten" als die Urheimath der Prosa und der Häßlichkeit verrufen werden,

entlehnte der Meisel eines Thorwaldsen und der Zauberstab der Goetheschen Dichtung die Typen reinster Formenschönheit. Und noch minder läßt sich behaupten, das Charakteristische und das Idealschöne seien natürliche Gegensätze. Der Künstler, dessen Blicken sich zuerst die Idee des Schönen entschleiert, der sodann versucht dies Ideal in lebendigen Gestalten zu verkörpern, — er gelangt auf anderem, steilerem Pfade genau zu demselben Ziele wie der andere, der mit herzlicher Freude sich in die Mannichfaltigkeit und Seltsamkeit des wirklichen Lebens vertieft und in jeder von dessen wechselnden Gestalten ein Abbild des Ewigen, der Idee zu erschauen und darzustellen weiß. Jener zarte Sinn für die reine Form, welcher mit selbstvergessenem Entzücken selbst der abstracten Schönheit der Linien zu folgen vermag, von den großartigen Umrissen eines Gebirges bis herab zu den lieblichen Wellenwindungen eines Frauenscheitels: er ist dem Künstler nicht minder unerläßlich, als der kecke Muth, der seine Lust hat an den mannichfachen Verzerrungen, in denen das Menschenleben die Idee des Schönen entstellt und gebrochen, bald Schrecken bald Lachen erregend, zur Erscheinung bringt. Und wieder: verfolge der Dichter immerhin die Geheimnisse der Menschenbrust bis in ihre verborgensten Falten — ein Sklave seines Stoffes soll er nimmer werden, mit Freiheit soll er ihm gegenüberstehn und mit untrüglicher Sicherheit fühlen, inwieweit die Eigenheiten seiner Charaktere ästhetisch berechtigt, inwieweit sie darstellbar sind ohne den harmonischen Gesammteindruck des schönen Kunstwerks zu zerstören. Erst die Vereinigung dieser verschiedenen Eigenschaften macht den Künstler; von einem Gegensatze ist hier nicht die Rede. Nur ein Mehr oder Minder, ein Vorwiegen der einen oder der andern Richtung ist an einzelnen Künstlern wie an ganzen Zeiträumen wahrzunehmen. Und hier läßt sich denn ehrlicherweise nicht läugnen: für einen modernen deutschen Dichter, der den Gestalten und Gefühlen seiner Zeit ein empfängliches Auge, ein offenes Herz entgegenbringt, ist die Hinneigung zur charakteristischen Darstellungsweise nicht Sache der freien Wahl, sondern Ergebniß geschichtlicher Nothwendigkeit. Unendlich selten nur wird uns Heutigen das Glück, einen Leib zu schauen, der als makellose Hülle einen reinen Geist umschließt; in unschöner Tracht, in eckigen dürftigen Formen treten uns die edelsten Naturen entgegen, oft läßt allein der seelenvolle Strahl des Auges die Tiefe des geistigen Gehaltes ahnen; nicht in der Formvollendung einzelner Gestalten finden wir das Schöne, sondern in der Mannichfaltigkeit, in dem Contraste verschiedener eigenartiger Wesen. In dieser Umgebung ist unser Schauen ein vorwiegend malerisches geworden, — selbst die Plastik kann sich diesem Zuge der Zeit nicht entziehen; und fremd, fast ärmlich erscheinen uns die einfach-schönen Gestalten des antiken Dramas in der malerischen

Beleuchtung unsrer abendlichen Bühne. Wir Germanen führen ein so schamhaft innerliches Leben, der Weg vom Herzen zum Munde ist für uns ein so weiter, und auch das gesprochene Wort giebt so selten in voller Anschaulichkeit die Stärke der Empfindung wieder. Welcher Reiz für jede tiefere Natur, sich in die Eigenheit der Charaktere zu versenken! Schwerlich wird in einer solchen Welt, wie die heutige, der Künstler auf den Gedanken kommen, typische Formen zu schaffen; es wird ihm natürlicher erscheinen, individuelle Charaktere mit ganz bestimmtem Entwicklungsgange, ganz bestimmter Umgebung zu zeichnen; er wird das Schöne finden, wenn jeder seiner eigenartigen Menschen in sich vollendet ist. Aber je unbefangener wir gestehen, die moderne Welt begünstige die charakteristische Richtung der Kunst, desto entschiedener verlangen wir von dem modernen Dichter, er solle wohl nach dem Leben schaffen, doch *nicht blos das Leben abbilden*. Wie Jedem unter uns, dem ernstlich am Verständniß des Schönen gelegen ist, die Plastik die beste Lehrmeisterin sein wird, weil der Sinn ihrer reinen Formen sich uns am langsamsten erschließt: so wird das Studium der antiken Poesie unsren Dichtern um so nothwendiger, je schärfer sich das realistische Denken und Leben unsrer Zeit ausbildet.

Aber wozu das Alles? — Der Dichter, dessen durchaus eigenthümliche Erscheinung und dessen Schöpfungen wir betrachten wollen, ist tief verflochten worden in den belletristischen Parteihader des Tages. *Otto Ludwig* selbst hat sich von den kritischen Fehden vornehm zurückgehalten, er hat zur Welt nie anders gesprochen als durch seine poetischen Thaten. Trotzdem hat ihn die buntscheckige Menge der Gegner der charakteristischen Darstellungsweise zur Zielscheibe ihrer bittersten Anfeindungen erkoren; er sollte der wahre Bannerträger sein der Poesie des Tütendrehens — oder wie die wohlfeilen Schmähreden lauten. Darum war es unsre Pflicht zu erklären: wir begreifen diesen Streit nicht, wir werden den „Koryphäen der Realisten“ mit demselben Maaße messen wie jeden andern Künstler.

Acht Jahre mögen vergangen sein, seit „*der Erbförster*“ in Dresden zum ersten Male über die Bretter ging, und noch heute ist jener erste verwirrende Eindruck der unbegreiflichen Fabel jedem Zuhörer sicher unvergessen. Zwei brave Männer, der Erbförster von Düsterwalde und sein Gutsherr, streiten sich, wie schon oftmals, so wieder während die Verlobung ihrer Kinder gefeiert wird, über das Durchforsten eines Waldes. Der jähzornige Gutsherr, wüthend über die Halsstarrigkeit seines Untergebenen, bricht auf und befiehlt den Förster abzusetzen und ihm einen nichtswürdigen Menschen zum Nachfolger zu geben — ein Auftrag, der von einem beflissenen Zwischenträger nur allzu pünktlich ausgeführt wird. Jener Buchjäger benutzt sein neues Amt, um des Försters Sohn Andres

als Holzdieb ergreifen und aushauen zu lassen. Auf die Kunde dieser Brutalität ist der längst zur Besinnung gekommene Gutsherr sofort bereit, seine Uebereilung gut zu machen. Inzwischen hat ein Wilddieb jenem Andres seine Büchse gestohlen und den Buchjäger erschossen, er hat darauf mit dem Sohne des Gutsherrn Robert Schüsse gewechselt und ist von diesem niedergestreckt worden. Da die Zeugen dieser Gräuel nicht den Wilddieb selbst, sondern nur die Büchse mit dem gelben Riemen in seiner Hand erkannt haben, so gelangt zum Gutsherrn die Nachricht, sein Sohn und der Buchjäger seien von Andres ermordet: in das Forsthaus aber kommt die Kunde, Andres sei von Robert's Kugel getroffen worden. Dies veranlaßt den Gutsherrn, in die Stadt nach Soldaten zu schicken um das ganze Mordnest im Walde aufzuheben; der Förster aber, den ein vergeblicher Versuch den Gutsherrn zu verklagen überzeugt, daß ein ehrlicher Mann sich selbst sein Recht schaffen müsse, geht zum Walde um den Mörder seines Sohnes zu richten, — und durch einen neuen Zufall trifft seine Kugel statt Robert's dessen Braut — seine eigne Tochter. Als sich endlich der tolle Wust dieser Mißverständnisse aufklärt, scheidet der Förster um sich dem Nachrichter zu übergeben; und die Zuhörer schauen zu, ganz abgestumpft von all' dem Entsetzlichen und würden sich nicht wundern, wenn jetzt noch die Soldaten erschienen und auch den Uebrigen ein blutiges Ende bereiteten. In der That, es ist kaum möglich, über diese ungeheuerliche Fabel ein allzuhartes Urtheil zu fällen. Nichts vermag dem grauenhaften Ausgang die mindeste Entschuldigung zu gewähren: der Conflict ist leicht, fast komisch, und die streitenden Charaktere sind einfach-ehrliche Leute wie wir sie täglich um uns sehen. Recht als könnte der Dichter nicht deutlich genug beweisen, daß „der alte Mordkerl sein Kind erschoß um Nichts, um gar Nichts, auf der Welt um Nichts," so hat er Alles aufgeboten um seinen Charakteren jede Freiheit zu nehmen: vom Weine erhitzt begeht der Förster die furchtbare That, und jeder seiner trotzigen Entschlüsse wird gezeitigt durch den häßlichen Zufall, daß seine Tochter ihm aus der Bibel die entsetzlichen Rechtslehren der Hebräer: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" vorliest; selbst die gespenstische Macht der Träume hat der Dichter heraufbeschworen, um den Handelnden das nahende Unheil als unvermeidlich zu verkündigen. — Und doch, was war es, das damals die Hörer in gespannter Theilnahme auf den Bänken bannte? Warum regte sich kein Lächeln bei den absurden Zumuthungen, welche der Dichter an uns stellt? In leibhaftiger Wirklichkeit, mit überwältigender Wahrheit traten uns diese Menschen entgegen; während des Schauens zum Mindesten vermochte der Zweifel nicht sich zu regen; ein Jeder fühlte: das ist tief innerlich empfunden, das ward geschrieben mit

jener Concentration des ganzen Wesens, welche in der heutigen Kunst — bei der Masse von Bildungsstoff, die auf den Künstler eindrängt und seine Theilnahme zerstreut — eine unendlich seltne Erscheinung ist. Und warum fanden sie so wenig Anklang, jene kritischen Stimmen, welche mit der naheliegenden Behauptung auftraten, hier sei die crasse Trivialität der Schicksalstragödien wieder auferstanden? Nein, hier ist nichts von jener leichtfertigen Frivolität, die des Menschen Thun und Denken an einen rohen Zufall knüpft. Ein alttestamentarischer Ernst schreitet durch das Stück; der Dichter scheint frivol, weil seine gewissenhafte Strenge zur Härte wird. „Unschuld und Verbrechen steh'n an den Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen und den Verbrecher trennt oft nur Ein schnellerer Puls:" das ist ein Ausspruch frevelhafter Schwäche, wenn er die Sünde *entschuldigen* soll. Aber Otto Ludwig versteht ihn im Sinne einer *Anklage*; er glaubt gerecht zu handeln, wenn er „einem raschen Worte, das unser Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe geben *sein* Herr zu sein" die furchtbarsten Schrecken folgen läßt. Eine freudlose, trostlose Lebensweisheit, eine arge Verirrung, gewiß: — aber die Verirrung eines tiefen und starken Geistes!

Doch nicht genug, daß der Dichter, statt die unfehlbare dramatische Gerechtigkeit auszuüben, mit höhnischer Härte auf die blinden Mächte weist, in deren Hand des Menschen Wille zum willenlosen Spielwerk wird: — auch die Atmosphäre, in welcher das Drama sich bewegt, ist eine schwüle, eine beklemmende für jeden feinfühlenden Hörer. Diese starken wilden Leidenschaften im engsten Raume tobend — das macht den Eindruck eines Sturmes im Glase Wasser, dabei geht die Harmonie von Form und Inhalt verloren. Wir verkennen nicht, welcher ungeheure Fortschritt zu reinerer Menschlichkeit darin liegt, daß unsere Zeit in dem niederen Volksleben würdige Stoffe für die Kunst zu finden weiß, wir haben den segensreichen Einfluß der Dorfgeschichten auf unsre erzählende Dichtung willig zugestanden: dennoch scheint uns die Berechtigung des dörflichen und kleinbürgerlichen Lebens in der Tragödie eine sehr beschränkte. Worin besteht der poetische Reiz jener schlichten Lebenskreise? In der Einfachheit, der heimlichen Enge, dem traulichen Frieden eines der Natur noch nicht entfremdeten Daseins. Durch die That ward dies anerkannt von *Klaus Groth*, der von allen denen, welche heute das Volksleben dichterisch schildern, wohl den lautersten Schönheitssinn besitzt. Wahrlich, es sind keine *Geßner*'schen Schäfer, es sind wirkliche Bauern, die sich uns in seinen Gedichten und Erzählungen darstellen. Aber mit wie feinem Tacte weiß er alles Häßliche zu verbannen oder zu verklären! Einfache Herzensgeschichten, wie sie der schlichte Mensch am reinsten und tiefsten durchlebt

— Störungen des ländlichen Friedens durch das Hereinbrechen großer Weltereignisse — das kecke Wagen des Schiffers und des Jägers — das romantische oder komische Treiben des Vagabundenlebens: — dies sind Groth's Stoffe. Ueberall bildet die Einfachheit, die Nachbarschaft der Natur den Mittelpunkt des poetischen Interesses. Wie anders in dieser Tragödie! Von dem ästhetischen Reize des Wald- und Jägerlebens ist nicht die Rede; nur die Härte, die Enge der prosaischen Lebensverhältnisse tritt uns entgegen. Wo die Leidenschaft tobt, da erscheint sie in häßlichster Form: ausgehauen wird des Försters Sohn, und den ruchlosen Mordthaten muß sich die feige Waffe der Büchse als Mittel bieten. Fürwahr, das sind keine Aeußerlichkeiten. Wenn der Dichter in der ersten Bearbeitung seinen Helden aufs Gericht gehn ließ, um für den Todtschlag den Tod zu finden, wenn er später den juristischen Fehler durch einen psychologischen ersetzte und diesen starren Gläubigen durch Selbstmord enden ließ: — liegt darin nicht ein bedenklicher Fingerzeig, wie wenig diese harmlosen Lebenskreise sich für die Tragödie eignen? Die komische, die rührende Dichtkunst — wenn auch nicht gerade die Rührung im Iffland'schen Stile — findet in solchen einfachen Verhältnissen ihr natürliches Element. Die Tragödie schreitet auf geweihtem Boden, sie verlangt den Kothurn, sie fordert eine reine von der Misère alltäglichen Lebens gesäuberte Luft, sie fordert große Verhältnisse, wenn die großen Leidenschaften, welche sie entfesselt, groß erscheinen, harmonisch wirken sollen, wenn ihr Eindruck nicht traurig statt tragisch, niederschlagend statt erschütternd sein soll. Oder wäre es ein Zufall, daß die große Familientragödie des Lear, das psychologische Drama des Tasso in der vornehmen Welt spielen? Wir sind weit entfernt, den niederen Ständen die tragische Hoffähigkeit kurzweg abzusprechen; aber es bedarf ungewöhnlichen Glückes, wenn der Dichter einer kleinbürgerlichen Tragödie die arge Klippe umschiffen will, daß die Leidenschaften in diesem engen Raume verkümmert und gebrochen erscheinen, und daß die rächenden Mächte des bürgerlichen Lebens, der Gensd'arm und das „Trillerhäusle“ mit ihrer handgreiflichen Häßlichkeit den Kunstgenuß zerstören. — Noch mehr. Die Tragödie verlangt volle Zurechnung, individuelle Freiheit des Entschlusses der Handelnden, und auch darum sind die Höhen des Lebens ihr natürlicher Boden. Keine Spur davon in unsrem Trauerspiele. Dieser Held bewegt sich in einer engen Welt fester Rechts- und Ehrbegriffe, welche nicht minder starr, aber weit minder ästhetisch sind, als die Satzungen spanischer Ritterlichkeit in den Dramen Calderon's. Seine Ehre glaubt er geschändet, wenn sein Gutsherr ihn wegen einer Meinungsdifferenz aus dem Dienste entläßt, sein Recht meint er verletzt, wenn jener von seinem contractlichen Rechte Gebrauch macht,

sein Ansehn denkt er zu wahren, wenn er mit der Furcht statt der Liebe Weib und Kind an sich fesselt. Kein Zweifel, es giebt solche Menschen; unter ungebildeten, in der strengen Zucht herber Sitte aufgewachsenen Leuten mögen solche beschränkte Anschauungen sogar die herrschenden sein; wir gedenken dabei so mancher Geschichten aus dem thüringischen Volksleben, jenes Mannes z. B., der mit den Seinen dem Hungertyphus erlag, weil er es für eine Schande hielt, der Behörde seine Dürftigkeit zu bekennen. Aber sind solche Empfindungen, weil sie im Leben vorkommen, poetisch berechtigt? Ist der Hörer, der mit freieren menschlichen Ideen an das Werk herantritt, im Stande, sie nachzuempfinden oder auch nur zu begreifen? Und wie war es möglich, daß Otto Ludwig seine Menschen nach so äußerlichen Motiven handeln ließ — dieser streng gewissenhafte mit unbarmherzigem Auge in das Innerste des Menschen blickende Dichter? Wir finden nur Eine Antwort. Er ist aufgewachsen in den beschränkten Verhältnissen des thüringer Kleinlebens: und diese beengte Vergangenheit, — sonst ein Segen für den Künstler, denn sie schenkt ihm, was keine Bildung ersetzen kann, Vertrautheit mit der Natur, mit dem einfachen Ausdrucke starker Empfindungen — sie gereicht ihm zum Unsegen. Sein Gesichtskreis bleibt eng, er vermag nicht, über die Welt der Erfahrung sich zu erheben. Ein Feind der Phrase, begabt mit einer starken Phantasie, der es ganz unmöglich ist, abstracte Durchschnittsmenschen zu schaffen, verfällt er in das andere Extrem, — er zeichnet das Leben selbst, nicht ein künstlerisches Bild des Lebens. Und so hinterläßt dies Drama eines ernsten und strengen Künstlers doch einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke zuchtloser, nach willkürlichen Effecten haschender Geister: erstaunt und befremdet verweilen wir, diese Menschen sind unverständliche Originale. Kaum irgend ein anderer deutscher Dichter versteht es, jede Silbe, jede Handbewegung so täuschend ähnlich der Natur nachzubilden; und obwohl wir meinen, daß Ludwig mit dieser Kleinmalerei oft die dem Dramatiker gesetzten Grenzen überschreitet, und den Schauspieler peinigt oder zum Automaten herabwürdigt, so sind wir doch weit entfernt, diesen großen Vorzug schlagender sinnlicher Wahrheit zu unterschätzen. Aber für diese Charaktere in ihrer Gesammtheit fehlt uns der Schlüssel. Man sehe diesen Weiler: jeder Zug dem Leben abgelauscht, der Leser beginnt unwillkürlich die Person zu agiren. Aber ist diese thatlose, schleichende, uninteressirte Bosheit, die ihre Freude daran hat, braven Menschen Böses vorher zu sagen und schlimme Nachrichten zu bringen, deren Motive wir nicht im Entferntesten ahnen, ist ein solcher exceptioneller Charakter poetisch wahr? Endlich — da einmal auch der begabteste Dichter seine Menschen theilweis sich zum Bilde schafft — so haben all' diese Charaktere eine schwere, verschlossene,

zurückhaltende Weise, die alle Situationen übermäßig gespannt und ängstigend macht und dem Hörer nur zu oft zur Qual wird.

Eine starke und sichere Gestaltungskraft, welche sich weniger in der allmählichen Entwickelung der Charaktere, als in jenen episodischen Figuren zeigte, die, mit wenigen Strichen skizzirt, uns mit Einem Male fertig entgegentreten — eine seltene psychologische Wahrheit — eine knappe, spannende, durchaus bühnengerechte Darstellungsweise — trotz der Unsicherheit beim Handhaben der dramatischen Gerechtigkeit ein streng-sittlicher Ernst — endlich, bei aller Düsterheit der Handlung, ein liebenswürdiges Gemüth, welches sich kundthat an der Zeichnung seiner Frauen: — das war es, was uns an das seltsame Drama fesselte. Wer die Stärke dieses Talents bewunderte, der mußte wünschen, ein freundlicher Stern möge die Phantasie des Dichters hinausführen aus der engen Welt, die seine Wiege umgab, damit er das Dürftige und Häßliche des Alltagslebens vergesse — und er möge sich frei machen von der Schule Eduard Devrient's, welcher er zwar die Bühnenkenntniß und die Sorgfalt in der Charakterzeichnung, aber auch die einseitige Vernachlässigung der idealen Elemente des Dramas verdankte.

Und Otto Ludwig erfüllte diese Hoffnung, als einige Zeit später „die Makkabäer“ erschienen. Der Stoff konnte nicht glücklicher gewählt sein: denn der lyrische Schwung, der in der Fabel selbst liegt, half freundlich einen Mangel an Ludwig's Talent verdecken; und nicht die sinnlich reizende Pracht, welche heute so viele blasirte Poeten an die orientalischen Stoffe fesselt, sondern der tiefreligiöse Ernst der jüdischen Welt, der Ludwig's Wesen vollkommen entspricht, hatte den Dichter angezogen. In der That, hier ist etwas von der gorgeous tragedy in sceptred pall, hier hallt etwas von dem glaubensfreudigen Siegesjubel, der in den Klängen von Händel's Samson redet. Wie Judah Makkabäus über die Leiche seines Oheims nach dem Götzenbilde schreitet und den Gräuel in den Staub wirft — „o arme Beter, ärm'rer Gott!“ — und wie den sterbenden Duldern zu Jerusalem aus den Augen des einziehenden Helden neue Kraft zum Leben zuströmt: diese Scenen stehen dem Besten unserer Literatur zur Seite. Und es sind Conflicte von ewiger Realität, die der Dichter schildert. Bedarf es der Anstrengung, um diese Empörung des freien Heldenmuths gegen bornirten religiösen Fanatismus, diesen Kampf der Glaubenstreue mit dem Zwange weltlicher Tyrannei, lebendig wie unsre eignen Nöthe, zu empfinden? Die beklemmende Düsterheit von Ludwig's Erstlingsdrama finden wir hier nicht mehr, wohl aber dieselbe Kraft und Gedrungenheit, denselben tief-innerlichen sittlichen Ernst. Und dies Letztere erscheint besonders erfreulich, wenn wir uns des gleichnamigen Stückes

von Zacharias Werner, das sich mit Ludwig's Tragödie vielfach berührt, erinnern; denn an dieser Arbeit des Apostaten empört uns nicht sowohl das wüste Durcheinander der Scenen und der hohle Klingklang schlechter lyrischer Verse, als der gänzliche Mangel an Gewissen, die prahlerische Aeußerlichkeit der Religiosität.

Auch Ludwig's alter Kunst der Charakterzeichnung begegnen wir aufs Neue. Allerdings ist hier nur wenig und in großen Zügen motivirt, und leider pflegen die Aufführungen der Makkabäer das Heine'sche Witzwort, daß Schauspieler und Dichter in demselben cordialen Verhältnisse zu einander stehen, wie der Henker und der arme Sünder, in besonders schlagender Weise zu bewahrheiten. Dennoch hat der Dichter vollkommen genug gethan, um die Charaktere anschaulich und verständlich zu machen. Es ist ein Vorzug großer historischer Stoffe, daß sie sparsames Motiviren ermöglichen: die erhabenen allgemein-menschlichen Empfindungen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuths, der religiösen Begeisterung hat jede nicht ganz stumpfe Phantasie schon durchempfunden, der Dichter hat nicht nöthig, durch Kleinmalerei sie uns näher zu bringen. In der That, wer sollte ihn nicht verstehen, diesen königlichen Judah, „den Mann, der seine Tugenden verhüllt, daß unsre Armuth nicht vor ihm erröthe," der bei der Feinde Drohen vor Lust bebt wie ein Baum im Regen, diesen kraftstrotzenden concentrirten Menschen, der des Dichters Verachtung der Phrase, seine Neigung für abgeschlossene Charaktere glänzend bewährt und zu Kleist's Hermann ein würdiges Gegenbild bietet? Und neben ihm in „ihrer Demuth Niedrigkeit" das Röslein von Saron, eine Gestalt, die nur wenig Zeilen spricht, aber, von einer erträglich schönen und gefühlvollen Schauspielerin dargestellt, jeden Zuschauer kaum minder rühren muß, als den Judah selber. Auch der vielgeschmähte Charakter der Mutter der Makkabäer scheint uns durchaus gelungen. „Kein Weib war weiser, keine Mutter thörichter," dies Wort des Judah löst das Räthsel. Mit durchdringender Klarheit erkennt sie die Schmach ihres Volkes, sie glaubt mit einer die Grenzen des Weiblichen schon überschreitenden Leidenschaft an die Rückkehr der Juden zum alten Glanze, zum alten Gott; und in echt weiblicher Weise vermischen sich diese religiös-politischen Bestrebungen mit ihrem Familienstolze, ihrer blinden Mutterliebe: in jedem ihrer Söhne meint sie den Helden ihres Volkes zu schauen und, indem sie ihnen die Bahn zum Ruhme weist, zittert sie davor, sie zu verlieren. Es ist ein tiefsinniger Zug, daß diese entgegengesetzten Seiten ihres Wesens zuletzt, da sie selbst ihre Söhne zu Jehovahs Ehren in den Tod treibt, mit einander in Kampf gerathen. — Nur zwei der Charaktere sind entschieden verfehlt: König Antiochus, dessen gesammtes Handeln völlig unklar bleibt, und der

ungetreue Makkabäus Eleazar. Die vollendete Unbeständigkeit, so häßlich sie erscheint, ist immerhin fähig, in einem dramatischen Charakter verkörpert zu werden, und hier vor Allem ist der Schwächling Eleazar als Gegenbild des Judah sogar eine nothwendige Figur. Aber der Dichter darf nicht so weit gehen, einem Charakter jeden einheitlichen Mittelpunkt zu nehmen: aus einer Kette von Widersprüchen entsteht nicht das Bild eines Menschen. Abscheu in Fülle flößt uns diese eitle Ohnmacht ein, die sich weigert, für den Herrn einzustehn, weil sie dem großen Bruder nicht nachthun will; aber das Verständniß fehlt uns: jeder Schritt Eleazar's ist eine Caprice. Darum bleiben wir kalt bei seiner schließlichen Rückkehr zum alten Glauben, — denn auch sie ist eine Laune.

Trotz der hervorgehobenen reichen Vorzüge indeß erscheint das Trauerspiel nicht als ein harmonisches Kunstwerk, denn die Composition ist in arger Weise vernachlässigt. Ludwig hat gleich Z. Werner zwei Fabeln verbunden, den Glaubenskampf des Judah und die rührende biblische Erzählung von dem Opfertode der sechs Knaben im Marterofen; aber ihm so wenig als Werner ist die Verschmelzung gelungen. Beide Stoffe sind durchaus dramatisch, und es war möglich, sie mit derselben Idee zu durchdringen und in ähnlicher Weise, wie die beiden Tragödien im Lear zu einer idealen Einheit zu verknüpfen. In der einsamen Größe des Judah, der sich losreißt von dem mütterlichen Boden der Gesittung seines Volkes, ruht ein tieftragischer Gehalt. Wollte der Dichter diesen aufdecken, dann liegt die Peripetie des Stücks im dritten Acte, wo der Streiter Gottes die Satzung Mosis bricht, gegen den Glauben frevelt, dessen Sieg er bezweckt. Aber dann durfte der Glaubenseifer dieses Volkes nicht blos durch den Mund des, allerdings meisterhaft gezeichneten, Fanatikers Jojakim zu uns reden; vor Augen mußten wir es sehen, wie die Juden sich mit den Waffen in der Hand erwürgen lassen, weil sie die Sabbathgesetze nicht brechen wollen; und vor Allem: dann durfte in den wenigen Scenen, wo wir es schauen, das Volk nicht — in jener Shakspeare'schen Weise, die für unsre Gesittung unbedingt ein Anachronismus ist — so gar niedrig und erbärmlich auftreten, denn auch diese entsetzliche Starrheit des Glaubens hat das Recht einer großen Idee. Diesem elendesten der Völker gegenüber bemerken wir Judah's Schuld kaum, er erscheint — gegen des Dichters Absicht — als ein makelloser, ein epischer Held. Noch mehr mißlungen ist die zweite Fabel, denn der Dichter hat den Charakter des Unsicheren, Planlosen, welcher in dem Wesen der Lea begründet liegt, auf das gesammte Schicksal der Makkabäerfamilie übertragen. Und so folgt auf die schönen zwei ersten Acte eine bunte Reihe ziemlich zielloser Scenen. Besonders der dritte Act enthält zwar einige große Stellen und noch mehr Effecte, aber er zeigt

am Deutlichsten, wie der dramatische Gehalt sich verflüchtigt: wir sehen und hören Allerhand, das geschieht und geschehen ist, aber die Handlung ist verschwunden. — In der Sprache des Stückes endlich kämpfen zwei Stile: das erhabene von großen Metaphern strotzende biblische Wort, das dem idealen Drama sich leicht einfügt, steht fremd neben der pointenreichen Redeweise des Lustspiels und des bürgerlichen Dramas.

Inzwischen das Eine mindestens, was auf jeden einfachen Hörer den gewaltigsten Eindruck macht und wohl den sichersten Maaßstab der dramatischen Begabung bietet, die Kraft einer großartigen Charakterzeichnung hatte Ludwig hier glänzend bewährt. Und wer ein feines Ohr hat für die Stellen, in denen des Künstlers innerstes Wesen zu Tage kommt, der mußte fühlen: in dieser erhabenen Welt hatte das groß angelegte Talent des Dichters seinen natürlichen Tummelplatz gefunden.

Aber Ludwig überraschte uns einige Jahre darauf durch seine Rückkehr zu dem Ausgangspunkte seiner Bildung. Das thüringer Kleinleben hatte ihm den Stoff geboten für sein schönstes Gedicht, für die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde," worin der Dichter seinen Beruf als Herzenskündiger mit erschütterndem Ernst erfüllte. Selten ist mit so unbarmherziger Strenge das Innerste der Menschenbrust durchwühlt worden. Wie im Beichtstuhl vor dem forschenden Auge des Seelsorgers auch von den geheimsten Träumen der Schleier fällt, so enthüllen sich in den Gestalten dieser Dichtung die dunkelsten Räthsel unsrer Seele. Jene unselige Fertigkeit, uns selbst zu belügen, deren Keim auch in dem reinsten Menschen schlummert, deren Verirrungen in der Liebe dem Komiker einen so dankbaren Stoff bieten, — hier ist sie als der Urgrund der Sünde aufgefaßt. Wie wir uns einspinnen in eine Welt erlogener Vorstellungen, wie uns der Wahn lieb wird und wir eine Furcht ebenso schwer aufgeben als eine Hoffnung, wie wir die Welt zu kennen meinen, derweil wir nur uns selbst kennen, wie endlich die Schuld uns dahin führt, in den Menschen zu hassen, was wir an ihnen gethan: — diese Nachtseiten des Herzens hat Ludwig mit wunderbarer Divination verstanden, und die lose Kunstform der Erzählung gewährt ihm die Möglichkeit, sie in voller Breite darzustellen. Und indem uns diese Menschen in so leibhaftiger ja beängstigender Wahrheit entgegentreten, bewundern wir die poetische Natur des Dichters, der es vermochte, nicht nur sich in so grundverschiedene lebendige Menschen einzuleben und jedem Charakter nur insoweit Ausdruck zu gewähren, als die Harmonie des Kunstwerks es gestattete, sondern auch dem tiefbewegten psychologischen Gemälde einen friedlichen epischen Hintergrund zu geben. Auf's Glücklichste erscheint der dämonische Kampf der beiden Brüder mit dem harmlosen Stillleben des Städtchens, mit der detaillirten Darstellung

des ehrsamen Schieferdeckerhandwerks verflochten. — Hier, bei Ludwig's gelungenstem Werke, dürfen wir auch die Frage aufwerfen: was hat dieser Dichter gemein mit den Bestrebungen und Empfindungen seiner Zeit? Nicht als wollten wir in tendenziös-praktischer Weise das fabula docet aus den Gebilden des Künstlers ziehen — nicht als wollten wir im Mindesten die Berechtigung jener, man darf sagen zeitlosen lyrischen Dichter bezweifeln, welche, wie Eduard Mörike, eine kleine Welt einfacher für alle Zeiten und alle Menschen gültiger Gefühle mit unverwüstlichem Humor verklären: allein gegenüber dem weit bewußteren Schaffen des Novellisten und des Dramatikers ist die Frage nach seinem Zusammenhange mit den Ideen seiner Zeit durchaus am Platze. Lange Jahre verleben unsre besten Männer im Kampfe mit falschen Götzen, mit einer verkehrten Genialität, mit sentimentalen Phrasen, die wir aus einer unklaren verschwommenen Zeit ererbt haben. Darum werden wir so mächtig berührt von der ungeschminkten Wahrhaftigkeit der Ludwig'schen Gedichte; die schlichte Größe des Judah reißt uns hin, und selbst die pedantische Figur des Apollonius Nettenmair erweckt unsere Sympathie, denn das tiefe Klarheitsbedürfniß dieses Mannes, sein Widerwille gegen jede Selbsttäuschung gemahnt uns an selbsterlebte schwere Stunden. Und weiter, ein eigenthümlicher und tief-sittlicher Charakterzug der Gegenwart ist die täglich tiefer Wurzel schlagende Ueberzeugung, daß nur ein durch Arbeit verdientes Leben wahres Leben ist, daß nicht ohne wirthschaftliche Selbständigkeit und Würde sich die reine Menschlichkeit, das harmonische Gleichgewicht leiblichen und geistigen Daseins erreichen läßt. Diese berechtigte Seite des sogenannten Materialismus unsrer Tage findet in den Erzählungen Otto Ludwig's und in den besseren der Dorfgeschichten ihre poetische Verklärung.

Wie in allen im Herzen des Künstlers empfangenen Gedichten hängen auch in dieser Erzählung Ludwig's die Fehler eng zusammen mit den Vorzügen. Gewiß, diese Menschen sind mit wunderbarer Wahrheit geschildert. Aber der Dichter ist sich seiner psychologischen Meisterschaft nur zu wohl bewußt und, nicht zufrieden damit, daß jeder Muskel seiner Figuren die innere Erregung getreulich widerspiegelt, greift er oft zum Messer des Anatomen, um uns den inneren Zusammenhang nachzuweisen. Welche Welt widersprechender Bilder und Gedanken durchtobt uns in einem einzigen Momente der Aufregung, und wie ganz vergeblich ist das Bemühen, jeden dieser Züge festzuhalten! Wie der Maler um seine Gestalten einen festen Rahmen zieht und es dem Beschauer überläßt, diese schöne Welt der Träume noch in's Unendliche auszudehnen, so ist auch dem psychologischen Talent des Dichters eine Grenze gesetzt; der Sinn für

das Wesentliche muß ihn leiten, daß er sich mit wenigen bezeichnenden Strichen begnüge. Jede übertriebene Motivirung ist unschön; denn sie ermüdet; sie ist unwahr, denn ein vorübergehender Gedanke hinterläßt, in der Form der Darstellung fixirt, einen ganz anderen Eindruck als in seiner flüchtigen Erscheinung in der Wirklichkeit; noch mehr, die Ueberladung mit psychologischem Detail wirkt verwirrend, sie verdunkelt das Wesentliche, das Ergebniß des psychischen Prozesses. Zweifelsohne, alles Ruhmes werth ist Ludwig's weise Selbstbeschränkung, der, statt sich nach Art andrer zeitgenössischer Poeten in weitangelegte Erzählungen ohne lebendige Menschen zu verlieren, seine Kraft mit liebevoller Treue auf einen engen Kreis durchaus wahrer und tiefer Charakterbilder beschränkt hat. Aber ist es mit dieser Treue genug? Sollte der dürftige Ruhm jenes alten Malers, dessen Trauben die Gier der Sperlinge reizten, wirklich einen Reiz haben für ein Talent, wie Otto Ludwig? Ist er zufrieden, wenn ein einfacher Leser seiner Schriften sich verblüfft an die Stirn schlägt und ausruft: „Curios! Genau so ist mir's auch gegangen“? Wird er nicht vielmehr wünschen, daß der Leser sage: „Wie wahr, aber auch wie unendlich schöner als das Leben“?

Ludwig hat das thüringische Kleinleben vielleicht noch treuer, er hat es jedenfalls minder befangen von gebildeter Reflexion geschildert als Auerbach die Zustände seiner Heimath. Doch gerade darum tritt das Unschöne dieser Verhältnisse in der Detailschilderung dieser Erzählung sogar noch auffälliger zu Tage, als in dem knappen dramatischen Bau des Erbförsters. Entrüstet Euch so viel Ihr wollt über die Herzenshärtigkeit, die aus den Worten des Aristoteles redet: „Es ist nicht möglich, daß Werke der Tugend übe, wer das Leben eines Tagelöhners führt.“ Für die Kunst hat dieser Spruch eine gewisse Wahrheit, für die Kunst giebt es noch heute Banausen. Die Theorie soll sich nicht anmaaßen, hier eine feste Grenze zu ziehen, welche der Muth eines schönheitssinnigen Künstlers jederzeit überspringen kann. Aber im bestimmten Falle läßt sich mit Sicherheit erkennen, ob des Dichters Helden zu klein, zu alltäglich sind für seine psychologischen Probleme. Als das geliebte Weib in warmem schwellendem Umfangen in Apollonius' Armen liegt, als die Versuchung in verlockender Schönheit an ihn herantritt, da faßt ihn „die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewege er sich, ehe er sich umgesehn, so könne er etwas wie ein Dintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein werthvolles Papier werfen.“ Ja wohl, solche Bilder mögen in solchem Momente das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selber ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei

so großem Anlaß ertragen? Die Kunst hat einen andern Maaßstab, als das praktische Leben. Nicht das werthvolle Gold, sondern die schöne Masse des Marmors ist dem Bildner der erwünschte Stoff; und wie der wilde Frevel des Mordes und der Liebe süße Sünden ästhetisch verzeihlicher sind, als leichtere kleinliche Vergehungen, so ist das Ehrenwerthe als solches noch nicht berechtigt, den Tempel des Schönen zu betreten, und Ludwig selbst hat das gefühlt, indem er mit glücklichem Tacte seinem Helden ein Gewerbe gab, das mit seinem kecken Wagen immerhin noch einigen ästhetischen Reiz hat. Nicht genug aber, daß unser Schönheitssinn gepeinigt wird durch die Enge dieser kleinstädtischen Welt: auch der ethische Gehalt leidet darunter. Um zu schweigen von der grenzenlosen Zurückhaltung, die wie ein Alp auf allen diesen Menschen lastet und den Ton der Erzählung noch viel gedrückter macht als der furchtbar ernste Inhalt fordert: — die dargestellten Empfindungen sind nur theilweise rein menschlicher Art, wir steigen wieder hinab in eine Welt von conventionellen Begriffen beschränkter Naturen, denen die Sittlichkeit als mechanische Ordnung, die Vorsehung als eine finster nachtragende Macht erscheint, die zu unfrei denken, um die Idee der Schuld und der Zurechnung zu fassen. Ein so kerniger Dichter schafft keine Tugendmuster; darum wollen wir gern den kleinen Widerwillen überwinden, den uns die peinliche Ordnungsliebe dieses Apollonius, sein Federchenlesen und Möbelbürsten einflößt, wir wollen den freudigen Künstlerspruch überhören, der uns dabei mahnend in's Ohr klingt, Göthe's schönes und sittliches Wort: „Süß ist jede Verschwendung!“ Trotz alledem gelingt es uns nicht, die Motive dieses Helden zu verstehen. Als Apollonius seine Vaterstadt gerettet und so sich vor seinen eignen unerbittlichen Augen von jedem Scheine der Schuld gereinigt hat, da verschmäht er es, die Wittwe seines ruchlosen Bruders, die schändlich geraubte Geliebte seines Herzens heimzuführen, und ihr und sich ein sittliches Dasein zu bereiten! Er ist dem Mordstoße seines Bruders ausgewichen, der Frevler ist dabei umgekommen, und — „hast du den Lohn der That, so hast du auch die That!“ Welche Moral! Empfänden diese Menschen natürlich, so wäre die Versöhnung zwar aus ästhetischen Gründen schwer darzustellen, aber sittlich wäre sie möglich, ja nothwendig. Einem unfreien Denken bleiben ethische Conflicte unlösbar. Wahrlich, nicht jener aristokratische Tic, der die Tiefe des Volkslebens nicht versteht, heißt uns so reden, sondern die Erkenntniß, daß die freie Bildung den Menschen zur Natur zurückführt! Verstimmt, und unfähig, uns der trübseligen Resignation des Schlusses zu erfreuen, legen wir dies Buch aus der Hand, das uns des Tiefen und Herrlichen so viel geboten.

Schien uns die Erhabenheit der Makkabäer das natürliche Element für Ludwig's Talent, so hinterließ uns diese Erzählung den Eindruck, daß seine energische Natur sich in dem heiteren Gleichmaaße der Epik nicht wohl fühlt. Wohl leidet der gesammte moderne Roman und in noch höherem Maaße die Novelle an einem für das ideale Epos durchaus unzulässigen Hervortreten des psychologischen Interesses. Aber selbst für die Zwitterform der „Erzählung“ bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo ist hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch „spannend,“ aber nur, weil uns der dramatische Conflict der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß, das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur widerzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden — und der ganze Mensch steht leibhaftig vor Euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern — und Ihr empfangt einen verworrenen unklaren Eindruck. Wir gestehen, die Lage des Hauses, des Schieferschuppens u. dgl. ist uns trotz oder wegen der großen Mühe, die der Dichter sich darum gegeben, dunkel geblieben; unsre Gedanken eilen der Schilderung voraus, denn sicher, die Mehrzahl der Leser empfindet minder tief, aber empfindet zugleich rascher, als die feste zähe Natur unsres Dichters. Am klarsten zeigt sich Ludwig's durchaus dramatische Anlage in der ausführlichen oft ermüdenden Beschreibung jeder Handbewegung seiner Personen. Das ist die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen zu erzählen, sich verpflichtet meint, Alles zu berichten, was der Schauspieler agirt.

Aber jedem tiefer Blickenden mußte die Befürchtung aufsteigen, die psychologische Meisterschaft des Dichters werde, wenn er bei der saloppen Form der Erzählung verharre, zu virtuoser Manier ausarten, und seine strenge Wahrheitsliebe werde zum Behagen an der Prosa des Alltagslebens herabsinken, wenn er in der kümmerlichen Umgebung seiner thüringer Heimath befangen bliebe. Und leider hat Ludwig's jüngstes Werk, der erste Band der „Thüringer Naturen“ diese Befürchtung nicht Lügen gestraft. Der Verleger preist von dieser Schrift, daß sie außer dem ethnographischen Interesse auch den eigenthümlichen Reiz der Poesie biete. Weit entfernt natürlich, dem Dichter eine Mitschuld an diesem tragikomischen Ausspruche seines Buchhändlers beizumessen, erschrecken wir doch vor der Wahrheit dieses Wortes. Diese Novellen hat Ludwig in der That nicht blos geschrieben, um etwas Schönes zu schaffen, sondern auch um unser prosaisches Interesse an den Sitten seiner Landsleute zu erwecken.

Sicherlich, eine einzige thüringische Novelle aus Ludwig's Feder macht uns heimischer in seiner Heimath als zehn culturstatistische Werke. Aber — gerade heraus — ein Dichter von Gottes Gnaden hat Besseres zu thun, als dem Ethnographen in's Handwerk zu pfuschen. Als unsere Dichtkunst noch jugendlich unsicher nach ihren Stoffen umhertastete, da brauchte es einen Lessing, um die Marken zwischen der Poesie und den anderen Künsten zu zeichnen. Heute thäte ein anderer Lessing noth, um Poesie und Prosa zu scheiden. Gebildete Männer schämen sich nicht, jedes wohlgeordnete wissenschaftliche Buch über Branntweinbrennerei und Drainage ein Kunstwerk zu nennen, und die ästhetische Kritik erhebt sich nicht wie Ein Mann, wenn eine Dichtung außerästhetische Zwecke verfolgt! So übersättigt seid Ihr von halbverstandenen ästhetischen Begriffen, und so trostlos arm an lebendigem Schönheitssinne! — Hier ist die Klippe, daran die Dorfgeschichten meistens scheitern. Selten nur aus der reinen Lust am Schönen entstanden, vermögen sie auch nur selten interesseloses Wohlgefallen zu erzeugen. Seht es Euch doch an, dies blasirte Publicum, das der Dorfgeschichten nicht müde wird. Der Hetärennovellen und der Redwitz'schen Süßlichkeit satt, stürzen sie sich, gleichwie Mörike in jenem lustigen Gedichte über einen herzhaften Rettig die weichliche Schwäche der Mondscheinspoesie vergißt, mit roher stofflicher Lust auf die derbe Hausmannskost und finden den Tolpatsch originell, den Brosi pikant und das Amreile allerliebst! Seht sie Euch an, diese ideenlosen Nachtreter Berthold Auerbach's: aus allen dunklen Winkeln deutscher Erde, aus Cassubien und aus dem Ries beschwören sie ein Geschlecht von Tölpeln und Rüpeln herauf, und je roher, je ungeschlachter diese Bauern es treiben, desto mehr sind sie „aus dem Leben gegriffen," mit desto höherem „ethnographischen Interesse" betrachtet sie die Lesewelt. Wir verwahren uns gegen die Behauptung, das sei ein Abbild deutschen Lebens. In den meisten dieser Darstellungen macht das Treiben der Bauern einen fratzenhaften Eindruck; und doch, wie er auch sei, eine Fratze ist unser Bauer nimmermehr.

Doch wir bitten den Dichter um Verzeihung, daß wir ihn in solcher Gesellschaft auch nur erwähnt haben; wir mußten es, weil wir leider auch ihn in Gefahr sehen, in den Dorfgeschichten zur platten Prosa herabzusinken. Ein alleinstehendes Mädchen, die Heiterethei, keck und übermüthig, aber durch und durch brav und gesund, macht einer verwandten Natur, dem verwilderten Holdersfritz, öffentlich bittere Vorwürfe über seinen Lebenswandel. Er geht in sich, wird ein vernünftiger Mensch und wartet lange Zeit allabendlich an einsamer Stelle auf das Mädchen, um sich ihr zu erklären. Sein Lauern ist bemerkt worden, man meint, er will an der

kecken Tadlerin Rache nehmen, die „großen Weiber“ des Städtchens schlagen ihr Kaffeecollegium auf im Hause der Heiterethei und verwirren sie durch unsinnige Warnungen. Als der Holdersfritz endlich den Muth findet, sie anzureden, glaubt sie sich angegriffen und rennt ihn mit dem Schubkarren in den Bach. Er verfällt in schwere Krankheit und legt seine alte Wildheit gänzlich ab. Das Mädchen erfährt endlich des Liebhabers wahre Absicht und im Zorne über die Zwischenträgerei des vornehmen Gesindels wirft sie die Frauen aus dem Hause, aber, verlassen von ihren Gönnern, fühlt sie jetzt ihre hülflose Stellung und auch ihr Trotz wird gebrochen. Dies die dürftige Fabel einer Novelle von vierhundert Seiten! Ludwig hat hier seiner Neigung zur Kleinmalerei die Zügel schießen lassen, aber während uns seine psychologische Treue in den ernsten schweren Conflicten seiner früheren Dichtungen entzückte, ermüdet sie uns diesmal, wo wir wissen, daß der ganze Conflict nur ein scheinbarer ist. Auch diesmal verläugnet sich des Dichters besseres Wesen nicht immer, auch diesmal überschüttet er uns mit geistvollen Beobachtungen der Geheimnisse des Menschenherzens; nur fragen wir wieder und wieder: wozu so vielen Tiefsinn an einen kümmerlichen Stoff vergeuden? Uns ist, als stände eine jener Miniaturkapellen gothischen Stiles vor uns, zu klein um erhaben, zu anspruchsvoll um niedlich zu erscheinen. Die Heiterethei und der Holdersfritz sind wieder zwei jener stolzen reinen Menschen, denen das Aussprechen zarter Empfindungen unmöglich ist; beide Gestalten und die Schilderung ihrer sittlichen Wiedergeburt würden jeden fühlenden Leser entzücken, erschienen nicht auch sie entstellt und unschön in der maaßlosen Häßlichkeit ihrer Umgebung. Die Heiterethei hat etwas von einer Heroine — und sie wird mit dem zürnenden Engel im Paradiese verglichen, da sie — den klatschenden Weibern den Kaffee in's Feuer gießt und das Volk zur Thür hinaus jagt!! Als der Holdersfritz das Prügeln in der Schenke verschworen hat, will er den Genossen seiner stürmischen Jugend zeigen, daß er die alte Kraft noch besitzt: ein schwerbeladener Schubkarren wird im Koth festgefahren, die Heiterethei und alle Männer versuchen ihre Kraft daran, bis endlich der Fritz die Adelsprobe besteht! Wir lesen das nicht mit jenem Lächeln durch Thränen, das der wahre Humor hervorruft, sondern mit der rathlosen Frage auf den Lippen: Ist das Alles Scherz oder Ernst? Und wo das Unschöne zurücktritt, da erreicht der Dichter statt ästhetischer Erhebung doch nur moralische Erbauung; so in der Schlußscene, wo der Fritz endlich den Trotz seiner Braut gebrochen hat und glücklich rufen darf: „Sie ist raus, die alt' Heiterethei!“ Und diese beiden Menschen stehen noch wie ideale Gestalten unter den Uebrigen. Im bittersten Ernste wird uns Seitenlang eine Prügelei in der Schenke beschrieben O ihr Grazien!

Auf Schritt und Tritt begegnen wir der Achillesferse aller Dorfgeschichten, jener unseligen Sprache, welche weder Dialekt noch Hochdeutsch, sondern ein wenig glückliches Gemisch von beiden ist. Und diese „großen Weiber!“ Wohl reden sie genau so wie es im Leben geschieht, und dann und wann erregt eine ihrer zuversichtlichen Albernheiten, ihrer herzlosen Bemerkungen unser Lächeln; aber keine Spur von dem liebenswürdigen Humor eines Voz oder dem bissigen Ingrimm eines Sterne, welche allein das anhaltende Anschauen kleinlicher Niedertracht erträglich machen. Ludwig's Humor besteht im Carikiren, im grotesken Vergleichen. Diese Leute reden nicht, sondern der Eine „hustet,“ die Andere „spinnt;“ die Baderin „besteht blos aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen gewickelt,“ eine Andere „setzt ihr Zifferblatt auf den Kopf und nimmt ihr blaues Gehäuse um die Schultern,“ ein Dritter „schlägt die Vorderbeine über den Kopf zusammen.“ Wahrlich, nur der tiefe ethische Gehalt in dem Wesen und den inneren Kämpfen der beiden Liebenden vermag uns über so viel Unschönheit zu trösten.

Noch ärger verfehlt ist die letzte Novelle „Aus dem Regen in die Traufe.“ Hier ist die Häßlichkeit epidemisch. Ein zwergenhafter Schneider, fortwährend geprügelt, Anfangs von seiner Mutter, dann von seiner Braut — diese Mutter selbst „das alt' Fegefeuer,“ mit einem „polirten Nasenrücken,“ der, wenn sie bekümmert ist, so zu strahlen pflegt, daß man von „glänzendem Herzeleid“ reden kann, „deren Gesicht sich an der blauen Farbe ihrer Nase anzündet,“ die „nach ihrer sparsamen Weise so viel als möglich in einem Athem redet“ — endlich jene Braut, „die Schwarze,“ ein Scheusal an Leib und Seele, wo sie ihrer Natur freien Lauf lassen darf immer polternd und mit ihren kolossalen Gliedmaaßen Alles zerschlagend — — dies die Helden! Und wieder ist von glücklichem Humor höchstens in der Nebenfigur des sächsischen Gesellen etwas zu spüren. Das ist zu viel des Häßlichen, das erinnert an die abscheuliche Erzählung Auerbach's von den zwei keifenden und raufenden alten Hexen Huzel und Pochel, welche freilich die Bewunderung einer verblendeten Kritik erregt hat. Wie ist es möglich, daß begabte Dichter solche Gestalten schaffen konnten, welche — das harte Wort läßt sich nicht zurückhalten — in jedem fein organisirten Leser lediglich physischen Ekel erwecken? Die Farben sind so stark aufgetragen, daß wir kaum mehr an die Wahrheit der Geschichte glauben; diese maaßlose Häßlichkeit hat etwas Gespenstisches, wir sehnen uns dabei nach der diabolischen Grazie der Figuren Callot-Hoffmann's. — Wie in der Heiterethei die gediegenen Naturen der Liebenden uns trösten mußten über den Jammer der großen Weiber, so ist auch in dieser unglücklichen Novelle eine Gestalt vorhanden, in der wir die edlen Züge unsers

Dichters wieder erkennen — die kleine Sannel. Auch ihr Charakter ist freilich in der outrirten Weise der ganzen Erzählung gehalten, und wenn wir uns des lebhaften Sinnes der Frauen für das Lächerliche erinnern, so fragen wir billig: ist dies Mädchen, das in dem jämmerlichen geprügelten Schneiderlein einen „Mordbursch“ bewundert, eine wahrscheinliche Gestalt? Gleichviel, in diesem guten Kinde ist der wunderbare Reichthum weiblicher Liebe und Hingebung zu entzückend liebenswürdiger Erscheinung verkörpert; sie zeigt so viel naive Grazie, wenn sie mit allbereiter Geschäftigkeit im Hause schaltet, oder wenn sie der Kuh Gut' Nacht sagt und in das Bettchen neben dem Stalle schlüpft; endlich — ein großes Verdienst in dieser Umgebung — sie ist hübsch, Gottlob, sehr hübsch! Um dieser braven Dirne willen werden dem Dichter manche ästhetische Sünden vergeben werden, und auch wir freuen uns, daß uns vergönnt ist, von Otto Ludwig nicht mit dem Mißtone des Tadels zu scheiden.

Einen Dichter, der kraft innerer Nothwendigkeit schafft, wegen der Wahl seiner Stoffe meistern, heißt das Wesen der Kunst verkennen. Mag uns die Noth der deutschen Bühne zur Entschuldigung dienen, wenn wir trotzdem an Otto Ludwig die Frage richten: wo anders werden seiner glücklichen Gabe, große Leidenschaften darzustellen, so dankbare Stoffe entgegenkommen, als in den großen Verhältnissen der historischen Dinge? Und wo anders wird seine Fähigkeit, sich zu concentriren und in die Tiefe der Menschenbrust sich zu versenken, so freien Raum und zugleich so natürliche Schranken finden, als in dem streng gegliederten Baue des Dramas? Sind doch auch der Begabung des Künstlers nicht ein für allemal feste Grenzen gesetzt: auch er soll an sich arbeiten, soll die Mängel seines Bildungsganges verwischen. Und ein Mangel ist es an diesem groß angelegten Geiste, daß die dürftigen Erfahrungen seiner Jugend seinen Gesichtskreis verengern. Wenn er durch das Studium der gedrungenen Knappheit von Lessing's Dramen und der photographischen Treue der Dorfgeschichten so manche seiner besten Künstlertugenden ausgebildet hat: wird ihm nicht die anmuthige Schönheit der Göthe'schen und der Sophokleischen Muse eine noch weisere Lehrerin sein? Darin liegt ja das Wunderbare dieser selig-heiteren Geister, daß sie auf entgegengesetzte Naturen am segensreichsten wirken. Möchte ihm das Glück beschieden sein, den Verkleinerern zur Beschämung, zur Freude den Freunden dramatische Werke zu schaffen, die den Tiefsinn und die strenge Composition seiner ersten Erzählung mit der schwungvollen Erhabenheit der Makkabäer verbinden.

Der Untergang Polens und die östlichen Großmächte.

2. Bis zum constituirenden Reichstag von 1788.

Nur zu bald sollte die Befürchtung in Erfüllung gehen, welche wir bereits im Jahre 1767 einen deutschen Gesandten, den sächsischen Residenten von Essen aussprechen hörten*) — die Befürchtung, daß der russischen Herrschaft ihre Ausbreitung in Polen zur Handhabe ähnlicher Anmaaßungen in Deutschland dienen werde. Die unverrückt dabei von der russischen Kaiserin befolgte Taktik aber bestand darin, daß sie einerseits die Kräfte der beiden deutschen Großmächte möglichst zu paralysiren, und daß sie andererseits der Mitwirkung oder wenigstens der Gutheißung der einen derselben zur Durchsetzung ihrer Zwecke sich zu vergewissern strebte. Hatte sie bisher auf diesem Wege mit Hülfe Preußens sich in Polen festgesetzt, so ging sie nun umgekehrt darauf aus, unter rücksichtsloser Nichtachtung der preußischen Freundschaft durch die engste Verbindung mit Oesterreich der Ausführung ihrer orientalischen Pläne einen festen Unterbau zu geben. Und diese Politik mit Erfolg einzuschlagen, dazu gaben ihr die ehrgeizigen Absichten Oesterreichs die willkommenste Gelegenheit.

Oesterreich nämlich ging damit um, nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, der goldenen Bulle und allen besonderen wittelsbachischen Hausverträgen zum Trotz, sich in den Besitz der Erblande dieses Fürsten zu setzen. Ein so revolutionaires, den alten Bestand des Reichs tief erschütterndes Unternehmen mußte nothwendig, bei der damaligen politischen Schwäche Frankreichs, der östlichen slawischen Großmacht einen überwiegenden Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten verschaffen. Friedrich II. war, als Maximilian Joseph am 30. December 1777 starb, und sein Nachfolger, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz sofort den österreichischen Ansprüchen sich fügte, entschlossen, zur Vertheidigung der Rechte des nächsten Agnaten und Erbfolgers, des Herzogs Karl von Zweibrücken zum Schwert zu greifen. Die Summe der Machinationen Rußlands aber lief darauf hinaus, der Hülfeleistung an Preußen, zu der es für den Fall des Krieges tractatenmäßig verpflichtet war, sich möglichst zu entziehen, und als Lohn für diese Oesterreich be-

*) Vergl. der Untergang Polens und die östlichen Großmächte 1.; Juniheft S. 699.

günstigende Haltung ließ letzteres zum Voraus merken, daß es in den türkischen Angelegenheiten den Wünschen Rußlands entgegenzukommen bereit sei. Nach seiner Weise hatte Rußland, sowohl in der Moldau und Walachei, wie besonders in der Krim sich eine Interpretation des Friedens von Kainardsche herausgenommen, die thatsächlich einem Friedensbruch gleichkam. Es hatte zwischen dem durch seinen Einfluß eingesetzten Chan und der nationalen Partei der Tartaren blutige und aufreibende Kämpfe hervorgerufen, die ihm zum Vorwand dienten, sich abermals in den Besitz dieses für unabhängig erklärten Landes zu setzen. Und solche gewaltthätige Eingriffe sollte der Sultan ruhig sich gefallen lassen. Schon im December 1776 stellte der Fürst Golizyn in Wien an den Fürsten Kaunitz das Ansinnen, daß er der Pforte anrathen möchte, sich doch endlich mit dem russischen Hof zu vereinbaren, da dieser ja nichts verlange, als die stricte Erfüllung des letzten Friedens: Kaunitz war nicht darauf eingegangen. Unmittelbar jedoch nach dem Tode des Kurfürsten von Bayern schlug man in Wien einen andern Ton an, und schon im Februar 1778 überreichte der österreichische Gesandte in Petersburg dem russischen Ministerium die Abschrift einer an die Pforte gerichteten Declaration, deren Inhalt besagt: „daß der k. k. Hof die Forderungen und Zumuthungen Rußlands nicht allein völlig billige, sondern daß er auch dem türkischen Ministerium anrathe, sich in Güte und Frieden mit Rußland zu vergleichen, um dadurch den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden, welchen der k. k. Hof in Betracht seiner freundschaftlichen Verbindungen mit Rußland unmöglich gleichgültig würde ansehen können.“

Nicht minder zeigte Frankreich, welches während des nordamericanischen Krieges um jeden Preis einen continentalen zu vermeiden und vor Allem Rußland von einer Allianz mit seinem Erbfeind abzuhalten suchte, sich beflissen, den russischen Interessen in Constantinopel offen das Wort zu reden. Der französische Botschafter war es, der am 21. März 1779 die Pforte zur Unterzeichnung einer den Frieden von Kainardsche erläuternden Convention vermochte, durch welche alle von Rußland einstweilen aufgestellten Forderungen bewilligt wurden. Und sofort nach diesen Erfolgen sah sich die neben dem König von Frankreich von Maria Theresia zur Vermittelung angerufene Kaiserin von Rußland in der Lage, auch in dem Zwiespalt Deutschlands das große Wort zu führen. Der zugleich mit dem Commando des Hülfscorps für Preußen betraute Bevollmächtigte, Fürst Repnin, nahm, wie Friedrich II. selbst sich ausdrückt, „viel mehr die Miene eines Bevollmächtigten an, der im Namen seiner Monarchie in Deutschland Gesetze vorschreiben wollte, als die eines Feldherrn, der ein Hülfscorps anzuführen bestimmt sei.“

Bei einem so lauen Verhalten seiner Bundesgenossen mußte Preußen auf alle Fälle einem Kriege von zweifelhaftem Ausgang und ungewissem Vortheil die Herstellung des Friedens auf annehmbare Bedingungen vorziehen. Durch den am 13. Mai 1779 zu Teschen unterzeichneten Friedensschluß wurden in der That die verschiedenen Ansprüche der streitenden Parteien ausgeglichen. Aber wenn auch derselbe einen ernstlichen Krieg zwischen den deutschen Großmächten abwendete: das wahre Resultat war die völlige Neutralisation beider zu Gunsten und zum alleinigen Vortheil der fremden vermittelnden Ostmacht. Der unglückliche Versuch, die deutsche Reichsverfassung umzustürzen und ein deutsches Kurfürstenthum sich einzuverleiben, brachte Oesterreich nichts ein, als den kaum in Betracht kommenden Gewinn von vierunddreißig Quadratmeilen, die durch Abtretung des bayrischen Innviertels ihm zufielen. Dafür aber mußte es zugeben, daß Rußland zu dem deutschen Reich eine Stellung erhielt, an die sich die bedenklichsten Consequenzen knüpften. Wir wissen, welch' großes Gewicht Rußland von jeher darauf legte, keinen Krieg, den es führte, so zu beendigen, daß zu dem Friedensschluß eine dritte, vermittelnde und die Bedingungen des Friedens verbürgende Macht zugelassen wurde: — es wollte freie Hand behalten, diese Bedingungen nach eigenem Belieben auszulegen. Umgekehrt war es nicht minder beflissen — erinnern wir uns nur an Polen — anderen kriegführenden Staaten sich als Vermittler aufzudrängen, um als Bürge der vollzogenen Friedensschlüsse oder Verträge sich den nie erlöschenden Anspruch auf die Einmischung in fremde Angelegenheiten zu erwerben. Jetzt säumte Katharina II. keinen Augenblick, aus dem Teschener Frieden ein schiedsrichterliches Anrecht auf alle deutschen Sachen abzuleiten. Sie behauptete, da der Teschener Frieden den westphälischen bestätige, so sei Rußland nicht nur Bürge von jenem, sondern auch von diesem und mithin auch Bürge von der auf den westphälischen Frieden sich gründenden Verfassung des deutschen Reiches. Und diese neu erhobenen Ansprüche nahm die russische Politik alsbald zum Vorwand, um mit zäher Consequenz bald die Neutralisation Oesterreichs durch Preußen, bald die Preußens durch Oesterreich in ununterbrochenem Fluß zu erhalten.

Gab Friedrich II. sich auch alle erdenkliche Mühe, den am Petersburger Hof verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen, so war Katharina II. doch zu klug, um nicht den Rathschlägen dieses alten Meisters gegenüber als unübertreffliche Schülerin die Richtschnur der Nutzanwendungen sich nur von ihrem eigenen Willen geben zu lassen. Der ihr von Friedrich II. selbst ertheilten Weisung gemäß wurde die bis dahin noch sehr unvollständige diplomatische Vertretung Rußlands in Deutschland zu einem auch die

kleineren Höfe umspannenden Netz erweitert. Der König von Preußen sah in dieser Maaßregel nur ein dienliches Mittel, „dem unersättlichen Ehrgeiz des Wiener Hofs“ einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen; aber den Einfluß, den er mit Hülfe Rußlands zu erlangen trachtete, nahm Katharina, begierig, auf dem durch den Teschener Frieden gewonnenen Boden die ihrer Herrschsucht erwünschten Früchte zu sammeln, für sich selbst in Anspruch. Und dabei kam ihr nichts mehr zu statten, als daß auch Oesterreich, nach dem ersten mißglückten Anlauf gegen Bayern, fortfuhr, die Hoffnung eines besseren Gelingens auf eine intimere Verbindung mit Rußland zu setzen. Der Graf Cobenzl in Petersburg erhielt im April 1780 die Instruction, „weder Geld noch Mühe zu sparen, um wo möglich Rußland von der Allianz mit Preußen abzuziehen und die alte vertraute Freundschaft und Einigkeit zwischen den beiden kaiserlichen Höfen wieder herzustellen.“ Diesen Zweck um so sicherer zu erreichen, unternahm der thatendürstige Kaiser Joseph II. im Sommer desselben Jahres seine erste Reise nach Rußland. Trotz aller künstlichen Täuschungen, durch welche Katharina sich bemühte, die Machtfülle ihres Reiches vor dem kaiserlichen Gast in ihrem höchsten Glanz zu entfalten, entging seinem Scharfblick doch nicht der wahre Bestand der Dinge. „Der Zustand der Armee hatte seit dem letzten Türkenkrieg unter der ebenso sorglosen als despotischen Leitung des Fürsten Potemkin sich um nichts verbessert. Die grenzenlose Verschwendung des Hofs machte alle Ordnung in den Finanzen unmöglich. Bei schimmernder Pracht fehlte oft in den Kassen das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen. Die ungeheuere moralische Verderbtheit derer, welchen die meiste Gewalt anvertraut war, ließ keine wahre Fürsorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichen Eifer und an Gewissenhaftigkeit bei der Verwaltung der Geschäfte, an gute Rechtspflege, an nachhaltige Förderung von Fleiß und Wohlstand war nicht zu denken. Jeder suchte nur durch Unterdrückung derer, die unter ihm waren, die Mittel zu erwerben, um die geneigt zu machen, die über ihm standen.“ Aber wenn Joseph durch diese unläugbar großen Gebrechen des russischen Staatswesens sich verleiten ließ, von einer näheren Verbindung mit diesem Reich sich eine unfehlbare Superiorität zu versprechen, so betrog er sich doch ganz und gar. Denn er vergaß, daß Katharina über eine Nation von Leibeigenen herrschte, die trotz alles Elends jederzeit ihrem Willen und ihrem Ehrgeiz Alles, was sie hatten, opfern mußten. Dagegen litt auch die österreichische Monarchie, der noch dazu der große Vortheil einer in sich geschlossenen Nationalität abging, an kaum geringeren inneren Schäden. Und diese Schäden sollten durch das maaßlose Ungestüm, mit dem Joseph seine wohlgemeinten Reformen in Angriff nahm, erst recht zu Tage treten.

Die inneren Bewegungen, die er dadurch in seinem Reich hervorrief, mußten nothwendig die Thatkraft desselben nach außen völlig lähmen. Es ist klar, daß Katharina im Bunde mit einem seiner Ziele sich so wenig sicher fühlenden Fürsten gewonnenes Spiel haben mußte. Man vergegenwärtige sich überdies die Persönlichkeit dieses Fürsten. Den aus Rußland zurückkehrenden Kaiser schildert ein hochgestellter Kriegs- und Staatsmann, der ihn im August 1780 sprach, mit folgenden Worten: „der Kaiser wird von dem Ehrgeiz gestachelt, die Rolle eines großen Fürsten zu spielen. Aber mag er nun einem Gustav Adolf oder einem Karl XII. oder dem König von Preußen nachahmen wollen, so ist das doch immer nur eine sehr schwache Copie. Weder der Strohsack, auf dem er schläft, während seine Generale auf weichen Betten ruhen, noch seine vier Gerichte, mit denen er sich begnügt, noch seine unruhige Neugierde, noch seine unabläßige Thätigkeit machen auf mich einen sonderlichen Eindruck. Dazu bedarf es keines großen Aufwandes von Geist. Seine Art und Weise zu sehen und zu denken, seine Grundsätze und seine Unterhaltung, — in alle dem spricht sich ein unternehmender, stürmischer, mit großen Plänen schwanger gehender Geist aus. Aber ich glaube, daß er seine Gedanken schlecht verdaut hat und daß er des Zieles, welches er sich gesteckt hat, immer verfehlen wird, wenn es sich darum handelt, dasselbe durch andere Mittel, als die der Gewalt zu erreichen. Ich halte ihn für einen Mann, der viel Kenntnisse hat, sehr unterrichtet und thätig ist und der angenehm zu sprechen versteht, aber nur für einen Politiker halte ich ihn nicht. Es fehlt ihm an besonnenem Urtheil und Nachdenken. Er giebt sich in jedem Augenblick Blößen. Mit einem Wort, man kann ihn nur in die Klasse der halben Genies setzen."

In der That, die ganze fast zehnjährige Zeit der Alleinherrschaft Joseph's II., die er im November 1780 antrat, bestätigt die Richtigkeit dieses Portraits. Am 18. Mai 1781 unterzeichnete er ein in tiefstem Geheimniß, in Briefform mit der Kaiserin Katharina abgeschlossenes Bündniß, durch das er sich die Hände band, ohne seinerseits damit etwas Anderes, als unausführbare Zusagen sich zu erkaufen. Er verpflichtete sich, daß, wenn während der Dauer des voraussichtlich zum Ausbruch kommenden Krieges gegen die Pforte die Kaiserin von irgend einer anderen Macht angegriffen werden sollte, er sich für verbunden erachten würde, — soweit es, ohne die Sicherheit seiner eigenen Staaten zu gefährden, möglich sei, — ihr mit seiner ganzen Macht beizustehen und ohne sie weder einen Separatfrieden noch Waffenstillstand zu schließen. Dabei behielt er sich, — nach dem zwischen beiden Souveränen festgestellten Princip vollständiger Gegenseitigkeit, — vor, mit der Kaiserin sich

noch besonders über die jedem von beiden Theilen eventuell zufallenden Entschädigungen und Erwerbungen auseinanderzusetzen.

Im folgenden Jahre hatte sich die Wahrscheinlichkeit eines nahen Bruchs mit der Pforte bereits so gesteigert, daß Katharina es an der Zeit hielt, dem Kaiser speciellere Eröffnungen über die mit ihm gemeinsam zu thuenden Schritte zu machen, „welche“, wie sie selbst sich ausdrückt, „ebenso das Wohl ihrer beiderseitigen Monarchieen, wie den Nutzen der ganzen Christenheit bezweckten.“ Dies that sie in einem aus Zarskoje-Sselo datirten Schreiben vom $\frac{1}{12}$ September 1782. Als das durch einen gemeinschaftlichen Krieg zu erzielende Ergebniß bringt sie folgende Vereinbarungen in Vorschlag. Um jedem künftigen Zwist zwischen Rußland, Oesterreich und der Türkei vorzubeugen, hielt sie es zunächst für ersprießlich, daß zwischen diesen drei Reichen ein unabhängiger Staat gebildet werde, welcher für alle Zeiten als solcher von den drei Monarchieen aufrecht erhalten werden müsse. Dieser ehemals „Dacien“ benannte Staat soll aus den Provinzen der Moldau, der Walachei und Bessarabien bestehen und unter einen Souverän gestellt werden, welcher dem in diesen Ländern herrschenden Bekenntniß der christlichen Religion angehöre. Für sich selbst nimmt die Kaiserin, — ihr Verhältniß zu der von der Pforte bereits unabhängigen Krim mit Stillschweigen übergehend — zur Zeit von den türkischen Besitzungen nichts Anderes in Anspruch, als die Festung Otschakow mit dem District zwischen den Flüssen Bug und Dniestr und eine oder zwei Inseln des Archipels zur Sicherung und Erleichterung des Handels ihrer Unterthanen. In ihrem „unbegrenzten Vertrauen zu dem Kaiser“ setzt sie ferner voraus, daß, wenn die Erfolge des Krieges ihn und sie in den Stand setzten, Europa von dem Feinde des christlichen Namens zu befreien und denselben aus Constantinopel zu vertreiben, daß dann Se. Majestät ihr nicht seinen Beistand versagen würde, die alte griechische Monarchie aus den Trümmern und dem Untergang der barbarischen, derzeit dort herrschenden Regierung wiederherzustellen; dabei verspricht sie jedoch ausdrücklich, diese erneuerte Monarchie in einer völligen Unabhängigkeit von der ihrigen zu erhalten, — durch Einsetzung des jüngeren ihrer Enkel, des Großfürsten Constantin, welcher seinerseits sich verbindlich machen würde, nie den geringsten Anspruch auf die russische Monarchie zu erheben, so daß diese beiden Reiche nie unter einem und demselben Haupt vereinigt sein könnten und dürften!

Diese Vorschläge der Kaiserin beantwortete der Kaiser durch ein Schreiben vom 13. October 1782, worin er gegen die sehr unsichere Aussicht auf den Gewinn des ganzen venetianischen Gebiets und des nordwestlichen Theils der Türkei südlich von Belgrad bis zum

Golf von Drino hinab die förmliche Einwilligung in die Zertrümmerung des türkischen und die Wiederherstellung eines griechischen Kaiserreichs dem von Katharina entworfenen Plan gemäß zusagte. Die Annahme dieses von ihm gemachten Gegenvorschlags, bemerkt er dabei, würde sich um so mehr empfehlen, da derselbe sich unbeschadet der Aufrechthaltung des Teschener Friedens, welche die Kaiserin zu wünschen scheine, in Ausführung bringen lasse, und er glaubt um so entschiedener auf die Zustimmung der Kaiserin rechnen zu dürfen, da er in seinem Plan im Grunde nur auf die in Bezug auf Italien von ihr selbst zuerst ausgegangenen Vorschläge zurückkomme.

So zeigte Joseph II., daß er in der Projectenmacherei allerdings es mit seiner Bundesgenossin aufnehmen konnte. Er ließ auch bei dieser Gelegenheit wieder durchblicken, was seine ganze Regierung manifestirte, daß das deutsche Reich ihm nur zum Schemel seiner österreichischen Hauspolitik dienen sollte. Er bekundete, daß es wenigstens nicht an seinem Willen lag, wenn nicht schon er mit Hülfe der russischen Bundesgenossenschaft in Italien das erlangte, was Oesterreich später als Entschädigung für die durch Bonaparte erlittene Demüthigung im Frieden von Campo Formio anzunehmen kein Bedenken trug. Allein bei seiner den russischen Gelüsten gleichkommenden Begehrlichkeit blieb Joseph II. nur in Einem sehr wesentlichen Stück weit zurück — in der Fähigkeit, das, was er wollte, auch wirklich auszuführen. Katharina dagegen, keinen Augenblick im Zweifel, daß weder Frankreich noch Preußen Joseph's Pläne gutheißen würde, sah sich ihrerseits durch das österreichische Bündniß vollkommen gedeckt, in aller Sicherheit das in Vollzug zu setzen, wovon bei der damaligen Lage der europäischen Mächte eben nur Oesterreich sie zurückzuhalten im Stande gewesen wäre. Ihre Truppen überschwemmten abermals die Staaten des Tartarchans; der russische Gesandte in Constantinopel, Butjakow, berichtete frohlockend nach Petersburg: „die Pforte sei durch den hohen und drohenden Ton der beiden Kaiserhöfe sehr betroffen und werde Alles, was nur immer möglich sei, thun, um einen Krieg mit denselben zu vermeiden;“ der ganz russificirte Chan Schasin-Girai, welchem unter steter Beaufsichtigung der ihn umgebenden Russen schon längst von seiner geträumten Unabhängigkeit nichts mehr zu Gute kam, ließ sich, aus Furcht vor dem Haß seiner Unterthanen, zu dem entscheidenden Schritt herbei, zu dem er übrigens als Wahlfürst nicht das mindeste Recht hatte: er trat gegen das Versprechen eines Jahrgehalts von hunderttausend Rubeln alle Länder der Tartaren auf ewige Zeiten an Rußland ab, und die russische Regierung erröthete nicht, die bleibende Besitzergreifung derselben in ihrem aus Karasu-Bazar in der Krim datirten Manifest vom

4 April 1783 unter Anderm damit zu beschönigen, „daß die versuchte Umbildung der Tartaren zu einem freien Staat, bei ihrer Unfähigkeit, die Früchte einer solchen Freiheit zu schmecken, Rußland nur beständig Unruhen, Kosten und Beschwerlichkeiten für seine Kriegsvölker verursacht habe.“

So machte Rußland, zur äußersten Gefährdung der Türkei, fast spielend sich zum Herrn der Krim und der nördlichen Küstenländer des schwarzen Meeres. Joseph II. aber erklärte, als Ludwig XVI. das Ansinnen an ihn stellte, sich dieser Machtvergrößerung Rußlands zu widersetzen, er werde seine Bundesgenossin gegen Jeden, der sie dieser Eroberung wegen anfeinde, mit einer Armee von 120,000 Mann unterstützen. Und nun glaubte auch Frankreich, froh durch den eben zu Versailles geschlossenen Frieden aus dem englisch-nordamericanischen Krieg sich leidlich herausgezogen zu haben, sich dabei beruhigen zu müssen, daß der Kaiser wenigstens nicht sofort gegen die Türkei mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen, sondern für sich auf jede Vergrößerung zu verzichten versprach. Ja, Frankreich war an der Erhaltung des allgemeinen Friedens so viel gelegen, daß es selbst, gegen dieses Zugeständniß Oesterreichs, sich dazu hergab, dem türkischen Ministerium die Annahme der von Rußland gebieterisch ausgesprochenen Forderungen anzurathen, die dann auch in der That zu Constantinopel durch den Friedensschluß vom 4. Januar 1784 erfolgte. Und ebenso fand es auch England, das schon im Jahre 1780 die von Katharina zu Stande gebrachte bewaffnete Seeneutralität geduldig hingenommen hatte, noch jetzt für gerathen, nicht ernstlich mit Rußland sich zu verfeinden. Unaufhaltsam also drang Letzteres vorwärts. Wie die Krim, so fiel ihr in demselben Jahre 1783 auch noch die viel mühelosere Erwerbung der drei georgischen Fürstenthümer Kartalinien, Kachetien und Immeretien zu. Nur die Berge des Kaukasus gewährten noch ihren Freiheit liebenden Bewohnern einen Schutz, der sie bis auf den heutigen Tag den schon damals beginnenden Anfechtungen einen unbezwinglichen Widerstand hat entgegensetzen lassen.

Welche Entschädigung aber fand bei dieser Machterweiterung Rußlands in seinem auf gleiche Ansprüche sich gründenden Bunde mit der russischen Kaiserin der Kaiser Joseph? Seine mit den vereinigten Niederlanden unter den nichtigsten Vorwänden angezettelten Streitigkeiten, seine Nichtachtung des in Folge des Utrechter Friedens festgestellten Barrieretractats, seine Schleifung derjenigen belgischen Festungen, in welchen die vereinigten Niederlande das Besatzungsrecht hatten, sein vergeblicher Versuch die Sperrung der Schelde aufzuheben, all' diese mit großem Geräusch begonnenen und mit großem Aufwand von Zeit und Geld fortge-

führten Händel nahmen unter der Vermittelung Frankreichs, das abermals aus Schwäche sich friedliebend zeigte, einen nichts weniger als rühmlichen Ausgang. Und nicht anders ging es ihm mit dem wiederaufgenommenen Project der Erwerbung Bayerns.

Dies Mal nämlich sollte Bayern durch Tausch gegen Belgien gewonnen werden. Joseph schmeichelte sich um so mehr mit der Hoffnung, seine Wünsche erfüllt zu sehen, da auch Rußland die Miene annahm als wollte es ihn unterstützen. Der Graf Nikolaus Romanzow drohte dem Herzog von Zweibrücken geradezu, daß man, falls er binnen acht Tagen seine Einwilligung nicht gäbe, auch ohne seine Zustimmung zur Ausführung schreiten würde. Der Herzog aber hielt sich auch jetzt wieder an Preußen, und Friedrich II. wußte, wie man solchen russischen Einschüchterungen zu begegnen habe. Sobald Katharina den vollen Ernst der preußischen Gegenvorstellungen erkannte, stimmte sie plötzlich ihre angeblichen österreichischen Sympathien wieder auf den Ton der größten Gleichgültigkeit herab. Denn das, was ihr einziges Interesse bei dieser Angelegenheit war, hatte sie ja doch erreicht; gelungen war es ihr abermals, durch die gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preußens die Kräfte dieser beiden Mächte zu paralysiren. Sie säumte nicht, durch ihren Gesandten am Berliner Hof, Fürsten Dolgoruki, im Februar 1785, eine Erklärung abzugeben des Inhalts: „Sie habe in der Tauschsache nichts Gesetzwidriges gefunden. Die Ausführung habe mit völliger Zufriedenheit des Herzogs von Zweibrücken geschehen sollen, sonst aber nicht. Man habe mit Beibehaltung der Garantie des Teschener Friedens auf allen Seiten eine Gleichheit der Vortheile und der Einkünfte beabsichtigt; man sei der Meinung gewesen, daß auch die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Holland durch diesen Tauschentwurf um so leichter gehoben werden könnten; die Kaiserin habe aber Niemand etwas anſinnen wollen, was nicht mit der Gerechtigkeit und mit der Freiheit eines jeden Reichsfürsten übereinkomme; es verstehe sich von selbst, daß wenn die Einwilligung der verschiedenen Contrahenten nicht vollständig erfolge, nach den Schritten, die jetzt der Herzog von Zweibrücken gethan habe, der Tausch der beiden Länder nicht statt finden werde. Auch Oesterreich werde ferner nicht darauf bestehen."

In der That sah Kaiser Joseph sich genöthigt, auch von diesem Vorhaben wieder abzustehn. Friedrich II. aber ging, durch solche Vorgänge gewarnt, nunmehr ernstlich an die Ausführung jenes schon zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges in Aussicht genommenen Plans, — an die Errichtung des „deutschen Fürstenbundes." Als Haupttheilnehmer und Stifter dieses Bundes — das vor Allem war seine Absicht — wollte

er, bei der isolirten Lage, in welcher er sich befand, sich in den Stand setzen, mit selbstvertrauender Sicherheit und auf einer breiteren materiellen Basis, als seine eigenen Staaten sie ihm gewährten, in die Angelegenheiten der europäischen Politik bestimmend einzugreifen. — Und eben deshalb, wie locker der neue Bund seiner ganzen Anlage nach war, verfehlte derselbe nicht, bei den beiden Kaiserhöfen große Besorgniß zu erregen. Alle russischen Gesandten in Deutschland erhielten die ausdrückliche Weisung, das Zustandekommen dieser Association deutscher Fürsten soweit möglich zu hintertreiben; denn wie gern auch Rußland den Gegensatz Preußens gegen Oesterreich sich befestigen sah: auch ihm selbst wurde ja durch den neuen Bund der Weg deutschlandbeglückender Fürsorge bedeutend beengt. Im vertraulichen Gespräch deckte gelegentlich der Graf Besborodko dem Freiherrn von Sacken die eigentlichen Gründe des Ingrimms auf, mit welchem die Kaiserin auf das endlich doch zur vollendeten Thatsache gewordene Bündniß hinsah. „Die Kaiserin von Rußland," so sagte der Graf, „werde die Affairen Deutschlands immer beherzigen und niemals zugeben, daß wider die Reichsverfassung oder die Erhaltung des Reichssystems, es sei von welcher Macht es wolle, etwas vorgenommen werde. Denn das Gleichgewicht von Deutschland dürfte aus seinen Grundfesten nicht gehoben werden, indem wegen der Stärke dieses Reiches und seiner Lage auch das équilibre von Europa dadurch erschüttert werden könnte. Um nun aber die Ruhe und Sicherheit des deutschen Reichs am besten zu wahren, habe die Kaiserin im deutschen Reich zwischen Oesterreich und Preußen eine dritte Macht gewünscht, welche mit Vereinbarung und Uebereinstimmung Rußlands die Balance von diesen beiden Potentaten halten könne. Dieser Plan aber sei (namentlich) durch den Zutritt Sachsens zum Fürstenbund derangirt worden."

Wir sehen: der bis auf den heutigen Tag fortwirkende Grundsatz der russischen Politik, durch das Auseinanderhalten Oesterreichs, Preußens und des übrigen Deutschlands, sich selbst zu unbefugten Einmischungen Raum zu schaffen, tritt schon jetzt mit bewußter Absichtlichkeit in das System der russischen Uebergriffe ein. Und der Fürstenbund, in der That, verdiente den Unwillen, den er bei Katharina hervorrief. Das durch den Rückhalt, den es am Fürstenbunde fand, gewachsene Ansehen Preußens machte sich sehr bald an den beiden Punkten geltend, auf welche damals die russisch-österreichische Politik den ganzen Nachdruck ihrer nach außen zu verwendenden Kräfte legte, — an den Höfen von Constantinopel und Warschau. Bald sah man sich im gegnerischen Lager genöthigt, diese zuversichtlichere Haltung Preußens in Rechnung zu bringen. So z. B. äußerte im Mai 1786, also drei Monate vor dem Tode Friedrich's II., ein russi-

scher Staatsmann gegen den Freiherrn von Sacken: „daß so lange die beiden Kaiserhöfe wegen der Ausführung ihres großen Planes gegen die Türkei in Berlin nichts vorbrächten und diesem Hof keine Vorschläge hierüber machten, man auch den Zeitpunkt der Ausführung noch nicht als einen nahe bevorstehenden betrachten könne. Denn die dermalige politische Lage sei so beschaffen, daß der König von Preußen, der durch die reichsständische Association viel redoutabler geworden sei, schlechterdings zu diesem Project mit herangezogen werden müsse, wenn anders man einen Krieg mit ihm vermeiden wolle.“ Gleichzeitig fing das preußische Cabinet, weil es sich eben nicht von Rußland und Oesterreich wollte überflügeln lassen, an, in Constantinopel durch seinen Gesandten, Herrn von Diez, sich entschieden der Interessen der Pforte anzunehmen. Und ebenso endlich bemerkte der russische Gesandte in Warschau, Baron Stackelberg, daß der preußische Gesandte an diesem Hof, Herr von Buchholz, in der Voraussicht eines unausbleiblichen Bruchs zwischen Rußland und der Pforte, anfing, mit der Rußland abgewendeten Partei in Polen sich in nähere Verbindung zu setzen.

Auch der Tod Friedrich's des Großen aber, auf den man sich in Petersburg vertröstete, brachte in dieser von dem großen König eingeschlagenen Richtung zunächst keineswegs eine Aenderung hervor. Dieselbe trat im Gegentheil zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's II. nur noch bestimmter hervor, ja die Opposition gegen die von Rußland und Oesterreich in Polen sowol wie in der Türkei verfolgte Politik ging in eine geradezu feindselige Stimmung über, nachdem Kaiser Joseph II. im Jahre 1787 bei seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina II. feste Verpflichtungen in Bezug auf die Mitbetheiligung an dem neuen Türkenkrieg übernommen hatte, von welchem Katharina die endliche Erfüllung ihrer langgehegten, großen Entwürfe sich versprach. — Diese Opposition Preußens gründete sich auf den vielumfassenden Plan, zu eben jener Zeit, wo die Monarchie des allerchristlichsten Königs im tiefsten Verfall sich befand und von Seiten Frankreichs kein Widerstand zu befürchten war, den beiden imperatorischen Mächten ein unabhängiges Mitteleuropa gegenüberzustellen und die in ihrer Selbständigkeit bedrohten Staaten: Preußen und das übrige Deutschland, Polen und Schweden, zu gemeinsamem Widerstand in Ein Föderativsystem zusammenzufassen. Diese Idee wurde gestützt und belebt durch den Beistand, welchen zu ihrer Verwirklichung die beiden Seemächte, England und Holland, zu leisten Willens waren, durch den Rückhalt, welchen Preußen an diesen beiden Mächten in der mit ihnen im Jahre 1788 zum Abschluß gekommenen Tripleallianz zu finden hoffte.

Diese politischen Bewegungen, wie sie durch die aggressive Politik der beiden Kaiserhöfe hervorgerufen wurden, bilden unstreitig eine der merkwürdigsten Phasen der neueren Geschichte. Auch damals war es der Beruf Preußens, für Freiheit und Recht, für ungehemmte Entwickelung der europäischen Gesittung und für den friedlichen Fortschritt im bürgerlichen Verkehr eintretend, den alle autonomen Triebe nichtachtenden Uebergriffen der vorwaltenden Mächte einen festen Damm entgegenzusetzen. Aber Preußen verkannte seinen Beruf. Gegenüber dem abenteuerlichen Bunde Oesterreichs mit Rußland unter Joseph II. eine lautere, gediegene, auf die Förderung der reellen Interessen und der nationalen Bedürfnisse Preußens und Deutschlands gerichtete Politik geltend zu machen, dieser großen und schwierigen Aufgabe zeigte sich leider auf die Dauer Niemand weniger gewachsen als Friedrich Wilhelm II. Wenn es überhaupt Pflicht ist, neben der anspornenden Vergegenwärtigung ruhmvoller Zeiten auch die nüchterne Erkenntniß der Gründe und Umstände nicht zu scheuen, die uns böse Tage und bedauerungswürdige Rückschläge brachten, so wird die nachfolgende Darstellung der damaligen preußischen Fehlgriffe auch in dem Ernst der gegenwärtigen politischen Constellation nur dazu dienen, die Ziele, welche es heute gilt und die Mittel welche heute zu ihrer Erreichung gegeben sind, fest und weise in's Auge zu fassen.

Der im Herbst 1787 beginnende Krieg Rußlands gegen die Pforte, an welchem mit dem Anfang des folgenden Jahres auch Oesterreich sich betheiligte, drohte bei der gewiß unzulänglichen und sehr zweifelhaften Widerstandsfähigkeit des türkischen Reiches diesen beiden Mächten ein so entschiedenes Uebergewicht zu geben, daß es sicher vor Allem der nachgeborenen Großmacht Preußen oblag, sich nicht zurücksetzen zu lassen. Schwedens verwegener König, Gustav III., glaubte, daß die langersehnte Gelegenheit gekommen sei, sich an seinem alten Bedränger, Rußland, zu rächen. Das nie ruhige Polen wurde von dem Fieber unreifer, sich überstürzender Wiedergeburtsbestrebungen ergriffen. Auch England hatte den begründetesten Antrieb, nun endlich der wirklichen Durchführung der seine Handelsinteressen gefährdenden russisch-österreichischen Pläne einen Riegel vorzuschieben. Was unter diesen Umständen das Interesse Preußens erheische, konnte nicht zweifelhaft sein: — es wurde in der That von den hervorragendsten Männern aus der Schule Friedrich des Großen erkannt und ausgesprochen.

Als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, blieb an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten der jetzt zum Grafen erhobene Herzberg. Mit rastloser Hingebung hatte dieser alte Minister fast während der ganzen Regierung Friedrich's II. mitgearbeitet an den großen Ent-

würfen seines Königs. Voll patriotischen Gefühls und mit ungesättigtem Ehrgeiz hatte er den Moment erwartet, wo der noch in der Blüthe seiner männlichen Jahre stehende Nachfolger den Glanz des preußischen Namens durch neue Großthaten erhöhen und die Macht des preußischen Staates durch neue Bündnisse und Erwerbungen noch mehr befestigen und erweitern sollte. — Diese Wünsche, diese Hoffnungen hegte mit Hertzberg auch der Graf Görtz, jener ehemalige Erzieher des Herzogs Karl August von Weimar, der zuerst seine Geschicklichkeit als Diplomat in der für Preußen und Deutschland günstigen Entwirrung der bayrischen Erbfolgestreitigkeiten bewiesen hatte und der jetzt, eben um seiner festen Haltung willen als Vertreter Preußens am Petersburger Hof höchst mißliebig geworden war. Nur über die Mittel, deren man sich zu bedienen habe, um das Ansehen Preußens zu wahren und zu vermehren, waren die Stimmführer nicht einig. Während Hertzberg mit der größten Vorsicht zu Werke ging, und Alles auf friedlich-diplomatischem Wege zu erlangen hoffte, versprachen Andere nur von einer kühn den Moment ergreifenden, activ vorschreitenden Politik sich einen heilsamen Erfolg. In diesem Sinn äußerten sich namentlich der preußische Gesandte in Constantinopel, Herr von Diez, und der Generaladjutant Graf Goltz, ein Mann, der nicht nur vorzügliche Kenntnisse im Kriegswesen besaß, sondern auch in diplomatischen Geschäften sich bewährt hatte. Bereits im Jahre 1761 hatte Friedrich II. ihn als Gesandten zu dem tapfern Tatarchan Krimgirai geschickt. — Die in der handschriftlichen auch von anderer Seite bereits benutzten Correspondenz dieses Militairs mit dem Grafen Hertzberg dargelegten Ansichten verbreiten sich über die damalige politische Stellung und Aufgabe Preußens in so charakteristischer und treffender Weise, daß wir unsererseits hier auf dieselbe zurückzukommen einen willkommenen Anlaß finden.

Goltz geht von dem Satz aus, Preußen habe durch den Fürstenbund den status quo in Deutschland erhalten und sowohl sich selbst wie seine Mitstände im Reich durch diesen Bund in ihren Rechten und Freiheiten gegen Oesterreich sicher gestellt. Der eben ausgebrochene Türkenkrieg, fährt er fort, werde nun aber die äußerste Anstrengung aller Kräfte des preußischen Staates erfordern, um die Vergrößerungsbegierde seiner übermächtigen Nachbarn in den gehörigen Schranken zu halten. Bravour und Enthusiasmus könne man zwar der türkischen Nation nicht absprechen, auch fehle es ihr weder an Menschen, noch an Geld; allein bei ihrem gänzlichen Mangel an Disciplin und bei ihrer völligen Unwissenheit in der Kriegskunst, sei es doch sehr wahrscheinlich, daß ihre mächtigen Gegner sie besiegen und beträchtliche Progresse gegen sie machen würden. Dieser

Machtvergrößerung Oesterreichs und Rußlands würden die meisten europäischen Höfe ein Interesse haben, sich entgegenzusetzen. Da aber trotzdem voraussichtlich die Türkei eine Verkürzung ihres Gebietes nicht wohl würde abwenden können, so liege es zunächst im Interesse Preußens, sich anderweitig zu entschädigen, und eine solche Entschädigung würde es nirgends anders als in Polen suchen können. Nach diesen Vorbemerkungen bringt Goltz mehrere Entwürfe in Vorschlag, wie nach seiner Meinung die verschiedenen Interessen der drei östlichen Großmächte sich am besten ausgleichen ließen. Seine Meinung war es durchaus nicht, daß Polen noch ein Mal getheilt werden sollte. Vielmehr sollte Oesterreich, welches bei der ersten Theilung sich über die Maaßen ungebührlich bedacht habe, Gallizien und Lodomirien wieder an die Republik Polen zurückgeben, wogegen diese außer Danzig und Thorn auch Posen und Kalisch an Preußen abtreten sollte. Oesterreich wird dafür auf Kosten der Türkei der Belgrader District, Servien, Bosnien, türkisch Croatien und Dalmatien und außerdem noch die Moldau und Walachei nebst ganz Bessarabien bis an den Dneſtr zugetheilt. Rußland soll nicht nur die Länder des Tartarchans behalten, sondern überdies sein Gebiet über Otschakow hinaus bis an den Dneſtr erweitern dürfen. Ein zweiter Vorschlag geht dahin, daß, wenn Oesterreich durchaus auf den Besitz von Gallizien bestände, Polen für die Preußen zuzugestehenden Abtretungen in der Moldau, Walachei und Bessarabien Ersatz finden könne.

Mochte nun aber die definitive Regulirung dieser Pläne auf diese oder jene Weise vor sich gehen: der Hauptgesichtspunkt, welchen Goltz bei allen verschiedenen Modificationen seiner Vorschläge festhält, war der, daß Preußen in gleichem Maaß wie Oesterreich und Rußland sich verstärken sollte. Damit indessen dieses Ziel wirklich erreicht werde, verlangt Goltz, daß der entschiedenste Ernst angewendet werde. Am 17. Februar 1788, als eben Kaiser Joseph im Begriff stand, seinen ersten Feldzug gegen die Türkei zu beginnen, schrieb er dem Grafen Hertzberg: „Ich bearbeite jetzt einen Operationsplan gegen Oesterreich, für den Fall, daß der Kaiser unseren Anträgen nicht Gehör geben sollte. Mit möglichster Activität muß man dann die Operationen betreiben, um gleich anfänglich und schon wenn das Gros der kaiserlichen Armee noch gegen die Türken steht, ansehnliche Vortheile zu gewinnen. Sobald der Kaiser seine Campagne eröffnet, muß man den Antrag einer bewaffneten Vermittelung an ihn bringen und eine prompte Entschließung verlangen; fällt diese aber nicht unserer Erwartung gemäß aus, so müssen wir den Krieg selbst unmittelbar darauf folgen lassen. Meinen Kopf setze ich zum Pfande, der Kaiser wird bestürzt und thut, was wir wollen, oder wir richten bei der jetzigen

Lage Europas große Dinge gegen ihn aus, wenn wir nur mit Entschlossenheit unsere Sache zu führen wissen. Nur Wankelmuth muß er nicht gewahr werden, sonst haben wir den zweiten Theil der Campagne von Anno 1778.“

Goltz war, wie wir sehen, sich vollkommen klar darüber, daß ein Staat, der zu seinem eigenen Vortheil bestimmend auf einen andern gleichen Ranges einwirken will, dies nimmermehr durch bloße Drohungen und diplomatische Noten erreichen kann. Er schrieb deshalb ferner am 28. Februar 1788 an Hertzberg, von welchem der Plan der Rückgabe Galiziens an Polen ursprünglich ausgegangen war, ausdrücklich: „Je mehr ich Ew. Excellenz Entwurf wegen der von Oesterreich abzutretenden Provinzen Gallizien und Lodomirien überdenke, um so mehr werde ich von der Wichtigkeit überzeugt, den derselbe für uns hat. Aber eben deshalb glaube ich auch nicht, daß mit Gutem und ohne Zwang der Wiener Hof sich dazu bequemen wird. Allein bei der jetzigen politischen Lage Europas können und müssen 200,000 Preußen Alles bewirken, wenn sie nach einem wohlüberlegten und gut calculirten Plan, wo aber Privatabsichten und Egoismus aus dem Spiel bleiben müssen, mit Entschlossenheit angeführt werden.“ Goltz war sich eben so klar darüber, daß man selbst von dem schwachen Polen durch bloße Unterhandlungen nicht viel erreichen werde. Seiner Meinung nach sollte daher der König von Preußen, um der zu machenden Acquisitionen auf alle Fälle, nach dem Spruche beati possidentes sich zu vergewissern, sofort einen sogenannten Pest- und Sicherheitscordon von Schlesien aus durch Polen gegen Preußen ziehen, der den zu erwerbenden District in sich schlösse. Mit einem Wort, nach Goltz sollte die durch Preußen zu gründende neue Ordnung der Dinge mit dem Schwert festgestellt und dann erst durch die Diplomatie besiegelt werden. Den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo Oesterreich anderweitig beschäftigt sei (schrieb er im Juni 1788), müsse man benutzen, um dieser Macht die Lust zu benehmen, auf ihre früheren Projecte zurückzukommen. Denn Oesterreich habe sich der Allianz mit Rußland nur im Hinblick auf den beabsichtigten Tausch mit Bayern versichert. Der dermalige Türkenkrieg sei eine Folge dieser Allianz. Oesterreich leiste zwar zur Zeit seinen für diesen Krieg übernommenen Verbindlichkeiten völlig Genüge, aber so ernsthafte Vorkehrungen es auch gegen die Türken treffe, so gewiß sei ihm doch dieser Krieg nichts weniger als angenehm, da es durch denselben sehr leicht in seinem Hauptproject, welches nur auf die Unterjochung von Deutschland und auf die Acquisition von Bayern abziele, gestört werden könne. Daß der Kaiser noch immer den Plan hege, dieses Project zur gelegenen Zeit zu realisiren, sei unzweifelhaft; er, Goltz, habe das unter Anderm ganz deut-

lich aus einer interessanten Unterredung mit dem im besonderen Vertrauen des Kaisers stehenden General Wurmser wahrnehmen können. Darum müsse Preußen seinen Widerstand bald bethätigen. Von Frankreich habe es nicht zu besorgen in seinen Unternehmungen sich beengt zu sehen. Die innerlichen Unruhen, der klägliche bis zum Bankerott in Verfall gerathene Zustand der Finanzen, die elende Verwaltung aller Regierungsgeschäfte und die überall in allen Fächern eingerissenen Mißbräuche bezeugten den innern und äußern Verfall dieser Monarchie. Zwar habe andererseits Preußen auch von auswärtigem Beistand nicht viel zu erwarten; aber es brauche nur sich ganz auf die eigenen Füße zu stellen und auf sich allein sich zu verlassen. Englands Lage und die Vortheile, deren es durch den Handel mit Rußland genieße, verstatteten ihm eigentlich nicht, an dem Türkenkrieg directen Antheil zu nehmen, doch lasse sich immer, wenn auch nur aus Rücksicht auf den mit Preußen geschlossenen Allianztractat von ihm hoffen, daß es Rußland auf keinerlei Art begünstigen werde. Da nun aber England bei diesem Kriege mit Preußen nicht einerlei Interessen haben könne und es ebenso wenig gern sehen werde, daß Rußland großen Verlust erleide, als daß Preußen und Schweden sich ansehnlich vergrößerten, so solle Preußen zuvörderst, ohne darüber mit England zu consultiren, mit den Mächten, mit denen es völlig einerlei Interessen habe, d. h. mit der Pforte und mit Schweden eine Tripleallianz schließen. Dann würde es des Beistandes von England, auf den es einmal nicht ernstlich rechnen dürfe, und welches sich unstreitig so lange neutral verhalten werde, bis etwa Frankreich sich in den Krieg mische, vor der Hand auch entbehren können.

Dies waren die klaren, verständigen, zwar sehr kühnen, aber durchaus männlichen und patriotischen Ansichten eines Staats- und Kriegsmannes, der im Geist des dahingeschiedenen Königs dachte. Und man kann nicht sagen, daß das, was er wollte, an sich über das Erreichbare hinausgegangen wäre. Preußen sollte die in Mitteleuropa gebietende, die Uebergriffe zunächst der beiden anderen östlichen Großmächte abwehrende Macht, es sollte die die übrigen kleineren mitteleuropäischen Staaten in ihrer Freiheit schützende Großmacht werden. Das Bedürfniß einer solchen im europäischen Staatensystem Preußen zuzuertheilenden Stellung war in der That ein sehr allgemein empfundenes. Nicht nur die deutsche Union beruhte auf dieser Idee; wir finden sie in vielen gesandtschaftlichen Berichten und verschiedenen Denkschriften erweitert und im Einzelnen näher begründet, wieder. So werden in einem unter Essen's Papieren befindlichen Memoire, welches im August 1788 der ottomanischen Pforte überreicht wurde, die effectiven Kräfte einerseits von Rußland, Oesterreich, Frankreich und Dä-

nemark, andererseits von Preußen, der deutschen Union, Schweden, England und Holland gegen einander abgewogen. Es war dies eben der Zeitpunkt, wo die beiden letztgenannten Staaten ihre auf die Erhaltung des europäischen Status quo gerichtete Tripleallianz mit Preußen abschlossen, welches im vergangenen Jahr einen zwar leicht errungenen, aber nichts desto weniger glänzenden Triumph über die französisch gesinnte Partei der sogenannten Patrioten in den vereinigten Niederlanden gefeiert hatte. Der Kriegsruhm Preußens verdunkelte weit den aller anderen Mächte, und so trägt denn auch der Verfasser dieses Memoires kein Bedenken, die Frage, welcher von jenen beiden großen politischen Complexen im Fall einer Collision über den anderen das Uebergewicht erhalten möchte, entschieden zu Gunsten der preußisch-englischen Association und zum Nachtheil der russisch-österreichischen zu beantworten. Er zieht aus der natürlichen Lage und Beschaffenheit der beiderseitigen Staatensysteme den Schluß, daß die Pforte, um ihrer Sicherheit willen, sich bemühen müsse der preußisch-englischen Association beizutreten und somit dem politischen System der großen europäischen Höfe sich einzureihen.

In einer anderen Denkschrift, ebenfalls aus dem Jahre 1788, die ohne Zweifel einen polnischen Staatsmann zum Verfasser hat, werden die Gründe auseinandergesetzt, die Preußen antreiben müßten, sich Polens anzunehmen und diesen Staat wieder de facto so unabhängig zu machen, wie er das de jure sei. Wenn Preußen sich nicht bemühte, heißt es daselbst, dem gegenwärtigen System ein Ende zu machen, und wenn es sogar ruhig zusähe, daß Rußland und Oesterreich, deren Allianz Preußens Integrität so schwer bedrohe, sich durch Eroberungen in der Türkei vergrößerten, so würde nichts natürlicher sein, als daß diese beiden Großmächte, wenn nicht unmittelbar, so doch bei der ersten günstigen Gelegenheit sich wieder nach der anderen Seite wendeten und unter der gegenwärtigen preußischen Regierung auszuführen versuchten, was ihnen unter der vorigen mißglückt sei. Auch Frankreich könne sich wieder einmal, wie vor dreißig Jahren, gegen Preußen verbünden. Darum müsse eine vierte Macht im Osten geschaffen werden, für die es eine Grundbedingung der Selbsterhaltung sein würde, Preußen vor solchen Gefahren zu schützen. Eine durch Preußen bewirkte Regeneration Polens würde die preußischen Herrschaften und ganz Deutschland für immer gegen die Russen decken. Rußland würde dann in Zukunft nicht mehr seine Truppen den Winter über in Polen halten, um sie im Frühjahr dem Kriegsschauplatz näher zu haben, und Polen, das seit Peter dem Großen eine Barrière und ein Magazin für die Russen gewesen, würde eine Barrière gegen Rußland werden. — Und in ähnlicher Weise, wie in diesen Denkschriften die Bedeutung hervorgehoben

wird, welche die Erhaltung des Status quo in der Türkei und die Regeneration Polens für die mitteleuropäischen Interessen haben müßten, werden in anderen diplomatischen Schriftstücken die Vortheile auseinandergesetzt, welche Schweden erwachsen müßten, wenn es zur eigenen Stärkung und zur Verstärkung dieser ganzen Staaten-Association in dieselbe aufgenommen würde.

Diese Entwürfe tragen freilich noch den Charakter großer Unbestimmtheit an sich, aber wir können doch dem ihnen zu Grunde liegenden Gedanken die Bedeutung nicht absprechen, daß er nicht, wenn mit Energie und Umsicht an seiner Ausführung gearbeitet worden wäre, die europäische Zukunft ganz anders hätte gestalten müssen, als sie bald darauf aus dem unvermittelten Gegensatz des französischen Radicalismus und der altabsolutistischen Legitimitätstheorie sich gestalten sollte. Wenn im Jahre 1788, ein Jahr vor dem Ausbruch der französischen Revolution, die protestantische Großmacht Deutschlands von dem ihr damals beiwohnenden Ansehen einen beherzteren Gebrauch gemacht hätte, wenn es ihr gelungen wäre, im Verein mit England der germanischen Weltbildung eine in Europa vorwaltende Machtstellung zu verschaffen, so wären uns möglicherweise die Todeszuckungen der Revolutionskämpfe erspart worden; die Loose Deutschlands wären anders gefallen, Deutschland hätte, statt sich unter das französische Joch zu beugen, die große Rolle der geistigen Vermittelung durchführen können, die des besonnenen und tief eindringenden Geistes der deutschen Nation würdig ist, und die deutschen Stämme wären nicht, weder einem hohlen und flachen Liberalismus, noch einem plumpen, die Zwecke des Staates aus dem Auge verlierenden Absolutismus unterthan geworden.

Allein freilich, — wesentliche Bedingungen fehlten zur Verwirklichung dieser Möglichkeiten! Preußen verdankte das, was es war, unstreitig vor Allem der Persönlichkeit seines großen Königs. Wollte man nun der doch immer nur sehr künstlich hinaufgeschraubten Größe dieses Staates eine natürlichere und festere Basis geben, so hätte es dazu vor allen Dingen eben wieder eines so außerordentlichen Monarchen bedurft. Friedrich Wilhelm II. aber war in Allem das Gegentheil seines großen Oheims. Es ist überflüssig, bei der Charakteristik dieses Monarchen zu verweilen. Die vertrauten Briefe Mirabeau's enthalten ein nur allzu treues Bild von dem elenden Treiben, welches damals am Berliner Hofe gegen alles Herkommen Hohenzollernscher Familiensitte einzureißen anfing. Unverdächtiger noch sind die Bemerkungen zweier englischer Diplomaten. Der Lord Dalrymple schrieb am 6. Januar 1787: „Als der König zur Regierung kam, ließ er sich die Geschäfte sehr angelegen sein. Aber dieser exempla-

rische Fleiß ist nicht von langer Dauer gewesen. In demselben Maaße, als der Graf Hertzberg an Vertrauen verliert, scheint auch der König in seinem Eifer nachzulassen. Gegenwärtig zeigt er mehr und mehr, daß er nicht jener beständigen Sorgfalt und Pünktlichkeit fähig ist, welcher die Regierung seines Landes bedarf, und im Allgemeinen scheint er gegen Alles, was vorgeht, sehr gleichgültig zu sein. In Folge dieses Benehmens schleicht sich eine solche Lässigkeit und Haltungslosigkeit ein, daß, wenn das so fortgeht, die Verwaltung dieser Regierung, die einst durch ihre Thätigkeit und Ordnung so ausgezeichnet war, ebenso durch die entgegengesetzten Eigenschaften sich bemerkenswerth machen wird. Jeden, der die Wohlfahrt dieses Landes wünscht, muß diese Lage der Dinge mit Bekümmerniß erfüllen." Und ganz ähnlich äußert Ewart, Dalrymple's Nachfolger, in seinem Bericht vom 9. Januar 1788: „Wenn der König von Preußen einmal dazu gebracht wird, sich zusammenzunehmen, so fehlt es ihm keineswegs an Penetration und Urtheil, aber dazu bedarf es, daß er seiner Unthätigkeit und seinen Zerstreuungen entrissen wird, denen er sich so überläßt, daß er es vorzieht, seine Zeit mit seiner Maitresse, der Gräfin Ingenheim, früherer Mademoiselle de Voß, zu vergeuden, statt irgend wie mit Geschäften sich zu befassen."

Stand es aber so mit dem höchsten Leiter der preußischen Geschicke, so war ferner auch Hertzberg, der ihm wenigstens in den ersten vier Jahren noch zur Seite stand, nicht der Mann, wie die Situation ihn forderte. Recht auffallend zeigte sich an dem alten kenntnißreichen und übrigens von dem besten Willen beseelten Minister, der für Friedrich II. der tüchtigste Hülfsarbeiter gewesen war, den er sich nur wünschen konnte, wie zu einem großen Staatsmann doch noch etwas ganz Anderes gehört, als die Fertigkeit, sich in endlosen Projecten zu ergehen.

Hertzberg war unerschöpflich in allen möglichen Combinationen, die darauf hinausgingen, durch bloße Drohungen und ohne das Schwert zu ziehen, Preußen zu vergrößern. In dieser vorsichtig zögernden und abwartenden Politik aber wurde er, im Gegensatz zu den lediglich auf die kriegerische Thatkraft vertrauenden Patrioten um so mehr bestärkt, da in der That die so heterogenen Elemente, auf welche die preußische Bundesgenossenschaft sich angewiesen sah, nichts weniger als felsenfest waren. Die inneren Zustände der Staaten, welche die beabsichtigte Association bilden sollten, waren noch zu unfertig. Diese Staaten insgesammt krankten in ihrer inneren Organisation noch zu sehr an ungelösten Widersprüchen, als daß nicht auch ihr äußerer Verband behufs gemeinsamer politischer Unternehmungen ein doch sehr unsicherer und wenig zuverlässiger hätte sein müssen. Genug, neben der Schuld der den preußischen Staat leitenden

Persönlichkeiten dürfen als letzter Erklärungsgrund aller Fehler und alles Fehlschlagens auch die positiv gegebenen, reellen und nicht zu ändernden Verhältnisse nicht außer Anrechnung bleiben. Um principiell, Rußland und Oesterreich gegenüber, ein geschlossenes, auf einer freieren Basis beruhendes politisches System aufzubauen, dazu wäre für Preußen vor allen Dingen erforderlich gewesen, daß es bei einem Kriege mit diesen Mächten auf die Türkei und auf Polen sich fest verlassen konnte. Allein um von der Türkei zu schweigen, so war auch in Bezug auf Polen die Möglichkeit, daß diese Nation sich je wieder auf die eigenen Füße würde stellen können, doch äußerst zweifelhaft. Sehr erklärlich daher, daß Hertzberg fortwährend nicht diese Preußen durch die zeitweiligen Verhältnisse zugewiesene Bundesgenossenschaft, sondern seine Gegner, Rußland und Oesterreich, als die schließlich entscheidenden Kräfte ansah. Alle seine Combinationen waren mithin darauf gerichtet, einen unversöhnlichen Bruch mit diesen Mächten zu vermeiden und nur durch Drohungen eine directe Ausgleichung mit ihnen möglichst zu beschleunigen. Weil aber dem so war, weil die Schwerpunkte der drei östlichen Großmächte eine so natürliche Anziehungskraft auf einander ausübten, daß alle dazwischen liegenden Conflicte im Grunde nur momentane Störungen verursachten, so konnte ein Bündniß Preußens einerseits mit der Türkei und andererseits mit Polen schwerlich zu innerlicher Festigkeit und zu dauerndem Bestand gelangen. Diese inneren Unzuträglichkeiten aber konnten dann freilich nicht verfehlen, auch äußerlich sich geltend zu machen und vielfaches Mißtrauen hervorzurufen. Hertzberg übersah, daß die Ehre keines Staates es verträgt, zumal von einer befreundeten Macht, von einem Bundesgenossen gewissermaaßen als unebenbürtig sich hinstellen zu lassen. Hertzberg wollte der Pforte zumuthen, ein Bündniß mit Preußen zu schließen, der Art, daß die Pforte schließlich allein den ganzen Schaden bei den neuen, zwischen Preußen, Oesterreich, Polen und Rußland zu treffenden Gebietsfestsetzungen tragen sollte. Diesen Schaden aber sollte seiner Meinung nach, die Pforte nicht als einen Schaden, sondern als einen Vortheil ansehen. Der Vortheil nämlich sollte darin liegen, daß für das, was die Pforte abzutreten hätte, ihr durch die Garantie der drei östlichen Großmächte der Besitz des ihr bleibenden Ländergebietes um so sicherer gestellt werden würde. Vergebens setzte Diez dem Minister unzählige Mal auseinander, daß die Türken auf so feine Combinationen einzugehen durchaus nicht geneigt wären, daß vielmehr so wohlgemeinte Vorschläge für ihr Ehrgefühl etwas äußerst Verletzendes und Kränkendes haben müßten. Ebenso schrieb der General Goltz dem Grafen Hertzberg (9. Februar 1789): „Ew. Exc. wissen auch selbst am besten, wie

wenig auf Garantieen auswärtiger Puissancen zu bauen ist, wenn ein Reich die Kräfte seiner Selbsterhaltung negligirt, und welche Menge Schwierigkeiten dazwischen kommen können, um die geleistete Garantie aufzuheben oder fruchtlos zu machen. Uebrigens liegt es nicht in dem stolzen und aufgeblasenen Charakter der Muselmänner, den Garantieen christlicher Höfe einiges Vertrauen zu gewähren, vielmehr haben solche wenig Werth für sie.“ Zugleich machte Goltz den Grafen Hertzberg darauf aufmerksam, (24. Februar 1789) daß Preußen unstreitig durch den baldigen Abschluß einer Offensivallianz mit der Pforte viel mehr gewinnen würde, als es je erreichen würde, wenn es nur durch Unterhandlungen mit Oesterreich und Rußland sich auseinandersetze. Denn in diesem Fall würden die Preußen zufallenden Erwerbungen doch immer ganz von dem Verhältniß der Eroberungen abhängig sein, welche seine feindlichen Nachbarn gemacht haben würden.

Nicht minder unfruchtbar und mißlich war die Art und Weise, wie Hertzberg die Polen für seinen Plan zu gewinnen suchte; er hoffte, daß Preußen durch ein Bündniß mit der Pforte und mit Polen Rußland und Oesterreich dermaaßen imponiren würde, daß diese beiden Mächte sich ohne Weiteres den von Preußen gewünschten Concessionen anbequemen würden. Oesterreich sollte, wie erwähnt, Gallizien oder doch einen guten Theil davon wieder an Polen abtreten, und dagegen sollte die Republik Polen Thorn und Danzig Preußen überlassen. Es ist aber klar, daß wenn Gallizien das Tauschobject bilden sollte, vermittelst dessen Preußen auf Kosten Polens sich vergrößern wollte, Preußen sich erst in den Besitz dieses Tauschobjects setzen, oder wenigstens dasselbe den Polen sicher stellen mußte, wenn nicht in's Leere hinein diplomatisirt werden sollte. Diese Sicherstellung aber war es gerade, welche zu bewirken Hertzberg verabsäumte.

Es ist unvermeidlich, daß der Leiter einer so abstracten Diplomatie zuletzt immer den Kürzeren ziehen muß, daß er ebenso das Vertrauen seiner Freunde verlieren wird, als seine Feinde ihn zu fürchten aufhören werden. Die Principlosigkeit Friedrich Wilhelm's II. aber arbeitete dem gleichen Resultate zu. Das ganze Trachten Friedrich Wilhelm's ging auf nichts Anderes aus, als nur rein soldatisch seine Souverainetät zu steigern und die äußere Macht seiner Monarchie zu erweitern. Nichts war ihm gleichgültiger, als das Festhalten an bestimmten Principien, die er überhaupt nicht hatte. Nicht weil er ein anderes Princip zu vertreten gehabt hätte, als das der österreichischen Monarchie, war er gegen diese feindlich gesinnt, sondern nur weil sie seiner eigenen Machtvergrößerungsbegierde im Wege stand. Er befand sich daher auch zu Rußland in nichts weniger als einem principiellen Gegensatz, sondern er stand nur in einem

zeitweiligen persönlichen Gegensatz zu der dermaligen Beherrscherin dieses Reiches, Katharina II. Er sah vielmehr fortwährend Rußland als die bequemste Schutzmacht an, mit der im Bunde er am leichtesten seine eigenen Vergrößerungspläne würde durchsetzen können. Während er Oesterreich um keinen Preis auch nur eine Quadratmeile gönnen wollte, wenn er nicht ein vollständiges Aequivalent erhielte, suchte er doch gleichzeitig Rußland möglichst zu schonen, im Hinblick auf die dort in Aussicht stehende Thronveränderung, und mit dem Großfürsten Paul stand er fortwährend in geheimer Correspondenz. Was Wunder, wenn schließlich der Gang der Politik kein anderer war, als daß die rein äußerlichen Machtverhältnisse der vorwaltenden Staaten den Ausschlag gaben. Da Preußen selbst durch sein passives Verhalten sich den dritten Platz zuertheilt hatte, so blieb es auch fernerhin einem jeden dieser beiden östlichen Nebenbuhler untergeordnet; weil es, statt aus dem innersten Kern des nationalen Geistes heraus und den Forderungen der Zeit gemäß sich zu verjüngen und zu kräftigen, nur auf den äußeren Mechanismus seiner militärischen Wehrkraft sich verließ, sank es haltungslos immer tiefer in sich zusammen, bis es erst nach den Schlachten von Jena, Eilau und Friedland seine Aufgabe da wieder aufnahm, wo Friedrich der Große sie gelassen hatte. — —

Es bleibt uns übrig, im Einzelnen den Gang der Dinge, wie er sich von 1788 bis 1791 gestaltete, wenigstens in den Hauptmomenten darzustellen. Es ist zugleich die Darstellung der letzten Zuckungen und des endlichen Verhängnisses Polens.

Die Polen hatten in den dreizehn Jahren seit dem Ende des ersten Theilungsreichstages bis zu ihrem im Herbst 1788 beginnenden Regenerationsreichstag leider nichts oder so gut wie nichts gethan, um ihre Nation aus dem tiefsten sittlichen Verfall herauszureißen und ihrem ganz verkommenen Staatswesen einen neuen und gesunderen Unterbau zu geben. Das schmutzigste Gewühl der gemeinsten Intriguen zog sich auch nach der ersten Theilung von einem Reichstag zum andern fort, ohne daß sich der mindeste Ernst zeigte, die Axt da anzulegen, wo der Stamm faul war. Dieselben Bestechungen, welche die drei theilenden Mächte auf dem Theilungsreichstag angewendet hatten, um der polnischen Nation die Zustimmung zu ihren Gewaltsamkeiten abzupressen, wendeten die polnischen Factionshäupter, um eines dem andern den Rang abzulaufen, in den folgenden Jahren gegen einander auch da an, wo die auswärtigen Mächte sich um das, was im Innern Polens vorging, wenig kümmerten. Ein solcher vom ausländischen Machtgebot unabhängiger Reichstag war z. B. der des Jahres 1780, und dennoch bot auch er kein tröstlicheres Bild als alle vorher-

gehenden und nachfolgenden *). Bereits im Jahre 1786 begann eine in ihren Tendenzen Rußland und dem Könige Stanislaus August entgegengesetzte Partei sich planmäßig zu formiren. Im Monat März kamen zu Szelec bei der Großgeneralin Oginska, der Tochter des verstorbenen Großkanzlers Fürsten Michael Czartoryski, die Häupter dieser Partei zusammen, namentlich der Fürst Adam Czartoryski nebst seiner Gemahlin, die — was viel sagen will — unter ihren Landsmänninnen in der Kunst, Intriguen anzuzetteln, ihres Gleichen suchte; ferner der Graf Rzewuski und der Großgeneral Graf Branicki. Ersterer war der damalige und Letzterer der vormalige Liebhaber der Großgeneralin Oginska; in noch viel früherer Zeit war derselbe bekanntlich der unzertrennliche Genosse des Königs gewesen, als dieser noch als polnischer Gesandter seine Rolle am Petersburger Hof spielte. Er war unter den polnischen Großen einer der wankelmüthigsten, charakterlosesten und selbstsüchtigsten. Er war immer eines der gefährlichsten Werkzeuge in den Händen Rußlands, — nur gerade jetzt lehnte er an die Czartoryski-Lubomirski-Potocki'sche Partei sich

*) „Dieser Reichstag," schreibt Essen, „gewährte durchweg das Schauspiel einer Versammlung, deren Abgeordnete, nach sechszehn Jahren des Zwanges in ihren Meinungsäußerungen ungebunden und frei, keinen anderen Gebrauch von dem befriedigenden Gefühl, einen eigenen Willen zu haben, machten, als den, daß sie vollständig die hergebrachte Vorstellung, die man von der Nation und der Art ihrer Berathungen hatte, bestätigten: sie legten die äußerste Gleichgültigkeit an den Tag für das, was man mit den Ausdrücken Ordnung, Gesetz, Vaterland und allgemeine Wohlfahrt bezeichnet, dagegen aber gaben sie eine unwiderstehliche Neigung zu erkennen für das Factionswesen, für das Sonderinteresse und für die Cabale. Dieser Reichstag hat durchaus nichts Interessantes, weder für die Republik, noch für das Ausland aufzuweisen, und ein aufmerksamer Beobachter wird finden, daß, wenn auch diese, um mich so auszudrücken, wilde Opposition, die ehemals in der Nation gegen Alles, was vom Throne ausging, herrschend war, und diese unvernünftige Verstockung, einen Reichstag ohne Grund zu sprengen, in Folge der grausamen Lehren, die man der Nation gegeben, anfängt, sich zu mildern, doch dieselben Eigenthümlichkeiten in allen ihren Berathungen sich wiederfinden, welche sie immer und ewig charakterisiren werden. Denn ich kann behaupten und durch die jetzt gemachten Gesetze beweisen: 1) daß die Masse der Nation in einem solchen Grade der Betrügerei ergeben ist, daß sie sich dadurch für unmündig erklärt; 2) daß sie einen entschiedenen Widerwillen gegen Alles hegt, was Verbesserung der Justiz heißt; 3) daß sie von der Erkenntniß einer gesunden Moral und Politik noch sehr entfernt und vielleicht unter allen Völkern des Nordens am weitesten entfernt ist; 4) daß sie durch die unruhvolle Uebereilung, mit der sie bei dem Verfassen der Gesetze, die sie giebt, sich verhält, auf der einen Seite umstürzt, was sie auf der anderen aufbauen will, wodurch die Ausführung derselben fast unmöglich wird; 5) daß der Geist der Intrigue und Parteiung noch immer die ersten Familien beherrscht. Die Reichstage werden für diese Familien noch sehr lange nichts als eine Arena sein, in welcher sie ihre Creaturen und Vasallen auftreten lassen, um ihre Kräfte zu messen und um auf Kosten, sei es des Königs oder der Republik, ihre eigenen Privatangelegenheiten durchzusetzen." „Hiemit," so schließt Essen seinen Bericht vom 8. November 1780, habe ich den Standpunkt dargelegt, von dem aus ich dieses zwölfte Schauspiel, von dem ich Zeuge bin, beurtheile." Tröstlicheres aber weiß dieser nicht weniger human gesinnte, als von sittlichem Ernst erfüllte Politiker auch die folgenden Jahre hindurch in seinen ausführlichen Wochen- und Tagesberichten nicht zu melden.

an, um an dem russischen Gesandten, Grafen Stackelberg sich zu rächen, weil dieser ihn verhinderte, die alten Vorrechte, die früher mit der Würde des Krongroßfeldherrn verbunden waren, wieder an sich zu reißen. Mit ihm trafen zu Szelec auch sein Neffe, der Großmeister der Artillerie von Lithauen, Fürst Sapieha, der Marschall von Lithauen, Ignaz Potocki und viele andere Magnaten ein. Eine noch viel größere Anzahl von niederem Adel kam ungebeten. Bei üppigen Zechgelagen berieth man sich über die Mittel und über die von jedem Einzelnen zu übernehmenden Kosten, um auf dem bevorstehenden Reichstag sich der Stimmenmehrheit zu versichern. Die sich hier bildende Partei ging schon jetzt mit großen Plänen für die Zukunft Polens um, allein suchte man in den Namen der Mitglieder und in dem Charakter der Einzelnen die Bürgschaft des Gelingens, so sah es damit im höchsten Grade mißlich aus. „Wenn man diese zusammengewürfelte Gesellschaft näher betrachtet," äußert Essen, „so findet man, daß der größte Theil aus jungen, haltungslosen Leuten besteht und aus Mehreren, deren Vermögensverhältnisse zerrüttet sind. Fast alle sind unbedachtsame, leidenschaftliche Menschen, denen alte, sowohl närrische als intriguante Weiber zur Seite stehen." Essen sah es mit der größten Bestimmtheit voraus, daß der bevorstehende Türkenkrieg auch in Polen eine entscheidende Krisis hervorrufen werde, aber er weissagte dieser Krisis keinen glücklichen Ausgang; in einem seiner letzten Berichte über den Reichstag des Jahres 1786 macht er die eigenthümliche Bemerkung: „von beiden Seiten ist man mit Erbitterung auseinander gegangen; die Opposition hat ihr Programm fertig; sie hat sich öffentlich zu einer Faction formirt, wie es seit der Pacification von 1772 keine in Polen gegeben hat und welcher, wenn die Zeit gekommen sein wird, es auch an ausländischen Impulsen nicht fehlen wird. Dieser eben beendigte Reichstag wird der Keim einer großen Gährung werden und die Epoche, von der vielleicht eine erhebliche und in demselben Maaß wachsende Indigestion in den Staatsangelegenheiten Polens datiren wird, als man in Petersburg mit den Plänen gegen die Pforte weiter vorgehen wird."

Es war eine denkwürdige Reise, welche die Kaiserin Katharina zu Anfang des Jahres 1787 nach Cherson und nach der Krim antrat. Ueber den Tod ihres zärtlich geliebten Günstlings Lanskoi noch tief betrübt, unternahm Katharina diese Reise, theils um durch das Schaugepränge ihrer Macht sich zu zerstreuen, theils um auf derselben ihre gegen die Pforte gerichteten Pläne zum Abschluß zu bringen. Auch damals noch sah es im Innern des russischen Reiches nicht viel besser aus, als zu Anfang des Türkenkrieges vom Jahre 1768. Während man am russischen Hof den unsinnigsten Luxus trieb, während der Fürst Potemkin

der Kaiserin überall wo sie durchkam, tausenderlei Gaukeleien eines fingirten Wohlstandes der Bevölkerung vorspiegelte, und während er auch in Bezug auf die Kriegsbereitschaft der Armee ihr einzubilden wußte, daß Alles in der vollständigsten Ordnung sei, herrschte doch in Wirklichkeit überall der drückendste Mangel und die crasseste Unordnung. Man fing zwar nothgedrungen an, in den unnützen Ausgaben einige Einschränkungen zu machen. „In dieser Beziehung," berichtet der Freiherr von Sacken unter'm 4. September 1787, „hat die Kaiserin vor Kurzem den Befehl ertheilt, einen neuen Etat in der kaiserlichen Hofwirthschaft zu machen und durch diese Einrichtung der bisherigen Verschwendung Einhalt zu thun, die so unmäßig ist, daß die Erwähnung davon den, der sie unternähme, in den Ruf eines Betrügers bringen könnte." Aber wie wenig mit solchen Befehlen erreicht wurde, sieht man daraus, daß derselbe Gesandte fünf Monate später nur von neuen Unterschleifen zu berichten weiß. Und während dessen starben unter den armen Bauern Tausende an den Folgen einer über alle Theile des Reichs sich verbreitenden Hungersnoth. Diese Hungersnoth hatte nicht zum geringsten Theil ihren Grund in der leeren Eitelkeit der Kaiserin, in ihrer Sucht, sich den Ruhm der Städtegründerin zu erwerben. Von den Bauern nämlich der im Jahre 1764 eingezogenen Güter der Geistlichkeit hatte man Hunderttausende, um sie als Zimmerleute und Maurer zu verwenden, dem Ackerbau entzogen. Und doch fehlte viel daran, daß man erreicht hätte, was man beabsichtigte. Denn von den neuerbauten hölzernen Städten verfielen die meisten bald wieder in Schutt, oder die Häuser mußten als Brennmaterial verkauft werden, weil es den Städten an städtischen Bewohnern fehlte. Als nun die Kaiserin auf ihrer Reise durch Moskau kam, trug der über seine und seiner Brüder Zurücksetzung erbitterte Graf Orlow kein Bedenken, in sehr unverblümter Weise sie über diese unsinnige Wirthschaft des Fürsten Potemkin aufzuklären. Um ihr das allgemeine Elend recht anschaulich zu machen, zeigte er ihr aus gehacktem Stroh und anderen unnahrhaften Bestandtheilen gebackenes Brod. Ja, er erbot sich, ihr die Leichen der Unglücklichen zu zeigen, die am Tage ihrer Ankunft Hungers gestorben waren. Im Gegensatz zu solchen Calamitäten wurde der Kaiserin auf ihrer ganzen Reise ein wahrhaft asiatischer Pomp vor Augen geführt. In allen Städten, wo sie verweilte, veranstaltete man Festlichkeiten mit dem ausgesuchtesten Aufwand. Die Verschwendung fand keine Grenzen. Alle diese Dinge entgingen nicht dem Kaiser Joseph, der in Cherson mit der Kaiserin zusammentraf. Er unterließ es nicht, im Stillen seine Beobachtungen zu machen und sarkastische Anekdoten zu sammeln. Aber die Lacher hatte doch die Kaiserin auf ihrer Seite. Denn in der großen Politik zog auch hier,

wie immer, der Kaiser den Kürzeren. Ihm war es viel mehr um die endliche Durchführung seiner gegen Deutschland, gegen Bayern gerichteten Pläne, und um die russische Unterstützung zu diesem Behuf zu thun, als um die Theilnahme an den Erfolgen eines neuen Türkenkrieges. Aber Katharina verstand es, das Blatt ihm unvermerkt zu wenden, und daß es so kommen würde, das sahen die Diplomaten voraus. „Das hiesige Ministerium," schreibt der sächsische Resident von Helbig unterm $\frac{4}{15}$. Juni 1787 aus Petersburg, „wird das Tauschproject des Kaisers mit Bayern zwar immer durch russische Intriguen, aber nie mit den Waffen unterstützen. Denn es weiß, daß es schwerer ist, mit Deutschen als mit Türken Krieg zu führen."

Joseph wurde bei dieser Abneigung des russischen Cabinets, auf seinen Lieblingsplan einzugehen, noch mehr verstimmt durch die schlechten Nachrichten, die er aus Belgien erhielt. Er verhehlte der Kaiserin nicht, daß die Anforderungen, welche sie bei ihren Absichten wider die Pforte an ihn stellte, über seine Kräfte gingen, und erklärte, daß er unter den obwaltenden Umständen auf keinen Angriffskrieg sich einlassen könnte. Katharina aber ließ durch diese Erklärung sich nicht irre machen. Um doch auf keinen Fall des österreichischen Beistandes verlustig zu gehen, legten sie und der Fürst Potemkin Alles darauf an, die Türken durch fortgesetzte Neckereien und Unbilden so zu reizen, daß die Pforte, der ewigen Plagen müde, dazu gebracht wurde, ihrerseits den Krieg Rußland zu erklären und mit den Feindseligkeiten den Anfang zu machen. Denn in diesem Fall war Joseph, kraft seines Bündnisses, der Kaiserin zum Beistand verpflichtet. Diesen eben auch nicht schwer vorauszusehenden Gang nahmen die Dinge in der That, und so fügt denn der eben genannte sächsische Diplomat seinem Bericht vom $\frac{13}{30}$. Juni 1787 die erläuternden Worte hinzu: „Alsdann (wenn von Seiten der Pforte der Angriff erfolgt ist) ruft Rußland, unter dem Vorwand, daß das ein Vertheidigungskrieg sei, um Hülfe. Der Kaiser wird durch neue Versprechungen zum Beistand verlockt; Frankreich findet eine Ursache mehr, den Türken, als dem angreifenden Theil seine Unterstützung zu versagen und der Petersburger Hof erreicht seine Absichten."

Doch bevor noch die Ereignisse so weit vorgeschritten waren, erreichte Katharina noch einen anderen politischen Zweck, der für sie bei einem neuen Türkenkrieg von kaum geringerer Bedeutung war, als ihr Einverständniß mit dem Kaiser. Sie kam in dem Grenzstädtchen Kaniew am Dniepr mit dem Könige von Polen zusammen. Dieser hatte auf dem Reichstage des vergangenen Jahres mit der ihm über den Kopf wachsenden Opposition sich völlig überworfen. Es war also für ihn die höchste

Zeit, daß er durch ein neues Abkommen mit der russischen Kaiserin seine Interessen sicher zu stellen suchte. Andererseits war für Rußland ein Offensiv- und Defensivbündniß mit dem Königreich Polen von der größten Wichtigkeit. Denn die südpolnischen Provinzen konnten der russischen Armee nicht nur durch ihren Ueberfluß an Getreide und Lebensmitteln die willkommenste Unterstützung leisten: sie gewährten ihr auch die vortheilhafteste Angriffslinie gegen die türkische Grenze und stellten zugleich die beste Verbindungslinie zu gemeinschaftlichen Operationen mit der österreichischen Armee her. Es wurde in der That ein geheimer Vertrag zwischen Stanislaus August und Katharina abgeschlossen. Sie sagte ihm nicht unbedeutende Erweiterungen in den Machtbefugnissen seiner königlichen Prärogative zu. Sie verbürgte ihm überdies nicht nur die Bezahlung seiner Schulden, sondern versprach ihm auch die Erhöhung seiner Civilliste um zwei Millionen, und den Mitgliedern seiner Familie sollte eine Anzahl Starosteien zu erblichem Besitz überlassen werden. Er dagegen trug kein Bedenken, es auf sich zu nehmen, den Abschluß der von der Kaiserin gewünschten Defensiv- und Offensivallianz bei der Republik durchzusetzen, wiewohl eine solche Allianz, sobald sie zum Vollzug kam, die Republik Polen vollends zu einem der russischen Politik sich unbedingt unterwerfenden Nebenreich machen mußte.

Durch diesen geheimen Vertrag, der den schwachen König in die unglücklichsten Widersprüche verwickelte, und der nicht wenig dazu beitrug, seine Nation rettungslos in's Verderben zu stürzen, erreichte Katharina vorläufig in Bezug auf Polen, was sie wollte, und ebenso verfehlten auch die gleichzeitigen Aufreizungen gegen die Pforte nicht des erwünschten Erfolges. Schon am 15. August 1787 sah diese sich veranlaßt, Rußland den Krieg zu erklären und unwiderruflich sah sich somit Kaiser Joseph zur Theilnahme an diesem Kriege gezwungen. In einem Schlußartikel werden wir die Wirkungen dieses Krieges auf Polen in Betracht zu ziehen haben. Verweilen wir, ehe wir dazu übergehen, noch einen Augenblick bei der Gegenüberstellung der damaligen Zustände Rußlands und Polens, wie zeitgenössische Berichte uns dieselben veranschaulichen.

Im August des Jahres 1788 machte ein angesehener Diplomat, der eine lange Reihe von Jahren am Petersburger Hof zugebracht hatte, bei seiner Durchreise durch Warschau dem Herrn von Essen die vertraulichsten Eröffnungen über seine dortigen Erlebnisse. Dieser Diplomat schilderte Essen, sehr in's Einzelne eingehend, den schlechten Zustand der Finanzen, der Armee, der Flotte, das widerliche Treiben am Hofe, wo Alles nichts als ein glänzendes Elend, Intrigue und Blendwerk sei; er schilderte den unerträglichen Hochmuth und die Aufgeblasenheit dieses Hofes, der,

durch den Weihrauch, den ihm die übrigen Höfe streuten, verwöhnt, seinen Anmaaßungen keine Grenzen mehr zu setzen wisse; er geißelte namentlich bitter die niedrigen Schmeicheleien, durch die der österreichische Gesandte, Graf Cobenzl und der französische, Graf Ségur, sich in der Gunst der Kaiserin fest zu setzen suchten; in dem sogenannten Ministerium, sagte er, gäbe es keinen einzigen Staatsmann, als den Grafen Ostermann, dessen Fähigkeiten aber sehr beschränkt wären und der noch dazu alle Nachmittage betrunken sei; das, was man das Ministerium nenne, fügte er hinzu, sei nichts als eine aus den Secretairen des Fürsten Potemkin und aus niedrigen Schmeichlern zusammengesetzte Clique, die nächst Potemkin nur noch von den Einflüsterungen der Herren von Cobenzl und Ségur abhängig sei. Die Kaiserin selbst stellte er als eine Frau dar, die, je mehr sie altere, auch um so mehr von ihren Launen sich beherrschen lasse; vollends seit dem Bruch mit Schweden überlasse sie sich zügellos ihrem Jähzorn, so daß selbst die sonst von ihr wohlgelittenen Personen auch in Geschäften nur mit Furcht und Zagen sich ihr zu nahen wagten. — Als nun aber alle diese Dinge Essen dem russischen Gesandten, Grafen Stackelberg, wiedersagte, antwortete dieser sehr naiv: das Schlimmste sei, daß Alles dies und noch viel Aergeres wahr und daß nichts übertrieben sei. Trotz dem glückte der Kaiserin auch jetzt noch Alles, was sie unternahm, nicht nur, weil sie nach dem Elend und der Noth, die aus ihren Unternehmungen ihrer eigenen Nation erwuchsen, gar nicht fragte, sondern weil in Verbindung mit diesem Despotismus ihr entschiedener Wille im Ganzen und im Großen doch nur große, einer weiteren Entwickelung Raum gebende Zwecke verfolgte.

Anders dagegen in Polen. Während das Ansehen der russischen Kraft wenigstens nach Außen täglich wuchs, sank Polen aus absoluter Schwäche in sich zusammen. „Der König und die Republik," berichtet Essen in seiner Denkschrift vom 30. April 1788, „lassen nach wie vor von den drei Höfen sich gängeln und sind nichts als die Zuschauer und die willigen Vollzieher dessen, was diesen Höfen über Polen zu bestimmen beliebt. Man schreit, und thut zuletzt doch, was sie wollen. Man giebt sich dazu her, selbst den willkürlichsten Launen der benachbarten Mächte zu gehorchen. Es ist, denke ich, nicht unbekannt, daß der Kaiser verlangt hat, der ganze Magistrat einer polnischen Stadt solle mit Stockprügeln gezüchtigt werden, weil er die Auslieferung der kaiserlichen Deserteure verweigert hatte, und das hat er verlangt, obgleich Oesterreich mit Polen nicht im Cartel steht. Der König von Preußen verweigert die Ausführung des zweiten Artikels seines nach dem Reichstage vom Jahre 1775 abgeschlossenen Separatvertrages, wonach es den Polen frei stehen sollte, ihr Getreide über Schle-

sien auszuführen, und gegenwärtig sind die Russen in Polen, wie in eine ihrer Herrschaft zugehörige Provinz eingerückt; sie nehmen die Fourage, wo sie können, ohne sie zu bezahlen, oder sie bezahlen sie, wie man sagt, mit falschem Gelde; sie heben mit offener Gewalt die polnischen Bauern aus und mißhandeln die Edelleute." — — „Mitten aus diesen trüben Zuständen sieht man bisweilen einige Funken nicht sowohl der Thatkraft, als einer jedem mit Vernunft begabten und dabei gepeinigten Geschöpf natürlichen Ungeduld hervorsprühen, die dem Unerträglichen sich nicht länger fügen will. Aber das sind Irrlichter, die im Augenblick ihres Entstehens auch wieder erlöschen. Man vernimmt im permanenten Rath nicht selten laute Klagen über den gegenwärtigen Zustand Polens; man will sich durch Conföderationen helfen; aber solchen Zeichen der Unzufriedenheit darf man weiter keine Bedeutung beilegen. Daß der russische Gesandte von den geringsten Kleinigkeiten in Kenntniß gesetzt wird, die im permanenten Rath, dem Sanctuarium der Republik, besprochen werden, ist in der Ordnung. Rußland, das seine Leute kennt, weiß, wie man die öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande zu behandeln hat: es bezahlt einem Dutzend Senatoren, die mit funfzig andern jeden Augenblick bereit sind, Polen zu verkaufen, große, stehende Pensionen. Es ist nicht lange her, daß man in diesem Rath die Säbel zog, weil eines seiner Mitglieder dem russischen Botschafter offenbare Verläumdungen, Packete voll Lügen über seine Collegen zugetragen hatte, indem er sie fälschlich anklagte, daß sie wegen der unerträglichen von den Russen in Polen verübten Bedrückungen ein allgemeines Aufgebot in Vorschlag gebracht hätten. Zur selben Zeit aber werden die Russen von Anderen, die gegen den König von Preußen eifern, als ihre natürlichen Verbündeten betrachtet. Welch' eine Aufgabe für einen vernünftigen Menschen, solch' eine Regierung und solche Leute zu schildern!" Und es folgen nun Züge zur Charakteristik des Staatsoberhaupts. Der König speiste am 20. April zu Abend mit seiner Schwester, der Frau Palatinin von Podolien und einigen anderen Mitgliedern seiner Familie und seiner vertrautesten Umgebung. Er sprach von dem traurigen Zustand des Landes, er weinte und der Kummer schien ihn zu überwältigen. Da plötzlich läßt auf der Straße der Träger einer Zauberlaterne mit seinem Leierkasten sich hören. Schwester, sagt der König, laßt uns die Zauberlaterne sehen! Man ruft den Mann herein, er zeigt seine Laterne, der König beschäftigt sich mit ihr zwei Stunden lang und — ist wieder in der besten Laune! „Je mehr dieser Fürst altert," fährt Essen fort, „je mehr seine Gesundheit abnimmt, um so mehr schwächen sich auch seine Geisteskräfte ab. Wohlthätig und gefühlvoll, aber dabei weich und schwach, ist er zugleich der Spielball der Weiber, seiner Ver-

wandten und seiner Günstlinge. In dieser Beziehung ist die Wahrheit mit der Geschichte des Skandals so eng verbunden, daß man die eine von der anderen nicht trennen kann. Der König fühlt seine unglückliche Lage und die des Staates. Er sieht es voraus, daß er bankerot sterben wird, und wenn er und seine Familie einen Reichstag wünschen, so thun sie das aus keinem anderen Grunde, als damit die Republik seine neuen Schulden bezahle. Man glaubt nicht, daß eine neue Theilung Polens ihn in Verzweiflung bringen würde, vorausgesetzt, daß er eine Provinz als Erbschaft erhielte. Es läßt sich keine positive oder negative Handlung von ihm nennen, die nicht entweder das Gepräge der Furcht vor einem der drei Höfe und vor der Oppositionspartei an sich trüge, oder die nicht sichtlich von dem Antrieb irgend einer Frau oder eines Günstlings ausginge." "Da Niemand," so schließt endlich Essen seine diesmaligen Betrachtungen, "die Unordnung, die allgemeine und furchtbare Intrigue und die durch alle möglichen Laster einer entarteten Regierung sich auf den höchsten Grad steigernde Nichtachtung aller Grundsätze des Rechts und der Moral zu beschreiben im Stande ist, so kann auch im Auslande Niemand sich hiervon eine Vorstellung machen. Ich halte es für unmöglich, daß dieser Zustand der Dinge fortdauere und ich glaube, daß eine Revolution, deren Keim nur aus dem verwirrten Zustand der Nation und der Regierung hervorgeht, unvermeidlich ist; ich wünsche, daß sie nicht verhängnißvoll werden möge, aber ich fürchte, daß, wenn je die gegenwärtige Gährung in der polnischen Nation ernstliche Folgen hat, so werden sie es nur in soweit sein, als eine auswärtige Macht ihr Interesse dabei finden wird, dieses Reich umzustürzen." —

In einem so verworrenen und hoffnungslosen Zustand also befand sich die polnische Nation ein halbes Jahr vor dem denkwürdigen Reichstag, der im October 1788 begann. Zwei Hauptparteien theilten das ganze Land; die eine, die sich Preußen anschließen wollte, wuchs von Tage zu Tage an Ansehen und Umfang; die andere aber, die es noch immer mit Rußland hielt, wurzelte um so tiefer durch die Macht der Gewohnheit in der Nation und war um so gefährlicher, je verborgener sie im Stillen ihre alten Intriguen fortspann. Polen war ein Chaos, aus dem, sollte es nicht untergehen, Jedes und Alles erst neu geschaffen werden mußte.

Preußen und das Meer.

V.

Angeſichts eines Krieges.

Die Ausſicht auf einen großen europäiſchen Krieg ſchwebte drohend über Europa; neben Linie und Landwehr machte Preußen auch zum erſten Male ſeine Schiffe mobil. Was iſt, ſo dürfen wir unter dieſen Umſtänden fragen, was iſt ſeit zehn Jahren für die Marine geſchehn? Sind die Fortſchritte ſeit dem däniſchen Kriege von der Art geweſen, daß man ſich möglicher Weiſe der vereinten franzöſiſch-ruſſiſchen Flotte zur Wehr zu ſetzen getrauen würde, während die Engländer mit über einander gekreuzten Armen zuſchauten? Sind die großen Zwecke, welche Preußen nun einmal nicht für ſich allein, ſondern für das geſammte Deutſchland zum Schutze ſeiner Küſten und Handelsflotten vermittelſt einer Seemacht anſtreben muß, — ſind ſie nur einigermaaßen erreicht, ſind wir auch nur annäherungsweiſe auf das Eintreten einer ſo gewaltigen Eventualität vorbereitet? Ach, leider kam die Löſung der italieniſchen Frage, wenn wir von dem endlichen Ausbau unſrer Verfaſſung abſehn, keiner der großen Staatsaufgaben ſo ungelegen als der Herſtellung der ſo dringend erforderten, und bisher durch kein günſtiges Geſchick geförderten Kriegsflotte. Leider ſind die etwa hundert und funfzig Meilen lange deutſche Küſte von Kiel bis Memel, die für den Welthandel ſo überaus wichtige deutſche Nordſee und unſere Handelsmarine, die zweitgrößte Europas, noch eben ſo ſchutzlos als zuvor. Leider iſt die Lage der Herzogthümer trotz aller Dänemark angedrohten Bundesexecutionen dieſelbe geblieben; und, wenn England noch einmal in ſeiner Neutralität verharrt, dürfte Rußland gar unbehindert in der Oſtſee ſchalten wollen. Kaum wundern wir uns daher, wenn bei ſolchen Ausſichten in Hamburg Stimmen ertönten, welche für den kleinen Freiſtaat und ſeinen großen Welthandel Neutralität, alſo Austritt aus dem deutſchen Bunde, vielleicht auch Anſchluß an die Politik Skandinaviens verlangten; wenn nordamericaniſche Conſularagenten und der Miniſterreſident Bremens in Waſhington jüngſt an der Weſer zuſammentraten und Berathungen pflogen, um beim Ausbruche des Kriegs den norddeutſchen Lloyd unter den Schutz der Vereinigten Staaten zu ſtellen. Die gereizte Stimmung, welche Wochen lang ſo heftig zwiſchen Süd- und Norddeutſchland auf und nieder wogte und ſich nach Kräften für oder gegen Oeſterreich Luft machte, iſt nicht zum Wenigſten durch die gerechte Beſorgniß Norddeutſchlands in Hin-

blick auf seine Küsten getragen worden, während Schwaben und Bayern, deren Gebiet höchstens von ein wenig Bodenseewasser bespült wird, diesen Punkt gänzlich außer Augen setzen. Man weiß bei uns aus Erfahrung und hat aus der neusten Geschichte Europas gelernt, daß eine gewaltige Landmacht mit offenen Küsten und ohne Kriegsschiffe alle Zeit im Nachtheile sein wird, selbst vor einem noch so winzigen Feinde, der sich frei auf dem Meere tummeln kann. Der dänische wie der russische Krieg hat darüber ernste Bedenken hinterlassen.

Wenn nun bisher so wenig geschehn ist, dem Uebelstande abzuhelfen, so liegt das bekanntlich nicht ausschließlich an Preußen. Allerdings hat das System, das in Berlin im vergangenen Herbste Gott sei Dank! noch in der eilften Stunde zu Grabe getragen worden, durch Verschleppung auch in diesem Punkte viel gesündigt und folglich der neuen Regierung doppelt schwere Schulden aufgebürdet. Allein weder der gebieterische Einfluß des Junkerthums, das im innersten Herzen eine Seewehr verachtet und ihre Nothwendigkeit mit der trügerischen Formel zurückweist, erst der Seehandel erzeuge die Seemacht, noch die schwunglose, bisher vom Zollverein beförderte Binnenstaatspolitik, die von einem gemeinsamen deutschen Seewesen absieht, hatten selbst Herrn von Manteuffel behindert, die zu langer Kindheit verurtheilte preußische Flotte unter seine besondere Obhut zu nehmen. Höchst kärglich freilich wurde der Findling ausgestattet und zehn Jahre hindurch kaum vom Tode durch Entkräftung gerettet. Der Anfangs auf drei Millionen des Jahrs ausgesetzte Etat schrumpfte bald sehr beträchtlich zusammen, der beste Theil davon wurde für den Ankauf des Jadehafens ausgeworfen, nicht unbedeutende Summen an eine übergroße Anzahl Schreiber und Beamten verschleudert, deren Fähigkeiten eben so gut im Polizeidienste, im Preßbureau oder auf auswärtigen Consulaten hätten verwendet werden können, während der Rest ausreichen sollte um zugleich neue Schiffe zu bauen oder zu kaufen, und die alten diensttauglich zu erhalten. Wir geben gern zu, daß sich während des letzten Jahrs der alten Administration Spuren eines ernsteren Willens kund zu geben begannen, daß ein größerer Etat ausgesetzt, einige Schiffe nach respectableren Modellen auf Stapel gelegt, ein festerer Bauplan an der Jade sichtbar wurde. Trotzdem aber sind die argen Früchte einer elenden zehnjährigen Vergangenheit nicht so leicht beseitigt: überall in dem „Berichte der Commission zur Prüfung des Staatshaushaltsetats für 1859, betreffend den Etat der Marineverwaltung“ ist dies zwischen den Zeilen zu lesen. Es ist daher eine böswillige Verdrehung der Thatsachen, wenn vor noch nicht langer Zeit in einer norddeutschen Zeitung behauptet wurde, die preußische Marine habe während des letzten Ministeriums sich in dem Zu-

stande einer verhältnißmäßigen Blüthe befunden und sei erst seit dem Sturze desselben mit Verfall bedroht. Glücklicher Weise fällt es, Dank der Oeffentlichkeit der Verhandlungen des preußischen Landtags, nicht schwer solchen Verläumdungen mit Belegen zu begegnen.

Es ist dies weder Zeit noch Ort auf Oesterreichs Sünden zurückzukommen, die ihrer Zeit so viel zum Zersplittern der deutschen Flottenbestrebungen beigetragen; auch können wir es den Binnenstaaten nicht verdenken, wenn sie, den besten Willen vorausgesetzt, in des Herrn von Manteuffel mattherzigem Verfahren keine deutschen Pläne und Ziele zu entdecken vermochten. Aber auch die Küstenländer bis auf Oldenburg und Bremen hatten kaum ein gutes Wort zu vergeben bei Erwerbung der Jade; Hannover machte gar ein höchst verdrießliches Gesicht. Wir suchen oft vergeblich die maritimen Projecte zu ergründen, welche dieser Staat entschieden hegt und stoßen bei den Resultaten vielmehr durchweg auf die Folgerung, daß sie eher verderblich als vortheilhaft ausfallen. Hat Hannover auf Grund seiner Machtstellung die Aufgabe und die Berechtigung, betriebsameren und seetüchtigeren Nachbaren, als es selber ist, Schranken zu setzen und der Großmacht Preußen bei seinem für Deutschland in der Nordsee unternommenen Hafenbau Hindernisse in den Weg zu legen? Sollte es nicht der Erste sein, um zu diesem Zwecke freudig alle Hülfe zu bieten, die ihm zu Gebote steht? Und was sind denn die Erfolge seiner als so besonders weise ausgegebenen See- und Handelspolitik? Es hat die Fahrten seiner Dämpfer zwischen Hamburg und England gegenüber einer kräftigeren Concurrenz einstellen müssen, während ähnliche und weit großartigere oceanische Unternehmungen der Hamburger und der Bremer trefflich gedeihen. Es hat bisher die Fortführung von Eisenbahnen am rechten und linken Weserufer einzig und allein zur Niederhaltung des Handels von Bremen und Oldenburg zu behindern gewußt und erkennt nun zu spät, daß, wenn etwa eine französische Flotte in den Fluß einlaufen sollte, es nicht einmal die Ufer desselben militärisch zu schützen im Stande ist. Was helfen die vereinzelten Strandbatterien, die man in der ersten Erbitterung über die „neue Karte Europas für das Jahr 1860“ hat aufwerfen lassen, wenn die Wege fehlen, seine Truppen, sobald es Noth thut, hierhin oder dorthin zu werfen? Auch scheint man die Schiffe und Waaren Bremerhafens, welchen die untüchtige Wilhelmsburg schwerlich irgend welchen Schutz gewährt, allenfalls Preis geben zu wollen; man hat die ersten neuen Schanzen oberhalb angelegt bei Geestemünde, in welchem Orte nur ein hannövrischer Speculant ein deutsches Liverpool der Zukunft zu erblicken vermöchte, während eine kleine Strecke unterhalb bei Bremen, wo das Fahrwasser unmittelbar an's

Land tritt, eine Anzahl tüchtiger Geschütze einem jeden Linienschiffe oder Kanonenboote die Einfahrt in die Weser versperren und die Rhede von Bremerhafen zugleich unantastbar machen könnte. Und die von Preußen begehrte Bahn an den Jadebusen? wäre sie etwa jetzt nicht erforderlich? Doch lassen wir diese schon früher von uns aufgeworfenen Fragen und Klagen; wer will sich wundern, wenn ein egoistischer Particularismus, der sich selber so empfindlichen Schaden zufügt, weiten, großen Absichten, die nicht unmittelbar von ihm ausgehen, doppelt hinderlich in den Weg tritt?

Preußen hat nun trotz alledem in diesen ernsten Zeiten auch in Hinsicht auf das Meer eine gewaltige Aufgabe. Was sind dabei seine gegebenen Mittel? wie kann es dieselben erweitern? und nach welchem Ziele hin?

Es war natürlich, daß der von der ganzen preußischen Bevölkerung begrüßte Systemwechsel vom October v. J., die Befreiung des Verfassungsstaates von feudalen Fesseln, auch sofort in unserem Seewesen wohlthätig empfunden wurde. Schon im März wurde eine neue Organisation der Admiralität nach erweiterten Gesichtspunkten durchgeführt. Nachdem einst zuerst das Kriegsministerium über das Entstehen der Marine gewacht und bei der nächstfolgenden Entwickelungsstufe der Ministerpräsident selber ihm die Oberleitung abgenommen hatte, wobei das jugendliche Institut augenscheinlich Gefahr lief, zum Spielzeuge von Büreaukraten und Civilisten zu werden, soll die Admiralität fortan aus zwei von einander getrennten, coordinirten, aber sich die Hände reichenden Behörden bestehen, der Marineverwaltung und dem Obercommando der Marine. Chef der Verwaltung soll in der Regel ein höherer Seeofficier, also ein Fachmann sein, in seinen Angelegenheiten mit der Befugniß und der Verantwortlichkeit eines Ministers ausgestattet; eine technische Abtheilung wird ebenfalls vorwiegend mit Sachverständigen in den verschiedenen Zweigen nautischer Thätigkeit besetzt werden, während die Leitung der Abtheilung für reine Verwaltungssachen einem Civilbeamten anheimfallen soll. Hat doch das Civilelement auch in der Administration der englischen Flotte, ja sogar im Ministerium von jeher eine dem Auslande bisweilen geradezu unverständliche Berechtigung. Der Oberbefehlshaber der Flotte ist natürlich Admiral; er hat sich nach einem Artikel der neuen Organisation, — vielleicht aber nur während der gegenwärtig bestehenden persönlichen Verhältnisse, — über wichtige Dinge mit dem Chef der Verwaltung in Einvernehmen zu setzen und handelt alsdann, gleich wie ein commandirender General im Auftrage des Kriegsministeriums es thut.

Sind nun schon diese Reformen im Allgemeinen willkommen zu heißen, so fehlt es dem betreffenden Ausschußberichte vom 11. April auch übrigens

nicht an hoffnungsvollen Zügen. Der darin berathene und mit großer Gewissenhaftigkeit nach allen Seiten hin scharfen Prüfungen unterworfene Etat weist 1) unter zwei das Jadegebiet betreffenden Titeln eine kleine Einnahme nach, bringt 2) zum ersten Male eine Specialverrechnung für die Landesverwaltung jenes neu erworbenen Gebiets und setzt 3) sowohl an laufenden als auch an einmaligen Ausgaben erheblich größere Posten an. Der einzig bemerkenswerthe Einwurf zu dem zweiten dieser Punkte dürfte nur der sein, daß der Wunsch ausgesprochen wurde, man möge, um ein noch günstigeres Verhältniß der Einnahmen zu den Ausgaben anzubahnen, vor Allem eine Vereinfachung im Verwaltungsapparate des neuen Gebiets ins Auge fassen. Bei aller Consequenz und Knappheit, die der preußischen Administration im Vergleiche zu fremden Regierungen zum Ruhme gereicht, sind doch auch wir der Ansicht, daß sie, zumal auf einem ihr bisher fremden Boden, gern ihre Erfahrung allzu vorwiegend geltend zu machen bemüht ist; und allerdings scheint gerade das Marine- und Hafenfach, wie Englands Beispiel so handgreiflich lehrt, besonders anziehend für eine Ansammlung überflüssiger Verwaltungselemente zu sein, so daß, was Nutzen bringen soll, leicht zum Verderben wird.

Bei dem dritten Punkte nimmt der Ausschuß Anlaß, die höheren Forderungen an das Land zwar als eine durchaus ermunternde Aussicht zu fassen, wünscht aber auch endlich, was früher von Seiten der Regierung schon einmal zugesagt worden, einen festen und bis in's Detail ausgeführten Plan für die Fortführung des ganzen Unternehmens aufgestellt, d. h. doch vor Allem wohl, die bisher specifisch preußische Marine zu einer deutschen fortentwickelt zu sehen. Er verfährt dabei durchaus correct, wenn er einen Rückblick auf die seit Erwerbung der Jade vergangenen sechs Jahre wirft und aus den vorliegenden Rechnungen und Berichten mehrere entschiedene, bisher kaum in die Oeffentlichkeit gedrungene Mißgriffe tadelnd hervorhebt. Etwa 200,000 Cubikfuß Schiffbauholz, für beträchtliche Summen angekauft und mit hohen Kosten nach Danzig geschafft, erweisen sich, als man daraus zimmern will, für den Zweck ungeeignet und müssen im Jahre 1856 zum großen Theil durch andere Ankäufe ersetzt werden. Das kleine Dampfschiff Loreley wird mit einer von der Seehandlung „übernommenen" Maschine versehn. Von den etatsmäßigen Ausgaben von 1853 bis 1858 incl. fallen 73 Procent auf persönliche und nur 27 Procent auf sachliche Anforderungen; man hat also von über drei Millionen nur etwa eine Million Thaler zu Schiffsbauzwecken verwandt. Es scheinen sich demnach gewisse Einflüsse geltend gemacht zu haben, die mit dem in der englischen Werftverwaltung klassisch gewordenen Ausdrucke jobbery keineswegs zu stark bezeichnet sein dürften.

Was den Schiffsbau und die durch denselben beschafften Streitkräfte betrifft, so ergiebt sich leider, daß in den letzten sechs Jahren eine wesentliche Vermehrung nicht erzielt worden ist: denn zu Ende 1852 bestand die kleine Flotte aus 6 seetüchtigen Schiffen mit 94, 3 nicht seetüchtigen mit 16 und aus 42 Kanonenbooten und Jollen mit 78 Geschützen, während sie zu Ende 1858 ebenfalls 6 seetüchtige mit 104 Geschützen, 6 nicht seetüchtige mit 65 Geschützen und dieselbe Zahl von Booten und Jollen schwimmen hat. Hiernach wäre höchstens die Anzahl der Geschütze gestiegen und, was nicht eben erfreulich erscheint, die Zahl der nicht seetüchtigen Fahrzeuge gar verdoppelt. Allerdings befinden sich darunter einige, deren Bau erst der Vollendung entgegengeht; aber auch abgesehen davon bieten beide Kategorien des Jahres 1858 kaum die Aussicht, auch nur ein bescheidenes schlagfertiges Geschwader aufstellen zu können. Für seetüchtig gelten die Segelfregatte Gefion, die kürzlich von einer längeren Uebungsfahrt an den americanischen Gestaden heimgekehrt ist und danach einige Herstellung bedürfen wird; sie war schon mehrere Jahre alt, als sie im Sommer 1849 vor jener nassauischen Batterie bei Eckernförde die Flagge streichen mußte; die Thetis, eine treffliche, auf englischer Kriegswerft entstandene Segelfregatte, aber auch schon wenigstens zehnjährig und bereits zweimal kostspieligen Reparaturen unterworfen; die Corvette Amazone, unser ältestes, auf Probe gebautes Schiff, bei dem es in der That bemerkenswerth wäre, wenn es mit seinen siebzehn Jahren auf dem Rücken, ohne Räder oder Schraube, in's Gefecht zu gehn unternähme; die kleinen Segelschooner Hela und Frauenlob von je 3 Kanonen — Schiffe, welche höchstens zu Uebungsfahrten für Kadetten und Schiffsjungen taugen; und die Grille endlich, unarmirt und mit königlichem Aufwand in Frankreich erbaut, voraussichtlich nur zu Friedensfahrten hoher Personen bestimmt. Unter den nicht seetüchtigen Schiffen dienen der Barbarossa und der Merkur zu Kasernen und Schießzwecken. Bemerkenswerth aber ist das Schicksal der Danzig, eines ziemlich stark armirten Räderdämpfers, der, auf einheimischer Werft erbaut, schon nach sieben Jahren außer Dienst gestellt werden muß, weil das zu seinem Boden verwandte Holz, wie verlautet, schon im dritten Jahre stark von Fäulniß angegriffen war. Zu wirklicher Hoffnung berechtigen jedoch die Schraubencorvette Arcona von 28 Geschützen, in ihrer Armatur bereits vorgeschritten, die Gazelle nach demselben Muster, noch im Bau begriffen, aber rasch der Vollendung entgegen sehend, und der kleine Dämpfer Loreley von 4 Kanonen. Die drei letzten Schiffe nahmen vom Etat des laufenden Jahres noch 300,000 Thaler in Anspruch. Aus diesen einzelnen Posten ist leicht ersichtlich, wie allerdings für einigen Ersatz des durch die Jahre unvermeidlichen

Abgangs, dagegen für einen thatsächlichen Zuwachs bisher noch keineswegs gesorgt worden ist. Wer mag hierin die nachtheiligen Folgen des langen apathischen Zustandes und der durch die hohen Ausgaben für die Jade anhaltenden Lähmung verkennen wollen? Hoffen wir, daß inzwischen die in officiösen Blättern enthaltene Nachricht mit raschen Schritten ihrer Bestätigung naht, nämlich daß auf mehreren vaterländischen Werften sofort der Bau von 20 Schraubenkanonenbooten in Angriff genommen ist, und hoffen wir, daß er mit derselben Pünktlichkeit und Sicherheit ausgeführt werde, wie dies unter freilich unendlich viel großartigeren Verhältnissen im Jahre 1854 in England geschah. Je mehr Schiffe dieser Construction, desto besser, da sie vor allen für die Vertheidigung der flachen Küsten der Ostsee und ihrer Flußmündungen geeignet sind; denn auf die alten Ruderböte wird bei der allgemeinen Anwendung der Dampfkraft kaum noch etwas zu geben sein, und die Anschaffung großer Seekolosse steht für die Ostsee entschieden erst in zweiter Linie. Dringend wünscht das Haus der Abgeordneten und mit ihm das ganze Preußenland im nächsten Jahre den Plan deutlich und fest im Fortschreiten begriffen zu sehen, damit fernerhin nicht wie bisher trotz Mehrforderung von fast einer Million die hohen Ausgaben beinah spurlos im Meere verschwinden.

Auch in Bezug auf die Localverwaltung bei den Marinestations-Intendanturen läßt sich auf die übermäßig große Anzahl namentlich von Subalternbeamten aufmerksam machen, um so mehr als sich manche Ruheposten darunter zu befinden scheinen, deren Aufgaben leicht vereinfacht und zusammengefaßt werden könnten. Im Ganzen jedoch finden wir die Summen von 33,630 Thalern für die Admiralität und 24,420 Thalern für die Marinestations-Intendantur nicht eben exorbitant. Auch sind wir gewiß die Letzten, welche an der Ausgabe von 325,077 Thalern für das Militärpersonal uns herausnehmen wollten, irgend wie zu mäkeln. Es ist jedenfalls ein reeller Gewinn, wenn das Seebataillon auf vier Compagnien und bei der Mobilmachung sofort auf die volle Kriegsstärke gebracht wird, wenn neben der einen Compagnie Seeartillerie, den Lehrmeistern der Matrosen für das eigentliche Gefecht, eine zweite entstanden ist und die streitbare Flottenmannschaft bis auf die Stärke von 2000 Leuten angewachsen ist, die geschult und entschlossen sind, das Vaterland auf den schaukelnden Wellen und hinter Brustwehren von Holz zu vertheidigen. Die Seetruppen sind demnach ersichtlich in der Vermehrung begriffen, und mit Freuden nehmen wir von den Eröffnungen des Regierungscommissars Act, wonach der Personalbestand der Seeofficiere, wie ihn der neueste Flottenplan erfordern dürfte, noch keineswegs erreicht ist. Man beabsichtigt nämlich folgendes Corps aufzustellen: 10 Capitains zur See, 10 Corvetten-Capi-

tains, 66 Schiffslieutenants und 85 Fähndriche zur See und Kadetten, also ungefähr noch einmal so viel, als gegenwärtig vorhanden sind. Doch fügen wir sogleich den Wunsch hinzu, daß ihnen alsdann auch die geeignete Beschäftigung und vor Allem die dazu erforderlichen Schiffe gefunden werden mögen. Es kann von den Autoritäten unmöglich übersehen werden, daß die Anschaffung der Schiffe mit der Vermehrung der Mannschaft im nothwendigen Verhältnisse steht. Die Opposition, die sich von einer Seite gegen die letzte kleine Erhöhung des gegenwärtigen Personalbestandes geltend zu machen suchte, hat nach unserer Meinung doch nur darin eine gewisse Berechtigung, daß, so lange noch die Schiffe fehlen, auch eine Verstärkung der Befehlshaber als überflüssig erscheint. Aber der Einwand von entgegengesetzter Seite ist gewiß richtig, daß die preußische Marine ihre eigenen Seeofficiere erst heranbilden muß, was, obwohl dies zum Theil mit Hülfe des Auslandes geschieht, nicht minder Zeit erfordert, als die Anschaffung der Flotte selbst mit ihrem unendlich mannichfachen, kostbaren Material. Freilich thut die Noth schon Großes, wie wir es ja selbst im Jahre 1848 erlebt haben; aber sollen wir uns stets auf diesen letzten Rettungsanker verlassen, sobald wir es unternommen haben, eine Schöpfung der Art systematisch zu betreiben? Ist es bei den Anforderungen unserer Tage auch nur denkbar, daß, wie Wallenstein seine Regimenter aus dem Boden stampfte, wenn die Noth gebietet, sofort ein geborener Seeheld auftauche und im Umsehn Mannschaft und Material beisammen habe? Wegen der Vergrößerung des Personalbestandes von Seeleuten und Marinesoldaten, auch von Aerzten und Geistlichen wollen wir also nicht feilschen, wenn sie alle nur ihrem Zwecke dienen, und namentlich die ersteren, sobald einmal der Tag ist, ihr Geschütz erfolgreich zu richten verstehn und mit Entermesser und Revolver in der Hand den Einzelkampf auf dem Deck nicht scheuen. Aber noch einmal: Schreiber sind genug vorhanden, jedoch noch immer nicht genug Schiffe, um nur die preußischen Gestade und die Küstenschiffahrt an denselben zu decken.

Nehmen wir uns aber einmal die Freiheit, Tadel auszusprechen, so wird derselbe eher die Behandlung und Verwendung des Personals und gewisse Principien betreffen, die, einmal in die Anfänge des jungen Seewesens gepflanzt, späterhin leicht in immer größeren Dimensionen verderbliche Wirkung haben möchten. So haben wir uns schon früher gegen die Verpflanzung des Seekadetten-Instituts nach Berlin ausgesprochen. Der kostspielige Lehrcursus an demselben dünkt uns keineswegs zu theuer; aber wozu bildsame Knaben und Jünglinge, deren zukünftige Bestimmung eine großartige Vereinigung von wirklich wissenschaftlicher Ausbildung mit eminent praktischer Befähigung erfordert, für den größeren Theil des Jah-

res in die Binnenstadt versetzen, wo sie höchstens ein Sandmeer und die Wimpel von den Kähnen der Spree und des Landwehrgrabens vor Augen haben? See-Institute gedeihen nur an der See; selbst die Waisenknaben der englischen Flotte erhalten ihren Unterricht Angesichts der vor Greenwich auf und nieder wogenden Themse, und sogar die Krankenbetten des großartigen Hospitals von Haslar schauen auf die Masten des Kriegshafens von Portsmouth herab. Wie viel mehr ist es erforderlich, daß diejenigen, die einmal lehren und leiten sollen, zumal in jungen Jahren, in steter Verbindung mit dem Elemente bleiben, in welchem die ganze hemmende und treibende Kraft ihrer Aufgabe ruht. Sind denn wirklich Danzig oder Stettin oder Stralsund weniger für diese Zwecke geeignet, als Berlin? Sind es nur einige Lehrer, die man dort nicht haben könnte? Wäre der Aufwand nicht in der That geringer als in der theuren, Ideen und Leistungen zersplitternden Residenz? Würde der Etat nicht auch an den hohen, für das letzte Jahr allein auf 14,000 Thaler berechneten Reisekosten, sowie an den 1000 Thalern Auslagen für Briefe und Packete sparen? Die ganze Verlegung ist ein entschiedener Mißgriff. Darum — je eher die Regierung ihr Versprechen wahr macht und das Institut in einen Kriegshafen zurückbringt, desto besser!

Ein anderer Uebelstand ist gleichfalls schon früher von uns hervorgehoben worden. Er liegt in der Uebertragung unseres Landbewaffnungssystems auf die Flotte, jenes vollständigen Schematismus von dreijähriger Dienstzeit, Reserve und doppeltem Aufgebot. Fragen wir zunächst, ob eine Anwendung der Grundlagen einer Militärmacht auf die Seemacht überhaupt von der Erfahrung bestätigt werde, so spricht die Flottengeschichte der seetüchtigsten Nationen entschieden dagegen. Es zeigt sich, daß vorwiegend auf Landmacht fußende Staaten nur zu sehr geneigt sind, durch Benutzung der dort geltenden Principien die in ganz anderen Schranken sich bewegende Seewehr in der Wurzel zu verkümmern. Das Beispiel Rußlands, an welches die ursprüngliche Verbindung unserer Flotille mit dem Kriegsministerium anlehnen mochte, bietet in dieser Beziehung sehr zu beherzigende Aufschlüsse. Wer möchte die unsterblichen Verdienste und Heldenthaten russischer Matrosen hinter den Wällen und an den Kanonen von Sebastopol verkürzen wollen. Aber dem Gouvernement und der Admiralität steht nur ein eben nicht zahlreicher Schlag von Menschen zu Gebote, der unter den Hunderten von Völkerschaften, die der gewaltige Reichskörper in sich schließt, den vornehmsten Anforderungen des Meeres gewachsen sein dürfte; das sind die Finnen. Doch selbst diese werden systematisch in den sogenannten Flottenequipagen weit eher zu Landsoldaten als zu wirklichen Matrosen ausgebildet. In Reihe und Glied marschieren stimmt nicht gerade zu dem

Wesen des echten Seemanns, und bei Holländern, Engländern und Nordamericanern ist es nicht die Regel, daß ein General ohne Umstände zum Admiral befördert wird. Auch ist es gewiß nicht die höchste Aufgabe des Matrosen, hinter steinernen Mauern das Geschütz zu bedienen, die Schiffe aber abgetackelt im Hafen zu lassen, oder höchstens bei stiller Fahrt eine im engen Meerbusen festgerannte türkische Flotte in Brand zu schießen. Die ganze Erscheinung und Behandlung einer russischen Schiffsmannschaft trägt unendlich viel von den maschinenartigen Merkmalen der Landarmee an sich. Der Jack Tar der englischen Flotte dagegen ist durchaus Amphibie, er tritt auf dem hin und her rollenden Deck beinah fester als auf granitenem Trottoir, während der russische Seemann höchstens in der Kleidung, aber kaum in Haltung und Marsch sich vom Grenadier unterscheidet. Unwillkürlich bringt der Anblick desselben jenes centaurenhafte Phantasiegebilde des englischen Humors vor die Augen, den Horse-marine, der in den beißenden Federzeichnungen des Londoner Punch gestiefelt, gesport und beritten die Segel refft und das Ruder führt. Doch Scherz bei Seite: Seeleute wie die russischen dürfen niemals zu Vorbildern dienen. Auch die geringsten Anfänge müssen, wenn das Ganze gedeihen soll, den letzten und höchsten Zweck gerade und fest im Auge behalten. Die abweichende Kleidung, Bewaffnung und Verwendung freilich thun es nicht allein: der tüchtige Seemann erwächst nur aus seinem eigenen Beruf, dem das ganze Leben gewidmet sein muß, während bei der preußischen Kriegsverfassung, die auf dem Princip der Volksbewaffnung beruht, der bei Weitem überwiegende Theil der Armee nur einige Jahre des Lebens dem Vaterlande opfert. An der vorschriftsmäßigen dreijährigen Dienstzeit der preußischen Seewehr sind also zunächst diese von der Armee übertragenen Lehrjahre auszusetzen. Die Eingezogenen sind allerdings schon des Elementes kundig; mancher von ihnen mag bereits ganz anders schulende und stählende Erfahrungen mitbringen, als sie einstweilen drei Jahre auf Gefion oder Thetis bieten dürften; die meisten werden, verhehlen wir es nicht, einer erst aufstrebenden Handelsschiffahrt entzogen. So lange unsre Schiffe jedoch noch keine feste und geregelte Verwendung zu Kriegs- und Friedenszwecken gefunden haben, wird sich auch die ersprießliche Wechselwirkung zwischen Handels- und Kriegsmarine nicht einstellen können, welche — das lehrt die Geschichte — als eines der vornehmsten Fundamente tüchtiger Flotten betrachtet werden muß, und wird der dreijährige Dienst zur Erhaltung eines stets schlagfertigen Matrosencorps nicht genügen, vielmehr fortfahren der Kauffahrtei nachtheilig zu sein. Auf einen anderen, und wie uns scheint, höchst bedeutenden Uebelstand hat kürzlich die Regierung selbst aufmerksam gemacht. Die preußische Marine ist eben durch die drei-

jährige Dienstzeit ihrer Mannschaften auch an eine kurze, höchstens dreijährige Indienststellung der Schiffe gebunden; die letzteren haben dann jedesmal heimzukehren, um die ausgedienten Leute abzusetzen. Wir schweigen ganz von den unübersehbaren Nachtheilen, die hieraus in Kriegszeiten nothwendig erwachsen könnten, und fragen nur, ob eine Expedition zu mercantilen und wissenschaftlichen Zwecken, die, wie sie kürzlich für China und Japan in Anregung gebracht worden, den Erdkreis zu umsegeln hätte — zu der sich beiläufig die Gefion eben so gut eignet wie die k. k. Fregatte Novara, und zu welcher in Preußen eben so tüchtige Naturforscher und andere Gelehrte zu beschaffen wären als in Oesterreich — wir fragen, ob ein solches Geschwader jene drei Jahre nur wird einhalten können? Nein, das System mag allerdings aus verschiedenen Gründen, namentlich als preußisches geboten sein, es paßt aber schlechterdings nicht für ein Institut, welches nun einmal vorwiegend für das Meer bestimmt ist, die Fahrstraße aller Völker. Matrosen wollen nach anderen Grundsätzen ausgehoben sein und bei principiell allgemeiner Pflichtigkeit aller dazu tauglichen Seeleute doch noch besonders angeworben werden. Da aber Preußen allein hierzu weder hinreichende Mittel noch ausreichendes Material bietet, da, selbst im Falle, daß nur eine preußische, aber den Machtverhältnissen des Staats entsprechende Flotte zu Stande käme, die Bevölkerung der Ostseeküste die Kriegsschiffe nicht bemannen könnte, ohne die Handelsschiffahrt zu ruiniren, — so ist eine einsichtsvolle Admiralität schon aus diesem wichtigen Gesichtspunkte allein darauf hingewiesen, seine Flotte zum Kern einer deutschen zu machen. Und dies führt uns zu dem wahren Ziele und zu der einzigen, hoffnungsvollen Möglichkeit, welche den gewissenhaften Förderern unserer Marine unverrückt wird vorschweben müssen.

Wie viel man auch von verschiedenen Seiten hervorheben mag, daß Preußen im Besitz jener ausgedehnten Küste vorwiegend ein Ostseestaat bleiben müsse, so überwältigend ist doch die Wucht der gegen dieses Argument zeugenden Gründe. Ist es nur möglich, daß Preußen ausschließlich in jenem Binnenwasser, eingeklemmt zwischen Rußland und den beiden durch ihre ganze Natur und Herkunft zu maritimen Potenzen bestimmten skandinavischen Staaten, sich zu einer Seebewaffnung emporarbeiten könne? Hatte nicht der große Kurfürst schon mit weitem Blicke die Lage der Dinge durchschaut und den eigentlichen Boden zur Entwicklung eines unläugbaren Bedürfnisses in der Nordsee gefunden? Er besaß dort ursprünglich weder einen Küstenstrich, noch war sein Eigenthum in den Hinterländern von maaßgebender Bedeutung. Gerade das Hinterland aber, die Hälfte der preußischen Monarchie, wird jetzt durch seine überwiegenden Handelsinter-

essen in den Bereich der Nordsee gezogen. Diese zu schützen, zu fördern, den dort großartig vertretenen Bestrebungen namentlich der Hanseaten zu nähern, wird die beständige, stets an Bedeutung wachsende Aufgabe echt nationaler Staatsmänner bleiben. Die Erwerbung des Jadehafens war daher der einzig richtige Schritt; aber mit ihm tritt Preußens Seepolitik sofort aus ihrer particularistisch begrenzten Sphäre in eine allgemeine deutsche hinaus. Schon beginnen die Stimmen zu verhallen, welche dies läugnen und bekämpfen möchten; es ist zuversichtlich das letzte Mal, daß aus dem eigenen Lager, und zwar von einem Mitgliede der Commission der Abgeordneten, der Einwurf vernommen werden konnte, „ob es überhaupt gerathen schiene, nachdem man den Bau eines preußischen Marinebedürfnissen entsprechenden Hafens an der Ostsee in Angriff genommen hätte, mit den Anlagen an der Jade fortzufahren?“ Wir wissen, aus welchen Sümpfen solche Unkenlaute ertönen: die Nation wird sich dadurch nicht beirren lassen; sie hält sich daran, daß es der Regierung mit der deutschen Aufgabe der Flotte Ernst ist, indem die preußische Niederlassung an der Küste von Oldenburg doch nur den einzigen Zweck haben kann, den erst zu spät in seiner ganzen Wirkung erkannten Verlust von Ostfriesland nach besten Kräften wieder gut zu machen. Gerade in Gegenden des außerpreußischen Deutschlands wächst die Erkenntniß, daß keineswegs zur Befriedigung des großstaatlichen Bedürfnisses, fern von der eigenen Ländermasse jene kolossalen Wasserbauten vorgenommen werden, sondern daß ein echter, aufopferungsfähiger Patriotismus dahinter steckt. Wir freuen uns aufrichtig, daß nach den officiellen Mittheilungen die Fortschritte des Unternehmens, sowie die glückliche Wahl des Orts immer mehr an den Tag treten. Die Arbeiten am eigentlichen Kriegshafen gewinnen täglich mehr an Umfang und geben, wie wir uns kürzlich selber überzeugt, den Seefahrern der Nordsee bereits weit und breit zu reden. Die kostbare Klinkerchaussee ist vollendet, so daß für Marsch und Transport durch Oldenburg gesorgt ist. Aber freilich nur durch die alten Beförderungsmittel, und immer mächtiger drängt sich die Frage auf, ob die von jenem Großherzogthum so gut wie von dem zum Vortheile Deutschlands unternommenen Hafenbau erforderte Eisenbahn noch längere Verzögerung erleiden darf. Doch kann man jetzt wohl zuversichtlich hoffen, diese empfindliche Lücke ausgefüllt zu sehen, nachdem so eben, wie bereits berührt, dem militärischen Bedürfnisse der deutschen Nordseeküste der schlagende Beweis geliefert worden, daß Eisenbahnen zu ihrer Vertheidigung unerläßlich sind. Endlich sind auch durch ministerielle Versicherung alle jene aus Unkunde oder bösem Willen entsprungenen Gerüchte und Anklagen auf immer zu Boden geschlagen, welche den Tiefgang und die Rhede

in den Jadegewässern als gefahrvoll und schlecht ausmalen wollten. Die schon früher von uns besprochene Seekarte hat viele Gemüther beruhigt, und außerdem wird Jedermann — natürlich mit Ausnahme weniger Unverbesserlichen — gern vernehmen, daß der Baugrund im Jadegebiet nicht schlechter ist als an der ganzen Nordseeküste von Hamburg bis Belgien, daß die bisher beobachteten Anschwemmungen für die nächsten dreihundert Jahre durchaus nicht bedenkliche Veränderungen des Meerbodens befürchten lassen, und daß man in fünf bis sechs Jahren einen Kriegshafen zu vollenden hofft, welcher die holländischen Häfen übertreffen wird.

Allein auch dessen darf und kann man gewiß sein: es ist nach der bereits aufgewandten Kraftanstrengung und der deutlich kund gegebenen Richtung seiner Ziele für Preußen geradezu unmöglich, auf der einmal eingeschlagenen Bahn still zu stehen oder gar von ihr abzuweichen. Es muß von der Jade aus um Beitritt zur preußisch-deutschen Flotte werben. Auch fehlt es Gott sei Dank! nicht an solchen, die zum Anschluß bereit sind. Wer wollte nicht einen Fingerzeig in den Gedanken finden, die jüngst bei den großen Kriegsrüstungen, um Europa den Frieden zu wahren, in Bremen ausgesprochen sind, von einer Seite ausgesprochen sind, welche die vollste Berechtigung hat, über die maritimen Bestrebungen jener Hansestadt und ganz Deutschlands mitzureden? Es wurde in allem Ernste und im Bewußtsein der vorhandenen Mittel der Vorschlag gemacht, Dampfkanonenboote zu bauen und zu armiren. Das wäre sicher nicht ohne Einverständniß und gewiß im Anschluß an die von Preußen ergriffenen Maaßregeln geschehn. Soll nun, was der Krieg unbedingt erfordert, nicht schon bei Zeiten im Frieden hergestellt werden können? Si vis pacem para bellum lautete nicht nur Cromwell's berühmter Wahlspruch: er gilt in Preußen wie im übrigen Deutschland längst als Grundsatz für unsere Vertheidigung zu Lande. Haben wir nicht eben so sehr Veranlassung, denselben auch auf das Meer anzuwenden? Auch den Binnenstaaten bleibt der Beitritt unbenommen. Aber schon bei der ersten, freilich leichter skizzirten als ausgeführten Verbindung wird es sich zeigen, welche weitere Entwickelung, welchen Aufschwung das bisher ausschließlich preußische Seewesen alsdann nehmen muß. Die Anstalten zur Vertheidigung und zum Angriff werden sofort verdoppelt werden, ihre intensive Stärke aber geradezu in doppelter Potenz wachsen. Hier an der Nordsee sind hauptsächlich Linien- und Fregattschiffe erforderlich, in wirksamer Anzahl aber nur durch gemeinsame deutsche Anstrengungen herzustellen. Hier an der Nordsee existirt, wie bekannt, der an Menge und Leistungsfähigkeit tüchtigste Schlag von Seeleuten. Bei ernstem Willen der Regierungen kann es nicht schwer halten, sich über die möglichst praktische Art der Verwer-

thung eines so ausgezeichneten Personals zu Kriegszwecken zu verständigen. Allgemeine Seedienstpflicht wäre natürlich die Grundbedingung, die Jade würde der Exercierplatz für die Matrosen, einerlei, ob sie preußische, hannövrische, oldenburgische, hamburgische, bremische, mecklenburgische oder holsteinsche Unterthanen; ihre Verwendung aber würde sich bald auf allen Meeren und in allen Häfen der Welt fühlbar machen. Der Seemann friesischer und sächsischer Herkunft, der den Kern der Bemannung auf der großen deutschen Handelsflotte bildet, kann sich in allen wesentlichen Stükken, zumal in kaltblütiger Entschlossenheit und persönlicher Tapferkeit, getrost mit dem norwegischen und englischen Matrosen messen. Wie sehr auch Maschinenkraft und Trefffähigkeit des Geschützes das ganze bisherige Flottenwesen umgestalten mögen, — das entscheidende Moment ruht doch nach wie vor im Muthe des Menschen; es sind die Leute, die am Ruder stehn, in den Masten und den Raen klettern, die Kanonen abfeuern und laden, auf die es in ernster Stunde doch ankommt. Wie die nothwendigen Schiffe für die Flotte, ist also auch die Mannschaft, und zwar die allerbeste nur durch ein Zusammenwirken des übrigen betheiligten Deutschlands mit Preußen zu beschaffen. Erst nach Herstellung dieser beiden Factoren kann wirklich von einem Schutze unserer Küsten und einer Sicherung unserer Handelsschiffahrt in Kriegszeiten die Rede sein, erst dann dürfen wir uns schmeicheln, im Frieden kriegstüchtiges Material und Personal in geeigneter Weise zu Postdiensten nach überseeischen Ländern oder noch besser zu wissenschaftlicher Erforschung und Anknüpfung neuer commercieller und internationaler Verbindungen verwenden zu können.

Daß aber Preußen hierbei die Führerschaft zusteht, kann selbst an Orten nicht verweigert werden, wo sich noch immer Mißgunst und Widerspruch regen. Wie sehr Oesterreich auch immer integrirender Theil des deutschen Bundes bleiben mag, so undenkbar ist es doch, daß es jemals einen maaßgebenden Einfluß in Nord- und Ostsee ausüben könne. Seine Flotte ist wesentlich italienischen Ursprungs und ihre Interessen liegen auch heute noch im adriatischen und mittelländischen Meere, während Preußen, durchaus vorwiegend deutscher Großstaat, den bedeutendsten Flächenraum von Norddeutschland ausfüllt. Preußen hat ferner auch den Zollverein geschaffen und mit wachsendem Erfolge geleitet. Seit dem Beitritt Hannovers vollzieht sich langsam der Uebergang in einen Seeverein; wer anders kann an der Spitze desselben stehn, als eben wieder Preußen? Man nennt diesen Staat das Schwert Deutschlands; dasselbe kann doch unmöglich in eine andere Hand gegeben werden, sobald es gilt das Eigenthum und die Ehre des Gesammtvaterlands auf dem Meere anstatt wie bisher ausschließlich auf dem Lande zu vertheidigen. Die Initiative und das

Commando zur See können also nur in preußischen Händen ruhn, ähnlich wie sie bisher den Zollverein geleitet haben. Besorgte Gemüther freilich werden auch hier auf den Bundestag in Frankfurt weisen. Allein dieser Bundestag hat nur so eben erst auf das Allerempfindlichste erfahren, daß unter Anwendung seiner abgenutzten Statuten eine jede energische Verfügung über die ungeheueren Streitkräfte Deutschlands zu Lande unmöglich ist; er wird sich im Anblick der nächsten gemeinsamen Gefahr bequemen müssen die bisher gültigen Artikel in Betreff der Mobilmachung der Bundesarmee und der Ernennung eines Bundesfeldherrn gründlich zu revidiren. Ein wirksamer Oberbefehl zu Lande, das denken selbst die Widersacher, kann nur ein preußischer sein; wie viel mehr erst zur See, wo der Bund vermöge seiner Wiener Ursprünge bisher nur hemmend thätig gewesen ist. Allein hier stehen zum Glück keine Artikel im Wege wie jene über das Bundesheer. Vielmehr knüpft sich die böse Reminiscenz an die Versteigerung einer deutschen Flotte an Frankfurt, während Preußen sogar mit Hülfe der bei jener Gelegenheit erworbenen Schiffe die Continuität einer deutschen Seewehr gerettet hat. Gerade jetzt also, wo eine Umänderung der Kriegsverfassung des Bundes sich als unerläßlich erwiesen hat, wäre es an der Zeit aus der preußischen Marine officiell eine deutsche Flotte zu machen.

Schließlich noch ein Wort über die Ostsee, wo die Seerüstung immerdar specifisch preußisch bleiben wird, obwohl der Rückhalt eines deutschen Seebundes ihr indirect auch hier zu Statten kommen muß. Bei dem ganzen Unternehmen haben wir seit einem Decennium stets Dänemark im Auge; aber es wäre ein Grundirrthum, wenn wir deshalb die Existenz anderer Gegner ignoriren wollten. Den dänischen Streitkräften, von denen die Hälfte nach den neuesten Angaben aus völlig unbrauchbaren alten Segelschiffen bestehn soll, die nur zum Versenken taugen dürften, läßt sich bei einsichtigem Ueberschlagen der Mittel nicht unschwer dieselbe maritime Kraft preußischen Ursprungs entgegen stellen; die jüngsten defensiven Maaßregeln in Kopenhagen verbürgen dies. Auch ein Zusammenwachsen der drei skandinavischen Reiche, eine absolute Union ihrer Flotten ist gewiß nicht zu befürchten. Dagegen trachtet Rußland trotz aller inneren und äußeren Schranken nach einer Beherrschung der Ostsee und ihrer sie öffnenden und sperrenden Pforte. Es ist für Preußen ein Gebot der Selbsterhaltung, dies zu verhindern, wenn nicht mit eigener Macht, so doch im Zusammenhange mit anderen. Die englische und selbst die nordamericanische Schiffahrt haben, wie bei der Aufhebung des Sundzolls dasselbe Interesse, jene Meerenge so wenig wie den Bosphorus vom russischen Doppeladler unter Verschluß gelegt zu sehn. Preußen aber muß mächtig genug sein,

um gegen ſkandinaviſchen Eigenſinn oder gegen ruſſiſche Habgier auftreten zu können. Die Nothwendigkeit ſelbſt ſchreibt daher das Ziel vor, daß es ſeine Macht in Angriffs- wie in Vertheidigungsmitteln ſo weit entwickele, um ſelbſt Rußland entgegen treten zu können. Dahin wird es jedoch nur unter klügſter Benutzung der Umſtände und mit unwandelbar aufopferungsfähiger Ausdauer gelangen können. Die Flotte, namentlich wenn inzwiſchen ihre preußiſch-deutſche Entwickelung auf der Baſis der Nordſee raſche Fortſchritte macht, dürfte noch eher den erforderlichen Standpunkt erreichen als die in jenem Binnengewäſſer ſo dringend verlangten Kriegshäfen. So ſehr auch der Jasmunder Bodden auf der Inſel Rügen als von der Natur gleichſam zu einem ſolchen Zwecke geſchaffen erſcheint, da nur ein leichter Durchſtich ins Meer genügt ihn zu öffnen und durch geeignete Befeſtigungen wieder zu ſchließen, da er eine große natürliche Tiefe beſitzt, verhältnißmäßig wenig vom Eiſe beläſtigt wird und hinter kundig aufgeführten Mauern ſchlechterdings nicht beſchoſſen werden kann, — ſo ſehr wir uns daher auch freuen, daß neben dem Hafenbau an der Jade die Regierung dieſe Oſtſeeanlage nicht verabſäumen zu wollen verheißt: ſo völlig ſind wir andrerſeits doch überzeugt, daß der Kriegshafen auf Rügen nur als ein mächtiger Sporn in der Seite von Skandinavien, als ein unmittelbar auf Kopenhagen gerichtetes Belagerungswerk wird gelten können. Wir gewinnen damit noch kein Bollwerk gegen Rußland, noch keine Seefeſte, die den mit Geſchützen beſäeten Stockwerken auf den Inſeln von Kronſtadt Schach böte und preußiſchen Kriegsſchiffen im Nothfalle den Sicherheitshafen gegen ruſſiſche erſchlöſſe. Es fragt ſich noch, ob Danzig oder Swinemünde dazu ſich eignen, ob überhaupt ein Fleck *preußiſcher* Erde dazu geſchaffen iſt, jenen Bedingungen zu genügen, ob man ihn anderswo wird erwerben können. Wir verhehlen nicht die Schwierigkeit dieſes Problems; es iſt aber ſicher nicht von ſo allgemeiner Bedeutung, daß es der Entwickelung der Marine Halt geböte. Alles auf einmal kann nicht geleiſtet werden, — und, betonen wir es nochmals: die Einigung Preußens und Deutſchlands an der Nordſee wird ohne allen Zweifel auch in der Oſtſee ihre Früchte tragen. Erſt wenn es ſein Capital dort angelegt, wird Preußen hier die Zinſen genießen; ſo zahlt dann Deutſchland zurück, was jenes ihm vorgeſchoſſen.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien.

I.

Wir leben in dem Zeitalter der Ueberraſchungen. Mit Verwunderung vernahm die Welt gleich im Anfang des Jahrs, als etwas Unerwartetes, was am Neujahrstage in den Sälen der Tuilerien vorgegangen war. Monate lang ſchwankte dann Europa zwiſchen plötzlich erweckten Beſorgniſſen und Friedenshoffnungen. Den Krieg ſelbſt freilich mußte jeder Unbefangene vom erſten Augenblick an für unvermeidlich halten; aber in einer Weiſe brach er endlich herein, die nicht blos für die Maſſe der befangen Hoffenden, ſondern auch für diejenigen, die ihn mit Beſtimmtheit erwarteten, in hohem Grade unerwartet war. Und überraſchender führte ſofort der Friede einen plötzlichen Abſchluß des Kampfes herbei, gerade in dem Augenblick, wo man glauben mußte, er werde nun erſt mit verdoppelter Glut entbrennen — wo eine weitere Ausdehnung unvermeidlich ſcheinen konnte!

Als der Verfaſſer dieſer Blätter vor wenigen Tagen zuerſt daran dachte, niederzuſchreiben, was über die Vorbereitungen zu dieſem weit ausſehenden Kampf und deſſen Anfang zu ſeiner Kenntniß gelangt war, konnte er glauben, daß ſeine Zeilen den Gang deſſelben begleiten würden: — ſie ſind zu einem Epilog geworden! Aber wohl nicht zu einem überflüſſigen. Die Sache iſt keineswegs in der Weiſe abgeſchloſſen, daß das mitlebende Geſchlecht ſich nun, befreit von quälenden Beſorgniſſen, aufathmend anderen Gegenſtänden der Betrachtung und Thätigkeit zuwenden dürfte. Wer könnte ſich verbergen, daß der jähe Abſchluß unhaltbare Zuſtände ſchaffen will, weit weniger lebensfähig, weit ſchlimmer an ſich, als die früheren; — daß eine reiche Saat künftigen Unheils ausgeſtreut iſt, die nur allzu raſch keimen wird! — Mehr als je iſt es nöthig, uns Rechenſchaft zu geben von dem, was der Friede von Villafranca nur ſcheinbar zum Stillſtand gebracht hat, und auch ſcheinbar nur auf kurze Zeit.

Wollen wir aber den Verſuch machen, uns über die Erſcheinungen dieſes ſeltſamen Krieges und ihre Bedeutung aufzuklären, ſo müſſen wir zunächſt einen Blick auf die geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Zuſtände in den Ländern beider kriegführenden Mächte werfen — auf die Elemente ſowohl, aus denen die Kriegsmacht beider hervorgeht, als auf die Tendenzen, die hier und dort zum Kriege ſpornten. Nur die Er-

örterung dieſes allgemeinen Hintergrundes kann die einzelnen Erſcheinungen verſtändlich machen, und manche Frage möchte ſogar ſchon hier im Weſentlichen ihre vollſtändige Löſung finden. Wir richten aber zuerſt unſre Blicke auf Frankreich, und beginnen mit einer Beleuchtung ſeiner politiſchen Verhältniſſe. —

Der Zuſtand des kaiſerlichen Frankreichs iſt ein gar eigenthümlicher; nicht ſowohl ſchwer zu begreifen, als ſchwer zu definiren. — Und doch! er iſt treffend, ja in gewiſſem Sinn ſogar vollſtändig definirt, in wenigen Worten, die dem Prinzen Napoleon beigelegt werden, und die wir mehrfach mit beifälliger Schadenfreude in den Sälen des Fauxbourg St. Germain wiederholen hörten. Sie ſprechen das Weſen der öffentlichen Zuſtände aus, obgleich ſie ſich zunächſt nur auf die perſönlichen Verhältniſſe des Prinzen bezogen. Dieſer ſoll nämlich geſagt haben, er müſſe ſuchen, in Frankreich eine veränderte Stellung zu gewinnen, denn ſeine gegenwärtige ſei unhaltbar: „j'ai rompu avec les rouges; — les légitimistes m'ont en horreur — les orléanistes me détestent, et quant aux buonapartistes —: il n'y en a pas!"

So iſt es! — es giebt keine Bonapartiſten in Frankreich —: denn eine mäßige Anzahl wenig bedeutender Individuen, die, näher oder entfernter mit dem Hauſe der Napoleoniden verwandt, unverhofft zu goldgeſtickten Gewändern und glänzenden Statiſten-Rollen am Hofe gelangt ſind; — ein Paar ſchnell emporgekommene Abenteuerer — kurz der Hof, von dem eine engliſche Zeitſchrift zur Zeit der Compiegner Feſtlichkeiten ſich erlaubte wegwerfend zu ſagen, daß er „aus Findelkindern und Glücksrittern" (foundlings and sharpers) beſtehe —: ein ſolcher Hof fällt ſchwerlich entſcheidend in's Gewicht. Die Mitglieder dieſes Kreiſes müßten freilich mit dem Sturz des Kaiſerthrons in das unbedeutendſte Nichts zurück verſchwinden: aber wer in Frankreich würde ſich das ſonderlich zu Herzen nehmen? Und außerhalb dieſes engen Kreiſes würde man vergeblich nach einer politiſchen Partei eigentlicher Bonapartiſten ſuchen; nach einer Partei, die in ihren Anſichten von der Vorausſetzung einer Solidarität ihrer Intereſſen mit denen der Napoleoniden-Dynaſtie ausginge; der dieſe Dynaſtie unentbehrlich wäre; die ſich nicht gerade eben ſo gut mit der erſten beſten anderen Einrichtung der Regierung behelfen, in jedem anderen Syſtem zurecht finden könnte, und die nicht vollkommen bereit wäre, das ohne Weiteres zu thun, ſowie die Umſtände es ſo mit ſich bringen. Es giebt keine Partei, die auch nur entfernt geneigt wäre, Opfer zu bringen für die Erhaltung dieſer Dynaſtie oder des gegenwärtigen Syſtems.

Das Kaiſerthum iſt entſtanden in einem Augenblicke ſehr groß geachteter Bedrängniß, als ein Geſchöpf der Rathloſigkeit und Noth, die

eine sehr geschickte Hand allerdings meisterhaft zu benutzen verstand. Es war die Macht, die eben, in Mitten einer allgemeinen und besinnungslosen Zerfahrenheit, zunächst zur Hand lag als Schutz gegen unbequeme Zustände, vor denen man sich mehr als billig fürchtete; zu einer Zeit, wo jede andere denkbare Combination entweder verbraucht schien für den Augenblick, oder des leitenden Genius entbehrte, der sie mit Ernst und Entschlossenheit vertreten hätte. Es war zur Stelle, und es war ganz umsonst zu haben, ohne Anstrengungen und That, man brauchte es nur selber gewähren zu lassen gegen die Rothen. Ein wohlhabender Gutsbesitzer und Edelmann aus den mittleren Provinzen Frankreichs, der sich dem Verfasser als Orleanist und Liberaler zu erkennen gab, gestand, daß er seiner Grundsätze ungeachtet für das Kaiserthum gestimmt habe, und das sogar wieder thun würde, wenn es von Neuem darauf ankäme. Erläuternd wiederholte er das bekannte Bonmot: „Die politischen Grundsätze sind in unseren Tagen so etwas wie die artigen Nippsachen, die man auf das Gesimse seines Kamins stellt; es ist hübsch, dergleichen zu haben — aber zum Gebrauch ist es nicht!“ Man hat sich in der allgemeinen Rathlosigkeit daran gewöhnt, zu dem nächsten Mittel gegen die Verlegenheit des Augenblicks zu greifen, wenn dasselbe auch anerkannt nichts weniger als das beste ist. So besteht das Kaiserthum fort, als ein Nothbehelf, der jedenfalls das voraus hat, daß er fertig da ist; — mehr aber ist es keinem Franzosen. Es giebt sogar keinen Franzosen, der mit diesem Nothbehelf auch nur leidlich zufrieden wäre; ein Jeder, welcher politischen Partei, welcher Schichte der Gesellschaft er auch angehören mag, hat gar viel mit Erbitterung und Hohn, oder mit leichtem Spott dagegen einzuwenden. Ja mehr, die Franzosen schämen sich, namentlich Fremden gegenüber, ihrer jetzigen Zustände und suchen, sobald sie einiges Vertrauen gewinnen, sehr geflissentlich dem Gedanken vorzubauen, daß sie etwa damit einverstanden sein könnten.

Nennt auch, mit Ausnahme der Legitimisten, nicht leicht Jemand die Partei bei Namen, der er angehört, so giebt doch Jeder mittelbar sehr bald zu erkennen, zu welcher Fahne er schwört. Der reiche und vornehme Adel Frankreichs huldigt dem Legitimismus, im Bewußtsein der erhabenen Stellung, die ihm selbst in der unmittelbaren Nähe des legitimen Throns gebührt; der wenig gebildete Provinzial-Adel thut dasselbe, schon um eine Scheidungslinie zu haben, die ihn gehörig von den Plebejern sondert, und in der unbestimmten Vorstellung, daß ein legitimes Königthum auch den alten Adel des Landes wieder empor bringen müßte. Mancher wohlhabende Gutsbesitzer in der Provinz, der das „de“ aus eigener Machtvollkommenheit vor seinen Namen gesetzt und sich selber zum Edelmann gestempelt

hat, ist dann auch wohl Legitimist, damit seine neuen Standesgenossen ihn williger in ihre Kreise aufnehmen, und nicht allzu ängstlich nach seinem Stammbaum fragen. Die Geistlichkeit schließt sich natürlich derselben Partei an — und im Süden des Landes auch ein überraschend großer Theil des Bürgerthums. — Der gebildetste Theil des Adels, der Gelehrtenstand, die studirende Jugend und der weit überwiegende Theil des Bürgerthums: das sind die Kreise, in denen eine parlamentarische, liberale Gesinnung herrschend ist. Das Landvolk ist meist gedankenlos und harmlos, doch wird auch hier über die künstlichen Anstalten, den Napoleons-Cultus zu pflegen, gelegentlich gespottet, und der weibliche Theil dieser Bevölkerung ist sehr übel auf die kriegerischen Erinnerungen des ersten Kaiserreichs zu sprechen. Die Arbeiter-Klassen der großen Städte tragen sich zum Theil mit wilden republikanischen Gelüsten und Erinnerungen.

Doch aber darf man nun aus diesen Thatsachen keineswegs weiter folgern, daß das gegenwärtige seltsame Regiment etwa leicht zu stürzen wäre. Dem ist nicht so; diese Folgerung setzte eine Macht und einen entschiedenen Willen voraus, die dem Napoleoniden mit dem bestimmten Bewußtsein eines positiven Zwecks gegenüber stünden, und dergleichen liegt nicht in den mannichfaltigen, verneinend gegen das Kaiserthum gewendeten Elementen. Vielmehr sind gerade in diesen eigenthümlichen Verhältnissen ohne Mühe die besonderen Stützen nachzuweisen, auf denen der Kaiserthron mit einer gewissen Festigkeit ruht.

Vor Allem ist hier als eigentlich maaßgebend die gewaltige, in der That kaum begreifliche Furcht zu nennen, welche die Rothen, Socialisten und Communisten, im Jahr 1848 dem gesammten lebenden Frankreich eingeflößt haben — und in engster Verbindung mit ihr, die vollkommene Rathlosigkeit der politischen Parteien. Die feige Angst ist auch jetzt noch keineswegs beschwichtigt, und die Rathlosigkeit ist auch jetzt noch eben so arg, als in dem Augenblick der verhängnißvollen Katastrophe.

Die Furcht vor den Rothen hat etwas für den, der Frankreich mit unbefangenem Blicke betrachtet, kaum Verständliches; denn einleuchtender Weise können in diesem Lande, wo sich nirgends eigentliche Uebervölkerung zeigt, wo das Landeigenthum sehr vertheilt ist und die Zahl der vollkommen Besitzlosen nichts weniger als die überwiegende Mehrzahl der Gesammtbevölkerung bildet, Socialisten und Communisten nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Minderzahl sein; derer, meint man, müßte die gewaltige Mehrheit doch ohne sonderliche Mühe Herr werden und bleiben können. Es wird auch zugegeben, daß der rothen Feinde eigentlich nur Wenige sind; aber, sagt man, es sind verwegene, waghalsige Leute; sehr energisch und entschlossen. Die Antwort liegt freilich scheinbar nahe: nun so seid ihr,

zehnfach und mehr überlegen an Zahl, eben auch energisch und entschlossen! — Sehr einfach, aber auch völlig vergeblich. Der bourgeois — der Philister, wie wir in Deutschland sagen würden — ist ganz und gar nicht darauf eingerichtet, sich selbst oder die Gesellschaft gegen irgend wen oder irgend etwas zu schützen, und sollte er auch ein Menschenalter hindurch Grenadier oder Voltigeur der Nationalgarde gespielt haben. Er sieht sich vielmehr immerdar ängstlich nach Jemandem um, der ihn schützt.

Die Rathlosigkeit aber ist von der Art, daß Niemand zu sagen weiß, was werden sollte oder könnte, wenn etwa der Kaiserthron unverhofft zusammen bräche, und was möglicher Weise an dessen Stelle treten könnte. Denn welche Aussichten die Orleans hätten, und was von ihnen zu erwarten wäre, ist schwer zu berechnen — und daß von Heinrich dem Fünften gar nicht die Rede sein kann, das weiß ganz Frankreich nur zu gut! — Man sagt sich, daß der Augenblick, der Zufall über das Schicksal des Landes entscheiden, und vielleicht ganz ungeheuerliche Dinge zu Tage fördern würde; man fürchtet, daß jede Bewegung, weß Geistes Kind sie auch wäre, nur allzu leicht unversehens die Rothen wieder empor bringen könnte, und so würde denn — für jetzt, — eine jede Bewegung, die den Sturz des Kaiserthrons beabsichtigte, weitaus überwiegend mit Entrüstung aufgenommen werden.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es dann nicht verborgen bleiben, daß diese eng verbundenen Erscheinungen, der Mangel an Muth den möglichen Gefahren im Innern gegenüber, und diese vollkommene Rathlosigkeit, ihren tieferen Grund in den sittlichen Zuständen im Allgemeinen haben; in einem moralischen Verfall der Nation — von dem sie sich möglicher Weise wieder aufraffen kann — der aber für jetzt nicht abzuläugnen ist. Sie haben ihren Grund darin, daß das französische Volk den Glauben an sich selbst, an die sittliche Würde des eigenen Charakters verloren hat. Man sagt sich, daß diese Würde, wie der Sinn für das Ideale untergegangen ist in dem gierigen Verlangen nach sinnlichem Behagen. Luxus, Eleganz, trivialer Lebensgenuß, und in letzter Instanz die Mittel, sich diese Herrlichkeiten zu verschaffen — Geld mit einem Wort —: das sind die einzigen Dinge, die im Ernst mit wirklicher Energie und Ausdauer erstrebt werden; und zwar mit solchem Eifer, daß man sich der unredlichen Mittel, sie zu gewinnen, nicht sonderlich schämt. Kein Franzose glaubt daran, daß irgend eine namhafte Anzahl Individuen in Frankreich bereit wäre, für die Güter, die eine ideale Ansicht der Welt erstrebt, uneigennützige Opfer zu bringen, oder Wagnisse zu bestehen.

Man werfe nur einen Blick auf die französische Litteratur, wie sie nicht seit heute und gestern erst, sondern schon seit zwanzig Jahren her

geworden ist. Bedarf der Verfasser eines Romans eines Helden, der in idealem Streben den Werth des Lebens sieht, so muß das ein Deutscher sein, oder ein Franzose, der in Deutschland aufgewachsen, oder dessen Mutter eine Deutsche oder eine Engländerin war. Der Romanschreiber fürchtet unwahrscheinlich zu werden und gegen das Colorit zu verstoßen, wenn er dem reinen Vollblut-Franzosen eine ideale Gesinnung beimessen wollte. Nur der royalistische Roman sucht allenfalls noch solche Helden unter den, fern von dem Treiben des Tages lebenden Rittern der Vendée.

Und was für bittere Klagen über den allgemeinen sittlichen Verfall mußte der Verfasser in Frankreich selbst hören; — in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft; in den Sälen der Aristokratie; im Cabinet des Gelehrten; im Hause des verständigen Bürgers, und selbst am Heerd des einfachen Landmannes! — So erging sich ein Gelehrter gegen uns in einer zürnenden Beschreibung des schleichenden Unwesens der geheimen Polizei, wie sie jetzt in Frankreich gehandhabt wird; des Betrugs, der bei allen Wahlen mit einer Art naiver Dreistigkeit ganz offen geübt wird; der öffentlichen Zustände überhaupt, und der feigen Entartung, die solche Zustände gar wohl für das erkennt, was sie sind, sie verurtheilt und schmäht, aber dennoch duldet. Ich mußte — wenn auch, wie billig, in schonenden Worten — zugeben, daß auch mir nicht Alles in Frankreich seit 1789 im Fortschreiten scheine; daß namentlich die herrschende Gesinnung an Adel und Würde seit jener Zeit wohl kaum gewonnen habe. Unter den merkwürdigen Erscheinungen der ersten Zeiten jener gewaltigen Revolution gedachte ich auch der Girondisten; ein schweres Urtheil der Nachwelt lastet auf ihrem Andenken, und mit dem vollsten Recht. Wie dem jedoch sei, und wie hart man sie vom politischen Standpunkt beurtheilen möge: Uneigennützigkeit, Adel der Gesinnung und des Charakters wird man den Besten unter ihnen nicht absprechen können. Ich muß mich, sagte ich, zuweilen zweifelnd fragen, ob es auch wohl noch heute gelingen könnte, in Frankreich zweihundert Männer zusammen zu bringen, wie die Girondisten waren. „Nicht vier in ganz Frankreich!“ rief mein gelehrter Freund mit eben so viel verzweifelnder Ueberzeugung, als Entrüstung aus. — Ein anderes Mal war es ein angesehener, bedeutender Fabrikherr, der die sittlichen, gesellschaftlichen Zustände als die Ursache der öffentlichen anklagte. „Das Uebel ist, rief er aus, wir haben keinen Glauben mehr an irgend etwas; wir haben keinen Glauben mehr an uns selbst! Alles verlangt nach Geld; — toujours de l'argent! — rien que de l'argent! — de l'argent à tout prix! — de l'argent quand même!“ Er klagte, wie diese unersättliche Gier, die für keine andere Rücksicht Raum läßt, zerrüt-

tend in das Familienleben eingreift, wo, anderer betrübender Erscheinungen nicht zu gedenken, das Geld allein und ganz ausschließlich beachtet wird bei der Verheirathung der Kinder. Von Neigung und dergleichen Sentimentalitäten ist natürlich nicht die Rede —: man fragt auch nicht nach der Ehrenhaftigkeit der Familie, der man sich anschließt — ja, man wirft seine Tochter an einen elenden verlebten Krüppel weg, verheirathet seinen Sohn an ein bleichsüchtiges Mädchen, das mit erblichen Krankheiten behaftet ist — ohne auch nur an die physische Beschaffenheit, an die Gesundheit der Nachkommenschaft zu denken, die solcher Ehe entspringen soll. — Ich unterbrach den Eifernden mit der Bemerkung, daß Convenienz-Heirathen, von den Eltern verabredet, in Frankreich wohl immer die Regel gewesen seien; namentlich vor der Revolution von 1789. Ja! erwiederte er: in den gesellschaftlichen Kreisen des Adels, nicht aber in dem Bürgerstande! Heut zu Tage dagegen ist Geld in allen Kreisen, bis in die Hütte des Landmanns herab, allein bestimmend.

Verhält es sich nun aber so: wer kann dem Geist, der sich in solchen Familien-Verhältnissen als in seinem natürlichen Element bewegt, in Beziehung auf das öffentliche Leben heroische Selbstverläugnung für ideale Zwecke zutrauen? Es bedarf keiner Erklärung, wie dieser Mangel an Vertrauen zu dem herrschenden Geist überall den Willen lähmt, der gegen die Regierung auftreten möchte, und ihn nirgends zur That werden läßt. Wer möchte sich preis geben, wenn er nirgends auf eine ernste Unterstützung — nicht einmal auf Anerkennung rechnen darf, und befürchten muß, das heroische Wagniß ganz einfach und nüchtern als eine „duperie" verurtheilt zu sehen. — Man klagt mit Bitterkeit, man zürnt! — und läßt denn doch die Wasser ungestört den Bach hinunter fließen, schwimmt mit dem Strom und sucht sich einzurichten, so gut es unter den Umständen gehen will. —

Die zweite, mächtige Stütze des Kaiserthrons, ohne die freilich die erste nicht genügen würde, ist das Heer, vortrefflich darauf angelegt, eine Regierung, die sich gewissermaaßen mit ihm identificirt, gegen das ganze Land aufrecht zu erhalten, und in neuester Zeit mit großer Ueberlegung zu dem geraden Gegensatz einer nationalen Armee, zu einer Schaar Landsknechte ausgebildet und auf das Sorgfältigste gepflegt. — Schon an sich war es für Napoleon III. nicht schwer, die Armee zu gewinnen, die, den parlamentarischen Wortführern, den redseligen „pequins," ohnehin nicht sehr gewogen, in der letzten Zeit vor Louis Napoleon's Auftreten von den leitenden Mächten des Tages in einer sehr verkehrten, ja geradezu thörichten Weise vielfach verletzt und beleidigt worden war. Nicht allein, daß der Pöbel, von den Rothen geführt, sie anfeindete und schmähte:

auch die wortführenden Redner in der herrschenden Kammer wußten das Heer, dessen man doch täglich und stündlich bedurfte, nicht zu schonen. Officiere und Soldaten sprechen noch heute mit der größten Erbitterung von ihren Erlebnissen während der kurzen Zeit republikanischen Treibens, und mit Verachtung von den damaligen Zuständen. — Jetzt dagegen fühlen sie sich behaglich als der erste Stand im Staat, ja als der einzige, der irgend eine Bedeutung hat. Von der allgemeinen Unzufriedenheit wird die Armee wenig berührt, da ihr die Interessen des Landes der Regierung gegenüber fremder sind als mancher anderen Armee, da Alles darauf eingerichtet ist, den Soldaten dem Lande zu entfremden.

Die Regimenter haben in Frankreich nicht, wie in Oesterreich und Preußen, Cantons, d. h. Landbezirke auf die sie angewiesen sind, und aus denen ihre Ersatzmannschaften ausschließlich entnommen sind, so daß jedes Regiment ausschließlich Einer Provinz angehört. Es ist hier vielmehr Grundsatz, die Rekruten jeder einzelnen Provinz so viel als möglich in alle Regimenter zu vertheilen, und jedes einzelne Regiment gemischt aus Leuten der verschiedensten Landestheile, ja der verschiedensten Volksstämme zusammenzusetzen. Es ist ferner Grundsatz, kein Regiment sich irgendwo einbürgern zu lassen, und deshalb ein jedes so oft als möglich von Ort zu Ort, aus einer Garnison in die andere zu versetzen. Selten verweilt ein Regiment länger als sechs Monate an einem Ort — denn das ist ungefähr die Zeit, die festgesetzt ist. Die Vereinigung einer bunten Sammlung von Individuen aus den verschiedensten Provinzen in einem Bataillon, ergiebt sich aus diesem endlosen Wanderleben ziemlich von selbst, da die Rekruten eines jeden Departements regelmäßiger Weise jedesmal den Regimentern überwiesen werden, die sich gerade zufällig in der Nähe befinden. Aus seiner engeren Heimath entfernt, wird der Soldat auch sonst nirgends einheimisch. Das Streben der Regierung geht dann weiter dahin, so viele als möglich unter ihnen ganz für ein Söldner- und Landsknecht-Leben zu gewinnen — und die gesetzlich gestattete „Stellvertretung," das Gesetz, das jedem Wohlhabenden, den das Loos getroffen hat, erlaubt, sich vom Militärdienst loszukaufen, indem er anstatt seiner selbst einen anderen Rekruten stellt, bietet die Mittel dazu; namentlich seitdem die Regierung von demjenigen, der sich freikaufen will, nicht mehr, wie früher, einen wirklichen Ersatzmann in Fleisch und Blut verlangt, sondern einfach eine Summe Geldes, die je nach den Umständen bestimmt wird, und für welche sie dann selbst die Mühe übernimmt einen Stellvertreter anzuwerben. Dieser ist nun nicht mehr eben auch ein Rekrut, wie früher meist der Fall war: die Regierung sucht ihn unter den alten Soldaten zu finden, die ihre Dienstzeit bereits durchgemacht haben, vielleicht sogar

schon eine doppelte — und so hat denn jedes Regiment einen festen Rahmen sogenannter troupiers, die keine Heimath mehr haben als eben das Regiment und mit ihren Kasernen-Gewohnheiten nirgends anders mehr hinpassen.

Solche Leute sind zumal die Unteroffiziere, in denen die Regierung vorzugsweise ihre Stütze sucht, und die in der That einen größeren Einfluß in den Regimentern haben, als in irgend einer anderen Armee, die englische vielleicht ausgenommen. Die imperialistische Regierung sucht diesen Leuten eine Stellung zu verschaffen und Aussichten zu eröffnen, wie sie ihnen keine andere gewährt hat. Nicht allein, daß die Unteroffiziere sich einer großen Macht über den Soldaten, selbst einer ziemlich ausgedehnten Strafgewalt erfreuen, wie sie ihnen anderswo nicht eingeräumt wird, daß sie im Regiment eines großen Ansehens genießen; — nicht allein, daß sie, wenigstens im Verhältniß mit dem kärglichen Sold der Offiziere, gut bezahlt werden: es steht auch für die spätere Zeit Versorgung und Pension in Aussicht. Hat sich ein solcher Mann im Lauf seiner Dienstzeit etwa zweimal als Stellvertreter anwerben lassen, so ist er im Besitz eines ansehnlich zu nennenden Capitals, das die Regierung für ihn pflegt und vermehrt bis zu dem Augenblick, wo er seinen Abschied erhält. Hat er in der Zwischenzeit auch noch das Kreuz der Ehrenlegion erworben, kömmt die ansehnliche damit verbundene Pension zu der eines Unteroffiziers, dann darf er seine Stellung unter seines Gleichen eine beneidenswerthe nennen.

Auch von dem Offiziercorps kann man nicht sagen, daß es in irgend welchen Beziehungen zu den politischen Parteien im Lande stünde. Aus einem sehr einfachen Grunde. Wer entschiedene politische Grundsätze hat und einer bestimmten Partei angehört, der tritt eben nicht in Dienste, um nicht gelegentlich seine eigene Partei bekämpfen zu müssen. So finden sich denn unter den Offizieren jetzt noch weit weniger als zu irgend einer früheren Zeit Leute, die ausgebreitete und bedeutende Familien-Verbindungen, bedeutende Interessen im Lande hätten. Dergleichen sind sehr seltene Ausnahmen. Abgesehen von denjenigen, die von der Pike an gedient haben, und als bejahrte Lieutenants oder ergrauende Capitaines ihre Abtheilungen führen, sind die Offiziere überwiegend Zöglinge der Militär-Schule von St. Cyr — Söhne und Enkel früherer Offiziere; Soldaten von Handwerk. Da ihnen die Interessen der inneren Politik und selbst die der Literatur ziemlich fremd sind; da die Regierung sich im Innern eben auf die bewaffnete Macht stützt, und dem Ausland gegenüber eine Stellung angenommen hat, die fortwährend günstige Aussichten auf Krieg, Beute, Beförderungen offen erhält, so sind sie ganz zufrieden mit der gegenwärtigen

Ordnung der Dinge. Daß die Armee im Lande, namentlich bei den höheren Ständen, zur Zeit nichts weniger als beliebt ist, empfinden die Herren nicht sonderlich, denn sie leben ohnehin meist unter sich, und suchen kaum eine andere Gesellschaft.

Eine sehr gute Stütze des Napoleoniden-Throns sind dann endlich, so seltsam das auch klingen mag — die Legitimisten! — Denn der Legitimismus ist überhaupt ein gar seltsames Ding geworden im Lauf der Zeiten; ein Etwas, von dem man sich wohl schwerlich einen richtigen Begriff macht, ohne es in der Nähe gesehen zu haben.

Man kann nicht sagen daß das Dasein dieser Partei, weder von dem ersten Augenblick an noch seit dem Sturz des ersten Kaiserthrons, Frankreich je zum Vortheil gerathen sei, und zwar aus sehr nahe liegenden Gründen nicht. Das legitime Königthum nämlich ist dieser Partei doch am Ende nicht Zweck, sondern Mittel, wie das nun einmal in dem Wesen solcher Parteien liegt; der eigentliche Zweck ist vielfach in Partei- und Standes-Interessen zu suchen — und das legitime Königthum hat eigentlich nur als Träger dieser Interessen und der Weltordnung die sie befriedigt, als Träger der Partei-Ideen einen Werth. Will es sich von diesen abwenden, so wird der Legitimismus zur Opposition; nach Gelegenheit zu einer sehr heftigen.

Auch dem Grafen von Chambord hat das Dasein dieser Partei, der Eifer mit dem sie ihm geräuschvoll huldigt, und dabei geflissentlich zu erkennen giebt, daß er ihr wenigstens eben so entschieden angehört wie sie ihm, im Allgemeinen nicht wenig geschadet. Er hätte viel bessere Aussichten auf den Thron seiner Väter, wenn nicht diese in Frankreich verhaßte Partei sich so überlaut als sein unvermeidlicher Anhang darstellte. Denn man fürchtet natürlich weniger Heinrich V. als eben die Partei, wenn ihr wieder gestattet werden sollte die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, oder bedeutenden Einfluß auf den Gang der Regierung zu üben.

Einen Augenblick aber hat es gegeben, wo die Legitimisten ihrem Oberhaupte ausnahmsweise sehr nützlich hätten sein können; das war zu jener Zeit der Furcht und Rathlosigkeit unmittelbar nach der Februar-Revolution, als man besorgte, der ganze gesellschaftliche Bau könnte zusammenbrechen, und in der Angst bereit war, zu dem ersten besten Rettungsmittel zu greifen, das sich bot, und über untergeordnete Bedenken hinweg zu sehen. Damals war dem Grafen von Chambord die Möglichkeit, den herrenlosen Thron Frankreichs einzunehmen geboten, ja nahe gelegt, eben weil er eine fertige, im Süden und Westen zahlreiche Partei vorfand, sie nicht erst zu bilden und zu sammeln brauchte; und leicht konnte sich Vieles, was sonst noch den Rothen widerstrebte, in der Noth

um diesen Kern schaaren. Der Augenblick war groß! Auch kam der in Frankreich ersehnte Fürst bis an den Rhein; da aber wurde ihm einleuchtend, daß es jenseits des Stroms, in dem Lande, wohin man ihn rief, sehr unruhig zuging. Er sah, daß es sich doch nicht bloß um eine einfache Reise durch Ehrenpforten und Blumengewinde, an einer jubelnden Bevölkerung in Feiertags-Gewändern vorüber, zu einem frohen Einzug in Paris handelte; daß es vielmehr galt, Fährlichkeiten zu bestehen, zu handeln und zu wagen. Da seine Anhänger ihm den Weg nicht ganz zu ebenen vermochten, kehrte er um und verschob seine Rückkehr in die Hauptstadt seines Reichs auf eine ruhigere, weniger leidenschaftlich bewegte Zeit.

Die Gelegenheit war versäumt! — und damit ist die Sache Heinrich's V., so weit menschliche Berechnung reicht, für immer verloren. In der That die Legitimisten selbst haben sie vollständig aufgegeben — und ihr dennoch fortgesetztes geheimnißvolles Thun und Treiben hat in Wahrheit gar keinen irgend ernsthaft zu nehmenden Inhalt mehr. Sie haben die Sache aufgegeben, weil sie, besonders seit dieser versäumten Gelegenheit, dem Haupt ihrer Partei nicht die Eigenschaften zutrauen, die unbedingt erforderlich wären. Es ist nicht eben schwer einzusehn, daß etwas mehr Kühnheit nöthig ist und eine größere Entschlossenheit, mehr zuversichtliche Freude am Wagniß, um eine Krone zu gewinnen, oder auch nur zu behaupten, wenn man sie hätte. Das sagen sich die Legitimisten denn auch, und halten jede weitere Anstrengung für vergeblich.

Ein anderer Grund, den Erfolg ihrer Sache nicht mehr mit Ernst und Nachdruck auch nur zu wollen, liegt dann für die Legitimisten darin, daß der Graf von Chambord keine Kinder hat. Sich für ihn erheben, sagen sie unumwunden: das hieße den Bürgerkrieg herauf beschwören ohne Zweck. Die Krone käme nach seinem Tode auf die legitimste Weise von der Welt nothwendig an die Orleans — und das soll und darf nicht sein! Die Orleans sind den Legitimisten als Vertreter des liberalen Prinzips bei Weitem verhaßter als die Napoleoniden; sie sind nach der Redeweise des Faubourg St. Germain „Jakobiner“ und man will nichts von ihnen wissen. Selbst die Ansprüche Heinrich's V. läßt man auf sich beruhen, wenn es kein anderes Mittel giebt die Orleans vom Throne auszuschließen.

Wie! könnte hier vielleicht mancher redlich gläubige Leser ausrufen. Nach ihren eigenen Grundsätzen müssen ja die Legitimisten sich stets und unter allen Umständen unbedingt mit aufopfernder Hingebung dem Dienst ihres Königs und der höchsten Gebote göttlicher Weltordnung weihen. Geht der Anspruch auf die Krone des heiligen Ludwig in legitimer Weise auf den ältesten des Hauses Orleans über, dann ist auch dessen Recht nach

den Lehren der Partei ein ganz unbedingtes, um das sich nicht handeln und markten läßt. Die aufopfernde Hingebung, die ritterliche Treue, alle diese legitimistischen Herrlichkeiten müssen dann ohne Rückhalt auf ihn übertragen werden, und keine Rücksicht kann der Pflicht entheben, sein heiliges Recht auf das Aeußerste zu verfechten!

Ja gewiß! — Wenn es nämlich ganzer, wahrer, unbedingter Ernst wäre mit den ostensiblen Grundsätzen der Legitimisten, mit der Lehre vom heiligen Königthum von Gottes Gnaden. Aber sie wird in der nüchternen Wirklichkeit so ernsthaft nicht genommen. Auf dem Gebiet der That, des wirklichen Lebens, tritt sogleich die eigentliche Partei-Gesinnung maaßgebend hervor, und Alles wird abhängig von sehr bestimmten Interessen, denen der legitime König gerecht werden soll, von gewissen Bedingungen die man ihm auferlegt und die er erfüllen soll und muß, wenn er auf die Unterstützung der Partei rechnen will. Wollte selbst der Graf von Chambord sich entschieden zu liberalen Grundsätzen bekennen, so würden die Legitimisten ihn unbedingt verläugnen und von sich stoßen. Von den Orleans ist notorisch für die Organisation des Staats und der Gesellschaft, auf die es eigentlich ankömmt, nichts zu erwarten —: also fort mit ihnen!

Wer den ostensiblen, laut verkündeten Lehren der Legitimisten ehrlich auf das Wort glaubt, möchte nicht wenig erstaunen, wenn er etwa eine ältere Wittwe-Herzogin ihre wahre Gesinnung in unvorsichtigem Stolz aussprechen hörte, oder wenn ihm ein stattlicher älterer Herr, einer der Führer der Partei, im Vertrauen sein Herz öffnete und ihm vorrechnete, wie freventlich das königliche Haus sich gegen den Adel Frankreichs vergangen hat. „Wir haben die Bourbons zu Königen gemacht," heißt es da, „von unseres Gleichen die sie waren!" — und was war der Dank? Die Könige suchten sich vielfach auf den Mittelstand zu stützen und ihn empor zu bringen; sie haben dem Adel die Hoheitsrechte auf seinen Gütern geraubt, gegen Vernunft und Recht die Macht des Adels in den Provinzen gebrochen; sie haben den Adel aus den Provinzen, wo er herrschte, an den Hof gebannt, wo er zu einem dienenden Stande wurde und sein Vermögen zerrüttete; sie haben Veranlassung gegeben zu einer verderblichen Sittenlosigkeit (ils ont fait des catins de nos femmes) — sie haben endlich während der Revolution den Adel preis gegeben, ohne ihn zu vertheidigen. Dann werden auch wohl die persönlichen Opfer des ritterlichen Herrn aufgezählt; ein Vetter hat in der Vendée mitgekämpft; sein Vater ist emigrirt und erst, als das mit Sicherheit geschehen konnte, unter dem Consulat, nach Frankreich zurückgekehrt; er selbst ist emigrirt während der Hundert Tage. Und was ist immerdar der Lohn gewesen?

Der schreiendste Undank! Wie armselig und dürftig ist selbst die Entschädigung der Emigrirten ausgefallen!

Wie sich die Umstände gestaltet haben, ist die Partei aus den eben angeführten Gründen entschlossen, nichts weiter für Heinrich V. zu thun und zu wagen, und der Legitimismus ist in Folge dessen wirklich nichts mehr als ein geschäftiges Spiel mit wesenlosen Vorstellungen; mit Phantasiebildern, an welche die Herren selbst nicht mehr ernsthaft glauben. Man flüchtet aus dem Mißfallen an der lebendigen Gegenwart in diese Welt der Schatten und Träume, in der man sich selbst noch die alte Bedeutung und Wichtigkeit beilegt, wie man sie vor Zeiten hatte. Das geheimnißvolle Treiben, die Schein-Thätigkeit der Partei, ist ein Mittel geworden dem eigenen müßigen und leeren, bedeutungslosen Leben einen scheinbaren Inhalt, den Anschein gewichtiger Bedeutsamkeit zu geben. So ist denn der Legitimismus ungefähr das geworden, was in kleinen deutschen Provinzstädten die Freimaurerei für so viele sonst nicht hinreichend beschäftigte Menschen ist. Man kömmt geheimnißvoll zusammen, man berath dies und jenes — um immer wieder auf den Schluß zu kommen, daß es am Besten sei nichts zu thun, wobei aber doch mitunter viel gestritten wird über die Form, über die Art und Weise, in der nichts geschehen soll. Man correspondirt mit „Frohsdorf“ und erhält von dort wiederholt die Weisung, für jetzt und immer wieder für jetzt nichts zu thun; man intriguirt sogar gelegentlich ein wenig gegen einander, und sucht sich gegenseitig zu „Frohsdorf“ in Mißcredit zu bringen —: über einen Zweck aber, den das Alles haben könnte, weiß Niemand Auskunft zu geben; ja, man gesteht sogar mitunter in der Aufrichtigkeit der Verstimmung, daß es keinen hat. Das Wesen wird fortgesetzt, eigentlich bloß weil jede andere Rolle, die man übernehmen könnte, ein vollständiges Aufgeben der traditionellen Standesgesinnung voraussetzt.

Einzelnen der Herren wird freilich zu Zeiten unheimlich dabei zu Muth. Die wiederholten Weisungen aus Frohsdorf, kein Amt anzunehmen, sich von dem öffentlichen Leben durchaus fern zu halten und selbst an den Wahlen keinen Antheil zu nehmen, machen sie besorgt; denn die Illusion, daß man etwa durch diese stolze Zurückhaltung, durch diese stillschweigende Mißbilligung alles Bestehenden irgend welchen Eindruck machte, ist nicht einen Augenblick festzuhalten; jeder Blick auf die Wirklichkeit, man möchte sagen, jeder Blick zum Fenster hinaus zerstört sie unwiederbringlich. Sie sehen ein, daß der alte Adel Frankreichs der Nation auf diese Weise immer mehr entfremdet wird, immer mehr in Vergessenheit geräth, immer tiefer in die bedeutungsloseste Nichtigkeit versinkt. Aber sie bringen mit ihren Vorstellungen bei der eigenen Partei nicht durch.

Dieser alte Adel arbeitet sogar in mehr als einer Weise an seiner eigenen Vernichtung. Mit welchem Kummer sprechen oft ältere, wahrhaft ritterlich gesinnte, ehrenwerthe Männer der Partei im Vertrauen von der legitimistischen Jugend! — Für die, sagen sie, ist der Legitimismus kaum noch etwas Anderes als ein anständiger Vorwand für den schnödesten Müßiggang! Ein Vorwand, sich von jeder ernsten Thätigkeit fern zu halten, und sich ganz dem Jockey-Clubb und galanten Abenteuern in sittenloser Nichtigkeit hinzugeben. Der Umstand daß, wie die Sache ausgedrückt wird, „die jungen Leute durch ihre politischen Grundsätze von jeder Carriere ausgeschlossen sind,“ wird zu einem willkommenen Vorwand, nichts zu lernen. Es giebt natürlich Ausnahmen, und wir werden ihrer zu gedenken haben —: im Allgemeinen aber möchten die Klagen der strengen alten Herren wohl nur allzu begründet sein, und sollte je ein unerwarteter Glücksfall die legitimistische Partei wieder empor und an die Regierung bringen, so würde sich in betrübter Weise offenbaren, daß die ganze jüngere Generation, die ihr angehört, auf der Welt zu nichts zu brauchen ist. Ohnmächtig in Beziehung auf das, was das Ziel ihres eigenen Strebens sein müßte, sind die Legitimisten dadurch zu einer Stütze des Kaiserthrons geworden, daß sie stets bereit sind, jede Bewegung der Orleanisten und Liberalen zu durchkreuzen.

Wer längere Zeit in Frankreich verweilt, dem kann nicht entgehen, daß Napoleon III., der hauptsächlich auf die Armee rechnet, gern in der Kirche eine zweite Hauptstütze seines Throns gewinnen möchte. Er ist in der That sehr eifrig damit beschäftigt, und bringt diesem Streben große Opfer; man kann aber nicht sagen, daß, so wie er sein Spiel der Kirche gegenüber spielt, der Vortheil auf seiner Seite wäre; im Gegentheil, er schadet sich wohl eher, und man darf vielleicht sagen, daß er gerade auf diesem Gebiet seine schlimmsten Fehler begeht.

Ohnehin haben Geist und Stellung der französischen Kirche sich im Lauf dieses Jahrhunderts in bedenklicher Weise geändert. Bisher hatte Frankreich vor den andern Ländern romanischer Zunge dadurch ein Großes voraus, daß die Reformation hier tiefere Spuren zurückgelassen hatte, als in Italien oder auf der iberischen Halbinsel. Lange hatte sich eine reformirte Kirche im Lande behauptet, ja ganz hat selbst Ludwig XIV. sie nicht zu unterdrücken vermocht, als er seinen Arm den Jesuiten lieh zu einer empörenden Verfolgung; sie ist noch heut zu Tage durch die Zahl ihrer Anhänger wie durch Geist und Haltung im Süden des Reichs, in Auvergne und Languedoc nicht unbedeutend zu nennen. Höher noch ist wohl der mittelbare Einfluß der Reformation anzuschlagen, der überall auf dem Gebiet des geistigen Lebens fühlbar, auch in der Kirche, im Jan-

senismus, und selbst in der Art, wie die Grundsätze, die Freiheiten der gallicanischen Kirche gedeutet wurden, einen gewissen Widerhall gefunden hatte. Darum waren die treuen Kämpen Roms, die Jesuiten denn auch von jeher eifrig bemüht, die Grundsätze der gallicanischen Kirche nicht weniger als den Jansenismus zu bekämpfen. Und nicht ohne Erfolg; die französische Kirche war bisher gallicanisch —: sie wird mehr und mehr ultramontan. In ihren höheren Regionen, in dem Episkopat, in der Prälatur, ist sie das bereits vollständig; der Gallicanismus hat nur noch in den Reihen der niederen Geistlichkeit seine Vertreter, und es ist dafür gesorgt, daß dieselben auch hier nach und nach verschwinden. Bald wird in der Kirche Frankreichs keine Spur der älteren Grundsätze mehr zu finden sein.

Die ultramontane Partei hat nämlich keine Anstrengung und kein Opfer gescheut, die Erziehung der geistlichen Jugend ganz in ihre Hände zu bringen, und es ist ihr gelungen! — Schon zur Zeit des ersten Kaiserreichs wagte sie ihre ersten Versuche; zur Zeit der ersten Restauration wurden ihre Bestrebungen durch Karl X. mächtig gefördert; Ludwig Philipp suchte ihr hemmend in den Weg zu treten und vermochte es nicht, vielleicht weil er auch nach dieser Seite hin nicht entschlossen genug aufzutreten wußte. Napoleon III. läßt sie gewähren.

Auf den Universitäten des Landes, wie sie das erste Kaiserreich eingerichtet hat, oder, um genauer zu sprechen, auf den académies universitaires, die sämmtlich als Zweig-Anstalten der Einen großen Landes-Universität betrachtet, und von dieser, von Paris aus, verwaltet und geleitet werden, deren jede, sofern sie vollständig ist, auch eine theologische Facultät hat —: da werden freilich die Grundsätze der gallicanischen Kirche gelehrt, aber es ist der höheren Geistlichkeit bereits gelungen, die Thätigkeit und den Einfluß dieser Facultäten vollkommen illusorisch zu machen. Denn an jedem Ort, wo sich eine académie universitaire, eine theologische Facultät befindet, hat die Geistlichkeit daneben ein Priester-Seminar zu stiften gewußt. Zunächst, wie vorgegeben wurde, um die Studenten aufzunehmen, die Disciplin im Sinn der Kirche unter ihnen aufrecht zu erhalten, und ihren Lebenswandel gehörig zu überwachen —: in Wahrheit aber, um als übermächtiger Doppelgänger neben der Facultät zu stehen und diese zu erdrücken; denn in den Hörsälen des Seminars werden ebenfalls die theologischen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang vorgetragen, aber von Geistlichen, die der Bischof des Orts, nicht die „Universität," d. h. der Staat, zu Professoren ernannt hat — und im Sinne des entschiedensten, man darf wohl sagen des rohesten Ultramontanismus. Ein junger Mann der sich dem geistlichen Stand widmen wollte ohne in ein Semi-

nar einzutreten, würde sich ganz vergeblich bemühen — und wehe dem Seminaristen, der die Vorträge der Facultät hören wollte ohne die Erlaubniß seiner kirchlichen Obern! Um wenigstens den Schein, die sogenannten dehors zu retten, um nur überhaupt in Thätigkeit zu bleiben, muß eine solche Facultät auf Unterhandlungen mit dem Bischof eingehen, und zusehen, unter welchen Bedingungen sie Zuhörer bekommen kann. Das Erste, worauf bestanden wird von Seiten der Kirche, ist, daß die Facultät ihre Vorträge in den Sälen des Seminariums hält, damit die Seminaristen das Haus nicht zu verlassen brauchen, und vor jeder Berührung mit den übrigen Studenten bewahrt bleiben. Da hat denn jeder der Regierungsprofessoren am Ende wirklich drei oder vier, vielleicht sogar fünf Zuhörer. Das sind vielversprechende, gewandte, und vor Allem gesinnungstüchtige junge Leute, auf die man sich verlassen kann; die von dem Bischof den Befehl erhalten, die Vorlesungen zu hören — aufzupassen sogar; und je besser sie sich gemerkt haben, was der Herr Professor sagt, um desto sicherer erfährt der Bischof, was er etwa allzu Verfängliches lehrt! — Den übrigen Seminaristen ist bei den strengsten disciplinarischen Strafen verboten, die Hörsäle zu betreten, während jene fremden Lehrer darin hausen und lehren.

Wie weit es die Ultramontanen bereits gebracht haben, das lehrt ein Blick auf die französische Presse. Die gallicanisch gesinnte Partei in der Kirche hat in dieser kein einziges Organ, das ihr eigen angehörte; kaum daß eine Zeitung wie das Journal des Débats sich ihrer bei Gelegenheit beiläufig und schüchtern annimmt. Die ultramontane Partei dagegen hat in Paris zwei große Zeitungen, von denen die Eine für mächtig gilt und sehr gefürchtet wird — und außerdem erscheint so ziemlich in jeder Provinzstadt ersten Ranges ein klericales Tagsblatt. Aus dem Ton, den diese Zeitungen sich gelegentlich ungestraft erlauben dürfen — sie allein in ganz Frankreich, während die ganze übrige Presse auf das Zweckmäßigste geknebelt erscheint — ist dann auf die scheue Nachsicht der Regierung, ihr gegenüber, zu schließen, und auf das Gefühl der Macht, das Bewußtsein der Unantastbarkeit, das die Ultramontanen selbst beseelt.

Zur Verbreitung ihrer Ansichten in weiteren Kreisen, außerhalb des eigenen Standes, in der Laienwelt, dient ihnen außer der Presse natürlich auch die Kanzel. Was und wie gepredigt wird in dem heutigen Frankreich, das übersteigt wohl jeden Begriff, den man sich aus der Entfernung davon machen könnte. Wir haben vor Kurzem die berühmtesten Kanzelredner des Landes in regelmäßiger Folge gehört, und mußten mit Erstaunen wahrnehmen, daß in ihren Vorträgen weder von dem Inhalt der Religion noch von Moral die Rede war. Das Ganze drehte sich um maaßlose,

wahrhaft cynische Schmähungen, deren Gegenstand die Protestanten, Ketzer, Ungläubigen, Freimaurer, Freigeister und Philosophen jeder Art waren, und um eine überschwengliche Verherrlichung des Priesterthums, zumal des Papstthums, das seinen Gipfel bildet. Wir haben den berühmten Pater Combalot, der als einer der drei größten Kanzelredner des Landes neben den Pater Felix und den Pater Bonaventura gestellt wird, von der Kanzel herab in pomphafter, reich verzierter Rede rühmen hören, daß Gott dem Priester eine Macht verliehen habe, die selbst den Engeln und Erzengeln versagt sei: die Macht, über das Schicksal des Menschen jenseits des Grabes für alle Ewigkeit zu entscheiden, Sünder zu begnadigen, Ungläubige zu verdammen.

In Beziehung auf alles Thatsächliche, mag es die gegenwärtigen Zustände namentlich protestantischer Länder, mag es Geschichtliches betreffen, werden die handgreiflichsten Unwahrheiten mit beispielloser Dreistigkeit vorgetragen. So entwarf einst derselbe Pater Combalot ein haarsträubendes Bild von der Verderbtheit des alten Roms, und zeigte dann, wie es durch die strafende Hand Gottes vernichtet worden sei, stellte die Sache aber sehr geflissentlich so dar, als sei es das heidnische Rom gewesen, das solcher Verderbniß verfallen war und auf Gottes Geheiß von den Barbaren zerstört ward. Wahrscheinlich um der National-Eitelkeit zu schmeicheln ließ er Rom durch die Gallier zerstört werden, die als Werkzeug Gottes auftraten; nur nebenher wurde auch anderer Völker, der Gothen, Vandalen, Welschen u. dergl. m. gedacht. Nun erhebt sich, unter der Autorität der Päpste, das christliche Rom auf den Trümmern des heidnischen; es beginnt die Blüthezeit der Menschheit, während welcher, fünfzehnhundert Jahre lang, das Papstthum die christliche Welt mit immer gleicher, nie angefochtener, nie in Zweifel gezogener Machtvollkommenheit beherrscht — und natürlich selbst in nie getrübter Reinheit und Heiligkeit dasteht. Der Pater ließ diese Jahrhunderte als eine Zeit tiefen Friedens erscheinen, und nannte sie die Zeiten der höchsten Cultur, während welcher auch die Litteratur ihre höchsten Ziele erreichte, da eben im Lauf dieser Jahrhunderte die größten Genien der Menschheit (les plus beaux génies) — der heilige Augustin, der heilige Thomas von Aquin und andere — ihre Flügel entfalteten. Aber nach fünfzehnhundert Jahren bricht neues Verderben herein —: die Reformation, dies „Werk des Satans," aus demselben Höllen-Schlamm hervorgegangen wie die Verderbniß des heidnischen Roms (sortie de la même fange, de la même boue). Sie bringt von Neuem die Menschheit dem Untergang nahe, dem diese sich kaum entziehen kann — wenn sie nicht fleißig zur Beichte geht! — Denn die Nothwendigkeit der

Beichte iſt die praktiſche Moral, auf die das Ganze regelmäßiger Weiſe zugeſpitzt wird. —

Die Regierung läßt den Klerus nicht allein in allen dieſen Beziehungen gewähren: ſie kommt auch ſonſt überall dem Verlangen der Kirche bereitwillig entgegen, wo es ſich um die Stiftung neuer Klöſter, um Geld und Gut, um Einfluß auf die Laienſchulen handelt. Sie leiht ſelbſt gelegentlich der Kirche ihren Arm zu Verfolgungen. Denn kluger Weiſe verdammt die Kirche nur — ohne je öffentlich zu thatſächlicher Verfolgung aufzufordern; ſie deutet nur unter der Hand, ganz in der Stille, den Organen der Regierung, den weltlichen Behörden an, was ſie gegen Proteſtanten, freie Aeußerungen der Preſſe und dergleichen verfügt zu ſehen wünſcht. Dann geſchehen ſolche Dinge wie die Schließung des proteſtantiſchen Betſaals zu Maubeuge durch den Präfecten, ohne daß dabei die leitende Hand des Prieſters ſichtbar wird.

Was Napoleon III. durch dieſe dienſtbefliſſene Gefälligkeit bei der Geiſtlichkeit ſelbſt gewinnt, bleibt aber doch immer von ſehr problematiſchem Werth. Denn natürlich läßt ſich die Kirche das Alles ganz gut gefallen; ſie nimmt, was ihr geboten wird, und wo es ſich thun läßt auch wohl noch etwas mehr: aber es genügt ihr bei Weitem nicht, und ſie glaubt ſich dadurch keineswegs zu Dank verpflichtet.

Allerdings haßt die ultramontane Geiſtlichkeit Napoleon III. nicht mit der Intenſität der Giftigkeit, mit der ſie das Andenken Ludwig Philipp's verfolgt: aber mehr als ein Nothbehelf iſt auch er, iſt er auch ihr nicht. Um ihr mehr zu ſein, um jenes Bündniß zwiſchen dem Papſtthum, dem Ultramontanismus und dem neufranzöſiſchen Kaiſerthum, die anerkannte Solidarität der Intereſſen beider, die er anſtrebt, wirklich zu Stande zu bringen, müßte er bieten können was unmöglich iſt: die reellen Mittel einer durchaus ſelbſtändigen, ganz unbegrenzten Macht; ein reiches und vollkommen unabhängiges, auf Landbeſitz gegründetes Daſein der franzöſiſchen Kirche; richterliche Gewalt in Glaubensſachen und Allem, was, wie das Eherecht, am tiefſten in das Leben der Familie eingreift.

Außerhalb der ſogenannten Kirche aber thut Napoleon III. ſich durch dieſe Begünſtigung der Hierarchie ſehr ſichtbarer Weiſe großen Schaden. Daß die gebildeten Stände, zum Theil ſogar die Legitimiſten, die Achſeln zucken über die Lehren, die von der Kanzel herab verkündet werden, will freilich nicht viel ſagen, denn dieſe Klaſſen werden durch dergleichen nicht leidenſchaftlich aufgeregt.

Anders verhält es ſich aber damit in Beziehung auf das Volk, das den Kloſter-Stiftungen, dem Gehaben und den Uebergriffen der Kirche, der entgegenkommenden Nachgiebigkeit der Regierung, mit großem Mißſ-

trauen zusieht, weil ihm diese Bestrebungen der Geistlichkeit und Reaction — weltliche Macht der Geistlichkeit und das verhaßte ancien régime überhaupt, sehr eng verbundene Begriffe geworden sind.

Manches Andere, was die Regierung thut und treibt, wird in diesen Kreisen wohl mit Spott, doch ohne eigentliche Leidenschaft besprochen. Ausbrüche der Wuth sind uns nur vorgekommen, wenn eben diese Verhältnisse zur Sprache kamen. Da treten sie aber nicht selten in überraschender Weise hervor, und man hört dann wohl am Heerde des Landmanns ingrimmig prophezeien, wenn Napoleon der Geistlichkeit neue Macht verleihen wolle, da werde man ihn vom Thron hinunter jagen.

Politische Correspondenz.

Berlin, Mitte August 1859.

Nach kurzem Zögern hat sich die preußische Regierung entschlossen, eine Reihe von Actenstücken zu publiciren, in welchen die Grundzüge ihrer Politik während der letzten Krisis niedergelegt sind. Vulgäre Klugheit, die nur das Nächstliegende ins Auge faßt, konnte davon abrathen. Denn den „Dank des Hauses Oesterreich“ hatten wir erfahren, und konnten mit Sicherheit annehmen, daß das Wiener Cabinet sich durch den offenen und actenmäßigen Nachweis, wie weit ihm Preußen entgegen gekommen, nur unangenehm berührt fühlen würde. Und da das, was wir für Oesterreich zu thun beabsichtigten, zugleich gegen Frankreich gerichtet war, konnte die Publication der Acten auch die Spannung mit unserem Erbfeinde nur vermehren. So mochte es rathsam erscheinen, die Ungunst der Zeit zu tragen, aber sie nicht zu verschlimmern, und die Rechtfertigung Preußens einer fernern und von andern Interessen bewegten Zukunft anheimzustellen. Die preußische Regierung hat diesem Rath vulgärer Klugheit nicht Folge gegeben. Sie hat es vorgezogen, mit männlichem Sinn sich zu dem, was sie ehrlich gewollt hat, auch offen und ehrlich zu bekennen. Was sie dazu bestimmte, kann kaum zweifelhaft sein. Die Achtung gebot es vor ihren deutschen Bundesgenossen, von denen sie die vertrauensvolle Unterstützung in einer Politik verlangt hatte, welche aus einleuchtenden Gründen politischer Nothwendigkeit nicht vor der Zeit im Detail auseinandergesetzt werden konnte; ihnen war Preußen den

Nachweis schuldig, wie weit die verläumderische Anklage, daß es jenes Vertrauen mißbrauchen gewollt, von der Wahrheit sich entfernt. Nicht minder gebieterisch erheischte es die Rücksicht auf die Nation, insonderheit auf die patriotischen Männer, welche, das nationale Interesse über particularistische Neigungen setzend, inmitten einer leidenschaftlich bewegten Umgebung dem vertrauensvollen Anschluß an Preußen das Wort geredet hatten; ihnen mußte Preußen den Nachweis liefern, daß ihre Bemühungen keiner schlechten Sache gegolten haben. Ist die Wahrhaftigkeit nicht immer vortheilhaft, so können wir uns im Kampfe gegen Lüge und Verleumdung doch des alten Spruches getrösten: Ehrlich währt am längsten.

Die bisher veröffentlichten Actenstücke sind ausreichend, das Verhältniß Preußens zu Oesterreich während der letzten Krisis vollkommen aufzuklären. Wenn wir auf diese wichtigen Documente zurückkommen, geschieht es nicht, um eine Kritik der preußischen Politik zu liefern, sondern lediglich, um aus ihnen die nackten Thatsachen herauszuziehen, welche dem Urtheil einen festen Anhalt bieten. Die Thatsachen werden für sich selbst sprechen; wenigstens können sie es.

Das erste dieser Schriftstücke, die Depesche des Freiherrn v. Schleinitz an den Königl. Gesandten in Wien vom 14. Juni, führt uns in den Zeitpunkt ein, in welchem die Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich eine Einigung herbeigeführt zu haben schienen. Preußen hatte bekanntlich durch die Mission des Generals v. Willisen zu einer Verständigung mit dem Wiener Cabinet die Hand geboten. Seine Bemühung schien anfangs fruchtlos zu bleiben, denn Oesterreich erklärte, durch den Krieg, an dem Preußen theilnehmen sollte, nicht bloß seine Besitzungen behaupten, sondern auch seine Specialverträge mit den italienischen Staaten aufrecht erhalten, Sardinien „unschädlich“ machen und Napoleon III. stürzen zu wollen, und die drei letzten Punkte waren der Art, daß Preußen seine Mitwirkung dazu auf das Bestimmteste verweigern mußte. Erst nach längeren Verhandlungen zeigte sich das Wiener Cabinet geneigt, von Preußen eine Cooperation für die drei zuletzt genannten Zwecke nicht zu verlangen, und damit schien der Boden für die erstrebte Einigung gewonnen zu sein.

Aus den Mittheilungen über das Resultat der Mission glaubte Herr v. Schleinitz — wie er es in seiner Depesche ausspricht — den Schluß ziehen zu müssen, daß die kundgegebenen Absichten und Bedingungen Preußens die Zustimmung des Wiener Cabinets gefunden hätten. Seine Auffassung war ohne Zweifel richtig, denn auch Graf Rechberg hatte den Wunsch ausgedrückt, die nun glücklich herbeigeführte Uebereinstimmung der beiden Regierungen schriftlich beurkundet zu sehen.

Diesem Wunsche sollte die Depesche des Herrn v. Schleinitz vom 14. Juni entgegenkommen.

Sie faßt demgemäß die Absichten der preußischen Regierung in präciser Form zusammen. „Wir wollen," heißt es in ihr, „daß der in Italien ausgebrochene Krieg nicht zu einem Umsturz der bestehenden europäischen Rechtsordnung führe. Wir wollen vielmehr die Aufrechthaltung des auf den Verträgen von 1815 beruhenden italienischen Territorial-Besitzstandes Oesterreichs und die Herstellung des Friedens auf dieser Basis erstreben." Dagegen lehnt Preußen jede Verpflichtung für die Specialverträge ab, und behält sich für den Fall, daß Oesterreich durch Festhalten an denselben den Frieden vereiteln sollte, das Recht vollkommen freier Entschließung vor. Zur Erreichung des obengenannten Zieles verspricht Preußen zunächst, seine bewaffnete Vermittelung eintreten zu lassen und „je nach dem Erfolge derselben so weiter zu handeln, wie es seine Pflichten als europäische Macht und der hohe Beruf der deutschen Nation erheischen." Eine bestimmte Erklärung über den Zeitpunkt, in welchem die Mediation und „die im Gefolge derselben eintretende weitere Action" stattfinden werde, lehnte Preußen unter der Hinweisung ab, daß es in seinem eigenen Interesse liege, mit seinem Einschreiten nicht zu spät zu kommen. Eine solche Erklärung im Voraus abzugeben, war überdieß absolut unmöglich: der Zeitpunkt des Einschreitens hing nicht bloß von dem Gange der kriegerischen Ereignisse, sondern auch von den Verhandlungen mit den andern deutschen Staaten ab, durch die ein wirksames Auftreten Deutschlands ermöglicht werden sollte.

Das war das Angebot Preußens. Es war nur an die Eine Bedingung geknüpft, daß sowohl Oesterreich wie die andern deutschen Staaten der preußischen Regierung die Initiative für alle am Bunde zu ergreifenden Maaßnahmen überlassen und von Separatbündnissen Abstand nehmen sollten.

Ueber diese Bedingungen und Gegenbedingungen war durch die Mission des Generals v. Willisen ein Einverständniß erzielt worden; eine Differenz erhob sich über die Form, wie dieses Einverständniß constatirt werden solle. Graf Rechberg verlangte einen Notenaustausch, d. h. er verlangte, Preußen solle dem Wiener Cabinet ein Schriftstück einhändigen, in welchem es sich als verbunden anerkennt, für die Aufrechterhaltung der österreichischen Besitzungen in Italien eventuell mit Waffengewalt einzutreten, oder mit andern Worten, den vom Kaiser Napoleon proclamirten Kriegszweck eventuell mit Waffengewalt zu vereiteln.

Was bedeutet diese Forderung?

Preußen hätte durch ein solches Schriftstück förmlich und ausdrücklich

anerkannt, daß es in dem Kampfe bereits Partei ergriffen habe. Blieb das Document geheim, so entzog eine solche tractatenmäßige Verpflichtung unserer Regierung doch immer die moralische Berechtigung, als Vermittler aufzutreten. Gelangte es durch eine Indiscretion zur Kenntniß des Kaisers Napoleon, so hatte dieser das Recht, die Mediation Preußens, als einer bereits gebundenen Partei, kurz von der Hand zu weisen, ja, unter den damals obwaltenden Verhältnissen und nach den vorausgegangenen Ereignissen, in einer solchen schriftlichen Verpflichtung einen gegen ihn gerichteten Act der Feindseligkeit zu erblicken. Der „Notenaustausch“ des Grafen Rechberg hätte also eine preußische Mediation unmöglich gemacht und Preußen sofort in die Rolle einer kriegführenden Partei gedrängt.

Eine Vermittelung konnte aber eine Regierung, die mit Gut und Blut ihres Volkes nicht ein frevelhaftes Spiel treiben will, unmöglich unterlassen. Hier, wo das kriegerische Auftreten Preußens dem Kampfe sofort die Dimensionen eines Weltkrieges gegeben hätten, dem auch andere Nationen nicht fern bleiben konnten, war es doppelt und dreifach geboten, den Weg friedlicher Vermittelung nicht unversucht zu lassen. Graf Rechberg hatte außerdem anerkannt, daß die bewaffnete Mediation der erste Schritt Preußens sein solle; diesem Zugeständniß gegenüber wird man es kaum als loyal betrachten können, daß er der preußischen Regierung einen Act ansann, der diesen ersten Schritt unmöglich machte.

Und dieses Ansinnen muß man im Zusammenhange mit den frühern Verhandlungen auffassen. Es ist bekannt, daß Oesterreich eine Vermittelung von jeher mit ungünstigem Auge ansah; es brauche Alliirte, nicht Vermittler — so lautete die Parole. Ein solches blindes und unselbstständiges Eintreten in den Krieg hatte Preußen auf das Entschiedenste von sich gewiesen. Nachdem die dahin zielenden directen Bestrebungen gescheitert waren, sucht das Wiener Cabinet auf einem Umwege seinen Zweck zu erreichen: ein Notenaustausch soll der preußischen Regierung die Vermittelung verderben und ihr sofort den Stempel einer förmlich engagirten Partei aufdrücken.

Das ist der Sinn der Forderung des Grafen Rechberg. Herr v. Schleinitz lehnt sie natürlich ab. Aber in dem aufrichtigen Bemühen, den jener Forderung zum Grunde liegenden Motiven, so weit sie rechtlich und berechtigt waren, zu entsprechen und in einer so wichtigen Angelegenheit jedes Mißverständniß auszuschließen, faßt Herr v. Schleinitz die preußischen Zusicherungen und Bedingungen nochmals auf übersichtliche und unzweideutige Weise in der hier besprochenen Depesche zusammen,

die dazu bestimmt war, dem österreichischen Minister des Auswärtigen vorgelesen zu werden.

Noch mehr! An demselben Tage, an welchem Herr v. Schleinitz nochmals die Zusicherungen Preußens schriftlich erneuert, faßt der Prinz-Regent den Entschluß, durch eine offenkundige und folgenschwere That für den Ernst der dort ausgesprochenen Absichten seiner Regierung eine Bürgschaft zu liefern. An demselben Tage, am 14. Juni, sendet er die Mobilmachungsordre in die Provinzen, — und damit die eigentliche Bedeutung dieser gerade in jenem Zeitpunkt zur Ausführung gebrachten Maaßregel völlig erkannt werde, beauftragt er seinen Gesandten in Wien, den österreichischen Minister des Auswärtigen gleichzeitig mit jener Depesche des Herrn v. Schleinitz, auch mit dem Mobilmachungsbefehl bekannt zu machen. Das war eine thatsächliche Antwort auf den Wunsch des Grafen Rechberg, die mehr als eine Note befriedigen mußte, — wenn es dem Wiener Cabinet eben nur auf eine Bürgschaft, und nicht auf ein Schriftstück angekommen wäre, dessen Mißbrauch die Mediation hätte vereiteln können.

So weit ging das Entgegenkommen Preußens. Welchen Eindruck machte es auf das Wiener Cabinet?

Hierauf giebt die Depesche des Grafen Rechberg vom 22. Juni Antwort. Nachdem Preußen sich durch die Mobilmachung thatsächlich engagirt hatte, hielt das Wiener Cabinet den Zeitpunkt für gekommen, von dem bereits erzielten Einverständniß nicht mehr Notiz zu nehmen, sondern einfach mit ganz unbefangener Miene in eine frühere Phase der Verhandlungen wieder zurückzufallen.

Graf Rechberg bedauert mit Rücksicht auf den abgelehnten Notenaustausch die „Zurückhaltung" Preußens, ohne im Geringsten anzuerkennen, daß diese Zurückhaltung absolut geboten war, so lange von einem Vermittelungsversuch die Rede sein sollte. Sodann setzt er die ursprünglichen Ansichten Oesterreichs mit einer Unbefangenheit auseinander, als ob die bisherigen langwierigen Verhandlungen in ihnen nicht das Mindeste geändert hätten. Er bemüht sich darzuthun, daß das Auftreten Preußens für den Territorialbestand Oesterreichs eigentlich ein pflichtschuldiges sei; die Unterzeichner der Wiener Verträge hätten zwar eine Garantie des Länderbestandes nicht übernommen, aber die Principien der heiligen Allianz hätten diesen Mangel mehr als ersetzt, indem die Mitglieder derselben selbstverständlich zur solidarischen Vertheidigung des solidarisch Errungenen verpflichtet gewesen wären. Man traut seinen Augen kaum, wenn man diese wunderliche Beweisführung liest. Auf Grund der heiligen Allianz, zu deren Auflösung Oesterreich selbst das Meiste beige-

tragen hat, soll Preußen verpflichtet sein, den Kaiserstaat gegen die nachtheiligen Folgen seiner eignen Politik zu schützen, ihn gegen die Folgen eines Krieges zu schützen, in welchem er trotz der dringendsten Abmahnung Preußens die Rolle des Angreifers übernommen hat! Daß Oesterreich sich nicht scheut zu einer solchen Deduction zu greifen, liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit des in unserer vorigen Correspondenz erörterten Satzes, daß es dem Wiener Cabinet nicht sowohl auf eine Allianz mit Preußen ankam, sondern darauf, der preußischen Hülfe um jeden Preis den Stempel einer pflichtschuldigen Dienstleistung aufzudrücken.

Eine nicht geringere Ueberraschung erregt der nächstfolgende Abschnitt der Depesche, in welchem Graf Rechberg den Unterschied „zwischen dem beantragten Notenaustausche und einer dauernden vertragsmäßigen Garantie“ hervorhebt. Der Unterschied ist in der That ein sehr bedeutender. Aber es ist uns völlig neu, daß Oesterreich bei der Forderung einer Garantie für seinen Länderbesitz nicht etwa eine Sicherstellung gegen eine Beraubung durch den gegenwärtigen Krieg im Sinne gehabt hat, sondern eine „dauernde“ Garantie, eine Sicherstellung für alle und jede Eventualitäten, für alle und jede Zeiten.

Nach diesen Präludien kann es nicht mehr verwundern, wenn die Depesche in ihrem weitern Verlauf sich die Aufgabe stellt, die durch die Mission des Generals v. Willisen erzielte Verständigung über das politische Vorgehen Preußens vollends zu zerstören. Nachdem Preußen es abgelehnt hat, dem Grafen Rechberg durch eine Note ein Mittel in die Hand zu geben, durch welches er jeden Mediationsversuch im Keime ersticken konnte, geht der österreichische Minister wieder auf seine principiellen Einwendungen gegen die Vermittelung zurück. Zu der preußischen Mediation hatte das Wiener Cabinet also nur in der Erwartung seine Zustimmung gegeben, daß Preußen die Thorheit begehen werde, durch den beantragten Notenaustausch einen Schritt zu thun, der die Mediation factisch unmöglich machte; sobald Graf Rechberg sich in dieser Erwartung getäuscht sieht, nimmt er von seiner Zustimmung zur Mediation weiter keine Notiz, sondern erklärt sich gegen das ganze Vermittelungsproject. Ja, das Abgehen von den früheren Verabredungen wird noch gewaltsamer. Die preußischen Friedensvorschläge sollen, wenn sie bei dem Wiener Cabinet Beachtung finden wollen, nach der Depesche des Grafen Rechberg unter allen Umständen darauf hinausgehen, daß sie „den Territorialbestand von 1815 und die Souveränetätsrechte Oesterreichs und der übrigen Fürsten Italiens unverletzt erhielten.“ Bekanntlich hatte Oesterreich die Einmischung der europäischen Mächte in seine Specialverträge einzig und

allein durch die Bemerkung abgelehnt, daß eine derartige Einmischung die volle Souveränetät Oesterreichs und der italienischen Fürsten beeinträchtigen würde; auch eine Hinwirkung auf innere Reformen in den italienischen Staaten sollte nach österreichischer Auffassung mit der Souveränetät des Papstes und der andern italienischen Fürsten unvereinbar sein. Die besondere Betonung der Souveränetäts-Rechte in jener Stelle hat also den Sinn, daß die preußischen Friedensvorschläge die berufenen Specialverträge und das bisherige Regime in Italien intact erhalten müßten, wenn sie bei dem Wiener Cabinet Beachtung finden sollten.

Zum Schluß nimmt die Depesche das Zugeständniß, daß der preußischen Regierung für alle am Bunde zu ergreifenden Maaßregeln die Initiative überlassen werden solle, förmlich zurück. Es stellt dieses Zugeständniß so dar, als ob es ausschließlich an die Bewilligung des beantragten Notenaustausches geknüpft und mit der Ablehnung desselben hinfällig geworden wäre.

Damit waren also die Verhandlungen auf ihren ursprünglichen Ausgangspunkt wieder zurückgeschroben. Jede Uebereinstimmung wurde, nachdem Preußen einmal mobil gemacht hatte, geflissentlich zerstört. Sie bestand nicht mehr, — weder in Bezug auf den Kriegszweck, denn Oesterreich schrieb wieder die Vertheidigung der Specialverträge auf seine Fahne, — noch in Bezug auf das politische Vorgehen Preußens, denn Oesterreich mißbilligte wieder den Plan einer bewaffneten Vermittelung, — noch in Bezug auf das Auftreten am Bunde, denn Oesterreich behielt sich auch hier wieder eine völlig freie Entscheidung vor.

Wir wollen mit Niemand rechten, der dieses Auftreten des Wiener Cabinets für ein loyales hält. Es liegt darin *ein einseitiges und willkürliches Abgehen von frühern Verabredungen und Zugeständnissen*. Denn — hätte das Wiener Cabinet denselben Standpunkt, den es in dieser Depesche einnimmt, auch bei den Verhandlungen mit General v. *Willisen* eingenommen, worin lag dann das erzielte Einverständniß, dessen schriftliche Beurkundung Graf *Rechberg* wünschte? Dann, vielmehr, wäre nur die fortdauernde Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Regierungen zu constatiren gewesen.

Die Note des Grafen *Rechberg* hatte also das Resultat der Verhandlungen *vernichtet*, das sie österreichischerseits bekräftigen sollte. Wiederum hatte Preußen die bundesfreundliche Gesinnung des deutschen Bruderstaats erfahren. Die preußische Regierung mußte jetzt, nachdem alle Verhandlungen fruchtlos geblieben waren, nicht bloß jede Hoffnung auf eine Einigung aufgeben; sie mußte sogar darauf gefaßt sein, daß ihre weitern Handlungen ebenso wie die Mobilmachung, weit davon ent-

fernt, ein freundliches Entgegenkommen des Wiener Cabinets zu bewirken, dasselbe vielmehr nur bestimmen würden, mit seinen Ansprüchen und Zwecken desto nackter hervorzutreten, je weiter sich Preußen thatsächlich engagirte. Sollte man für diesen Staat in einen Kampf ziehen, dem er Zielpunkte setzen wollte und im Fall des Erfolges auch wirklich gesetzt hätte, welche Preußen verdammen mußte? Um die befürchtete Suprematie Frankreichs zu verhindern, wollte Preußen das Schwert ziehen; jetzt trat ihm von ganz anderer Seite in nackter Wirklichkeit ein Anspruch auf Suprematie entgegen, indem ihm auf Grund der heiligen Allianz der Kampf für die Sache Oesterreichs, ohne Weiteres, als eine selbstverständliche Pflicht zugemuthet wurde.

Sicherlich war Preußen von seinen Zusicherungen durch die Note des Grafen Rechberg entbunden. Es war formell und moralisch berechtigt, eine neue Position zu wählen. Es hätte sich auf die von England innegehaltene Linie zurückziehen können.

Aber die preußische Regierung ließ sich weder durch Empfindlichkeit, wie sehr sie auch gerechtfertigt sein mochte, noch durch die Rücksicht auf die Gefahren, denen sie in der Wirksamkeit für einen solchen Bundesgenossen entgegenging, in ihren Pflichten gegen Deutschland irre leiten. Sie schwankte nicht einen Moment. Die Note des Grafen Rechberg datirt vom 22. Juni; am 24. Juni hatte die preußische Regierung ihre bekannte Circular-Depesche an die deutschen Höfe verfaßt, in welcher sie ihren Entschluß zu erkennen gab, die Aufrechterhaltung des österreichischen Territorialbestandes zum Ausgangspunkt ihrer Vermittelung zu machen. Die Depesche war geschrieben, ehe die preußische Regierung von der Note des Grafen Rechberg Kenntniß erhalten; aber das Eintreffen dieser Note bestimmte das Berliner Cabinet nicht, die Mittheilung seiner Depesche an die deutschen Regierungen zu unterlassen.

Man wird es nun verstehen, weshalb Herr v. Schleinitz im Eingange der Depesche mit besonderem Nachdruck hervorhebt, daß Preußen den Plan einer Vermittelung festhalte und festhalten müsse. Der preußischen Regierung diesen Weg der Friedensstiftung zu verbarricadiren, — dazu hatte Oesterreich während des ganzen Laufes der Verhandlungen und noch neuerdings durch die Forderung des Notenaustausches eine hartnäckige Neigung an den Tag gelegt. Um so nachdrücklicher mußte sich Preußen diesen Weg offen erhalten. Aber es verhehlte sich nicht, daß derselbe möglicherweise zu dem erstrebten Ziele nicht führe. „Wir werden allerdings," heißt es in der Depesche, „Alles aufbieten, um den Krieg vom Bunde so lange als möglich fern zu halten. Aber andererseits können wir uns nicht verhehlen, obwohl wir Grund haben anzunehmen, es werde

unser Mediationsversuch nicht ohne Rückwirkung auf die großen Cabinete sein, daß für Preußen aus der Verfolgung der angedeuteten Politik dennoch der Kriegsfall gegen Frankreich erwachsen könne. Bei diesem Kriege, weil er nur vom Bundesgebiete aus geführt, und weil er für die von uns ins Auge gefaßte Eventualität wesentlich um deutscher Rechte und Interessen willen ausbrechen würde, könnte der Bund nicht unbetheiligt bleiben, und wir halten es daher für unsere besondere Pflicht, rechtzeitig Maaßnahmen anzuregen, welche die vier außerpreußischen und außerösterreichischen Bundescorps in den Stand setzen, im eintretenden Falle in Uebereinstimmung mit den preußischen Armeen schlagfertig für den gemeinsamen Zweck einstehen zu können ... Gestützt auf eine starke Militäraufstellung, gedenken wir die Friedensfrage, unter Anstrebung der Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien, im geeigneten Momente bei den großen Cabineten in Anregung zu bringen und mit der Mediation vorzugehen."

Und dieser "geeignete Moment" war nach der Ansicht der preußischen Regierung bereits eingetreten. Denn von demselben Tage — dem 24. Juni — datiren ihre Depeschen an die königlichen Gesandten zu London und St. Petersburg, durch welche die beiden neutralen Mächte von der Absicht Preußens, eine Mediation zu versuchen, in Kenntniß gesetzt wurden.

Obgleich diese Depeschen zunächst den Zweck hatten, die Ansichten der beiden Großmächte über die Opportunität einer Mediation zu ermitteln und sie zur Theilnahme an derselben geneigt zu stimmen, deutet die preußische Regierung doch die beiden wichtigsten Gesichtspunkte an, die sie ihrerseits bei Feststellung der Friedensgrundlagen festzuhalten gesonnen war. Sie bezeichnet als das Hauptmotiv ihres Auftretens die Möglichkeit, daß der Krieg zu einer Veränderung des europäischen Gleichgewichts führen könne "durch Schwächung eines Kaiserreichs, mit welchem uns die Bande deutscher Bundesgenossenschaft verknüpfen," — und betont diesen Punkt nochmals: "trotz dieses Fehlers" (daß Oesterreich gegen den dringenden Rath Europas die Rolle des angreifenden Theiles übernahm) "trotz dieses Fehlers sind wir nichts desto weniger der Ansicht, daß Europa, und Deutschland insbesondere, nicht gleichgültig der Schwächung einer Macht zusehen können, welche uns durch ihre geographische Lage und ihre eigenthümliche Gestaltung stets als ein wesentliches Element und natürlicher Bürge des allgemeinen Gleichgewichts erschienen ist." Sie giebt also ihre Absicht zu erkennen, eine Schwächung Oesterreichs zu verhindern, und bezeichnet die Erklärung des Kaisers Napoleon, für Frankreich weder Eroberungen noch Gebiets-Vergrößerungen anstreben zu wollen, ausdrücklich

„als eine der Voraussetzungen, auf Grund deren man hoffentlich bald und in gemeinsamem Einverständnisse zur Abfassung der Vorschläge gelangen wird, welche wir in Gemeinschaft mit dem englischen und russischen Hofe an die kriegführenden Mächte zu richten wünschten.“ Als zweiten Gesichtspunkt der Vermittlung stellt Preußen die Sorge für Reformen in Italien hin. „Wir glauben,“ heißt es in der Depesche, „daß wirkliche und weitgehende Reformen ein höheres und gerechteres Mittel zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe in jenen Landestheilen sein werden, als es jene Gewaltmaaßregeln und die Entfaltung von militärischen Kräften sein könnten, welche für Oesterreich eben so lästig, als außer Verhältniß zu den Hülfsquellen seiner italienischen Provinzen sind. Gleicherweise sind wir der Ansicht, daß die Verträge, kraft welcher Oesterreich über mehrere Nachbarstaaten eine Art Protectorat ausübte, durch eine Combination ersetzt werden können, welche der Anschauung der Bevölkerungen weniger widerstrebt.“

Drei Tage später drang Preußen auf eine Beschleunigung der Verhandlungen in Petersburg und London; schlug vor, sie nach Berlin zu verlegen und erklärte ausdrücklich, daß es seinerseits die Mediation „nicht mehr hinausschieben könne.“

Das ist der Thatbestand, wie er aus den Actenstücken sich ergiebt. Diesem diplomatischen Auftreten gingen Preußens offenkundige militärische Maaßregeln zur Seite. Am 14. Juni war der Befehl, daß sechs preußische Armeecorps mobilisirt werden sollten, veröffentlicht worden. Am 25. Juni, — einen Tag nach dem Erlaß der Depeschen an die deutschen Höfe und an die Gesandten in London und St. Petersburg — beantragte Preußen am Bundestage die Mobilisirung der beiden Armeecorps Südwestdeutschlands. Zwei Tage nachdem dieser Antrag zum Beschluß erhoben, — am 4. Juli — erfolgte der preußische Antrag auf Mobilisirung der beiden andern deutschen Armeecorps. Angesichts dieses Thatbestandes behauptet Oesterreich, daß es von seinem Bundesgenossen im Stich gelassen sei! —

Die Friedenspräliminarien von Villafranca sind, soweit sie die Schwächung Oesterreichs, die Abtretung der Lombardei betreffen, präcis und dispositiv, so daß das Wiener Cabinet diesen Theil des preußischen Programms in definitiver, freilich in unerwünschter Weise erledigt hat und ein Congreß in dieser Beziehung nichts mehr ändern kann und wird. Deutungsfähig und unbestimmt blieben die Verabredungen über das Schicksal der andern italienischen Staaten; und die Frage innerer Reform — der zweite Theil des preußischen Programms — blieb unberührt; dies wäre also das zweite Gebiet, auf dem ein Congreß wirken könnte. Diese Wirksam-

keit würde freilich kaum im Sinne Oesterreichs ausfallen. — Aber so hat Kaiser Franz Joseph es gewollt.

Die inzwischen eingetretenen Ereignisse sind indeß nicht der Art, daß wir dem Zusammentreten des Congresses heute mit geringerer Abneigung als vor vier Wochen entgegen sehen sollten. Da Kaiser Napoleon es für angemessen gehalten hat, durch den Friedensabschluß einen Versuch zur Lösung der italienischen Frage ohne die Mitwirkung Europas zu machen, so scheint es rathsam, auch die Erledigung der dadurch geschaffenen Schwierigkeiten und die Ausgleichung der Ansprüche seiner Clienten, Sardiniens und der mittelitalienischen Staaten, mit denen Oesterreichs ihm zu überlassen. Sicher ist es, daß er die Macht zur Entscheidung in Händen hat, und eine Lösung in einem Sinne, der seinen Absichten widerspricht, zu erzwingen, dazu wird selbst England, das seine Sympathien für die italienische Freiheit stets am lautesten bekannt hat, zur Zeit nicht geneigt sein. Dem Congreß würde also voraussichtlich nur die Aufgabe bleiben, das Mißvergnügen, welches jedwede Entscheidung in dieser unglücklich zerrütteten Angelegenheit auf der einen oder der andern Seite erregen muß, von dem Haupte des Kaisers auf sich selbst abzulenken. Indeß wird man hierüber erst dann mit Sicherheit urtheilen können, wenn man übersieht, welche Aufgaben die Conferenzen zu Zürich der Regelung durch einen Congreß überlassen werden. —

Die seit dem Frieden von Villafranca in Mittelitalien eingetretenen Ereignisse sind übrigens in hohem Grade geeignet, die Sympathien Europas und insonderheit Deutschlands zu erwecken. Es zeugt von einer hohen politischen Befähigung der Führer und nicht weniger von dem ernsten Streben des Volks, daß in diesen Ländern, die sich plötzlich von ihren Dynastien verlassen sahen, die Uebernahme der Selbstregierung ohne nennenswerthe Erschütterung erfolgte, und daß die Staatsangelegenheiten in regelmäßigem Gange einer definitiven Constituirung entgegengeführt werden. In Paris soll die Bewegung von hoher Seite als ein „Strohfeuer“ bezeichnet worden sein; aber nach den gewöhnlichen Kriterien eines Strohfeuers sieht man sich hier vergebens um, und sehr glaubwürdige Nachrichten flößen sogar die Ueberzeugung ein, daß die Bewegung, in Toscana wenigstens, an nachhaltiger Kraft gewinnt; denn hier hat sich auch das früher zum Theil dynastisch gesinnte Landvolk von der Dynastie abgewendet, seitdem der Großherzog an der Schlacht bei Solferino theilgenommen. Nicht minder, als die maaßvolle Haltung und das geordnete Vorschreiten, spricht der Umstand für den patriotischen und politischen Sinn der Italiener, daß sie entschieden nach politischer Macht hinstreben und die Bildung eines starken italienischen Königreichs, durch den Anschluß der

Mittelstaaten an Piemont, in die erste Linie stellen. Man hört hier nicht die Phrase: „Ich bin mit Leib und Seele ein Italiener, aber ich bin auch ein guter Parmesane!“ um auf Grund dieses Arguments die alte Zersplitterung aufrecht zu erhalten; man zieht im Gegentheil eine völlige Vereinigung mit Piemont jeder wie immer gearteten Selbständigkeit vor, sogar der Selbständigkeit unter einer Personal-Union. Auch das Räsonnement, daß man, da der König von Neapel sich doch nie der Krone Sardinien unterordnen werde, durch einen Anschluß an Piemont Italien zerreiße oder Neapel aus Italien „hinausdränge,“ findet in den gesunden Herzen der Italiener keinen Boden; solche Tiefsinnigkeiten überläßt man dem nebelreichen Lande im Norden der Alpen.

In dem Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen ist seit dem Laxenburger Manifest und dem mit dem Mainzer Mediations-Project ausgestatteten Circularschreiben des Grafen Rechberg vom 16. Juli eine Aenderung nicht eingetreten. Graf Rechberg hat den Nachweis, daß er den deutschen Regierungen ein unechtes Actenstück unterbreitet und auf Grund eines Falsums seine Anschuldigungen gegen Preußen erhoben hat, stillschweigend hingenommen, und nicht einmal denen gegenüber, die sich durch jene Handlung der Gefahr einer Täuschung ausgesetzt sahen, ein Wort der Entschuldigung für angemessen erachtet. Was die Haltung betrifft, die das Wiener Cabinet gegen Preußen einzunehmen gesonnen oder verbunden ist, so wirft ein beachtungswerther Zwischenfall Licht auf sie. In mehrere Zeitungen war die ganz unbegründete Nachricht übergegangen, daß das Wiener Cabinet Schritte gethan habe, sich der preußischen Regierung zu nähern. Oesterreich beeilte sich, diese Nachricht öffiziös zu dementiren. Bald darauf erfolgte auch Seitens des französischen Gouvernements ein offiziöses Dementi in der „Patrie.“ Eine offiziöse Berichtigung der Nachricht, daß zwei auf friedlichem Fuße stehende Regierungen sich einander nähern, ist an und für sich eine eben so seltene wie auffallende Erscheinung; sie läuft darauf hinaus, die Fortdauer eines gespannten Verhältnisses amtlich zu constatiren, und zu einem solchen Schritt entschließt man sich nicht, wenn Niemand bei der Fortdauer eines solchen gespannten Verhältnisses besonders interessirt ist. Hat die falsche Nachricht vielleicht in Paris eine unangenehme Ueberraschung verursacht und eine Anfrage in Wien veranlaßt, die man hier durch das Dementi in beruhigender Weise zu beantworten sich beeilte? Und hat man sich dann auch in Paris die Genugthuung nicht versagen können, in offiziösem Ton zu constatiren, daß man auf Oesterreich — allezeit Mehrer des Reichs — noch zählen dürfe? Jedenfalls wissen wir, wessen wir uns von Oesterreich zu versehen haben.

Unter solchen Umständen gereicht es uns zu um so lebhafterer Genugthuung, daß das, was Preußen während der letzten Krisis gewollt und erstrebt hat, in Deutschland eine immer gerechtere Würdigung findet. Diese Stimmung gewinnt dadurch einen besonderen Werth, daß sie nicht ausschließlich retrospectiver und kritischer Natur ist, sondern sich durch die Sorge für unsere Zukunft zu bethätigen sucht. Sie nimmt darin einen normalen Entwickelungsgang: je mehr die Ueberzeugung Boden gewinnt, daß es in der jüngstvergangenen Zeit nicht an unserem *Wollen* gelegen hat, wenn Deutschland in ihr eine einflußreiche Machtstellung nicht einnahm, desto natürlicher erwächst daraus die Frage, wie man in Zukunft auch das *Können* ermögliche. Die Ueberzeugung, daß eine Machtentwicklung Deutschlands auf Grund der Bundesverfassung unmöglich sei, bricht sich immer mehr Bahn und wird durch die entgegengesetzte Behauptung nicht mehr erschüttert werden. Daß von einer wirksamen deutschen Politik nicht die Rede sein kann, so lange dreißig Minister ohne Concordanz Noten schreiben dürfen, die sich durchkreuzen und von verschiedenen, wo nicht gar entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgehen, leuchtet Jedem ein, der sein Auge nicht absichtlich verschließen will; und daß wir gegen eine centralisirte Militärmacht, wie Frankreich, mit einem Bundeskriegsrath im Hintergrunde einen erfolgreichen Kampf nicht bestehen können, darüber schien ebenfalls nur Eine Stimme zu herrschen, — bis der Herzog von Meiningen sein Votum dahin abgab, daß der Erfolg im Gegentheil durch stricte Ausführung der Bundesverfassung verbürgt würde.

So regt sich überall in Deutschland das Bestreben, eine Besserung herbeizuführen. Man will eine starke Centralgewalt, welche die Macht Deutschlands würdig repräsentirt und zur Geltung bringt; man will neben ihr eine Nationalvertretung, welche dem politischen Leben der Nation eine wirklich bedeutungsvolle Bahn eröffnet. Wir sind sicherlich weit entfernt, die Schwierigkeiten zu unterschätzen, die sich der Erreichung dieses Ziels entgegen stellen; aber wir können unmöglich übersehen, daß *dieses* Ziel um ein Bedeutendes näher liegt, als dasjenige, welches die Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 im Auge hatten. Damals handelte es sich um die Herstellung einer Einheit auch in den mannichfaltigen und wichtigen, zum Theil sehr festgewurzelten Einrichtungen des inneren politischen Lebens; heute bezweckt man nur, die deutsche Nation *dem Auslande gegenüber* zusammenzufassen, und dieses kann durch Einheit des *diplomatischen* Vorgehens und der *militärischen* Führung erreicht werden, ohne daß die Besonderheiten der Staaten und Stämme alterirt werden dürften. Die damaligen Einheitsbestrebungen suchten die Souveränetätsrechte der Fürsten auch für die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete

der Gesetzgebung zu schmälern, — auf einem Gebiete, wo sie wirklich von praktischem Werth sind und wo sie, wenn nicht zum Vortheil Deutschlands, so doch zum Vortheil der Einzelstaaten geltend gemacht werden können; das Ziel der gegenwärtigen Bewegung erheischt nur, daß die Souveränetät in Bezug auf selbständige Diplomatie und militärische Oberleitung ein Opfer bringt, d. h. daß sie sich solcher Rechte entäußert, denen bei unbefangener Prüfung doch nur ein geringer oder gar kein Werth eingeräumt werden kann, oder — richtiger ausgedrückt — deren Werth nur auf einer Fiction beruht.

Und dieses Ziel können wir bei einiger Ausdauer der nationalen Bewegung unmöglich für unerreichbar halten. Man möge sich dadurch nicht irre leiten lassen, daß der Ruf, man wolle Oesterreich aus Deutschland ausschließen, daß die Idee einer Gliederung Deutschlands in drei oder vier Gruppen sich wieder vernehmen lassen. In diesen Ideen ist keine innere Wahrheit, keine Lebenskraft. Sie werden verschwinden, wenn ihre Nichtigkeit nachgewiesen, — schlimmsten Falls, wenn sie praktisch herausgestellt wird. Man wird sich davon überzeugen, daß bei einer Uebertragung der militärischen und diplomatischen Leitung an die Krone Preußen von einer Lösung des Bundesverhältnisses nicht die Rede ist, daß dabei von einer Hinausdrängung Oesterreichs aus Deutschland ebenso wenig gesprochen werden kann, als bei der Verwirklichung der Trias-Idee von einer Hinausdrängung Oesterreichs und Preußens. Das Bundesverhältniß muß und wird vielmehr bestehen, so lange das Haus Habsburg, so lange die Kronen Holland und Dänemark deutsche Länder besitzen. Man wird sich ferner davon überzeugen, daß man sich, sobald man außerhalb Preußens eine Gruppirung versucht, auf die abschüssige Bahn begiebt, die unfehlbar in den Schooß des vielköpfigen Bundestages führt, — und wenn man sich dieser Ueberzeugung hartnäckig verschließen sollte, so würden wir unsererseits nichts dagegen haben, daß man einen praktischen Versuch wagte, daß die außerösterreichischen und außerpreußischen Länder sich wirklich zu einer besondern, in sich einheitlichen Gruppe zu constituiren suchten. Gelingt das Project, so würde unserer Ansicht nach dadurch freilich die Zerreißung Deutschlands besiegelt sein; aber eine Einigung wird unter drei Staaten, wenigstens für gewisse Fälle, noch immer eher zu erzielen sein, als unter dreißig und einigen; und die Besorgniß, daß die dritte Gruppe, als ein Föderativstaat, in Politik und Action nicht die gehörige Energie entwickeln, sondern haltlos zwischen Oesterreich, Preußen und Frankreich einherschwanken wird, — diese Besorgniß könnte durch ein strafferes Zusammenziehen des einigenden Bandes, durch die Uebertragung umfangreicherer Souveränetätsrechte an die Krone Bayern — denn dieser würde

die Leitung natürlich zufallen müssen — wesentlich gemindert werden. Wir glauben indeß, daß sich die Unausführbarkeit dieses Projects schon bei den ersten Schritten mit Evidenz herausstellen wird. Man wird die Einigung des außerpreußischen Nordens und Südens bald als ein ganz aussichtsloses Unternehmen betrachten lernen. Man wird sich überzeugen, daß auch innerhalb des außerpreußischen Nordens eine freiwillige Unterordnung Sachsens unter Hannover ebenso wenig zu erzielen ist, wie innerhalb der südlichen Gruppe eine Unterordnung Würtembergs unter Bayern. Und wenn wir gerecht sein wollen, werden wir das Widerstreben, das hier überall hervortreten wird, nicht als feindseligen Eigensinn betrachten dürfen. Wie gering auch die Opfer sein mögen, welche eine derartige Einigung zu bestimmten Gruppen den deutschen Souveränen auflegt, es sind eben Opfer, die für die deutschen Fürsten mindestens einen ideellen Werth besitzen und mit denen die Bedeutung dessen, was durch sie erreicht wird, in einem billigen Verhältniß stehen muß. Man kann sie dem nationalen Sinn der Fürsten zumuthen, wenn das deutsche Volk dadurch wirklich zu politischer Macht in Europa gelangt; man kann sie ihnen nicht zumuthen, wenn es sich blos um die Bildung kleinerer Gruppen handelt, die doch nie als politische Mächte auftreten könnten. Hier wären die Opfer zwecklos, und doch müßten sie größer sein als bei einem Uebereinkommen mit Preußen, wenn der leitende Staat innerhalb jeder Gruppe die Kraft erhalten soll, den Widerstreit unter fast gleichstehenden Rivalen zu bemeistern; Preußen ist an sich eine Macht und kann deshalb den mit ihm föderirten Staaten eine ungleich größere Selbständigkeit gönnen.

Noch ein anderer Umstand kommt hinzu. Hand in Hand mit dem Streben einer starken Centralgewalt geht das Streben nach einer Nationalvertretung. Was bedeutet dieses Streben und woran liegt es wohl, daß es außerhalb Preußens so ungleich entschiedener in den Vordergrund tritt als in Preußen? Kommt es den politischen Männern im Südwesten Deutschlands lediglich darauf an, daß ihnen außer ihren Kammerlocalen in München oder Stuttgart noch ein anderer Sprechsaal eröffnet wird? Keineswegs! Aber es liegt ein tiefempfundener Widersinn darin, daß diejenigen Deutschen, welche das preußische Volk bilden, obgleich sie weder an politischer Befähigung noch an politischem Interesse einen Vorzug besitzen, doch eine parlamentarische Vertretung genießen, welche in großen, politischen Fragen einen bestimmenden Einfluß geltend machen kann und einer stets wachsenden Bedeutung entgegengeht, während die politische Thatkraft der andern Deutschen in Debatten, welche nur für das eigene Land Interesse besitzen, verzehrt wird und jeder Erörterung über weitergreifende Fragen das entmuthigende Gefühl zur Seite geht, daß diese

Erörterungen eigentlich an einflußreicherer Stelle stattfinden müßten. So verstehen wir es, wenn außerhalb Preußens an die Forderung einer starken Centralgewalt als unerläßliches Correlat die Forderung einer Nationalvertretung geknüpft wird. Es spricht sich darin der Wille von Männern aus, die sich ihrer Würde bewußt und von einem hochsinnigen Streben beseelt sind, welches sich nur mit Mißbehagen auf einen engumgränzten Kreis beschränkt sehen kann; sie wünschen, in großen Dingen ihren vollen Werth am rechten Orte in die Wagschaale der Entscheidung legen zu können. — Darf man meinen, einem solchen Streben durch die Bildung kleinerer Staatengruppen zu genügen? Das hieße wahrlich, vor die unrechte Schmiede gehen.

Es wird darauf ankommen, diesen einfachen Betrachtungen bei der Nation Eingang und Zustimmung zu verschaffen. Wir wissen recht gut, daß sie nicht, wie das Licht von Damaskus, plötzlich wunderbare Bekehrungen anrichten werden; denn es ist nicht ein bloßer Irrthum, den wir zu beseitigen haben, — ein Irrthum weicht schnell, wo sich die Wahrheit erkennbar ihm gegenüberstellt; es ist vielmehr eine Mischung von Irrthum und Vorurtheil, die praktischen Reformplänen hinderlich ist, und diese unterliegt nur unter andauernder und allseitiger Einwirkung der Wahrheit einem allmählichen Verflüchtigungsprozeß. Aber die Erfahrungen der letzten Zeit und die Gefahren, von denen Jedermann das Vaterland umdroht sieht, werden denjenigen, welche die Nation zu einheitlicher Kraft hinaufzuführen suchen, wesentlich zu Hülfe kommen. Ein Gedanke scheint schon jetzt hinlängliche Festigkeit gewonnen zu haben: die deutsche Nation will eine politische Macht werden. Wird dieser Gedanke nach allen Seiten hin zur Klarheit ausgearbeitet, so sinken die Ideen von einer Zerlegung Deutschlands in Gruppen neben Preußen und Oesterreich in ihr Nichts zurück. Die Nation will ferner, daß ihr innerhalb des umfang- und inhaltreicheren Kreises politischer Bedeutung, der dem Vaterlande dann zufallen würde, durch ein Parlament eine würdige Bethätigung ihres politischen Sinnes gesichert werde. Sie will die Macht, nicht bloß um ihrer selbst, sondern auch um der Freiheit willen. Ist das ihr ernster Entschluß, so kann es ihr unmöglich zweifelhaft bleiben, wo für Macht und Freiheit die beste Bürgschaft liegt. Und dann wird sie Beides erreichen.

Aus Oesterreich.

17. August.

Die gewaltige Aufregung, das Staunen und der Aerger über den plötzlichen Friedensschluß hat sich in den letzten Wochen sichtlich gelegt. Einzelne Zeitungen werden zwar nicht müde, gegen Preußen Giftpfeile zu schleudern und über die Undankbarkeit des Bundesgenossen und eigentlichen Vasallen Klage zu führen. Wurden aber schon früher ihre Versicherungen mit mißtrauischem Blicke betrachtet, so haben jetzt die diplomatischen Enthüllungen vollends die Glaubwürdigkeit derselben zerstört. Es verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, daß unsere Provinzialpresse, soweit sie sich noch regen darf, diesen Wiener Journalpfeifen kein Ohr leiht, vielmehr mit Entschiedenheit vom ersten Anfange an das System der Verhetzungen brandmarkte. Während hier in Wien unter den Augen der Regierung, ja in ihrem Namen Schimpf und Spott auf Preußen gehäuft wurde, und dies offizielle Organ die »vereinigte Macht der beiden Kaiser« dem unzufriedenen Italien und allen liberalen Staaten Europas drohend entgegenhielt, haben die kleinen aber vielgelesenen Provinzblätter einmüthig die Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich abgeläugnet, dagegen der Freundschaft mit Preußen als einer Lebensbedingung für den Kaiserstaat das Wort gesprochen. Sie sind es auch, welche die Reformverheißungen des Manifestes am zähesten im Gedächtnisse bewahren und die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken emsig bemüht sind. Es ist ihnen vollkommen gelungen. Seit vierzehn Tagen ist der Frieden von Villafranca und was daran hängt, gänzlich in den Hintergrund gedrängt, die muthmaaßlichen Veränderungen im Ministerium und in der Politik der wichtigste Gegenstand öffentlicher Neugierde. Da über alle offiziellen Vorgänge die Zeitungen grundsätzlich tiefes Schweigen beobachten müssen, so nährt sich die Neugierde ausschließlich von den Gerüchten, welche von Mund zu Mund wandern und natürlich auf diesem Wege gar seltsame Wanderungen durchmachen. Jeder Tag gebiert sie neu, jeder folgende Tag zeigt sie schon bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Sie alle anzuführen, zu prüfen und zu sichten, lohnt nicht der Mühe, da sie in dem nächsten Augenblicke bereits veraltet erscheinen. Von sicheren Thatsachen wissen wir bisher nur, daß eine theilweise Veränderung des Ministeriums allerdings im Werke steht, daß Bach's Portefeuille zuerst dem alten Grafen Wolkenstein angetragen, von diesem aber abgelehnt wurde und daß bis zu dieser Stunde kein Nachfolger für Bach gefunden werden konnte. Als Rathgeber in dieser Krisis nennen Wohlunterrichtete den Minister Rechberg und den früheren Gesandten in Paris Herrn Hübner, als Ministercandidaten tauchen noch Graf Leo-Thun und Graf Clam-Martinitz, der Statthalter von Krakau auf. Lag in der Situation irgendwelche Unklarheit, hatte der Eine oder der Andere Zweifel über die Natur der bevorstehenden »Reformen«: so werden sie durch die eben aufgezählten Namen gänzlich beseitigt. Sie können nicht bezeichnender, nicht deutlicher gewählt sein. Also Graf Wolkenstein gilt als der Mann der rettenden Thaten,

die Verkörperung des strengen Tirolerthums, der heftige Gegner der administrativen Centralisation, der Bewunderer altständischer Einrichtungen, der im Adel und in der Kirche die einzigen dauernden Stützen des Staates findet, der die Beamtenherrschaft, wie sie unter Bach's Ministerium sich in Oesterreich eingelebt hat, haßt, aber auch die moderne Staatslehre von gleichen Rechten aller Bürger, von Volksvertretung und constitutionellen Befugnissen nicht liebt. Der Autonomie der Provinzen zugethan, besitzt er für die freilich oft wunderlichen Ansichten von der Gleichberechtigung aller Nationalitäten kein Verständniß. Neben Wolkenstein begegnen wir den Namen Rechberg und Hübner. Beide repräsentiren das politische System Schwarzenberg's, werden es an dem Drucke auf Süd-Deutschland, an Anstrengungen, die verlorene Herrschaft in Italien wieder zu gewinnen, nicht fehlen lassen; Rechberg's politische Richtung bestimmen kirchliche Interessen in hohem Grade; Hübner, dessen Einfluß auf den Gang der Regierung seit 1848 viel bedeutender ist, als man in weiteren Kreisen annimmt, kann als Bürge angesehen werden, daß das in Frankreich zur Virtuosität ausgebildete Polizeisystem auch in der reformirten Verwaltung eine hervorragende Stelle behaupten werde. Ehedem mit der Literatenpolizei in Leipzig und mit einer geheimen Polizeisendung in Mailand betraut, hat er in Paris reiche Gelegenheit gefunden, seine Gaben zu entwickeln: er ist Pietri's Freund und größter Bewunderer. Graf Leo-Thun als Candidat für das Ministerium des Innern wird von Vielen nicht ernst genommen, da er in das Amt auch nicht die geringste Befähigung, wohl aber schwer wiegende Vorurtheile bringen dürfte. Daß er in früheren Jahren als Advocat czechischer Ansprüche auftrat, für ein glorreiches Slawenthum schwärmte, ist zwar schon längst, auch von ihm selbst vergessen, leicht könnten aber die Ungarn für seine heftige Befehdung magyarischer Staatsmänner ein treues Gedächtniß bewahrt haben. Graf Thun besitzt noch aus seiner Jugendzeit einige administrative Traditionen, doch konnte ihm seine Verwendung in untergeordneten Aemtern keine Geschäftsübersicht gewähren, den Grundfehler seines Characters, Unentschlossenheit und namenlose Willensschwäche nicht heilen. Sein späteres Wirken als Gouverneur von Böhmen, wo er durch Einsetzung einer provisorischen Regierung, aus den radicalsten Elementen gemischt, die Dynastie zu stützen meinte, und als Unterrichtsminister bietet eine ununterbrochene Kette von Beweisen, daß jene Eigenschaften eine reiche Entfaltung gewonnen haben. In der letzten Zeit rühmte man ihn als einen Schild gegen die Ultramontanen. Wenn er auf die Forderungen der Concordatspartei nicht immer hörte, so hat, fürchten wir, seine bekannte physische Taubheit größeres Verdienst daran, als seine Einsicht in die Verwerflichkeit der klericalen Tendenzen. Jedenfalls kann diese Partei eine große Kräftigung von dem Eintritte des Grafen Martinitz in das Ministerium erwarten. In übertriebener Kirchlichkeit groß erzogen, kaum daß er die Schule verlassen, von seinen Standes- und Meinungsgenossen zum künftigen Minister designirt, dient sein Name auf den Ministerlisten als trefflicher Beweis, mit welcher zähen Ausdauer die aristokratisch-klericale Partei ihre Zwecke verfolgt. Wir erinnern uns gar wohl, daß, als der Name des jungen Martinitz vor zehn Jahren zum ersten Mal genannt wurde, adelige Kreise in ihm schon da-

mals den künftigen Minister Oesterreichs begrüßten. Die öffentliche Meinung trug ihn nicht, persönlicher Verdienste konnte er sich auch nicht rühmen, Bach's Anhang sah in ihm den lachenden Erben des Meisters und suchte seine Laufbahn nach Kräften zu hemmen. Trotzdem stieg er auf der Leiter der Beamtenhierarchie mit merkwürdiger Raschheit, blieb auf keiner Stufe länger, als eben nöthig war, um den Fuß sicher auf die nächste zu setzen und jetzt — zweifelt Niemand mehr an seinem nahen Eintritte in das Ministerium. Möglich, daß ihm noch das eine oder andere Mal die Thüre verschlossen wird, wahrscheinlich, daß es sich gegenwärtig nicht um eine Neubildung, sondern nur um eine Modification des Ministeriums handelt, durch welche blos der schreiendste Vorwand zur Unzufriedenheit entfernt werden soll. Doch hat die aristokratisch-klericale Partei den Unglauben an ihre Fähigkeit, Oesterreich zu verwalten, gebrochen, so wird sie schon ihren Trägern den Weg zur Herrschaft bahnen. Der Zeitpunkt ist gekommen, wo die bis dahin spröde Hofpartei mit den kirchlich gesinnten Führern des Adels einen Vergleich einzugehen bereit ist, der Triumph der letzteren — man nennt sie mit einem nur halb treffenden, aber längst eingebürgerten Namen die österreichischen Kreuzzeitungsmänner — bevorstehend. Er trifft uns keineswegs unerwartet. Seit dem März 1849 setzte dieselbe alle Hebel in Bewegung, um die durch eigene Thorheit und Feigheit verlorenen Privilegien wieder zu gewinnen. Am Hofe und in den Regierungskreisen verläufig ohne Einfluß, suchte und fand sie in der Armee ihre erste Stütze, einen mächtigen Bundesgenossen aber bald darauf in der klericalen Partei, welche aus nicht minder gewichtigen Gründen die Centralisation befehdete und einer größeren Isolirung der einzelnen Provinzen und damit einer Zersplitterung und Schwächung der Cultur das Wort sprach; — die Bedingungen des Bündnisses zu erzählen, würde uns zu weit führen. Genug, die Präsidenten der Katholikenvereine gehören dem hohen Adel an, die geistlichen Schwesterschaften rekrutiren ihre meisten Mitglieder aus dem gleichen Kreise, bei Prozessionen gewinnt man jetzt die beste Gelegenheit, den Gothaischen Almanach zu studiren, die Wallfahrtsstraße nach Mariazell ist adeligen Kutschern ein wohlbekannter Weg geworden und, was das Wichtigste ist, das Jesuitengymnasium in Feldkirch wurde zum Erziehungsinstitute des österreichischen Adels ganz besonders eingerichtet und angenommen. Ruhige Zeiten und eine größere Klugheit des Ministeriums Bach hätten den Sieg der Verbündeten verzögert. Die Unfähigkeit des letzteren aber Ungarn zu verwalten und zu beruhigen, wurde von Tag zu Tag immer deutlicher, die Beschwerden Ungarns immer schreienden, welche bekanntlich bei oberflächlicher Betrachtung mit den Forderungen der aristokratisch-klericalen Partei zusammen fallen. Als nun die schweren Niederlagen in Italien Aller Lippen öffneten, und Ungarns Zustände laut als eine Hauptquelle der herrschenden Unzufriedenheit bezeichnet werden durften, wurde ein großer Schlag geführt. An entscheidender Stelle wies man auf die Beeinträchtigung ehrwürdiger Rechte und auf die Nothwendigkeit der Sühne hin, man betonte die Opferwilligkeit des Adels („wer in meinem Dienste bleiben will, geht in den Krieg" heißt es in dem Aufruf eines böhmischen Cavaliers an seine Forstleute, zu einem freiwilligen Jägercorps zusammenzutreten), pries den adeligen Stand als den Schild und Schirm der Dy-

nastie und verstand dies Alles so darzustellen, als ob damit dem Bedürfnisse, Ungarn zu befriedigen und die im Volke herrschende Mißstimmung zu beseitigen, volles Genüge geschehe. Die klericale Partei half eifrig mit, die Stimmung in den höchsten Kreisen für diese Forderungen warm zu erhalten. Sie hat auch nicht einen Augenblick lang ihren Einfluß verloren, im Gegentheile, da ihre Dienste zur Wiederherstellung der österreichischen Macht in Italien unentbehrlich sind, an Bedeutung wesentlich gewonnen. In der Jesuitenmission zu Puchheim in Oberösterreich, wo die aus Modena vertriebenen Jesuiten als Hofgäste weilen, weiß man mehr von der Gestalt des italienischen Bundes als auf den Zürcher Conferenzen. Ob die Partei die Früchte ihrer Anstrengungen erndten wird, müssen die nächsten Tage lehren, an welchen man allgemein die Ministerernennungen erwartet. Daß den Ernennungen rasch durchgreifende sachliche Aenderungen auf dem Fuße folgen würden, ist nicht anzunehmen, jedenfalls die öffentliche Meinung durch die Namen, die da aufgestellt werden, orientirt genug, um sich keine Illusionen zu bilden und den sogenannten Reformen mit vollkommener Ruhe entgegen zu harren. Für die Entwicklung bürgerlicher Freiheit ist auch nicht die leiseste Hoffnung vorhanden, aber auch die Furcht, es werde ein aristokratisch-klericales System bis zur äußersten Consequenz durchgeführt werden, erscheint nicht gerechtfertigt. Man kann darüber leichtsinnig hinwegsehen, daß schon die bloße Ankündigung hochadeliger Minister unter dem Landvolke eine gereizte Stimmung und die Besorgniß, es könnte die alte Unterthänigkeit der Bauern wieder belebt werden, hervorrief. Man wird aber auch jetzt nicht unterlassen, auf die Meinung der Armee zu horchen. In ihren Kreisen ist aber der Haß gegen den Adel seit dem italienischen Kriege in der schärfsten Weise ausgeprägt. Was Privatberichte vom Kriegsschauplatze melden, würde als Mährchen belächelt werden, wenn es nicht die glaubwürdigsten Männer bestätigten. Die bürgerlichen Officiere und die Mannschaft will nicht glauben, daß die bloße Beschränktheit der adeligen Führer sie in den Tod führte, sie behaupten, daß Fehler absichtlich begangen wurden, um die gegen Gyulai's Leitung geschleuderten Vorwürfe zu widerlegen und zu zeigen, daß auch ein minder aristokratisches Generalcommando geschlagen werden könne. Das ist nun gewiß aus der Luft gegriffen, aber gleichviel, ob die Beschuldigung wahr oder unwahr sei. In dem Augenblicke, wo aus den Reihen der Armee der laute Ruf: „Fort mit der Aristokratie!“ erschallt, wird Niemand in Wien den Muth haben, die gesammte Regierung im Interesse des hohen Adels zu monopolisiren. Und wenn auch der Muth nicht fehlte, — woher die Kräfte nehmen, um thatsächlich die Verwaltung zu leiten? Seitdem Studenten in der Revolution das große Wort geführt, sind wissenschaftliche Bestrebungen aller Art in den adeligen Kreisen verhaßt, seitdem die Bildung einen liberalen Anstrich gewonnen, gilt hier die Barbarei als Ehrensache. Noch nicht mannbar geworden, kaum dem Elementarunterrichte entwachsen, treten unsere Cavaliere in die Armee als Reiterofficiere ein. Lernen und Wissen ist geradezu verpönt. Glaubt man denn, diese bürgerlichen oder erst neugeadelten Statthalter, Präsidenten, Ministerialräthe würden nicht längst durch Mitglieder der hohen Aristokratie ersetzt sein, wenn nicht ein absoluter Mangel an hohen Adeligen im Civildienste eingetreten wäre?

Man vergleiche den Staatsschematismus vom Jahre 1840 mit dem zuletzt erschienenen, man schlage die Universitätsalbums verschiedener Jahrgänge nach, man prüfe den Bücher- und Lehrerverbrauch sonst und jetzt, und man wird mit Staunen gewahren, welche traurige Umwandlung in den Bildungsverhältnissen unserer Aristokratie vor sich ging. Selbst unter den jetzt so viel genannten Ministercandidaten können wir bloß Figuranten erblicken, die zu Gesetzen und Verwaltungsmaaßregeln ihren Namen leihen, aber eingehende Geschäftskenntniß nicht besitzen, (den Grafen Wolkenstein ausgenommen, dessen hohes Alter und Siechthum aber ihn kaum in Betracht ziehen lassen) — Figuranten, wie das gegenwärtige Ministerium einen solchen bereits in dem Justizminister Grafen Nádasdy aufweisen kann. Der arme Mann, der als Zugeständniß an die ungarische Aristokratie in das Ministerium trat, muß nun sehen, wie Spott und Zorn auf ihn gehäuft, wie sein Name mit dem schlechtesten Gesetze, welches das neunzehnte Jahrhundert geboren, mit dem schlechtesten, das selbst das in der Gesetzgebung so leichtfertige österreichische Ministerium fabricirt hat, in Verbindung gebracht wird. Wir meinen das von ihm am 18. Mai angeordnete Vergleichverfahren in Concurssachen, welches gerade jetzt alle Handelskammern, alle Geldleute vom Banthause bis zum Krämer herab in Bewegung setzt, und förmliche Wuthausbrüche in den betheiligten Kreisen hervorruft. Daß das Gesetz in seinen einzelnen Paragraphen crasse Widersprüche aufweist (§§. 17 und 27 schließen einander förmlich aus) versteht sich bei einem neuen österreichischen Gesetze von selbst. Daß aber ein Gesetz, das in der Absicht erlassen ist, den Credit zu stärken, so eingerichtet wird, daß es denselben nothwendig zerstören muß, daß aus dem Justizministerium eine Verordnung herabgelangt, welche alles Recht untergräbt, und Verbrechen offen begünstigt, ist denn doch auch für den lammfrommsten Schwarzgelben zu stark. Als das Haus Arnstein und Eskeles vor drei Monaten fiel, angeblich ein Opfer Napoleonischer Börsenpolitik, wurde in aller Hast ein neues Vergleichsverfahren angeordnet. Schon seine erste Wirkung war trauriger Art. In Erwartung desselben verzögerten die billigen Gläubiger die Concursklage, die Nationalbank gewann Zeit, ihre Schuldposten im Betrage von zwei Millionen zu prätendiren, die übrigen Gläubiger mußten sich im Vergleichsverfahren mit achtzehn Procent begnügen! Aber nicht genug daran. Das Verfahren gestattet, jedem Schwindler, jedem betrügerischen Schuldner, seinen Gläubigern das Gesetz zu dictiren, diese sind absolut schutzlos den Chicanen des Gegners preisgegeben. Gegen den Schuldner, welcher die Zahlungseinstellung angekündigt und das Vergleichsverfahren verlangt hat, darf in keiner Weise mehr vorgegangen, kein Personalarrest erwirkt werden, der Gläubiger, der seine Forderungen bei dem Vergleichsverfahren nicht angemeldet, verliert alle seine Rechte, der Schuldner ist zum genauen Vermögensbekenntniß nicht verpflichtet, es genügt, daß er am ersten Tage der Zahlungseinstellung eine passive Bilanz entwirft, welche als Grundlage der Verhandlung angenommen werden muß; was zwei Drittheile der Gläubiger beschließen, dem muß sich das letzte Drittel ohne Widerrede fügen. Dieses Drittel sind leider gewöhnlich die wirklichen Gläubiger, jene zwei Drittheile gute Freunde des Schuldners, die ein Scheingeschäft mit ihm schließen, ihre Forderungen mit

zehn Procenten, sage zehn Procenten ausgleichen und nun auch die übrigen reellen Gläubiger zwingen, mit zehn Procenten sich zufrieden zu stellen. Eine so günstige Gelegenheit für schlechte Zahler, ihrer Verpflichtungen wohlfeil los zu werden, kommt nicht sobald wieder, sie wird daher auch in der ausgedehntesten Weise benutzt. Die Vergleichsepidemie hat die entlegensten Ortschaften ergriffen, alle Amtsblätter sind erfüllt mit Bankerotterklärungen, alle Gläubiger zittern, der Credit hat den Todesstoß empfangen. Und diese unseligen Folgen des Gesetzes hat Niemand im Ministerium bedacht, auch nicht geahnt, viemehr ein recht ersprießliches Werk zu leisten gemeint! —

Graf Nádasdy kann aber seinen Standesgenossen auch als Warnung dienen, daß bloße Figuranten, die alle eingehende Thätigkeit von sich weisen müssen, auch die eigenen Standesinteressen nicht vertreten können. Der Aristokratie ist doch wahrlich mit dem Ruin des Grundbesitzes nicht gedient. Auch diesen Ruin kräftig gefördert zu haben, ist Nádasdy's unbestrittenes Verdienst. Seit Jahren klagt der Grundbesitz über Creditlosigkeit. Die Regierung hatte aus eigensüchtigen Motiven die rechtzeitige Gründung von Hypothekenbanken gehindert, sie fürchtete in den Hypothekenpapieren einen gefährlichen Concurrenten der Staatspapiere, die Wuchergesetze sind gleichfalls noch in Kraft, wegen der kaum noch zu erschwingenden Grundsteuer die Rente gesunken: — woher soll da der Credit kommen? Da hörte vor einigen Wochen Graf Nádasdy, eine schnelle Justiz sei ein gutes Mittel den Hypothekenkredit zu heben. Sofort wird über Nacht ein neues Gesetz ausgearbeitet, nach welchem auf Grundlage eines landtäflich versicherten Schuldscheines Zahlungsauftrag, wie auf Grundlage eines gewöhnlichen Wechsels erwirkt werden kann. Erfolgt die Zahlung binnen der kürzesten Frist nicht, so kann Execution verlangt werden. Es ist richtig: eine raschere Justiz kann man sich nicht denken; im Laufe von vierzehn Tagen lernt der Grundbesitzer den Sequester, den Schätzer und den Gerichtsvollzieher kennen und ist um sein Hab und Gut gebracht. Gewinnen die Gläubiger etwa dadurch? Keineswegs. Die Subhastationen werden sich endlos häufen, an Käufern ist aber, ganz abgesehen von allgemeinen Gründen, schon deshalb ein empfindlicher Mangel, weil israelitisches Capital bekanntlich von dem gelobten Lande des Grundbesitzes ausgeschlossen ist. Der Grundbesitz ist einfach unter das Standrecht gestellt worden, und dieses geschah, nachdem das Reformen verheißende Manifest erschienen und ein neuer Geist in dem Regierungssystem proclamirt worden war!

Es bedurfte gar nicht der notorischen Fälschung im letzten Bankausweise, es genügten diese jüngsten Proben unserer Gesetzgebungskunst, um Zorn und Grimm auch in solchen Kreisen heimisch zu machen, welche sonst beflissen waren, alle Vorgänge im rosigen Lichte darzustellen. Die von dem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung verfaßte Prager Ergebenheitsadresse an den Baron Cotta mag von Versicherungen überfließen, wie alle Kreise der Bevölkerung von der Größe des Staates und dem Rechte der Regierung durchdrungen sind: wer diese Kreise genauer kennt, weiß, daß die verzweifelnde Stimmung, der traurigste Pessimismus niemals so weit verbreitet und so tief gewurzelt war, wie in dem gegenwärtigen Augenblicke. Wohin es auch

blickt, überall gewahrt das Auge die Anzeichen eines trostlosen Verfalls. In der Armee herrscht eine in ihren Folgen gar nicht zu berechnende Verstimmung, in den höchsten Kreisen gegenseitige Anfeindung und Anklage, unter den Rathgebern der Krone Eifersucht und heimliche Freude über die Rathlosigkeit und Fehler der Genossen, der Credit, der Verkehr liegt zu Boden, der Grundbesitz verarmt, die Steuerkraft ist erschöpft, der Glaube an die Ehrlichkeit der Finanzverwaltung verschwunden, der Wunsch einer Aenderung allgemein, aber auch die Ueberzeugung, daß nur Wunder diese Aenderungen in heilsamer Weise durchführen können. Die Kühnheit der Opposition ist im Wachsen. Noch vor wenigen Monaten hätte es die Linzer Handelskammer nicht gewagt, energisch Reformen zu fordern, Südtirol nicht die Trennung von dem deutschen Landestheile als Bedürfniß ausgesprochen, die Tiroler Bevölkerung sich nicht so ungebunden über den vom Kaiser ernannten ständischen Ausschuß geäußert. Die Regierung mußte der Volksstimme nachgeben und officiell erklären, daß dieser Beirath „der zu erwartenden Landesvertretung nicht im mindesten präjudicirlich sei," sie mußte in diesen Tagen noch ein anderes bitteres Bekenntniß ablegen. Zehn Jahre haben die Unlust der Ungarn, dem Staate zu dienen nicht verringert, die Beamtennoth nicht aufgehoben. In den Oedenburger Verwaltungsbezirk allein wurden achtundzwanzig böhmische Beamte verpflanzt, also auch hier wie im Finanzwesen bilden die zehn Jahre des gegenwärtigen Ministeriums ein leeres Blatt. Alles ist so geworden, daß man wieder zum Anfang zurückkehren muß.

Eine einzige erfreuliche Thatsache bleibt aus den letzten Wochen zu berichten. Der wüste Traum eines Siebenzigmillionenreiches scheint endlich auch aus der Phantasie der Regierungsmänner verschwunden zu sein. Bei der „Central-Enquete-Commission", die im Verborgenen so eben in Wien tagte, war die strenge Schutzzollpartei in der größten Majorität; sie setzte ihre Forderungen nicht allein durch, sondern fand auch für dieselben bei den Regierungsorganen volle Beistimmung. Der Verlust des lombardischen Marktes wird diese Partei wesentlich verstärken. Zwar besaß der lombardische und italienische Markt für die österreichische Industrie in Folge des wuchernden Schmuggels und der schlechten Seidenernbten nicht die frühere Ausdehnung, bildete aber doch für unsere feinern Gewebe eine wichtige Absatzquelle. Der Verlust dieses sicheren Marktes ist für dieselbe um so fühlbarer, als gerade sie bei den bestehenden Zollverhältnissen des Schutzes gegen fremde Concurrenz entbehrt. Der Ruf nach erhöhtem Schutze wird von dieser Seite, wie von jener der Eisenproducenten jetzt lauter und dringender als je zuvor erschallen, und wenn das aristokratische Element in der Regierung zur Geltung gelangt, so darf man auch mit Gewißheit auf die Erfüllung ihrer Wünsche rechnen. Ueber die Zollanschauungen der österreichischen Industriellen kann ein günstiges oder ungünstiges Urtheil gebildet werden, es unterliegt keinem Zweifel, daß Mangel an Intelligenz und Thatkraft große Schuld an den gegenwärtigen schlechten Verhältnissen tragen. Das Schauspiel aber, das uns die Schwarzenberg-Bruck'sche Phantasie bot, diese Frivolität, über dauernde nationalökonomische Interesse nach den Bedürfnissen der Tagespolitik zu entscheiden, war viel zu widerlicher Art, als daß man nicht sein Ende um jeden Preis herbeiwünschen müßte. Schlimm ist es dage-

gen, daß schon für die nächste Zeit eine Reihe von Gesetzen über Friedensgerichte, Civilprozeß, Gewerbeordnung, Bauwesen u. s. w. angekündigt sind. Welche Sünden wird da wieder der gesunde Menschenverstand zu registriren, wie viel die nächstfolgende Zeit zu widerrufen und zu ergänzen haben! Wir zittern.

Nachschrift. Wenige Tage, nachdem vorstehende Zeilen abgesendet waren, haben offene Thatsachen dem Rathen und Muthmaßen ein Ende gemacht: der längst angekündigte Ministerwechsel ist endlich zur Wahrheit geworden. Die Wiener Zeitung bringt die offizielle Kunde von dem Ausscheiden Bach's und Kempen's, von dem Eintritte Hübner's und Goluchowski's in den Ministerrath und läßt zwischen den Zeilen auch Grünne's Entfernung lesen. Auch jetzt haben wir an der Zeichnung, die wir oben von der schwebenden Situation entworfen, keinen wesentlichen Strich zu ändern, wohl aber einzelne Farben anders zu gruppiren. Noch in den letzten Tagen der Ministerkrisis wogte der Kampf, ob die bloße Abschwächung der gegenwärtigen Centralisation genüge, oder durchaus neue Verwaltungsgrundsätze im Sinne der hochadeligen Partei in das Leben treten müßten. Die erstere Ansicht siegte, Clam-Martinitz trat zurück, und an seine Stelle wurde der Statthalter Galiziens, Graf Goluchowski berufen. Dieser Name bedeutet keineswegs eine Concession an die nichtdeutschen Nationalitäten. Goluchowski, obgleich Pole von Geburt und adelig vom Stande gehört seinen politischen Grundsätzen nach zu jener wohlbekannten Beamtenklasse, für die wir den Namen der »Galizianer« besitzen. Der Minister Stadion war der glänzendste Vertreter dieser Klasse, sein Ideal einer energisch-durchgreifenden aber rationellen Beamtenherrschaft, die sich um Linien und Tabellen wenig kümmert, aber ihren mittelbaren Einfluß in die entlegensten Räume trägt, die vor scheinbar liberalen Mitteln nicht zurückschreckt, aber als letzten Zweck die Allmacht der »Verwaltung festhält, ist auch des neuen in Stadion's Schule gebildeten Ministers Musterbild. Der Furcht also, es werde, wenn auch vorläufig nur zu Nutz und Frommen der aristokratischen Partei, das System der Selbstverwaltung versucht werden, kann man sich billig entschlagen. Dagegen bleibt das angedeutete Polizei- und kirchliche Element in der »neuen Aera« in voller Kraft. Das Eine verbürgt Hübner's Name, das Andere die Ausscheidung Kempen's, der in Ungnade gefallen ist, weil er die Polizei und Gensdarmerie nicht zum ausschließlichen Werkzeuge der klericalen Partei herabsetzen wollte. In unserer Vermuthung, daß der Ministerwechsel der Concordatspartei Stärkung zuführe, bekräftigt uns eine andere Regierungsmaaßregel, welche bereits unter dem Einflusse der veränderten Regierungsanschauungen in das Leben trat. Die Aufhebung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache in allen nicht ausschließlich deutschen Gymnasien (in Ungarn werden von 109 Gymnasien fortan nur etwa 20 der deutschen Kultur verbleiben) wird als Concession an die kleinen Nationalitäten dargestellt. Wie aber, wenn die Absicht durchgeführt wird, an die Stelle der deutschen, die lateinische Sprache zu setzen? Diese Absicht liegt aber in der That vor, von einflußreicher Seite wird Alles versucht, um diese Umkehr der wissenschaftlichen Bildung zu

verkörpern, und nur in der Hoffnung, daß der Plan gelingen werde, gab die Kirche zu der Regierungsmaaßregel ihre Zustimmung. Auch das ist bezeichnend, daß alle Verheißungen in Bezug auf die Politik der Zukunft so allgemein und nichtssagend gehalten sind, daß sie jeder nach Wunsch und Belieben sich zurecht legen kann. Nur da, wo auch die Regelung der Judenverhältnisse besprochen wird, waltet nackte Bestimmtheit. „Zeitgemäß aber mit Berücksichtigung der örtlichen und provinziellen Zustände“ werden sie geordnet werden, d. h. die bürgerliche Gleichberechtigung im Staate nicht gewinnen. Die Aufnahme des mit Spannung erwarteten Ministerwechsels in gebildeten Kreisen ist für die Regierung nicht ermuthigend. Vertrauen zu dem neuen Ministerium ist nirgends vorhanden, wir müßten nicht zehnjährige Erfahrungen in der Erinnerung hegen, es müßten auch die Namen der neuen Kronräthe besser klingen, um uns zu vermögen, schon jetzt, ehe die Thaten gesprochen, dem Ministerium Rechberg-Hübner entgegenzujauchzen. Geduldig harren wir der Thaten; in einem Punkte allein ist unsere Neugierde bereits befriedigt: die Verbindung mit Deutschland wird unter der neuen Verwaltung ausschließlich diplomatischer Art sein; ein engerer Anschluß auf Grundlage volksthümlicher Institutionen wird durch Namen und Charakter der neuen Minister als Chimäre dargethan.

Zur Broschürenliteratur.

Wir haben bereits in unserm letzten Hefte der kleinen Schrift Erwähnung gethan, welche in ebenso bündiger wie authentischer Weise die Haltung Preußens während des italienischen Krieges fast einzig dadurch vertheidigt, daß sie dieselbe, gegenüber den Schachzügen der österreichischen Diplomatie, rückhaltlos darlegt und Schritt für Schritt begleitet. Diese knappe Darlegung ist seitdem durch die Veröffentlichung der wichtigsten von preußischer Seite erlassenen Actenstücke bestätigt und ergänzt worden. Niemals ist es so leicht gewesen, sich über die Absichten eines Cabinets bei verwickelten Verhältnissen ein Urtheil zu bilden, und niemals hat sich die öffentliche Meinung im Ganzen so rasch zu Gunsten des Verleumdeten und Geschmähten umgewendet. Unter diesen Umständen hat es ein verhältnißmäßig geringes Interesse, diejenigen Stimmen der Tagespresse abzuhören, die durch den Ruf der Leidenschaft das Urtheil der Nation zu kreuzen oder von selbstgebildeten Voraussetzungen aus das Geschehene zu kritisiren unternehmen. Es geschieht nicht, um uns mit der Parteileidenschaft auf einen aussichtslosen Kampf einzulassen, wenn wir auch an dieser Stelle der rasch berüchtigt gewordenen Broschüre: „Preußen, der Bund und der Frieden. Von einem Nicht-Gothaner“ (Hannover, Schmorl und Seefeld) Erwähnung thun. Nicht blos aussichts-, sondern in der That gegenstandslos wäre ein solcher Kampf. Es ist schon zu viel gesagt, wenn wir den Ursprung dieser Blätter auf Leidenschaft oder Parteiansicht reduciren. Diese allerfrechste Verherrlichung Oesterreichs, diese allerroheste und sinnloseste Verunglimpfung Preußens ist sichtbar nicht aus irgend welchem ächten Gefühle, aus irgend welchem substantiellen, sei es sittlichen, sei es politischen Interesse entsprungen: sie ist lediglich eine Redeübung sprach- und phrasengewandter Frivolität. Mit einem Leichtsinn, der sich gleich anfangs durch die Verwechslung des Verfassers der Schrift „das deutsche Interesse in der italienischen Frage“ mit dem nach Berlin berufnen Georg Beseler prostituirt, mit einem schaamlosen Ignoriren und Fälschen der Thatsachen wird Preußen beschuldigt, während der ganzen Krisis einzig nach der Beherrschung Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs, weiterhin nach Herstellung eines deutschen Parlaments — der Verwirklichung des Programms Beseler — gestrebt zu haben! „Deutschland,“ so spricht der Verfasser von dem preußischen Antrag bei'm Bunde vom 4. Juli, — „Deutschland vermuthete man so überlegungslos kriegsbesessen, Oesterreich so geschwächt durch die letzte Schlacht, so occupirt mit der nothwendigsten Sorge für seine Vertheidigung, so bedürftig seines interventionsprudelnden Rivalen, daß man wirklich in diesem Producte des eignen Mistbeets die Hinterthür finden zu können glaubte, durch die man nachmals das deutsche Parlament und mit ihm den ganzen Moder der Paulskirche in den Schooß der Bundesverfassung einpaschen könnte.“ Wir haben uns bei'm Lesen solcher und ähnlicher Stellen, in denen der Cynismus die Unwahrheit würzen soll, — wir haben uns gefragt, welchen Pöbelhaufen sich wohl der Verfasser als sein Audi-

torium vorgestellt haben könne, wenn es doch gewiß ist, daß ein derartiger Ton den gebildeten Sinn gleich sehr wie das einfache Gefühl anwidern muß. Der Zuschauer der Kreuzzeitung hatte zu seiner Blüthezeit einen Ton, der sich nicht ungeschickt zu der Skandalsucht und Gemeinheit der niedersten Schicht des Publicums herabließ. Die Demagogen-Redner des Jahres 1848 wußten vor dem Publicum der Volksversammlungen einen anderen, nicht minder dem Zweck angemessenen Ton zu finden — einen Ton, der mit großen Worten und allgemeinen Begriffen, mit pathetischen Schilderungen und drastischen Bildern das Blut in Wallung brachte. Unser Verfasser spricht weder wie der Zuschauer noch wie die populären Agitatoren sprachen. Seine Phraseologie, seine Grammatik und Stilistik hat den Anstrich studirter Vornehmheit, während seine Denkweise niedrig bis zum Pöbelhaften ist. Aus Beidem ergiebt sich ein Kauderwelsch, welches, wenn überhaupt irgend Jemand, diejenigen goutiren mögen, deren politische Anschauungen und Stimmungen der Verfasser wiedergiebt. Die Unverletzlichkeit und Unaufhebbarkeit der deutschen Bundesverfassung, die Verewigung der Kleinstaaterei und des Großmachtspielens der Mittelstaaten, die Rückkehr von dem »demoralisirenden Constitutionalismus« zu den Principien der heiligen Allianz und zu allen Herrlichkeiten der Reaction — das ungefähr bildet das politische Programm unsres Scribenten. Alle Punkte dieses Programms aber fassen sich zusammen in maaßlosem Haß gegen Preußen, gegen das Land des constitutionellen Progresses, gegen Preußen, das in Villafranca ärger als in Olmütz prostituirt, das gegenwärtig »verachtet und verhaßt ist in alle den Gauen, über die es seine wahrhaft sardinische Rechte breiten wollte.« Gott segne Oesterreich! das ist dem gegenüber das Gebet, und daß dieser »letzte Haupthort deutsch-conservativer civilisationsfeindlicher Gesinnung« nicht etwa auch untergehe »im überstürzten Ringen nach Popularität auf dem Wege der Verleugnung monarchischer Kraft und Verfassung durch Adoption des zeitgeistigen Liberalismus« — das ist die Hoffnung unsres Politikers. Es giebt, man darf es getrost behaupten, in ganz Deutschland nur Eine Region, aus der heraus eine solche Stimme sich erheben kann. Die ohnmächtige und geradezu wahnwitzige Erbitterung gegen das reformirte Preußen findet, wir nehmen es zur Ehre unserer Nation an, einzig in dem Hauptquartier der Hannöverischen Reaction ein Echo. Hier allein mag es eine kleine Gesellschaft von Patrioten und Staatsmännern geben, verblendet genug, um diese Predigt des Hasses und der Eifersucht, diesen Cynismus der Gesinnung und der Rede mit Beifall zu begrüßen. Wir wollen nicht sagen, daß wir eine bestellte Arbeit vor uns haben: es giebt auch eine natürliche Wahlverwandtschaft der Schlechten, einen Instinkt gemeiner Naturen und eine Leidenschaft, sich wegzuwerfen. Zur Kennzeichnung des entsittlichenden Einflusses, den eine so beispiellose Mißregierung, wie die Hannöver'sche auszuüben im Stande ist, — dazu und nur dazu sind diese Blätter ein beklagenswerther Beitrag. Ihre Wirkung kann und wird nicht ausbleiben. Erschreckt mögen wir uns fragen, wie weit es mit unserm Vaterlande gekommen sein müßte, wenn es möglich wäre, auch nur ein Dutzend Schriftsteller von der Art dieses aufzutreiben, und beruhigt mögen wir uns zu der Wahrnehmung erheben, daß Alles, was noch einen Rest gesunden Gefühls, eine Ahnung von

dem Ernst der Gegenwart, eine Spur von Gefühl für die vaterländischen Dinge in sich trägt, mit tiefem Widerwillen von solcher Publicistik sich abwendet.

In bei Weitem anständigerer Haltung wird die Sache Oesterreichs gegen Preußen in der Schrift geführt: „Was hat Preußen gesagt — gethan? Preußens Politik gegenüber Oesterreich und Frankreich. Ein Beitrag zur jüngsten Geschichte“ (Leipzig, Kollmann). Denn an der Hand der Documente, jedoch mit geschicktem Verschweigen und Hervorheben der einzelnen Momente, soll der actenmäßige Beweis geführt werden, daß allein Oesterreich im Recht, daß alle Schuld auf Seiten Preußens sei. Doch wir sagen zu viel. Der angeblich unparteiische Verfasser spart sich vielmehr den ersteren Theil dieses Nachweises. Er steht fest auf der Voraussetzung, daß das Verhältniß Oesterreichs zu den italienischen Staaten, daß das gesammte österreichische System, in Italien so ist wie in Deutschland, vortrefflich und unantastbar, daß es ein Factum und ein Recht sei, für welches Deutschland und Preußen bedingungslos einzutreten die Verpflichtung gehabt habe. Von diesem mit der größten Naivetät zur Schau getragenen Standpunkt aus verwirft er natürlich den preußischen Gedanken einer Vermittlung, der seinerseits auf der Voraussetzung beruhte, daß nicht Oesterreich quand même, sondern nur ein den Interessen Deutschlands, den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit sich accommodirendes Oesterreich zu unterstützen sei. Daß dies der Kern der preußischen Politik war, beweisen die von dem Verfasser selbst angeführten Actenstücke auf jeder Seite. Dies ist es, was Preußen gesagt hat, dies ist es, was es gethan haben würde, wenn nicht Kaiser Franz Joseph vorgezogen hätte, dem Gegner eine Provinz, statt dem Bundesgenossen auch nur ein Titelchen der altösterreichischen traditionellen Principien und Prätensionen zu opfern. Die weitere Antwort auf das Plaidoyer unseres österreichischen Advokaten haben wir bereits durch die Analyse der preußischen Actenstücke in unserer „Politischen Correspondenz“ gegeben. Es bleibt uns hier nur noch übrig, zu constatiren, mit welchen Waffen die Polemik gegen Preußen geführt wird. Von Hannover aus tritt ein Gamin in die Schranken, um sich im Schimpfen zu üben, — hier ein leidlich geübter Advokat unter der Maske der Actenmäßigkeit. Es scheint uns, Preußen kann sich solche Gegner neben der Allgemeinen Zeitung und den bayrischen Kammerrednern gefallen lassen. Wäre eine positive Rechtfertigung Oesterreichs, eine wahrhaft thatsächliche Darlegung wie sie für Preußen in der Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca“ gegeben ist, auch auf österreichischer Seite möglich, — gewiß, sie würde nicht auf sich warten lassen.

Sofort begegnen wir in dem in Gesprächsform geschriebenen Schriftchen „Nach dem Frieden“ (Berlin, Springer) einer Kritik der jüngsten Vergangenheit, die einen warmen Patriotismus und die edelste, weitherzigste Gesinnung zur Unterlage hat. Diese Weitherzigkeit der Gesinnung freilich nimmt, sobald sie sich zur politischen Ansicht zuspitzt, einen sehr bestimmt gefärbten Ausdruck an. Bei keiner der in Preußen nebeneinander bestehenden Parteien findet der Verfasser genau dasjenige, was ihm als das Richtige erscheint. Hierin zumeist hat die Wahl der Gesprächsform ihren Grund. Wir schwärmen nicht für diese Form romantischen Andenkens; die Präcision und

Gelenkigkeit des Lessing'schen Dialogs steht unerreicht da, und die Radowitz'schen politischen Gespräche haben gezeigt, wie gefährlich diese in's Breite strebende Form für die Gedankenarmuth ist. Ihr Werth besteht einzig darin, daß sie der dialektischen Entwickelung und Vermittlung nebeneinanderlaufender Gedanken und Gedankenreihen einen bequemen Anhalt gewährt. Von solcher dialektischen Kunst jedoch entdecken wir in dem vorliegenden Schriftchen kaum auch nur die Absicht. Nicht durch sich selbst, sondern nur in dem Kopfe des Autors vermitteln sich hier entgegengesetzte Parteiansichten zu der eigenthümlichen, persönlichen Ansicht, die er zur Geltung zu bringen sucht. Sichtlich steht derselbe seinen allgemeinen theoretisch-politischen Ueberzeugungen nach nicht eben fern von dem Gedankenkreise der Partei, die er als die »gothaische« einführt, allein seine praktische Politik mag er lieber dem »Demokraten« und am liebsten dem »Absolutisten« — einem Absolutisten, den er zu einem seltsam vorurtheilsfreien Mann idealisirt — in den Mund legen. Die negative Kritik der preußischen Politik zunächst, die ihm identisch mit gothaischer ist, muß der Erstere aussprechen. Es sind die alten Vorwürfe —: ein großes und richtiges Ziel mit schwachen und widersprechenden Mitteln erstrebt zu haben. »Sowie,« sagt der Vertreter der Demokratie, — »sowie Eure Vertrauensseligkeit von 1848—49 zum sprüchwörtlichen Gespött geworden ist, so hofftet Ihr jetzt, eine auf Grund der Bundesverfassung vorübergehend bewirkte Führung Deutschlands werde den mystischen Einfluß haben, Euch unter allersorgfältigster Schonung des Rechts dauernd an die Spitze Deutschlands und die Nation für immer an das Ziel ihrer gerechten Wünsche zu bringen.« Hinter diesem Tadel verbergen sich dann sehr radicale Rathschläge, und sofort muß sich daher der Absolutist in's Mittel legen, um die positiven, um gangbarere Wege zu zeigen, welche die preußische Regierung hätte betreten sollen. Preußen, so meint dieser, der eigentliche Doppelgänger des Verfassers, Preußen hätte laut vor aller Welt erklären müssen, daß es für das österreichische System kein Dorf in Italien vertheidigen werde, daß es Napoleon für die Gestaltung Italiens freie Hand lasse, mit dem einzigen Vorbehalt, daß ernsthafte Bürgschaften verfassungsmäßig freier Zustände geschaffen würden. Dafür habe es die formelle Zusicherung fordern müssen, daß die von Preußen ausgehende Neugestaltung Deutschlands nicht gehindert werde — ein Zusicherung, welche in der That von Napoleon angeboten worden und welche, — nur ein politischer Gespensterglaube könne daran zweifeln — sicher gehalten worden wäre. Man sieht, es wird uns hier »nach dem Frieden« im Wesentlichen noch einmal dasselbe System angepriesen, welches vor dem Kriege in dem Schriftchen: »Preußen und die italienische Frage« vorgetragen worden. Wir begegnen in dem »Absolutisten« demselben »leidenschaftlichen Preußen,« demselben, »fast grenzenlos unbefangenen« Mann, den wir aus dem »Nachwort an Heinrich von Arnim« kennen. Ein Hauptcharakterzug dieser Unbefangenheit besteht in der Caprice, die Persönlichkeit und die politischen Absichten des französischen Imperators in verhältnißmäßig günstigem Lichte darzustellen. In diesem Punkte stimmt der Demokrat mit dem Absolutisten überein, nur daß der Erstere sich noch nicht auf die ganze Höhe dieser Unbefangenheit erhoben hat und einen ehrlichen Haß gegen Napoleon mit der

Achtung vor dessen staatsmännischer Größe verträglich findet. Kann sich nun freilich unser Verfasser nicht verhehlen, daß der Friede von Villafranca dem »Philistervorurtheil« gegen den französischen Kaiser neuen Vorschub geleistet hat, so weiß er sich doch sofort auch der Thatsache dieses Friedens gegenüber zu helfen. Es bleibt dabei: die Ziele des österreichischen Krieges trafen zusammen »mit den tiefsten Instinkten des europäischen Völkerbewußtseins;« sind diese Ziele nicht erreicht — so fällt die Verantwortung dafür auf Preußen und Deutschland, deren drohende Gegnerschaft Napoleon zum Rückzuge zwang. Und ebenso, meint der Verfasser weiter, wird es in Zukunft gehen. »Faselnder Unsinn« ist ihm das Gerede von dem Plane Napoleon's, Alle, Einen nach dem Andern abzuthun. Nicht sein Plan, sondern sein Verhängniß treibt ihn zum Kriege mit Einem nach dem Andern, und dieses Verhängniß hängt wesentlich — abgesehen von der Stellung des Usurpators zu dem französischen Volke — an dem Umstande, daß ihm der Beistand der Mächte versagt, um deren Freundschaft er sich am meisten und angelegentlichsten bewirbt. Um keine Freundschaft aber hat er sich angelegentlicher beworben als um die preußische. Wie die Sibylle bietet unser Verfasser von diesem Gesichtspunkte aus sein System noch einmal an. Sein Patriotismus zwar zweifelt nicht daran, daß bei einem ernsten und erbitterten Conflicte zwischen Preußen und Frankreich der Untergang des Napoleonismus das Ende sein würde, allein gleichzeitig hält er dafür, daß Napoleon so lange wie möglich die Bahn der Gewaltthätigkeit gegen Preußen vermeiden werde, daß für ihn das Ziel des Kampfes die Freundschaft mit diesem Gegner sein würde, damit er alsdann unter dem Schutze von Preußens Unthätigkeit die orientalische Frage gegen England lösen könne. — In solche und andere Möglichkeiten indeß dem Verfasser zu folgen, erscheint zwecklos. Nur in dem Einen stimmen wir ihm von Herzen bei, wenn er der unmännlichen Gemüthsverfassung, die in jeder verlorenen Chance eine letzte, bei jedem Fehlschlagen den unvermeidlichen Untergang vor der Thür sieht — wenn er diese durch Wort und eigenes Beispiel zurechtweist. Wir sind übrigens nicht mit ihm der Ansicht, daß auch der Friede von Villafranca für Preußen eine verlorene Schlacht bedeute. Nur demjenigen bedeutet sie das, dessen Politik auch in Beziehung auf die Vergangenheit eine Politik bloßer wesenloser Möglichkeiten ist. Die leidenschaftliche Sehnsucht, Preußen stark, groß und an der Spitze von Deutschland zu sehen, klammert sich mit Begierde an diejenige Erscheinung unsrer Tage, in welcher der Geist rücksichtsloser politischer Praxis gleichsam incarnirt ist. Dies allein ist der Schlüssel des hier, wie schon früher von dem Verfasser vertretenen politischen Systems. Es scheitert an dem, was der Verfasser in seinem ungeduldigen praktischen Eifer als Vorurtheil, Sentimentalität und Mysticismus schilt — es scheitert, mit anderen Worten, an den Wirklichkeiten, welche der sogenannte »Gothaismus« der preußischen Regierung nicht umhin gekonnt hat, in seine Rechnung mit aufzunehmen. Man bewältigt jedoch diese Wirklichkeiten nicht durch die vornehme aber machtlose Verachtung der »oberflächlichen Befangenheit« und der »Philisteranschauung« des deutschen Volkes. Die Abneigung eines ganzen Volkes, dann zumal wenn sie auf einem ächtsittlichen Instincte beruht, hört für den Politiker auf ein sentimentales Vorurtheil zu sein, sie wird im Gegen-

theil zur ersten Bedingung jedes erfolgreichen Handelns. Um es anders zu sagen: der Gothaismus, dem unsre Gespräche »nach dem Frieden« eine so traurige Rolle zuweisen — nicht dadurch erhebt er sich über jene Beschränktheit, die ihn so lange zu einem Gegenstande des Spottes machte, daß er sich absolutistisch oder demokratisch, daß er sich mit mehr als napoleonischer Rücksichtslosigkeit über die sittlichen Mächte, über die Kräfte, die ihm zum Handeln zu Gebote stehn, hinwegsetzt, sondern nur dadurch, daß er diese Mächte und Kräfte weder unter- noch überschätzt und daß er Alles aus und mit ihnen zu machen sucht, was ein kluger und starker Wille ihnen abgewinnen kann. Wenn es wahr ist, daß die Politik der preußischen Regierung eine Gothanerpolitik war, so hegen wir in der That gegründete Hoffnung, daß der Ekelname in nicht allzu langer Zeit zum Ehrennamen werden wird. Nicht an nüchterner und richtiger Schätzung, sondern nur vielleicht an rascher und energischer Verwerthung der zu ihrer Verfügung stehenden Umstände und Mittel hat sie es fehlen lassen. Sie ist ebendeshalb nicht mit reichem Gewinn: aber sie ist mit Ehren und gehoben in der Meinung Deutschlands und Europas aus der Krisis hervorgegangen, während gleichzeitig das Beispiel Oesterreichs die Welt belehren mag, welche Früchte auf dem Boden des verachteten Nationalgefühls, auf dem Boden der Allianz mit dem Napoleonismus reifen.

Einen neuen Blick in das System der österreichischen Politik eröffnet uns endlich die kleine, in Frankfurt a. M. erschienene Schrift: »die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung.« Wie diese Zeitung mehr als irgend etwas der Verständigung zwischen dem deutschen Süden und Norden in den Weg getreten, dem Vorurtheil und Haß gegen Preußen jeden Vorschub geleistet, das ist im Allgemeinen uns Allen in frischem Gedächtniß. Die genannte Broschüre führt den Beweis, daß nicht etwa Leidenschaft und Unverstand, sondern eine höhere Leitung, Plan und Absicht dieser Haltung des Blattes zu Grunde gelegen. Jetzt wieder, wie in den Tagen von Gentz und Metternich, erfüllte diese Zeitung den Beruf, »den gehörigen Geist zu bewirken« — den Geist, wie die österreichische Regierung für ihre specifisch österreichischen Zwecke ihn brauchte. In ihrer ganzen nackten Blöße hat sich in den Verhandlungen mit Preußen, in dem Auftreten am Bundestag, in dem zu Villafranca geschlossenen Frieden, der Sinn der Habsburgischen Politik offenbart. Selbst dem Gutmüthigsten und Befangensten ist es — Dank der raschen Entwickelung der Ereignisse, Dank den schroffen Wendungen der diplomatischen Action — selbst vielen der ältesten Fürsprecher Oesterreichs ist es klar geworden, daß dieser Staat nur Einen Wahlspruch kennt: »Alles durch Deutschland, nichts für Deutschland.« Mehr und mehr wird es möglich sein, die Belege dafür in den Acten der Diplomatie zu studiren: es ist das Verdienst unsres Schriftchens, daß es uns die Physiognomie dieser Politik im Spiegel der Presse zeigt. Häßlicher als in diesem Spiegel könnte sie nicht leicht erscheinen. In nichts Geringerem bestand ja die Aufgabe, als darin, die berechtigtsten Gefühle, die edelsten Gesinnungen, den nationalen Enthusiasmus und die Opferbereitschaft eines großen Theils des deutschen Volkes, Deutschlands beste moralische Mittel zu Deutschlands eignem Schaden aufzubieten und sie in den Ban-

kerot deſſelben ebenſo undeutſchen wie unſittlichen Syſtems zu verwickeln, dem viele Tauſende von Menſchenleben auf den Schlachtfeldern Italiens zum Opfer gebracht wurden. Eine ſolche Aufgabe kann ihrer Natur nach nur durch die unwürdigſten Mittel gelöſt werden: unſre Schrift zeigt, wie der Allgemeinen Zeitung in der That auch »das niedrigſte nicht verächtlich, das unſauberſte nicht abſchreckend« erſchien. Sie häuft die Beiſpiele tendenziöſen Verſchweigens und Entſtellens von Thatſachen. Sie weiſt nach, wie alle Widerſprüche, alle Kreuz- und Querzüge des ehrenwerthen Blattes in den Bewegungen der öſterreichiſchen Diplomatie ihre Löſung finden. Sie enthüllt, mit welcher zugleich feinen und unverſchämten Kunſt die Redaction die Rolle durchgehalten, unter der Maske einer deutſch-nationalen eine ſpecifiſch öſterreichiſche, unter dem Scheine der Kritik und des Liberalismus eine reactionäre und retardirende Politik zu empfehlen. Wir enthalten uns, wie billig, jedes Auszuges aus dem Sündenregiſter, das uns hier vorliegt, und zwar um ſo mehr, da wir unſrem Schriftchen möglichſt viele Leſer wünſchen. Gerade ein ſolcher Mund mußte ſich finden, um für die Wahrheit und für die höchſten patriotiſchen Intereſſen gegen die Tendenzpubliciſtik Zeugniß abzulegen. Der redlichſte Eifer für die gute Sache, die reinſte Wahrheits- und Vaterlandsliebe ſpricht aus jeder Zeile. Mehr als einmal hat uns überdies dieſes »Sendſchreiben an Herrn Baron von Cotta« an jene unwiderſtehlich überzeugende Polemik, an jene lebendige, gleichſam geſticulirende Dialektik erinnert, deren Schlägen einſt die Götze und die Klotze erlagen. Offenbar, — es wäre gegen den Anſtand, wenn ein Blatt wie die Allgemeine Zeitung ſolchen Angriffen gegenüber ohne Weiteres die Segel einzöge und offen für ſeine Sünden Buße thäte. Artikel wie der in der Beilage zum 4. Auguſt und der damit zuſammenhängende Streit mit Herrn v. Sybel haben ſeitdem gezeigt, was dieſe Zeitung für anſtändig hält. Wir wundern uns darüber nicht, ja, wir verlangen es nicht anders. Die Zeit wird darum nicht weniger kommen, wo die Redaction fühlen wird, daß ſie nicht ungeſtraft die Stimme des öffentlichen Gewiſſens überhören darf; ſie wird ſich früher oder ſpäter ſagen, daß ſie ſich ſelbſt jeden Boden unter den Füßen hinwegzieht, wenn ſie fortfährt, allzu groß von der Geduld, allzu gering von dem moraliſchen und politiſchen Urtheil des Publicums zu denken.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien.

II.

Am Neujahrstage, bei Gelegenheit des feierlichen Empfanges, den eben der Tag mit ſich brachte, ſprach der energiſche Mann, der jetzt an der Spitze dieſes ſeltſamen, blos durch die allgemeine Rathloſigkeit zuſammengehaltenen Staatsweſens ſteht, zu dem öſterreichiſchen Botſchafter bedenkliche Worte: — es war ein Neujahrsgruß, der auf Zwietracht und Krieg deutete.

Ganz Europa war überraſcht, bis zu einem gewiſſen Grade erſchrokken — bei Weitem mehr aber verwundert. Kaum aber, daß man ſich einigermaaßen gefaßt und orientirt hatte, ſo wurde im Allgemeinen die Anſicht vorherrſchend, daß die beſchwichtigenden Bemühungen der Diplomatie Erfolg haben würden. Denn allgemein wurde vorausgeſetzt, daß es Niemandem rechter Ernſt ſein könne mit dieſem drohenden Gebahren und den gegenſeitigen Herausforderungen, die nun von beiden Seiten erfolgten. Ein Krieg ſchien ſo Großes auf das Spiel ſetzen, ſo vielfache Intereſſen verletzen, ſo unberechenbare Gefahren heraufbeſchwören zu müſſen, daß Niemand ein Verlangen tragen könnte, es darauf zu wagen.

Dem Unbefangenen freilich, der die Sachen, wenn auch nur in einzelnen Beziehungen, in der Nähe ſah, konnte vom allererſten Augenblicke an nicht entfernt ein Zweifel darüber bleiben, daß es *Ernſt* ſei mit dem Kriege, daß er unvermeidlich und *nahe* bevorſtehe. Schon die Art und Weiſe, wie die *Rüſtungen* in Frankreich eingeleitet und betrieben wurden, lieferte dafür den vollgültigſten Beweis.

Alles, was in die Augen fällt, Aufſehen macht und ſchon als Demonſtration eine gewiſſe Wirkung hat, — geräuſchvolles Zuſammenziehen von bedeutenden Heeresmaſſen und ihre geordnete Gliederung für den Krieg, Einberufung der Beurlaubten u. dergl. —: das Alles wurde gefliſſentlich vermieden. Auf eine bloße Unterſtützung diplomatiſcher Schritte durch geräuſchvolle Demonſtrationen, durch ein militäriſches Schaugepränge, war es alſo nicht abgeſehen.

Dagegen wurden in den Zeughäusern, ganz in der Stille und ohne daß man weiter davon gesprochen hätte, ungeheure Massen Munition angefertigt; und Lebensmittel, Zwieback, Salzfleisch und trockene Gemüse wurden in den Seehäfen des Südens in gewaltigen Vorräthen angehäuft. Das war zum wirklichen Gebrauch; das war Ernst. So handelt man, wenn die Vorräthe wirklich gebraucht werden sollen und wenn man nebenher auch jedes vorzeitige Aufsehen vermeiden will, damit der Feind sich nicht in gesteigertem Grade auch seinerseits zu entsprechenden Vorbereitungen aufgefordert fühle.

So verlautete wenig auch von den Rüstungen im Arsenal zu Toulon; und doch waren auch diese sehr bezeichnend und deuteten mit einer gewissen Präcision auf die Ereignisse, die da kommen sollten. Das Geschwader unter dem Vice-Admiral Romain-Desfossées, das schon vor Weihnachten fertig ausgerüstet auf der Rhede lag, und für ein Uebungsgeschwader ausgegeben wurde, bestand nur aus fünf Linienschiffen; es sollte bis auf acht verstärkt werden — und dazu ließ man die erforderlichen drei Schiffe aus Cherbourg nach dem Mittelländischen Meer kommen — während im Arsenal zu Toulon noch mehr als zwanzig Linienschiffe abgetakelt lagen, unter denen man wählen konnte, und eben da, am Platze selbst einige hundert Seeofficiere und mehrere tausend Matrosen unmittelbar zur Verfügung standen! Eine so auffallende Erscheinung mußte natürlich einen Grund haben — und dieser war an Ort und Stelle nichts weniger als schwer zu errathen; ein Besuch im Arsenal genügte, um alle Zweifel zu lösen. Dort konnte man gewahr werden, daß ein großer Theil der Mittelmeerflotte Frankreichs, nach dem technischen Ausdruck „en flute" ausgerüstet, d. h. nicht zum Gefecht, sondern zum Transport von Truppen eingerichtet wurde. — Es war also darauf abgesehen, Truppen in großer Anzahl über das Meer zu schaffen; nach Genua; an die Küsten von Toscana; vielleicht nach Civita Vecchia — möglicher Weise selbst nach dem Adriatischen Meer. Auf eine Expedition dorthin, nach Venedig oder Triest, deuteten auch die schwimmenden Batterien, die hergestellt und ausgerüstet, die Schrauben-Kanonenboote nach neuem Modell, die eilig gebaut wurden.

Die französische Regierung hatte aber gar vielerlei Gründe, das Alles so geräuschlos als möglich zu betreiben, und die wichtigsten darunter möchten wohl die einheimischen gewesen sein. Denn gewiß ist selten ein Krieg in dem Grade unpopulär gewesen, in dem Grade einer ganzen Nation zuwider, wie dieser der Bevölkerung von Frankreich.

Und es waren nicht etwa blos die höheren Stände, die sich dagegen aussprachen, oder der Handelstand, wie man vermuthen könnte, weil dem

allerdings die unmittelbarſten Verluſte drohten —: vielmehr war es gerade die ländliche Bevölkerung, die ihre Stimme am lauteſten und am entſchiedenſten gegen die Ausſichten auf neuen Kriegsruhm erhob, wiewohl doch ſonſt gerade in dieſen Kreiſen der Napoleons-Cultus noch am Erſten eine gewiſſe Realität gewinnen könnte.

Ein gar nicht zu verwerfender Inſtinct ſagte den Leuten, daß Napoleon III. mit dieſem Krieg in die Bahnen des erſten Kaiſerreichs einlenkt; daß dieſer Krieg der Anfang einer längeren Kette wenig unterbrochener Kämpfe ſein werde, wie ſie damals auf einander folgten. Die blutigen Opfer aber, welche die unaufhörlichen Heereszüge zur Zeit des erſten Kaiſerreichs forderten, ſind unvergeſſen; ja, die Erinnerung daran iſt gerade in der ländlichen Bevölkerung vorzugsweiſe lebendig, da in Frankreich die Städter meiſt nicht tauglich ſind zu Soldaten oder ſich freikaufen, der Kriegsdienſt alſo und die Verluſte faſt ausſchließlich auf die Landleute fallen. Solche Erinnerungen ſind natürlich nichts weniger als beliebt, und Alles bebt zurück vor dem Gedanken, Aehnliches noch einmal zu erleben, noch einmal ſo gewaltige, ſo ſchmerzliche Lücken in die Familien geriſſen zu ſehen. Vor Allen aber wollten die Frauen der Landleute mit der leidenſchaftlichſten Abneigung von dieſem Krieg nicht wiſſen und nicht hören. „Comment! nous aurons un second Napoléon pour la guerre!" riefen wie mit Einem Munde die Frauen in allen Dörfern Frankreichs aus, um ſo mehr empört, weil ſie dabei vorzugsweiſe an das dachten, was ihnen zumeiſt am Herzen liegt. Ihre Tochter unter die Haube bringen, „marier sa fille" iſt für jede Franzöſin, weß' Standes ſie auch ſei, die eigentliche Lebensaufgabe, und wie ſoll deren Löſung gelingen, wenn die möglichen épouseurs fortwährend zu Tauſenden an Einem Tage weggeſchoſſen werden? „Je ne marierai pas ma fille!" iſt der Gedanke, der ſofort erwacht, ſo wie von weit ausſehenden Kriegen die Rede iſt.

Bedächige Gutsbeſitzer berechneten dann auch, daß dem Ackerbau in Frankreich ohnehin die Hände fehlen; was ſollte daraus werden, wenn verlängerte Kriege ihm deren noch mehr entführten? — Verſtändige Leute aus dem Mittelſtande hörte man dann auch wohl prophezeien, daß auch dieſe Kriege, ſelbſt wenn Frankreich noch ſo viele Siege erföchte, ſchließlich doch wieder enden würden, wie die des erſten Napoleon, nämlich mit der Einnahme von Paris durch die Fremden, — und allgemein mithin war man im höchſten Grade ungehalten über die Italiener, die ſo ungelegene Händel anzettelten.

Die Stimmung gegen den Krieg ſprach ſich ſo allgemein und ſo entſchieden aus, daß ſelbſt die Präfecten und Unter-Präfecten — ein ſerviles Völkchen, wie es von gleich vollendeter Geſchmeidigkeit wohl kaum noch

einmal zusammengebracht werden könnte — sich entschließen mußten, von allen Seiten her darüber nach Paris zu berichten.

Napoleon III., der ohnehin, der Form nach, nur ein Vertheidigungsbündniß mit Sardinien aufzuweisen hatte, sah sich auch dadurch genöthigt, den Schein bloßer Vertheidigung und Abwehr zu wahren. Er mußte es dahin bringen, daß Oesterreich angriff, und suchte inzwischen Frankreich zu beruhigen oder zu zerstreuen. Der Carneval wurde selbst in den Provinzstädten überall ungewöhnlich glänzend, denn die Präfecten und Unter-Präfecten erhielten unter der Hand einen außergewöhnlichen Zuschuß zu den Repräsentationsgeldern, und den Befehl, das Publicum auf das Beste zu unterhalten. In den Zeitungen — wer erinnert sich nicht noch daran? — erschienen von Zeit zu Zeit, so oft die Unruhe der Bevölkerung wieder im Steigen schien, beschwichtigende, sehr friedlich lautende Artikel, und wie es die Menschen eben an sich haben, mit einer fast kindischen Leichtgläubigkeit zu glauben, was sie wünschen, suchte man sich immer wieder von Neuem, so oft ein solcher Artikel erschien, in dem Vertrauen zu befestigen, daß nun der Friede gesichert, an einen Krieg gar nicht zu denken sei. „C'est fini! décidément nous n'aurons pas la guerre!" erklärten Kaffeehaus-Politiker im Magisterton nach dem bekannten friedlichen Zeitungs-Artikel vom 5. März und der Entfernung des Prinzen Napoleon aus dem Ministerium. Und in den Salons der höheren Stände konnte man noch wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges einen ähnlichen Artikel unter Anderm mit den Worten commentiren hören: „Nein! nein! wir werden nicht Krieg führen, um den Ehrgeiz des Königs der Murmelthiere zu befriedigen!" — denn „le roi des marmottes" so wurde Victor Emanuel im Aerger über die durch ihn herbeigeführten Händel genannt; das war der heroische Widerhall, den das offiziell aufgestellte Princip der Nationalitäten in der Bevölkerung fand!

Der Aerger über die Italiener war übrigens ungerecht zu nennen, da gewiß dieselben oder ähnliche Händel herbeigeführt wurden, auch wenn es gar keine italienische Frage gab. Denn warum führte der Beherrscher Frankreichs eigentlich diesen Krieg? Warum sucht und führt er überhaupt Krieg? Daß ihn eine empfindsame Theilnahme an den Leiden der unterdrückten Italiener dazu bestimmen könnte, ist ein Gedanke, mit dem sich wohl Niemand im Ernst tragen wird. Man wird Gefühlspolitik und Empfindsamkeit am wenigsten versucht sein, in den heutigen Tuilerien zu vermuthen. Oder sollen wir wirklich glauben, der heutige Beherrscher Frankreichs ziehe das Schwert, eingedenk der angeblichen Mission Frankreichs, überall die freie Entwickelung der Nationalitäten, politische und geistige Freiheit zu fördern, die freie Bewegung des Stroms der Zeit, dies

„spectacle superbe" — „la vague français en avant," wie Victor Hugo so schön und treffend sagte? Dann bekämpfte er selbst seine innere Politik durch seine äußere. — Oder waren es etwa die Verpflichtungen, welche Sardinien ihm durch seinen Antheil an dem orientalischen Kriege auferlegt hat, die jetzt Napoleon zwangen, sich der italienischen Frage anzunehmen? Diese Verpflichtungen waren keineswegs von solcher Bedeutung, daß sie Sardinien berechtigten, auf Frankreichs Beistand zu zählen, selbst wenn es seinen übermächtigen Gegner von freien Stücken keck herausforderte. Ja, man muß sogar fragen, warum denn Napoleon überhaupt Sardinien Gelegenheit gegeben hatte, ihm solche Verpflichtungen aufzuerlegen? Denn daß 15,000 Piemontesen, in der Krim, in einem Kampf von solchen Dimensionen, sehr leicht zu entbehren waren, wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen. Wir sind berechtigt, anzunehmen, daß er, umgekehrt, diese Verpflichtungen ausdrücklich haben wollte, damit ihm der Vorwand nicht fehle, an die Lösung der „italienischen Frage" zu gehen, und es war daher eigentlich schon zur Zeit des orientalischen Krieges als ausgemacht anzusehen, daß Frankreich sich nächster Tage großmüthig damit beschäftigen werde.

So bleibt denn nur Eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem eigentlichen Grunde, der Frankreichs Beherrscher zum Kriege bestimmte. Er begann den Kampf, um Frankreichs Ansehen in Europa zu steigern, und stufenweise zu einem gebieterischen zu erheben. Unter den Bourbons der älteren Linie sowohl, als unter Ludwig Philipp hatte Frankreich sich eines regen politischen Lebens im Innern, parlamentarischer Formen erfreut, und diese sogar bis zum Mißbrauch benutzt —: nach Außen hin, im europäischen Rath, war seine Stellung eine verhältnißmäßig unbedeutende geblieben, weil die Regierung an der Spitze des Reichs sich schwach fühlte. Die Bourbons wußten sich durch die auswärtigen Mächte zurückgeführt und gehalten, und auch Ludwig Philipp suchte unter allen Bedingungen in gutem Vernehmen mit den alten Dynastien, den conservativen Staaten Europas zu bleiben, bebte zurück vor dem Gedanken eines ernstlichen Zerwürfnisses mit ihnen, und gab nach, um es zu vermeiden. Die französische Nation, der es an Selbstgefühl am allerwenigsten fehlt, ertrug die Stellung, die ihr so in Europa angewiesen war, mit entschiedenem Unwillen, wurde aber in unverzeihlicher Weise ungerecht, indem sie die Regierung allein dafür verantwortlich machte. Denn die Lage der Regierung wäre, selbst bei der untadeligsten Reinheit des Willens von ihrer Seite, stets eine sehr schwierige, ja von Grund aus verdorbene gewesen, da sie mit durchaus unredlichen Gegnern zu kämpfen hatte; mit Parteien, die, wie Lafayette und sein Anhang, die doppelte und zweideutige Rolle

spielten, die gegebenen Zustände, die bestehende Verfassung zwar anzunehmen, aber nur, um sich aus ihr eine Waffe für weitergehende Pläne zu bilden, und unter ihrem Schutz in permanenter Verschwörung an ihrem Sturz zu arbeiten. In beiden Fällen hatte das unerfreuliche Treiben zu dem Sturz der Dynastie geführt. Das Experiment war mißlungen.

Ein gerade entgegengesetztes System, das gerade umgekehrte Verfahren schien besser geeignet, den Thron der Napoleoniden zu befestigen. Ein absolutistischer Druck im Innern sollte mit eiserner Gewalt alle gährenden Elemente nicht nur, sondern auch alle strebenden niederhalten; den Kräften, die sich zu regen, zur Geltung zu kommen verlangten, sollte keine Aussicht bleiben, als sich dem Dienste des Landesherrn willenlos zu weihen —: und daneben sollte eine einflußreiche, glänzende, ja gebieterische Stellung nach Außen, wie man sie lange unwillig entbehrt hatte, der Nation als Ersatz gelten für die verlorene parlamentarische Freiheit und das rege politische Leben im Innern. So blieb das Kaiserthum seinen Traditionen getreu.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Regierung mit einer gewissen Nothwendigkeit in diese Bahnen gewiesen war, von dem Augenblick an, wo Wiederherstellung und Erhaltung des Kaiserthrons der Zweck ihrer Thätigkeit wurde. Diese Restauration ließ sich nur durch ein entschlossenes Niederschlagen aller politischen Parteien bewirken; und, war das gelungen, wo sollte der Ersatz für alles zum Schweigen Gebrachte gefunden, womit die Leere des Nationallebens ausgefüllt werden, wenn nicht eine nach Außen gewendete Thätigkeit Ruhm, Glanz, Einfluß, vielleicht Herrschaft und das Recht, insolent zu sein, in Europa schaffte?

Insofern aber der Schauplatz seiner nächsten Thaten Gegenstand freier Wahl war, konnte vielleicht Napoleon III. wenigstens in Einer Beziehung besser wählen. Es giebt unter den möglichen Kriegen, die unternommen werden konnten, einen, der, im Lande in hohem Grade populär, die entschiedenste Zustimmung der ganzen Nation für sich hätte: das wäre der Krieg gegen England, so seltsam es klingen mag. Alles, was man den Franzosen als Preis eines Kampfes zeigen könnte, Belgien, der Besitz des linken Rheinufers — das Alles würde der Einbildungskraft des Volks in ziemlich blassen Farben erscheinen und keine große Begeisterung erwecken —: in einem Krieg mit England aber wäre die ganze Nation bereit, alle ihre Kräfte in freiwillig und freudig dargebrachter Thätigkeit aufzubieten. In den höheren, gebildeten Kreisen endigten alle Lamentationen über den Krieg, alle Aeußerungen des Mißbehagens und der Verstimmung regelmäßiger Weise mit den Worten: "Ja, wenn es einen Krieg mit England gälte! das wäre etwas Anderes! da würden wir mit

Freuden alle Opfer tragen!“ — Und ganz in demselben Sinne sprachen sich selbst die Armee und die Flotte aus; besonders laut die letztere. Der Haß gegen England war zu keiner Zeit größer in Frankreich, als gerade jetzt, wo in Wahrheit gar kein Grund dafür vorliegt.

Indem Napoleon III. die Verhältnisse Italiens zur Veranlassung eines im Innern seines Reichs höchst unpopulären Krieges machte, ging er offenbar Schwierigkeiten entgegen, von denen kaum zu sagen war, wie er sie zu beseitigen und zu umgehen dachte. Zwar, daß Oesterreichs Politik in Italien in ganz Europa von keinem Unbefangenen gebilligt werde, und nirgends lebhafte Sympathien finde, daß vielmehr die Sache der Italiener die Theilnahme aller Gebildeten weit überwiegend für sich habe: — das sind Dinge, die ihm bekannt sein mußten, und er konnte daraus folgern, daß Niemand so leicht einen entschiedenen Beruf fühlen würde, für Oesterreichs Stellung in Italien unbedingt das Schwert zu ziehen. Aber durfte er auch weiter schließen, daß alle Mächte ruhig zusehen würden, wenn in Italien einfach französische Oberherrschaft an die Stelle der österreichischen gestellt werden sollte? Gewiß nicht! War doch der Versuch, Preußens Neutralität durch die lockendsten Anerbietungen für alle Fälle zu gewinnen, schon vor dem unheimlichen Neujahrsgruß entschieden gescheitert!

Ueberhaupt gab es der Bedenken gar viele. Schon die Betrachtung war geeignet, die Freude an dem Unternehmen zu trüben, daß sich sehr wenig Aussicht zeigte, Oesterreich wirklich siegreich aus Italien zu vertreiben, wenn der Krieg auf einen Zweikampf zwischen beiden Kaiserreichen beschränkt bleiben sollte. Die ungemein starke strategische Stellung, die Oesterreich in Italien hat, in dem Viereck zwischen dem Mincio, dem Po und der Etsch, war dann sehr schwer zu überwältigen. Sie konnte nicht umgangen werden, wenn neutrales Gebiet nicht betreten werden durfte, und selbst der Boden österreichischer Provinzen, soweit sie dem deutschen Bunde angehören, als neutrales Gebiet gemieden werden mußte. Es blieb dann nichts übrig, als dies befestigte Viereck durch einen unmittelbaren Frontal-Angriff unter harten Kämpfen stückweise zu erobern. Das setzte einen großen Aufwand von Mitteln voraus, große Opfer und sehr viel Glück! — Besonders aber stand, selbst wenn es endlich gelungen war, der Friede, der den Gewinn bestätigen sollte, doch immer noch in großer Ferne. Denn selbst der gänzliche Verlust der italienischen Provinzen war immer noch nicht ein Ereigniß, das den österreichischen Kaiserstaat in seinen Grundtiefen erschütterte, und in die dringende Gefahr versetzte, die den Frieden nach dem Gebot des Siegers anzunehmen zwingt. Und wie konnte man annehmen, daß Oesterreich den Kampf aufgeben und den Frieden um den

Preis eines Königreichs erkaufen werde, so lange es sich nicht in eine zwingende Lage versetzt sah, so lange es sich in seinen deutschen Landen sicher wußte, und in der That nichts Großes wagte bei der Fortsetzung des Kriegs gegen einen Feind, der jeden Sieg nur innerhalb sehr enger, vorher bestimmter Grenzen verfolgen durfte?

Auf diese Weise war kein Ende abzusehen. Wollte aber Napoleon III. mit kühner Hand das Netz zerreißen, das ihn auf einen ungenügenden Kriegsschauplatz beschränkte, wollte er rücksichtslos über die conventionellen Grenzen hinaus in das Innere der österreichischen Staaten vordringen, um dort eine wirkliche, abschließende Entscheidung zu suchen: — so rief ein solcher Entschluß unvermeidlich eine kaum zu berechnende Erweiterung des Krieges hervor und unabsehbare Verwickelungen. Der Kampf gewann eine Ausdehnung, die alle kriegerischen Unternehmungen in Italien zu einer Nebensache herabsinken ließ, und die Entscheidung an den Rhein, nach Frankreich oder Deutschland verlegte. Selbst was inzwischen in Italien gewonnen sein mochte, behielt nur einen bedingten Werth, da die bleibende Behauptung dieser Vortheile, wie das Schicksal des Krieges überhaupt, von der Entscheidung des Kampfes am Rhein abhängig wurde.

Das waren Betrachtungen, die wohl den Entschluß wankend machen konnten. Aber es war noch weit mehr zu erwägen. Napoleon III. konnte nicht die Sache der Italiener ernstlich fördern, ohne einem ihm und seinem System feindlichen Princip neue Kräfte zuzuführen, dem freieren politischen Leben der Völker und den Formen, in denen es sich bewegt, einen größeren Raum in Europa zu verschaffen; und da in dieser Welt nichts ist, ohne auch über die unmittelbaren Grenzen des eigenen Daseins hinaus zu wirken, war Napoleon wohl in der Lage, die mögliche Rückwirkung solcher neuen Erscheinungen im europäischen Völkerleben auch auf Frankreich ernstlich zu fürchten.

Und dann — welch' ein Widerspruch, wenn Napoleon III. in die Schranken trat, um eine bessere Zukunft, eine Wiedergeburt Italiens zu erkämpfen, wie er laut ankündigte, und zugleich versprach, die schlechteste und verderbteste, die unmöglichste aller Regierungen der Halbinsel — die päpstliche, zu schonen und aufrecht zu erhalten! Es war eine allerdings aufzuwerfende Frage, ob das möglich sein werde, ob nicht durch den Gang der Ereignisse, mit oder ohne seinen Willen, unbequeme Geister entfesselt wurden, die Jeder kannte. Sollte dann Napoleon III. diese ihm doch der unmittelbaren Richtung nach verbündeten Mächte selbst bekämpfen? — Oder ließ er sie gewähren, — wohl, so verwickelte er sich in einen neuen, für ihn viel schlimmeren Widerspruch, indem er das Priesterthum, das ihm

doch daheim die widerſtrebenden, heranwachſenden Generationen zu bequemen, unterwürfigen Unterthanen erziehen ſollte, in ſeinem ſouveränen Mittelpunkt angriff und damit in ſeinen Grundfeſten erſchütterte.

So war denn der Heereszug nach Italien von Anfang an ein Unternehmen, das kein reines Ergebniß verſprach, dagegen ſehr leicht zu den unberechenbarſten Verwickelungen führen konnte. Um ſo bedenklicher, da der Sieg für Napoleon eine gebieteriſche Nothwendigkeit war. Ein unglücklicher Gang des unpopulären Krieges, beſonders wenn er einen ſiegreichen Feind nach Frankreich führte, konnte unmittelbar das Daſein des Kaiſerthrons gefährden.

III.

Werfen wir ſofort weiter einen flüchtigen Blick auf die Macht, die Napoleon aufbieten konnte, um ſie dann ſpäter mit den Mitteln und Hülfsquellen Oeſterreichs zu vergleichen.

Das Land, der Stand des Nationalreichthums und die Bevölkerung ſind die Grundelemente der Macht, die wir beachten müſſen gleich der bewaffneten Macht, die aus ihnen hervorgeht —: ſo, natürlich, daß wir auch nicht entfernt daran denken können, innerhalb der uns hier gezogenen Grenzen auf mehr als eine ſkizzenhafte Andeutung einzugehen, oder dieſe Blätter durch die Wiederholung allbekannter Zahlen zu beſchweren.

Frankreich iſt reich, und bietet in ſeiner compacten Maſſe alle Mittel einer furchtbaren Macht!

Zwar iſt das Land nicht ſo reich, als es ſein könnte, wenn eine zu ſtetiger, beſonnener, ausdauernder Arbeitſamkeit geneigte Bevölkerung alle Keime möglichen Reichthums in das Leben riefe, welche die Natur hier in den Boden gelegt hat. Das geſchieht nicht; der celtiſche Grundcharakter der Bevölkerung macht ſich mehr oder weniger in allen Provinzen geltend, und überall, wo ſie aus dem gedankenloſen Betrieb einer herkömmlichen Beſtellung des Bodens aufgerüttelt wird, tritt ſeltener eine intelligente Emſigkeit an die Stelle, als ein ungeduldiges Streben nach ſchneller Bereicherung und unmittelbarem Genuß.

Am greifbarſten zeigt ſich dieſe Unzulänglichkeit des National-Charakters in Algerien. Welche Zukunft verſpräche dieſe reiche und nahe Kolonie dem Mutterlande, wenn ein den Engländern, den ausdauernden Flamändern, den Deutſchen ähnliches Volk ſie zu benutzen hätte! Unter Frankreichs Fittigen macht der ehemalige Sitz puniſcher Cultur zum Verwundern geringfügige Fortſchritte, und dieſe ſind, inſofern ſie irgend Realität haben, ganz überwiegend das Werk nichtfranzöſiſcher Einwanderer.

Ohne allen Vergleich das Meiste und Beste thun die spanischen Einwanderer aus Majorka für den Anbau des Bodens, so daß die Frage aufgeworfen werden kann, ob das Land in einer etwas ferneren Zukunft den Charakter einer französischen oder den einer spanischen Kolonie haben werde. Ein Franzose wandert fast nie im Ernst nach Africa aus, um sich wirklich dort anzusiedeln. In der Regel geht er nur auf einige Jahre hin, um die große französische Civilisations-Anstalt — ein „café" — zu eröffnen, oder auch einen „salon de coiffure," und sich so schnell wie möglich zu bereichern.

So sind denn auch im Innern Frankreichs nur wenige Provinzen in befriedigender Weise, dem heutigen Stande landwirthschaftlicher Kenntnisse entsprechend angebaut, wie z. B. die Normandie und die Lande deutscher Zunge. Der Süden namentlich, der ein blühender Garten sein könnte, wie die gerühmtesten Landstriche alter und neuer Zeit, ist weit zurück und bringt nicht Brot genug für die eigene, keineswegs übermäßige Bevölkerung hervor. Es fehlt dem Boden an Feuchtigkeit; er kann deshalb nur für Pflanzungen benutzt werden, die einen großen Theil anhaltender Dürre vertragen. Der Oelbaum, einst von phokäischen Kolonisten an diese Gestade verpflanzt, entspricht diesen Bedingungen, und bedeckt demgemäß in langen, gleichlaufenden Reihen die Thäler, die Flächen der Provence und zum Theil auch im Languedoc. Aber der Ertrag ist ungewiß, Mißerndten kommen sehr häufig vor. Zwischen den Oelbäumen ziehen sich Reben, denen man nur sehr wenige Pflege angedeihen läßt, ebenfalls in Reihen dahin — und zwischen den Bäumen und Reben wird streifenweise Getreide gesäet, durch den Schatten, dessen es hier bedarf, vor den Alles versengenden Strahlen der Sonne einigermaaßen geschützt. Aber die Erndten sind sehr dürftig, denn die Felder stehen durchaus in sehr geringer Cultur, da, bei der allgemeinen Armuth an Wiesen und Futter, der Viehstand ein sehr ungenügender ist. Größere Gutsbesitzer, die ihre Felder durch gedungene Arbeiter bestellen lassen, gestehen, daß sie nicht immer auf die Kosten des Getreidebaues kommen. Dazwischen stößt der Reisende selbst in der Provence auf eine vollständige Wüstenei, wie die plaine de Crau. Kaum daß Schafheerden, die für den Sommer in die Alpen getrieben werden, hier nur für wenige Wintermonate eine ärmliche Weide finden, und mit Erstaunen erfährt man, daß Wölfe, deren Vertilgung sich Niemand angelegen sein läßt, große Verheerungen unter ihnen anrichten. Im Languedoc vollends liegen fast alle etwas hochgelegenen Bodenflächen, garigues genannt, vollkommen öde und unbenutzt in der Sonnengluth — und wer hat nicht von den landes gehört, von den Heiden, die sich weiter im Westen, in Guyenne, unabsehbar ausdehnen?

Welchen unermeßlichen Reichthum hier künstliche Bewässerung erzeugen könnte, das beweisen die wenigen Landstriche, die hinreichend bewässert sind, wie die sogenannte Camargue, d. h. das Rhone-Delta. Dort bringt der Waizen das zwanzigste Korn und mehr. Auch wäre es wohl möglich, fast überall Wasser hinzubringen. Es handelt sich darum, die Hochwasser der Ströme, die jetzt nur überschwemmen und verwüsten, Bäume und fruchtbare Erde mit sich fortreißen in das Meer, in Teichen aufzufangen und von dort aus den Sommer über zu nutzen. Aber für dergleichen ist das Interesse der Geldmänner nicht zu gewinnen, die Landleute selbst denken nicht daran, sich zur Ausführung solcher Anlagen zu vereinigen, und wenden lieber, was sie an Capital besitzen, dem Börsenspiel zu. Da kann man schnell, ohne Anstrengung, durch einen einzigen glücklichen Coup reich werden, ja fabelhafte Summen gewinnen, und in den Vollgenuß des Lebens eintreten! Der Landbau bleibt in ganzen Provinzen, was er schon seit Jahrhunderten ist.

Indessen, so ungenügend auch die natürlichen Hülfsquellen des Landes genutzt werden: Frankreich ist auch in seinem jetzigen Zustande reich, und liefert der Regierung ohne allzu große Anstrengungen ein Jahres-Einkommen, wie keine andere auf dem europäischen Festlande es aufzuweisen hat. Leicht, fast spielend vermag das Land die Kosten eines Krieges zu tragen, so daß des Kostenpunktes eigentlich nie gedacht wird, so unpopulär auch der Krieg sein mag.

Freilich geht denn auch hier wieder unendlich viel ganz ungenutzt verloren, denn es wird mit dem reichen Einkommen des Staates nichts weniger als weise oder sparsam haushgehalten; ja, die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände des Landes machen eine gewissenhafte Verwaltung des Staatsvermögens geradezu unmöglich, denn es fehlt — das Gewissen. Zu den Dingen, die in Frankreich gar seltsam auffallen, gehört, daß bei einem Jahresbudget, das sich in so gewaltigen Zahlen ergeht, doch Alles, was von der Regierung besoldet wird, nach einem sehr ärmlichen Maaßstab nur einen geradezu kümmerlichen Lohn erhält. Selbst die Armee. Das Gehalt der Officiere beträgt, in einem Lande, wo das Leben theuerer ist als in Deutschland, die Anforderungen des Luxus höher steigen, buchstäblich kaum die Hälfte dessen, was ihnen in Preußen gewährt ist. Und nach demselben Maaßstab werden alle anderen Stände, Richter, Beamte und Lehrer dürftig abgefunden. — Wo bleibt denn das viele Geld? muß man verwundert fragen. Die Vielregiererei, die kaum zu übersehende Beamtenmasse erklärt die Erscheinung bei Weitem nicht. Aber sowie man sieht, welche kaum glaubliche Summen der Regierung jede Lieferung, jeder Ankauf, jeder Bau, jede Miethe, jedes Unternehmen kostet, mit welcher

sehen den Grund in einer allgemeinen, tief und weit greifenden Entsittlichung; in einer Entsittlichung, die sich überall und namentlich auch in der Ehe geltend macht. —

So sehen wir denn überall in Frankreich die Zeichen krankhafter Zustände, innerer Fäulniß, eines beginnenden, ja eines rasch fortschreitenden Verfalls. Daraus folgt aber ganz und gar nicht, daß Frankreich nicht, auch in seinem jetzigen Zustand, und vielleicht mehr als je, für jedes Volk der Welt ein sehr gefährlicher Gegner wäre. — Je nachdem der Genius eines Volks geschaffen ist, kann eine furchtbare und gefährliche Macht nach Außen, innerer Krankheit ungeachtet, gar wohl bestehen. Man erinnere sich nur, welche unsägliche Corruption schon zu den Zeiten der Gracchen im alten Rom eingerissen war, und alle Elemente eines gesunden staatlichen Daseins unheilbar angegriffen hatte, und wie lange nachher noch Rom der ganzen Welt furchtbar blieb. In Frankreich steht es aber jetzt noch bei Weitem nicht so schlimm wie damals im römischen Weltreich; noch haben da keine Latifundien den kleinen Besitz des Landmanns absorbirt. Wie das Grundeigenthum vertheilt ist, wird ein zahlreiches Landvolk noch auf lange Zeiten hinaus vortreffliche Soldaten liefern, — und sollte den Franzosen überhaupt auch die Größe und Reinheit des Characters fehlen, die erfordert werden, um ein freies und erfreuliches Staatswesen für die Dauer zu gründen, fehlt auch der lebendige und wahrhafte Sinn für das Ideale, den edle Naturen unter ihnen so schmerzlich vermissen, so sind sie doch geistreich, klug, gewandt und tapfer, mit großer Energie ganz auf die unmittelbare Gegenwart, auf Benützung des Augenblicks und der Umstände, auf den unmittelbaren Vortheil gerichtet. Ihre Ansprüche in Beziehung auf die Stellung, die Frankreich in Europa zukommt, gehen sehr weit, ihre Zuversicht, die Vorstellung von dem, was Frankreich vermag, fast noch weiter.

Die Schichten der Gesellschaft, aus denen die bewaffnete Macht hervorgeht, sind weder entnervt noch verweichlicht, und so ist denn auch die bewaffnete Macht Frankreichs durchaus in einem Achtung gebietenden, vortrefflichen Zustand. Es ist kein Kinderspiel sich mit ihr zu messen: darüber darf man sich nicht täuschen.

Es ist hier nicht der Ort, alle Zahlen zu wiederholen, die auch anderswo zu finden sind, und eben so wenig können wir auf alle technischen Einzelnheiten eingehen, deren Bedeutung doch am Ende nur einem ganz militärischen Publicum verständlich ist. Nur die allgemeinen Züge des Bildes, und die Endergebnisse einer Durchmusterung des französischen Heers dürfen hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir wenden uns hier zunächst zu der Waffe, die immer den eigent-

lichen Kern und die Hauptmacht jedes Heeres ausmachen wird, zu der Infanterie, und bemerken, daß der Unterschied zwischen Linien- und leichter Infanterie, nachdem er längst thatsächlich verschwunden war, und jede Bedeutung verloren hatte, vor einigen Jahren auch der Form nach aufgehoben worden ist. Die 75 Linien- und 25 leichten Regimenter der früheren Zeit sind zu 100 Infanterie-Regimentern ohne weitere Bezeichnung geworden, deren Uniform (blaue Röcke mit gelben Kragen und grapp-rothen Aermel-Aufschlägen) aus den früheren, in sich verschiedenen, zusammengesetzt ist.

Die Leute sind im Allgemeinen klein und unansehnlich, da die französische Armee überhaupt keinen Ueberfluß an großen, schönen Männern hat, und die kräftigsten Individuen selbst mehr als billig, nicht nur für die Artillerie sondern auch für die Reiterei in Beschlag genommen werden. Selbst die Infanterie der Kaisergarde imponirt nicht durch schöne Leute. Ja, wenn man sich die Mannschaft betrachtet, ist man fast versucht zu lächeln in der Erinnerung an die kaiserlichen Worte „daß das Bayonet immer die furchtbarste Waffe der französischen Infanterie sein werde" — und wenn man dann diese kleinen, zum Theil sehr jugendlichen Gesellen sich in einem Handgemenge, etwa mit der englischen Garde, oder einem ungarischen Grenadier-Bataillon aus der Zeit vor 1848, oder mancher deutschen Schaar denkt. — Doch, so ziemlich jede Armee rühmt sich einer ganz besonderen Vorliebe für den Kampf mit der blanken Waffe — und, kommt es zur Sache, so sucht ihn Niemand, so lange er vermieden werden kann. Die fortschreitende Verbesserung der Feuerwaffe wird jedenfalls den Bayonetkampf zu einer noch seltneren Erscheinung machen als er von jeher war; immer weniger wird darauf ankommen, wer eigentlich Recht hat, und die französische Infanterie immer sicherer in der Intelligenz und Gewandtheit der Leute im Tirailleur-Gefecht, einen mehr als genügenden Ersatz finden für das, was ihnen etwa an Muskelkraft fehlt.

Mehr Bedenken könnte erwecken, daß die französische Infanterie jetzt wohl kaum mehr die Ausdauer im Ertragen von Beschwerden, namentlich nicht mehr die Ausdauer auf Märschen hat, die ihr ehemals nachgerühmt wurde. Wenigstens haben wir selbst auf Friedensmärschen von einer Garnison zur anderen, mitunter ziemlich viel Marode bemerkt. Noch dazu bei Regimentern, die vor Kurzem aus Algerien zurückgekehrt waren, die man also für abgehärtet halten mußte. In dieser Beziehung möchte die französische Infanterie wohl kaum etwas vor den meisten anderen Armeen voraus haben.

Die Kleidung und Ausrüstung ist im Allgemeinen gut zu nennen, wenn auch zugegeben werden muß, daß ein Waffenrock mit zwei Reihen Knöpfen, wie der belgische, zweckmäßiger wäre als der mitten auf der

Brust knapp mit einer Reihe Knöpfe schließende. Nur die Kopfbedeckung, der Kepply, ist unbequem und schützt nicht. Dagegen ist der Paletot mit Kaputze, der über Kopf und Kepply gezogen werden kann, ein sehr zweckmäßiges Kleidungsstück.

Die Bewaffnung ist ebenfalls gut, da das Minié-Gewehr, das in der Krim, so viel Rühmens auch davon gemacht wurde, den Erwartungen nicht entsprochen hatte, seither manche zweckmäßige Veränderungen erfahren hat.

Die taktische Ausbildung der französischen Infanterie aber wäre kaum zu loben, wenigstens was die Manoeuvres in Linie anbetrifft, wenn man sie ausschließlich nach dem beurtheilen wollte was auf dem Exercierplatz geübt wird. Da wird in Frankreich bei Weitem mehr, als in Deutschland, unnützes Zeug getrieben, ja man könnte dreist so weit gehen zu behaupten, daß auf dem Exercierplatz, namentlich sobald eine größere Anzahl Bataillone beisammen ist, nur Dinge getrieben werden, die auf dem Schlachtfelde gar keine Anwendung finden können. Die französische Infanterie hat nämlich im Wesentlichen noch immer das Exercier-Reglement von 1791, als dessen eigentlichen Verfasser wir Guibert betrachten müssen, der als militärischer Schriftsteller, als geistreicher Zuschauer bei den Friedens-Manoeuvres Friedrich's des Großen, einen gewissen Ruf hatte, und für das schwärmte, was man damals preußische Taktik nannte. Selbst bei der Handhabung des Gewehrs, in den sogenannten Handgriffen sind eine Menge Vielfältigkeiten und Umständlichkeiten beibehalten, von denen in den deutschen Armeen schon seit vielen Jahren nicht mehr die Rede ist — und bei den Uebungen einer größeren Anzahl vereinter Bataillone wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß ein ganzes Heer, wie das zur Zeit des siebenjährigen Krieges geschah, als Ein einziges untrennbares taktisches Ganze, ohne Gliederung in selbständige, in ihren Evolutionen von einander unabhängige Theile, gehandhabt werden müsse. Man beschäftigt sich hauptsächlich damit, eine lange Linie von mehreren Bataillonen auf jeden gegebenen Zug bald in diesem bald in jenem Bataillon ployiren, d. h. zu Einer einzigen langen Colonne zusammen rücken zu lassen, um dann wieder umgekehrt eine solche lange Colonne auf jeden gegebenen Zug — bald der Spitze, bald dem Schweif, bald der Mitte nahe — vorwärts und rückwärts deployiren, d. h. sich in Linie entfalten zu lassen —: Alles genau so, wie es in Guibert's Essay sur la tactique steht, und wie es nie ein menschliches Auge auf dem Schlachtfelde gesehen hat. Noch dazu geht es bei der Ausführung dieser Künstlichkeiten nicht selten etwas langsam und unsicher zu; die Evolutionen werden nicht mit der größten Präcision ausgeführt.

Aber man hätte Unrecht, danach zu urtheilen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß hier Manches anders und zweckmäßiger eingeleitet sein könnte; die eigentliche Schule der französischen Infanterie ist in dem kleinen Krieg in Africa zu suchen, und im Felde sind die Leute gerade ungemein praktisch. Jene größeren Uebungen haben wenigstens das Gute, daß sie nicht im Entferntesten Anspruch darauf machen, die Wirklichkeit, den Krieg dramatisch darzustellen, wie das z. B. bei den ganz verkehrten Feldmanoeuvres des Kaisers Nicolaus der Fall war; daß sie sich nicht für Recepte ausgeben, die vorkommenden Falls ohne Weiteres angenommen werden könnten. Die Uebungen auf dem Exercierplatz werden nicht betrieben, um hier etwas zu lernen, was gerade so unmittelbar vor dem Feinde wiederholt werden könnte, sondern als eine Vorübung, welche Beweglichkeit und Verständniß der Evolutionen an sich bezweckt, ohne Rücksicht auf die Anwendung im Felde; — ungefähr so, wie ein Tänzer täglich seine Battements übt, die nicht die Bestimmung haben, dem Publicum vorgemacht zu werden. Es fällt keinem Menschen ein, auf dem Schlachtfelde irgend etwas Anderes aus dem Reglement in Anwendung zu bringen als die école de bataillon, den Theil, der sich auf die Evolutionen eines Bataillons in sich, isolirt als taktische Einheit hingestellt, bezieht; alles Andere wird ignorirt als wäre es nie gewesen.

Der Tirailleur-Dienst dagegen wird schon auf dem Exercierplatz — so weit das da möglich ist — in durchaus zweckmäßiger Weise geübt, wobei sogleich als eigenthümlich auffällt, daß die Franzosen immer sehr dichte Schützenlinien bilden, bedeutend dichtere namentlich, als man bei den Feldübungen österreichischer Truppen bilden sieht.

Zu den 100 aus früheren Zeiten übernommenen Infanterie-Regimentern sind dann unter der jetzigen Regierung noch 2 Divisionen Kaisergarde gekommen (4 Grenadier-Regimenter mit 1 Jäger-Bataillon; 4 Voltigeur- und 1 Zuaven-Regiment). Sie unterscheiden sich natürlich nur durch einen größeren Luxus der Ausrüstung von denen der Linie — und nebenher durch einen ziemlichen Uebermuth und eine bedenkliche Verwöhnung, die wohl nach Gelegenheit in ein Prätorianer-Unwesen ausschlagen könnte.

Die Zuaven sind durch ihre orientalische Tracht als vorzugsweise für den Dienst in Algerien bestimmt bezeichnet; viel Kriegserfahrung, ein ausgezeichneter Ruf, der die Aufforderung enthält, ihn aufrecht zu erhalten, ein kriegsgewohntes Officiercorps und großes Selbstvertrauen macht sie zu einer hervorragenden Truppe. Zu den besten Bataillonen des Heeres werden dann auch allgemein die 2 Regimenter der Fremdenlegion gerechnet, deren vielfache und sehr tüchtige Dienste in Africa man nicht nach

dem consequenten Stillschweigen, das die offiziellen Berichte darüber beobachten, beurtheilen darf. Denn Alles zu ignoriren, was Fremde unter Frankreichs Fahnen für Frankreich thun, allen und jeden Ruhm für Frankreichs Söhne allein in Beschlag zu nehmen, ist jetzt System, wie zu den Zeiten des Rheinbunds. „Ce sont de fameux soldats, ceux-là!" sagt dagegen mit den bedeutungsvollsten Mienen und dem gewichtigsten Nachdruck jeder französische Soldat, der mit ihnen zusammen gefochten hat. Aber natürlich ist die Disciplin schwer aufrecht zu erhalten in dieser Legion, die aus Abenteurern der verschiedensten Art, zum Theil aus sehr wilden Gesellen besteht. Wie mancher verlorene Sohn steckt in ihren Reihen, wie mancher junge Mann, der einst den höheren Ständen angehörte, und nun in wüstem Treiben seine Vergangenheit zu vergessen, über seine Zukunft sich zu betäuben sucht!

Schlimmeres noch hat ohne Zweifel Feindes- — oder auch Freundesland von den „Turcos" zu erwarten, von den 3 Bataillonen Tirailleurs indigènes, wie sie offiziell heißen — den mehr oder weniger disciplinirten Söhnen Africas. Italien hat sie vor Kurzem kennen gelernt — schwerlich zu gegenseitiger Befriedigung.

Doch alle diese kleinen Anhängsel des Heeres wollen wenig bedeuten: die Jäger zu Fuß dagegen sind für die Regierung ein Gegenstand sorgfältiger Pflege, und werden sehr wichtig genommen. Zuerst Chasseurs d'Orléans, oder nach dem Ort, wo sie gebildet wurden, Chasseurs de Vincennes genannt, wurden diese Bataillone, 10 an der Zahl, unter der Leitung des letzten Herzogs von Orleans den österreichischen Jägern nachgebildet. Mit gezogenen Büchsen bewaffnet, vorzugsweise im Scheibenschießen geübt, leisteten sie vorzügliche Dienste. Dadurch sah man sich veranlaßt, sie nach und nach bis auf 25 zu vermehren, damit jeder Infanterie-Division eine solche Jägerschaar beigegeben werden könne — und die Folgen waren, wie man sie erwarten mußte. Es konnte nun mit der Auswahl der Mannschaften, die dieser Truppe überwiesen wurden, nicht mehr so genau genommen werden — und die Jäger-Bataillone sind nicht mehr, was die ersten 10 waren. Man ist einig darüber, daß der Abstand sogar ein sehr großer ist. Noch eine solche Vermehrung, und man hätte wohl wieder Grund, sie in Linien-Regimenter zu verwandeln, gleich der früheren leichten Infanterie. Ihre Geschichte würde dann noch vollständiger lehren, was auch jetzt schon einleuchtend ist: nämlich, daß eine solche Schaar, die immer eine erlesene bleiben muß, wenn sie fein und leisten soll, was man von ihr fordert und erwartet, nicht ganz willkürlich vermehrt werden kann, über das Maaß des Materials hinaus, das sich wirklich dazu vorfindet. —

Viel mehr als die Infanterie läßt natürlich die Reiterei zu wünschen. Daß sie sehr unzweckmäßig gekleidet ist, besonders die leichte, könnte noch hingehen; aber es läßt sich mit dem besten Willen nicht läugnen —: sie reitet unter aller Kritik! Man traut wirklich seinen Augen kaum, wenn man so einen Husaren oder reitenden Jäger — nicht selten in einem langen und einem kurzen Steigbügel — in wahrhaft phantastischer Weise im Sattel herumfliegen sieht. Und doch muß man dabei eine gewisse Seiltänzer-Gewandtheit bewundern; ein Deutscher könnte unmöglich auch nur hundert Schritte weit so galoppiren, ohne, über die Ohren seines Pferdes hinweg, Gott weiß wohin zu fliegen: der Franzose bleibt doch immer oben auf seinem Thier. Zäumung, Beschlag, Wartung der Pferde: das Alles wird mit einer gewissen genialen Rücksichtslosigkeit betrieben; das Pferd mag sich dabei befinden, wie es kann. Nur die Garde-Regimenter, bei denen auf den inneren Dienst in den Schwadronen gar sehr gesehen wird, machen in dieser Beziehung eine Ausnahme.

Und überhaupt soll damit nicht apodiktisch behauptet werden, daß diese Reiterei nicht in mancher Beziehung gute Dienste leisten, daß sie nicht, besonders im Anfange eines Feldzugs, so lange die Pferde noch nicht ganz zu Grunde gerichtet sind, gelegentlich selbst glänzende Angriffe machen könnte: die Leute sind tapfer; selbst der Fechtunterricht, den sie erhalten, trägt dazu bei, ihr Selbstvertrauen zu steigern; sie glauben sich jedem Gegner gewachsen; und eben, weil sie nur sehr unbestimmte Begriffe von dem haben, was ein Pferd vermag, was nicht, oder welche Gefahr man läuft, wenn man ihm mehr zumuthet, als es leisten kann, sind sie stets bereit, verwegen darauf los zu jagen. Wir sind sogar überzeugt, daß die französische Reiterei sich, trotz aller Mängel, bei längerer Fortsetzung des Krieges in der Krim, der russischen auf dem Schlachtfelde ganz entschieden überlegen gezeigt hätte. Denn die russische Cavallerie war unzweckmäßig beritten, saß auf großen, durch verkehrte Dressur ruinirten Pferden, und hatte sich unter dem Kaiser Nicolaus gewöhnt, mit ängstlich, mit übermäßig verkürztem Zügel zu reiten, wodurch alle Gangarten langsam, alle Angriffe ohnmächtig wurden.

Die möglichen Leistungen der französischen Reiterei sind demnach nicht ohne Weiteres ganz im Allgemeinen gering anzuschlagen — aber es ist auch nicht unter allen Bedingungen darauf zu rechnen. Die Mängel dieser Cavallerie werden sich wohl hauptsächlich dadurch fühlbar machen, daß sie im Felde, in Folge einer Art zu reiten, welche schon an sich die Pferde zu Grunde richtet, und mehr noch durch die mangelhafte Pflege und Wartung der Thiere, durch die Sorglosigkeit, mit der man sie vom Sattel gedrückt und wund werden läßt, sehr große Verluste erleiden und sehr

den sind, blos um sie für ihre früheren Dienste als Conspirateurs zu belohnen. Der Marschallsstab hat ihnen kein höheres Ansehen in der Armee verschafft. Auch Baraguay d'Hilliers gilt da nicht viel. Er mag wohl auch nur Marschall geworden sein, um ein Unrecht auszugleichen, das Napoleon I. sich gegen den Vater des Generals hat zu Schulden kommen lassen. Auch Pelissier und Canrobert gelten im Grunde wenig, obgleich man von dem ersteren sagt, daß er entschlossen und listig sei. Von dem Marschall Canrobert weiß man, daß er dem Eroberer von Sebastopol, dem Herzog von Malakoff, an Kenntnissen, an Geist und militärischer Einsicht unendlich überlegen ist; man rechnet es ihm — zwar nicht in der Armee, wohl aber außerhalb derselben in wohlunterrichteten Kreisen — sehr hoch an, daß er den Muth des Heeres in der Krim den langen Winter über aufrecht zu erhalten wußte —: aber, so lautet doch immer der Schluß: er ist ein Mann, den das Bewußtsein einer großen Verantwortlichkeit zu Boden drückt. Bosquet, der allerdings in der Krim die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn beurkundet, und Freund und Feind imponirt hat, ist durch den Zustand seiner gänzlich zerrütteten Gesundheit für die Armee verloren — und so war denn Mac Mahon schon vor dem Kriege die eigentliche Hoffnung derselben, der Mann, von dem unbedingt galt, daß ihm eine große Zukunft bevorstehe. Dennoch darf man die Bedeutung auch seines Rufes nicht überschätzen. Niemand zweifelt, daß sich irgend ein Anderer finden würde, wenn er nicht wäre. Das eigentlich Charakteristische und Beachtenswerthe ist gerade, daß die französische Armee von einer großen Siegeszuversicht an sich beseelt ist, die sich nicht an bestimmte Namen knüpft, sondern ganz unabhängig von solchen dasteht. Der Sieg ist in den Augen des französischen Heeres etwas, das sich ganz von selbst versteht, — gleichviel, wer an der Spitze stehen mag.

Der Untergang Polens und die östlichen Großmächte.

3. Der constituirende Reichstag und die Verfassung vom 3. Mai 1791.

Der zweite Krieg, welchen die Kaiserin Katharina gegen die Türken unternahm, schien der Rußland entgegenstrebenden Partei der polnischen Magnaten die besten Aussichten zu eröffnen, dem riesigen Versuch einer völligen Umgestaltung und Wiedergeburt der innerlich zerrütteten Republik mit Erfolg sich unterziehen zu können.

Gleich zu Anfang dieses Krieges verfuhren die Russen in den polnischen Grenzprovinzen so, als ständen ihnen dieselben mit Allem, was darin war, für ihre Zwecke und gegen die Türken wirklich schon zur unbedingten Verfügung. Doch das war der Kaiserin noch nicht genug. Sie ging vielmehr unverweilt, mit der ihr eigenen Entschiedenheit darauf aus, auf dem bevorstehenden Reichstag jenes geheime zu Kaniew mit Stanislaus August verabredete Bündniß, welches angeblich nichts als die Sicherheit und Integrität Polens, sowie die Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind bezwecken sollte, in aller Form mit der Republik zum Abschluß zu bringen. Aber gerade dieses verfängliche Drängen warf alsbald die polnischen Patrioten, die sich nicht zum Spielball der russischen Politik wollten machen lassen, Preußen in die Arme.

Friedrich Wilhelm, schon durch das zeitherige Verhalten der Kaiserin auf's Aeußerste gereizt, unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, die polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen zu ermuthigen. — Erst kürzlich hatte Katharina nicht nur die Erneuerung des seit 1764 zwischen Preußen und Rußland bestehenden Bündnisses, sondern auch die von Seiten Preußens angebotene Vermittelung mit der Pforte abgelehnt. Der König ließ daher dem Petersburger Hof erklären (September 1788), daß er zu dem russisch-polnischen Allianzplan um so weniger sich gleichgültig verhalten könne, da man russischer Seits seit acht Monaten geflissentlich darauf ausgegangen sei, ihm feindliche Absichten gegen die Republik unterzuschieben und er daher zu der Annahme berechtigt sei, daß jenes Bündniß auch gegen ihn selbst gerichtet sein solle. Da aber er, der König, bei der Integrität der Republik nicht weniger interessirt sei als Rußland, so würde er nun auch seinerseits derselben eine Allianz und die Erneuerung seiner

alten Verträge vorschlagen und nöthigenfalls noch mit anderen Mächten Bündnisse abschließen, die der Kaiserin schwerlich gefallen dürften. Die in Ost- und Westpreußen stehenden Truppen erhielten Befehl, sich marschfertig zu halten und näherten sich der polnischen Grenze. Nach Warschau aber wurde ein junger, aus polnisch-Preußen gebürtiger Edelmann, Baron Goltz als Gesandtschaftssecretär geschickt, um den polnischen Adel darüber aufzuklären, wie der König von Preußen die russischen Allianzprojecte ansehe. Goltz äußerte laut, jetzt sei es an der Zeit, daß der König von Preußen in Bezug auf Polen seine eigene Meinung habe, ohne der Direction Rußlands zu folgen; er, Goltz, wolle der polnischen Nation die Augen öffnen über die Nothwendigkeit, ihr Joch abzuschütteln, er wolle ihr begreiflich machen, daß der König von Preußen die polnische Nation von dem König von Polen, von dessen Familie und von den Pensionären Rußlands zu unterscheiden wisse.

An dieser oppositionellen Haltung Preußens gegen Rußland machte auch England Miene, sich betheiligen zu wollen. Der englische Minister des Auswärtigen, Marquis von Carmarthen, schrieb dem bisherigen Residenten in Warschau, Whitworth, der eben damals die Bestimmung erhielt, als Gesandter nach Petersburg zu gehen: „seine Rolle am russischen Hof solle nicht die eines Schmeichlers sein, sondern die des Vertreters einer Macht, die fordere und ihre Forderungen mit allem Nachdruck durchzusetzen entschlossen sei." In der That, nie schienen die allgemeinen Verhältnisse der europäischen Politik der Regeneration Polens günstiger zu sein, als eben damals. Die Frage war, wie die Polen selbst sich dabei benehmen würden.

Der am 7. October in der Form der Conföderation unter dem Vorsitz des Grafen Stanislaus Malachowski und des Fürsten Kasimir Sapieha eröffnete Reichstag ließ es von vorn herein nicht an vielsagenden Beschlüssen fehlen. Als demselben am 12. October eine Note des preußischen Gesandten von Buchholz mitgetheilt wurde, welche sich gegen das von Rußland beabsichtigte Bündniß aussließ und dagegen der Republik eine Allianz mit Preußen antrug, welche die polnische Nation vor jeder fremden Unterdrückung sicher stellen sollte, brachte diese Erklärung eine außerordentliche Bewegung hervor. Die vom Reichstag am 20. October auf diese Note ertheilte Antwort enthielt die Versicherung, daß der Zweck der gegenwärtigen Conföderation keineswegs der sei, mit Rußland sich zu verbünden, sondern daß vielmehr das Ziel ihrer Bestrebungen einzig und allein die Herstellung einer freien Verfassung und die Durchführung der zum Schutz des Landes nothwendigen Maaßregeln sei.

Dieser Erklärung folgte auf dem Fuß der Beschluß, die polnische

Armee auf die Stärke von 100,000 Mann zu bringen. Und um sowohl die Organisation, wie die Verwendung dieser Armee besser controliren zu können, suchte der Reichstag sie so viel wie möglich dem bisherigen Einfluß des immerwährenden Raths und des Königs, der immer noch unverhohlen für Rußland Partei zu nehmen fortfuhr, zu entziehen: es wurde eine besondere, nur von dem Reichstag abhängige Kriegscommission ernannt. „Wenn dieser Enthusiasmus nachhaltig wäre," bemerkte Essen, „so müßte er in den Jahrbüchern der nordischen Geschichte Epoche machen." Leider aber zeigte sich auch jetzt wieder, daß die Polen zwar im Reden stark waren, überall aber, wo es darauf ankam, wirkliche Opfer zu bringen, sogleich erschlafften: die decretirte Armee von 100,000 Mann blieb eine papierne.

Nicht vertrauensvoller als der sächsische äußerte sich der englische Minister. „Ew. Lordschaft," berichtet dieser an den Marquis von Carmarthen am 22. October: „werden ohne Zweifel von der Größe dieses Projects überrascht sein, aber wenn ich Ihnen sage, daß man diesen Beschluß gefaßt hat, noch ehe man daran gedacht hatte, wie man eine solche Macht unterhalten solle, so werden Sie gewiß über diesen Leichtsinn sich noch mehr wundern, und mit mir voraussehen, daß aus diesem Project nichts werden kann. Ohne Ew. Lordschaft mit einer langen und langweiligen Auseinandersetzung über den miserablen Zustand dieses Landes zu behelligen, das keinen Handel und keine Industrie hat und dessen Bevölkerung statt zuzunehmen, abnimmt, würde es doch eine sehr leichte Aufgabe für mich sein, Ihnen zu beweisen, wie es völlig unfähig ist, auch nur für die Hälfte der angegebenen Stärke der Armee einen hinreichenden Fond aufzubringen. Dieses Beispiel kann indessen immer dazu dienen, Ihnen einen Begriff von der polnischen Politik zu geben." — Zur Vervollständigung dieses Urtheils des englischen Gesandten fügen wir hinzu, daß der Reichstag später (März 1789) allerdings zu dem heroischen Entschluß sich erhob, zehn Procent von dem Einkommen des Adels und zwanzig von allen Einkünften der Geistlichkeit zur Verwendung für die Bedürfnisse des Staats und vornämlich der Armee zu bestimmen; auch wurde eine besondere Commission von Lustratoren ernannt, welche diese Einkünfte abschätzen sollte; allein als es zum Zahlen kam, konnten wegen Unredlichkeiten aller Art statt der zehn und zwanzig Procent kaum zwei und drei aufgebracht werden, und überhaupt zeigte der Adel sich fortwährend bei allen finanziellen Berathungen so eigennützig, daß er wo möglich jede Erhöhung der Abgaben von sich abzuwenden und die ganze Last allein auf die Städte und die Bürger zu wälzen suchte. — So geschah in der ganzen Zeit bis zu dem letzten entscheidenden Kampf für die polnische Unab-

hängigkeit in alle dem nichts, was das Erste hätte sein sollen: die Finanzen und die Wehrkraft blieben in dem alten elenden Zustand.

Es hätte weiter vor allen Dingen die Gewinnung zuverlässiger Bundesgenossen gegolten. Preußen und England stellten sich als solche Bundesgenossen dar. Hatte Preußen ein großes politisches und mercantiles Interesse, sich mit Polen auf's Engste zu verbinden, so war doch auch für England schon das letztere Interesse stark genug, um es zu einer Unterstützung der polnischen Regeneration geneigt zu machen. Es war damals die Zeit, wo Adam Smith's nationalökonomische Ansichten gegenüber dem bisherigen engherzigen Prohibitivsystem anfingen sich geltend zu machen. Kein Land hatte den bisherigen Handelszwang härter zu empfinden gehabt, als das, seit der Theilung, vom Meere so gut wie abgeschnittene Polen. Die Städte Danzig und Thorn, auf denen der ganze Handel Polens beruhte, sahen, rings von preußischem Gebiet umgeben, den Wohlstand ihrer Einwohner siechen und hinschwinden. Friedrich II. belastete alle polnischen Ausfuhrproducte und alle Einfuhr mit den drückendsten Zöllen. Die Beseitigung dieses Zwangsystems mußte allen handeltreibenden Nationen zu Gute kommen; vorzüglich aber hatte England den lebhaften Wunsch, sich der sehr großen commerciellen Abhängigkeit zu entledigen, in der es zu Rußland stand, und das konnte es auf die füglichste Weise, wenn der polnische Handel frei wurde. Denn Polen hatte gerade an denselben Rohproducten Ueberfluß, mit welchen bisher Rußland England versorgt hatte. Der englische Gesandte in Warschau, Hailes, arbeitete daher unabläßig darauf hin, den Polen einen Plan einleuchtend zu machen, zu welchem das preußische Ministerium, d. h. der Graf Hertzberg, sich bereits hatte bekehren lassen. Nach diesem Plan — der eigentlichen materiellen Grundlage zu der von den Polen selbst so sehr gewünschten politischen Allianz mit Preußen — sollte die Republik Polen Preußen die beiden Städte Thorn und Danzig abtreten, wogegen Preußen sein altes Mauthsystem aufgeben und den polnischen Handel frei geben wollte. Zu dieser Abtretung aber konnte die Republik sich um so leichter verstehen, da unter den obwaltenden geographischen und politischen Verhältnissen der Besitz jener beiden Städte für sie im Grunde von nur sehr geringem Belang war. Ueberdies wurde der Republik für diese Abtretung auf Grund jenes gallizischen Tauschprojects ein sehr bedeutendes Landgebiet als Entschädigung in Aussicht gestellt. Nur um diesen Preis war Preußen geneigt, den Kampf mit Oesterreich und Rußland aufzunehmen. Aber den Polen fehlte eben so der gute Wille, wie die Einsicht, die Nothwendigkeit dieser Grundlage anzuerkennen. So oft diese Frage im Reichstag zur Verhandlung kam, widersetzte sich die Versammlung mit einer fast un-

begreiflichen und geradezu verstockten Hartnäckigkeit ihrer vernünftigen Lösung.

In Berlin gab man indessen die Hoffnung auf die gewünschte Verständigung doch nicht sobald auf. Im Herbst 1789 war in den maaßgebenden Kreisen des preußischen Hofes die Kriegspartei noch sehr stark vertreten. Man wollte endlich die schwebenden Fragen durch das Schwert entscheiden. Man wollte die Polen mit fortreißen. Fiel der Krieg glücklich aus, so wären die Vortheile auch Polen mit zu Gute gekommen, und gegen den gesicherten Gewinn hätte die Republik die etwaige Einbuße leicht verschmerzen können. Kein Mensch zweifelte, daß Preußen, wenn es diesen Weg einschlug, sich den besten Erfolg versprechen durfte, und auch in Polen war man davon überzeugt. „Man verhehlt sich nicht," schreibt Essen den 15. August 1789, „daß die üble Lage, in welcher gegenwärtig die Höfe von Paris, Wien und Petersburg sich befinden, Preußen und England fast zu den Herren der Angelegenheiten Europas macht, und daß dadurch die Republik Polen in den Fall kommt, das, was der König von Preußen verlangen mag, recht ernstlich zu beachten und sich zu Herzen zu nehmen. Man glaubt hier sichere Anzeichen zu haben, daß dieser Fürst, wenn seine Verhandlungen mit den kriegführenden Mächten nicht bald eine friedliche Wendung nehmen, im Gefühl seiner eigenen Kraft und des Uebergewichts, welches ihm die gegenwärtige Krisis der europäischen Politik giebt, nicht lange mehr dieser Lage der Dinge müßig zuschauen, sondern daß er vielleicht plötzlich und wenn man es am wenigsten erwartet, irgendwo einen entscheidenden Schlag ausführen wird."

In der That setzte Friedrich Wilhelm schon Alles in Bereitschaft, um im Februar des folgenden Jahres von Schlesien aus in Gallizien einzurücken. Da starb am 20. desselben Monats Kaiser Joseph, und der mit diesem Todesfall eintretende Thronwechsel gab sofort der politischen Weltlage eine total veränderte Stellung. — Zwar hatte bereits am 20. Januar 1790 Preußen sein längst beabsichtigtes Offensivbündniß mit der Pforte wirklich abgeschlossen, jedoch unter dem Vorbehalt eines fünfmonatlichen Ratificationstermins; zwar kam im März auch noch zwischen Preußen und Polen ein auf die Integrität der Republik gerichtetes Defensivbündniß zu Stande, allein da die russisch gesinnte Partei der Polen den Abschluß des in diesem Bündniß vorbehaltenen, indirect die Abtretung von Danzig und Thorn bedingenden Handelsvertrages zu vereiteln wußte, so hatte Preußen vor der Hand durchaus kein dringendes Interesse, die Vertheidigung Polens, für welche die Polen selbst nichts thaten, zur Hauptsache zu machen, und das um so weniger, da Joseph's Nachfolger, sein kluger, diplomatisch fein berechnender Bruder, Leopold II. sogleich andere Saiten aufzog.

Ihm war an Eroberungen in der Türkei wenig gelegen. Ihn drängten ganz andere Sorgen. Ihm war es vor allen Dingen darum zu thun, die Gefahren, die Joseph's unruhiger Geist ihm im eigenen Reich bereitet hatte, zu beseitigen, das schon abgefallene Belgien wieder zu unterwerfen, dem drohenden Aufstand in Ungarn und Gallizien zuvorzukommen und gegen die Hydra der Revolution in Frankreich Front zu machen. Von seiner entgegenkommenden Freundlichkeit ließ Friedrich Wilhelm sich gefangen nehmen. Es kam zu jenen verhängnißvollen Verhandlungen des Reichenbacher Congresses, die den völligen Umschlag des preußisch-englischen Allianzsystems nach sich zogen.

Die vermittelnden Seemächte, die von Anfang an nur die Erhaltung des status quo im Auge gehabt hatten, stellten sich entschieden auf die Seite Oesterreichs. Gegen das Versprechen Leopold's, auf Grundlage des Zustandes vor dem Kriege mit der Pforte Frieden zu machen, und Rußland fernerhin auf keine Weise unterstützen zu wollen, ließ Friedrich Wilhelm, jetzt zum schmerzlichsten Bedauern Hertzberg's, sich bereden, für und wider nichts alle die Vortheile aufzugeben, welche die bedrängte Lage Oesterreichs ihm in die Hand gab. Diese unstaatsmännische Nachgiebigkeit aber, die freilich mit dadurch herbeigeführt wurde, daß eben damals Polen die von Preußen gemachten Vorschläge verworfen hatte, brachte nicht nur letzteres sofort um das moralische Ansehen, dessen es seit den Zeiten Friedrich's des Großen genossen, sondern sie gab zugleich auch seinem Gegner Oesterreich eine so günstige Stellung, daß es kaum nach einem glücklich beendigten Kriege eine günstigere hätte erlangen können. Die bloße Erklärung Preußens, vom Kriege abstehen und Oesterreich den status quo gewähren zu wollen, entwaffnete allen Widerstand im Innern dieser Monarchie. Mühelos setzte Leopold sich wieder in den Besitz von Belgien; Gallizien wagte nicht, sich zu rühren; die Ungarn begnügten sich mit der Zusicherung der von Karl VI. und Maria Thersia beschworenen Verfassung und wählten zum Zeichen ihrer Versöhnung den vierten Sohn Leopold's, den gleichnamigen Erzherzog, zu ihrem Palatin. Am 30. September 1790 wurde der König von Ungarn zu Frankfurt zum Kaiser gewählt und am 9. October gekrönt; einen Monat darauf setzte sein Sohn, der Palatin, ihm die Krone des heil. Stephan auf's Haupt. Für Preußen aber war die Frucht seiner dreijährigen Kriegsbereitschaft nichts als die Erschöpfung seiner Kassen und die Verausgabung der Hälfte des von Friedrich II. gesammelten Staatsschatzes. Denn durch die Convention von Reichenbach wurde auch den von Preußen mit der Pforte und mit Polen abgeschlossenen Bündnissen die Spitze abgebrochen und den auf sie gesetzten diplomatischen Berechnungen alle Bedeutung genommen. Das

Bündniß mit der Pforte wurde gleich bei der Ratification so abgestumpft, daß Preußen mit der Offensive sich eben nicht zu beeilen brauchte, und das Vertheidigungsbündniß mit Polen war insofern ein noch nicht vollendetes, als der Kern desselben in dem darin vorbehaltenen Handelsvertrag lag, welchen zum Abschluß zu bringen, die Polen sich fortwährend weigerten. Die schlimmste Folge der Reichenbacher Convention aber war die, daß Preußen gegen den Gegner, auf dessen Kosten allein es im Fall des Krieges seine Macht hätte verstärken können, sich selbst die Hände band, ohne doch des andern Gegners, Rußland, von welchem es im Fall des Krieges nichts gewinnen konnte, ledig zu werden.

Durch diese Lage der Dinge gerieth Preußen in eine Masse neuer Verlegenheiten, die es Rußland leicht machten, Preußen schließlich diplomatisch ebenso zu überflügeln, wie es in Reichenbach von Oesterreich sich hatte schlagen lassen. — Oesterreich, das den preußischen Concessionen Alles zu danken hatte, zögerte soviel wie möglich mit der Erfüllung der seinerseits gegen Preußen übernommenen Verpflichtungen. Es schloß zwar bald einen Waffenstillstand mit der Pforte, allein bei den zu Sistova eröffneten Verhandlungen erhob es eine Schwierigkeit nach der andern, bis es endlich erst ein volles Jahr später, im August 1791 zum Frieden kam, und statt, seinem Versprechen gemäß, seine guten Dienste dazu zu verwenden, auch Rußland zu einem Frieden mit der Pforte auf Grundlage des status quo zu bewegen, drohte der Fürst Kaunitz vielmehr wortbrüchig, Oesterreich werde nicht neutral bleiben, wenn Preußen doch noch Rußland den Krieg erklärte. Nicht minder bot Oesterreich im Verein mit Rußland Alles auf, was in seinen Kräften stand, um die Absichten Preußens bei der patriotischen Partei der Polen zu verdächtigen.

Vergebens hatte der englische Gesandte Hailes, zur Zeit, als das Vertheidigungsbündniß zwischen Preußen und Polen zu Stande kam, es dem Könige Stanislaus August, den Ministern und den polnischen Großen als eine unumgängliche Nothwendigkeit vorgestellt, daß das Königreich ohne ein festes Anschließen an Preußen unrettbar einer abermaligen Theilung anheim fallen müsse. Er war unermüdlich in seinen Auseinandersetzungen, daß ein solches Bündniß, wenn es Bestand haben und wenn nicht auch England gezwungen sein sollte, sich wieder Rußland zuzuwenden, nur auf der oben angegebenen Grundlage möglich sei. Hatte aber noch vor dem Reichenbacher Congreß der polnische Reichstag diese Vorschläge verworfen, so zeigte er sich nach demselben nur noch hartnäckiger. Den russisch gesinnten Mitgliedern, die jede Gelegenheit aufsuchten, um das gute Vernehmen mit Preußen zu stören, fiel es nicht schwer, jedwede Verkleinerung des polnischen Gebiets als einen Verrath am Vater-

lande darzustellen, — und so wurde denn im September 1790 der offenbar in erster Linie auf die Danziger Verhandlungen gemünzte Antrag, „unter keiner Bedingung irgend einen Theil der Republik abtreten zu dürfen," vom Reichstag zu einem Grundgesetz erhoben.

Durch diesen gegen Preußen feindseligen Beschluß nahmen die Polen selbst ihrem Bündniß mit dieser Macht alle Bedeutung, durch denselben drängten sie muthwillig den Bundesgenossen in's Lager der Gegner hinüber. Noch ein drittes Moment aber kam hinzu, welches Preußen dazu brachte, das in den letzten Jahren angestrebte politische System gänzlich aufzugeben. Noch im Frühjahr 1791 war Friedrich Wilhelm entschlossen, wenngleich — zumal nachdem Schweden vom Kriegsschauplatz zurückgetreten war — unter schon viel ungünstigeren Verhältnissen als im vergangenen Jahre, Rußland, wofern es nicht wie Oesterreich sich bequemen wollte, auf den status quo mit der Pforte Frieden zu schließen, den Krieg zu erklären. Er durfte dabei mit Zuversicht auf den Beistand rechnen, den kraft des Bündnisses vom Jahre 1788 England ihm zu leisten verpflichtet war. Auch das englische Ministerium und die der Sachlage kundigsten englischen Gesandten waren davon überzeugt, daß Rußland nicht anders als durch Gewaltmaaßregeln zur Nachgiebigkeit zu bringen sei. In diesem Sinn schrieb Fitz-Herbert aus Petersburg unter'm 10. Januar 1791 dem Herzog von Leeds: „die Zeit ist endlich gekommen, wo wir einen letzten entscheidenden Entschluß fassen müssen; den Entschluß, entweder Rußland zur Annahme unserer Vorschläge und des status quo zu zwingen, oder (im Fall, daß man nicht für gut fände, gewaltsame Mittel anzuwenden) die Modificationen, die wir etwa zuzugestehen Willens sind, alsbald festzustellen; in dem einen Fall aber wie in dem andern müssen wir die Form des Ultimatums wählen, wenn wir nicht dem russischen Cabinet einen neuen Vorwand zur Verschleppung geben wollen, wozu es nur allzu gern seine Zuflucht nimmt." „Und wenn wir von gewaltsamen Maaßregeln sprechen," fährt Fitz-Herbert fort, „so versteht es sich von selbst, daß im Frühjahr sobald wie möglich eine Flotte in der Ostsee sein muß, daß der König von Preußen seine Verpflichtungen gegen die Pforte erfüllt, und daß man sofort Mittel ergreift, den König von Schweden auf unsere Seite zurückzubringen. Im Fall aber, daß die milderen Mittel einer Modification des status quo beliebt würden, dürfte man wohl erwarten, daß die Kaiserin rücksichtlich der ihr zuzugestehenden Vortheile dem König von Preußen ein Aequivalent gäbe, und daß sie auch Großbritannien durch irgend einen Vortheil zufrieden stellen würde, den man am passendsten durch Wiederherstellung des seit 1786 erloschenen Handelstractats zu erlangen suchen müßte. Indessen will ich es nicht auf mich

nehmen, zu behaupten, daß die Kaiserin, hartnäckig, wie sie ist, auch nur zu einer solchen Modification sich verstehen wird, und ich bin vielmehr geneigt zu glauben, daß wir durch das Erscheinen einer Flotte in der Ostsee viel schneller und wirksamer unsere Absicht erreichen würden. Bei dem erschöpften Zustand, in welchen Rußland herabgesunken ist, ist es unnatürlich, anzunehmen, daß die Kaiserin im Stande sein würde, einer so furchtbaren Combination zu widerstehen; sie muß ihr, wenn auch erst nach der äußersten Anstrengung, unzweifelhaft unterliegen.“ — Die englische Regierung, von der Richtigkeit solcher Vorstellungen durchdrungen, erhob sich in der That zu dem energischen Entschluß, gegen Rußland Ernst zu gebrauchen; und sie ersuchte das Parlament bei seiner Eröffnung im März 1791, die Mittel zu bewilligen, um Preußen bei einem Kriege mit Rußland unterstützen und das mit dieser Krone bestehende Defensivbündniß in ein offensives verwandeln zu können. Schon wurde die Kriegsflotte zum Auslaufen in Bereitschaft gesetzt; schon hatte der englische Gesandte in Berlin, Ewart, Befehl erhalten, zwei besondere Conventionen abzuschließen, von welchen die eine die gemeinschaftlichen, von beiden Mächten zu befolgenden Kriegsoperationen und die andere den Handelstractat mit Polen nebst der Abtretung Danzigs betraf: — da plötzlich erhielt derselbe, noch vor der Unterzeichnung, Gegenbefehl. Im Unterhause hatte die nur auf den unmittelbarsten, mit Händen zu greifenden Vortheil ausgehende Ansicht die Oberhand gewonnen: um größeren Weiterungen und einem kostspieligen Kriege sich zu entziehen, verwarf das Haus den Antrag der Krone, weil es wohlfeileren Kaufs davon zu kommen glaubte, wenn man sich mit Rußland auf einen mittleren terminus setzte, und unter der Bedingung der Erneuerung eines vortheilhaften Handelstractats ihm einen gewissen Theil der von der Türkei gemachten Eroberungen zu behalten gestattete.

In Folge dieser Wendung der Dinge nun sah Preußen sich völlig isolirt und nur auf das hülflose Polen angewiesen; es blieb ihm kaum eine andere Wahl, als zu dem von England in Vorschlag gebrachten, zu Gunsten Rußlands modificirten status quo der türkischen Grenzgebiete auch seiner Seits seine Einwilligung zu geben. Die Kaiserin von Rußland aber sah sich nicht nur von einer sie unmittelbar bedrohenden Gefahr befreit, sondern durch die Auflösung der Coalition, die in den letzten Jahren ihr gegenübergestanden hatte, eröffneten sich ihr sofort neue Aussichten, nach einer anderen Seite hin, die ihr einen reichlichen Ersatz boten für das, was sie dem einen Feind, den sie eben jetzt bekriegte, noch lassen mußte.

Die Depeschen der englischen Gesandten gewähren uns einen nicht üblen Einblick in die selbstgefällige Stimmung, welche am russischen Hof die schlaffe Haltung des Londoner Cabinets hervorrief. In keiner Weise

verhehlte man die Ueberzeugung, daß England in keinem Fall zu durchgreifenden Maaßregeln schreiten werde. „Doggen, die bellen, beißen nicht immer“ hatte die Kaiserin die Bosheit, bei einer Gelegenheit dem Gesandten Herrn Fawkener zu sagen. In noch viel unverblümterer Weise aber äußerte sich der Fürst Potemkin. Am 27. Mai hatten die englischen Gesandten Whitworth und Fawkener und der preußische, Baron Goltz, eine lange Conferenz mit diesem Günstling. Er behielt sie auf seiner Villa zu Mittag, und hier ließ er in der ausgelassensten Laune sich gehen: „er werde nie,“ sagte er, „die Bedingungen des status quo dulden, er könne nicht begreifen, wie die Alliirten es anfangen wollten, die Türken derselben theilhaft zu machen; er werde den Großvisir, wenn er ihn gefangen nähme, an den ersten besten Baum aufhängen; seiner Meinung nach sollte Rußland einen ewigen Krieg mit diesen Ungläubigen führen; er fände es unvernünftig, wenn man erwarte, daß er der Kaiserin zum Frieden rathen solle, ihn habe das Glück noch nie verlassen, er sei noch ein junger Feldmarschall und hoffe, daß er wohl noch Aegypten erobern werde.“

Mit solcher Kriegslust großzuthun, wurde Rußland um so leichter, da sie zu dämpfen, auch von Seiten Oesterreichs nicht das Mindeste geschah. Noch im Juni 1791, also nur einen Monat vor der Wiener Convention vom 25. Juli, nur zwei Monate vor der auf Grundlage der letztern die europäische Politik auf ganz andere Bahnen führenden Zusammenkunft zu Pillnitz, erklärte der Kaiser Leopold, daß wenn die Kaiserin von Rußland sich mit dem status quo nicht begnügen sollte, er mit ihr Schritt halten, das heißt mit andern Worten, daß er der Reichenbacher Convention zuwider sich auf ihre Seite stellen werde. Und diese entschiedene Haltung der beiden Kaiserhöfe verfehlte nicht des beabsichtigten Erfolgs. Wie England, so fügte sich auch Preußen. Diese eben nicht sehr ehrenvolle Nachgiebigkeit gegen die Kaiserhöfe kleidete England jetzt in die diplomatische Phrase ein, daß man den Calamitäten des Krieges Einhalt thun müsse, und daß die künftige Sicherheit des türkischen Reiches nicht sowohl von der völlig unveränderten Beibehaltung seiner dermaligen Grenzen als von einer durch den Friedensschluß festzustellenden mächtigen Garantie der vermittelnden Mächte abhängen werde. Doch als nun endlich wirklich der Frieden zu Stande kam, erst zwischen Oesterreich und der Pforte, im August 1791 zu Sistova, dann nach einer mehrmonatlichen Waffenruhe auch zwischen Rußland und der Pforte zu Jassy, — da wußte Rußland auch von dieser lästigen Garantie Umgang zu nehmen. Rußland gewann, ohne über seine künftigen Dispositionen sich das Geringste vorschreiben zu lassen, den ganzen Landstrich zwischen dem Bug und Dnestr und blieb zu-

gleich im Besitz der Festung Otschakow; und auch Oesterreich ging nicht ganz leer aus; es gewann wenigstens die wichtige Position von Altorsova.

Was aber mehr bedeutete: Oesterreich hatte sich aus seiner innerlichen Zerrüttung wieder zu einer in ganz Europa gefürchteten Stellung empor gehoben. Die sich den Kaiserhöfen entgegenstellenden Staaten dagegen waren, während der ganzen Dauer dieses Krieges, fast nur bei Verhandlungen stehen geblieben, und von ihren, wie es schien, auf die Herstellung eines freien und unabhängigen Mittel-Europas ausgehenden Plänen hatte sich nichts verwirklicht. Die beiden activen Großmächte, Rußland und Oesterreich hatten den beiden passiven, Preußen und England, gegenüber das entschiedenste Uebergewicht erlangt. Daneben lag die fünfte Großmacht, das alte Frankreich in Trümmern, und das neue, erst im Entstehen begriffene der Revolution zählte noch nicht mit. Unter solchen Umständen aber konnte es nicht anders kommen, als daß Rußland und Oesterreich, diese beiden innerlich am wenigsten entwickelten, nach Außen aber thatenlustigsten Mächte jetzt, da sie die Hände frei hatten, auf die eingreifendste Weise gegen das übrige Europa reagiren mußten. Diese Reaction that sich einerseits kund in dem Kampf der von der russischen Diplomatie eifrigst unterstützten altconservativen Principien Oesterreichs gegen die französische Revolutionsidee, und andererseits in dem wieder aufgenommenen Kampf des autokratischen Staatsmechanismus Rußlands gegen das einer nationalen Regeneration sich unfähig zeigende Polen. In diesem Kampf schloß Preußen, welches der Aufgabe sich nicht gewachsen gezeigt hatte, die seiner Existenz als Lebensbedingung mitgegebenen Ideen der freien Selbstentwicklung des deutschen Geistes zur Reife zu bringen, — das unter Friedrich Wilhelm II. seine Machtinteressen nicht anders als Rußland und Oesterreich nur äußerlich und räumlich auffassende Preußen schloß in diesem Doppelkampf gegen eine revolutionär aufstrebende und gegen eine sich innerlich selbst aufreibende Nation mit getheilten Kräften sich diesen divergirenden Unternehmungen Oesterreichs und Rußlands an. Schwer genug, fast mit der Vernichtung mußte es die politischen Verirrungen der seine Geschicke leitenden Persönlichkeiten im weiteren Verlauf der Revolutionskriege büßen. War indeß Preußen lebenskräftig genug, später sich glänzend zu verjüngen, so zog sich dagegen der Staat, welcher vom Kopf bis zur Zehe und in allen seinen Gliedern ungesund, zu seiner Heilung und Selbsterhaltung in Wahrheit, so lange es noch Zeit war, nichts gethan hatte, — die Republik Polen zog sich inmitten des gewaltigen Zusammenstoßes der größten Umwälzungen, die Europa je bedrohten, mit unabwendbarer Nothwendigkeit den völligen Untergang zu. Wie diese Katastrophe sich vorbereitete, soll im Folgenden dargestellt werden.

Schon jener die absolute Unverkürzbarkeit der Republik betreffende Beschluß vom 6. September 1790 trug wesentlich dazu bei, den Polen ihren einzigen Verbündeten, Preußen, ohne dessen bewaffneten Beistand ihr ganzer Neubau in der Luft schwebte, noch mehr zu entfremden. Zugleich versäumte Rußland es nicht, bei seinen alten Anhängern, den inneren Feinden der Neuerungen, sich wieder in größeres Ansehen zu setzen. Der König Stanislaus August zwar hielt es eben damals noch mit der patriotischen Partei, allein, da stets die jeweiligen Umstände ihm als Wetterfahne dienten, so konnte seine persönliche Haltung nie ein irgend erhebliches Gewicht in die Waagschale legen.

Als um die Mitte des Septembers Bulgakow als russischer Gesandter an die Stelle des Grafen Stackelberg trat, war seine erste Sorge die, daß die russischen Pensionäre mit der größten Pünktlichkeit bezahlt wurden; Preußens Mißtrauen aber ging schon jetzt so weit, daß Friedrich Wilhelm die Besorgniß hegte, die Republik möchte, ehe er sich's versähe, sich mit dem einen oder dem andern seiner Nachbarn verbinden, um ihm die durch den Tractat von 1775 abgetretenen Provinzen wieder zu entreißen; ja nach einigen Aeußerungen, die der damalige Vertreter Preußens, Marquis Lucchesini, hatte fallen lassen, war man auf einen solchen Umschlag der polnischen Politik schon so wohl gefaßt, daß Hailes seinem Hof berichtete (29. September): „es werde ihn nicht überraschen, wenn Preußen seinerseits durch eine bessere Verständigung mit den Kaiserhöfen eine Vergrößerung in Polen zu erlangen suchen oder mit ihnen den Einfluß in Polen zu theilen suchen sollte.“ Und wie hätte auch wohl Preußen zu den Polen ein hingebenderes Vertrauen fassen können, da gerade die allgemeine Angelegenheit, von der ihre ganze Zukunft abhing, die Umgestaltung der Regierungsform immer und immer keinen festen Boden finden wollte. Zwar fing der Reichstag, nachdem er fast zwei volle Jahre versammelt war, endlich an, sich ernstlicher mit der wichtigen Frage der Thronfolgeordnung zu befassen, er beschloß die Landtage einzuberufen, um den Adel des Landes über die freie Wahl eines Thronfolgers noch bei Lebzeiten des Königs sich entscheiden zu lassen. Wie beispiellos leichtsinnig jedoch verfuhr man dabei! „In dem Augenblick,“ berichtet Hailes unter'm 24. September 1790, „wo Jedermann so eifrig ist für die Ernennung eines Thronfolgers, hat man noch keine Schritte gethan, um zu erfahren, ob der Kurfürst von Sachsen — der Fürst, auf den man fast allgemein sein Augenmerk gerichtet hat — die Krone, wenn man sie ihm anböte, annehmen würde, oder nicht. Man setzt allgemein voraus, daß er, unter welchen Bedingungen es auch sei, sie nicht ablehnen würde, aber ich weiß aus bester Quelle, daß Seine Kurfürstl. Hoheit, welche sich

in dieser Angelegenheit mit der größten Weisheit und Umsicht benimmt, die erbliche Krone nicht ohne die Zustimmung und die Garantie der drei Höfe und die vollkommene Einstimmigkeit der Nation annehmen wird.“ Der Punkt der Erblichkeit ferner, auf den es hauptsächlich ankam, ließ schon jetzt im Lande selbst den größten Widerspruch voraussehen. Die meisten Landtage erklärten sich zwar für die Wahl eines Nachfolgers noch bei Lebzeiten Stanislaus August's, allein sie legten Verwahrung ein gegen die Erblichkeit des Throns, und noch vor Eröffnung derselben wurden in verschiedenen Provinzen von der russisch gesinnten Partei Manifeste verbreitet, welche diese Cardinalfrage zum Ausgangspunkt der von ihr beabsichtigten Gegenconföderation zu machen suchten.

Inzwischen wurden die Berathungen des Reichstags über diesen Gegenstand durch andere Berathungen unterbrochen, deren Erledigung noch dringender war. Da man in Bezug auf alle Hauptsachen sich noch weit im Rückstande befand zu einer Zeit, wo dem gesetzlichen Herkommen nach bereits ein neuer ordentlicher Reichstag hätte beginnen sollen, hielt man es vor Allem für unerläßlich, den bestehenden Conföderationsreichstag so lange fortdauern zu lassen, bis die neue Regierungsform fest begründet sein würde. Dieser auf den Antrag des Marschalls Grafen Malachowski am 8. October gefaßte Beschluß erwies sich als um so nothwendiger, da man, noch ehe man irgend einen Theil der Regierung neu begründet hatte, mit dem Umsturz der bis dahin bestehenden Ordnung der Dinge bereits so weit gekommen war, daß nur die Verlängerung des Reichstags, als der einzigen noch vorhandenen Autorität, den alsbaldigen Verfall der Republik in völlige Anarchie abwenden zu können schien. Am 12. fügte man diesem Beschluß eine bis dahin noch nicht vorgekommene Bestimmung hinzu, nämlich die, daß jedes Palatinat die Zahl seiner zum Reichstag gewählten Landboten verdoppeln solle. Die Neugewählten sollten am 16. December in Function treten.

Durch eine solche Verstärkung des Reichstags beabsichtigten die alten Mitglieder ohne Zweifel nicht nur die gegen die außergesetzliche Dauer ihres Bleibens sich etwa erhebende Unzufriedenheit zu beschwichtigen, sondern sie hielten es jeden Falls auch für ersprießlich, durch eine größere Anzahl von Landesvertretern im Lande selbst eine größere Theilnahme für das, was sie vornahmen, wach zu erhalten. Denn die herrschende Partei war schon jetzt so wenig einer allgemeinen Zustimmung sicher, daß von der ordentlichen Zahl der Landboten, welche 344 betrug, in den Sitzungen gewöhnlich nur 200 und oft nicht mehr als 130 gegenwärtig waren. Aber auch mit der patriotischen Gesinnung des neu verstärkten Reichstags sah es mißlich genug aus. Der Marschall Fürst Sapieha wurde von vorn herein ver-

anlaßt, darauf anzutragen, es sollten alle Mitglieder einen Eid schwören, daß sie keine Pension von fremden Höfen annehmen und daß sie sich unverbrüchlich treu gegen das Vaterland verhalten würden. Dieser Antrag führte zu der Constitution, daß, wer durch fremdes Geld sich bestechen lasse, mit dem Tode bestraft werden sollte. Nichts destoweniger gelang es dem russischen Gesandten so geschickt zu machiniren, daß die Wirkungen seiner Umtriebe sehr bald offen zu Tage traten. Eine äußerst tumultuarische Sitzung, welche bis tief in die Nacht des 4. Januar 1791 dauerte, deckte die Pläne und Grundsätze der russischen Partei auf's Unzweideutigste auf. „Ich werde," schrieb Essen nach dieser Sitzung, „einen systematischen und bestimmten Willen gewahr, Alles in der Welt anzuwenden, um zu verhindern, daß Polen nicht zu einem festen Bestand gelangt."

Einem solchen von Einflüssen der niedrigsten Art abhängigen Wechsel in ihrer Parteistellung waren aber die meisten Reichstags-Mitglieder um so zugänglicher, da nur den wenigsten die Kraft einer auf Einsicht und Kenntnissen beruhenden Ueberzeugung beiwohnte. Dieser Mangel politischer Bildung zeigte sich recht auffällig bei den zu Anfang des Jahres 1791 wieder aufgenommenen Verhandlungen über den von England und Holland nach Kräften befürworteten Handelsvertrag mit Preußen. „Ew. Gnaden können sich leicht denken," — schreibt in Bezug auf diese Angelegenheit unter'm 8. Januar 1791 Hailes an den Herzog von Leeds — „wie schwierig und delicat meine Lage hinsichtlich der Anwendung des einzigen Mittels ist, durch welches ein Handelstractat mit diesem Lande bewerkstelligt werden kann. Man kann sagen, daß ein Minister hier mit vier- oder fünfhundert Leuten zu verhandeln hat, die größtentheils nicht die geringste Kenntniß von der Lage ihres eigenen Landes oder von den Interessen irgend eines anderen haben. Viele von den neuen Mitgliedern des gegenwärtigen Reichstags haben ihr Leben in ländlichen Beschäftigungen zugebracht und sind auf den Schauplatz einer Politik versetzt worden, wo Alles verwirrt durch einander geht. Mißtrauen und Argwohn, die Folge der äußersten Unkenntniß der Geschäfte, herrscht fast in allen Gemüthern vor, und das Beispiel der Einsichtsvolleren ist weit davon entfernt, die Uebrigen zu ermuthigen." „Dennoch," fügt der Gesandte hinzu, „verzweifle ich nicht an dem glücklichen Ausgang meiner Unterhandlung, da Herr Malachowski, der Marschall des Reichstags, der Einzige, in dessen Integrität man großes Vertrauen setzt, anfängt, die Abtretung Danzigs an Preußen offen als das alleinige Mittel zu empfehlen, das gegenwärtige politische System zu consolidiren."

Der Hoffnung, welche diese letzten Worte des englischen Gesandten

aussprechen, gab in eben diesem Moment auch noch der preußische Geschäftsträger, Graf Goltz sich hin, wenngleich er sie als die letzte ansah, deren Fehlschlagen sofort eine totale Umwandlung des bisherigen politischen Systems würde zur Folge haben müssen. Er äußerte sich hierüber in einem unter demselben Datum an den Grafen Hertzberg gerichteten Schreiben folgendermaaßen: „Ich würde gegen meine Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht den Ideen Ew. Exc. bezüglich der Angelegenheiten dieses Landes meinen vollkommensten Beifall schenkte. Nichts ist gewisser, als daß wir nie sonderlich auf Polen werden rechnen können. Aus diesem Lande wird nur sehr schwer etwas werden. Es wird sich stets mehr auf die Seite von Rußland stellen, weil die Uebereinstimmung des Charakters, des Sprachgebrauchs, der Erziehung, der Grundsätze und der Interessen ebenso wie die Religion stets den Polen mehr Vertrauen zu den Russen einflößen werden, als zu den Preußen, die ihnen schon in ihrer Eigenschaft als Deutsche verhaßt sind. Allein in Rücksicht auf alle die Opfer, welche der König Polen gebracht hat, vornehmlich seit dem Anfang dieses Reichstags, scheint es mir wesentlich, es nicht eher aufzugeben, als bis wir den einzigen Vortheil erlangt haben, den wir überhaupt erlangen können, nämlich die Erwerbung von Danzig und Thorn. Der Augenblick, wo diese Angelegenheit im Reichstag zum Vorschlag kommt, wo man ihn entweder annimmt oder verwirft, wird der für uns und für Polen entscheidende sein. Im ersteren Fall scheint unser Interesse zu verlangen, daß wir Polen noch beschützen, um daraus einen Preußen nützlichen Verbündeten zu machen, im anderen Fall werde ich der Erste sein, der zu einem anderen System räth, weil wir dann nichts mehr dort zu hoffen haben."

Indessen sollte es sich bald zeigen, daß man auch jetzt der Ausführung dieses schon so oft versuchten Einigungsmittels zwischen Polen und Preußen um nichts näher kam, als je zuvor. Nachdem am 29. März der englisch-holländische den Handelstractat betreffende Antrag an den Reichstag war gebracht worden, erhielten die Vertreter der beiden Seemächte von der Deputation der auswärtigen Angelegenheiten die nichtssagende und offenbar abfällige Antwort, daß sie von den Ständen keinen Beschluß wegen der Abtretung von Danzig, wohl aber den Auftrag erhalten habe, die Unterhandlungen über die politischen und die commerciellen Tractate fortzusetzen. Inzwischen waren aber die im Verborgenen wühlenden Umtriebe der russischen Partei unverkennbar zu einer so bedrohlichen Stärke herangewachsen, daß der sogenannten patriotischen kaum noch ein anderes Mittel der Selbsterhaltung übrig blieb, als das verzweifelte, in einem Staatsstreich ihr Heil und ihre Rettung zu suchen. Wir stehen, mit an-

deren Worten, bei den Vorbereitungen zu der berüchtigten Revolution vom 3. Mai 1791.

Es war in den letzten Tagen des Aprilmonats, als die patriotische Partei sich im Besitz von Beweisen zu befinden meinte, daß der russische Gesandte ganz nahe daran sei, ein alle dem, was sie in den letzten Jahren zum Besten des Vaterlandes angestrebt hatte, schnurstracks entgegengesetztes System wiederherzustellen, daß er darauf ausgehe, die polnische Republik für immer mit dem persönlichen Interesse des russischen Kaiserhauses auf's Engste zu verbinden. Man sagte sich unter Anderm, daß der Herr von Bulgakow nächstens Vorschläge in Bezug auf die polnische Thronfolge einbringen würde, die das Anerbieten enthielten, im Fall, daß die Polen den Großfürsten Constantin zum Nachfolger annehmen wollten, der Republik die durch den Theilungsvertrag abgenommenen Provinzen zurückzugeben. Inzwischen sparten die russischen Agenten weder Mühen noch Kosten, um im Reichstag Stimmen zu gewinnen, und nach Angaben, die man für zuverlässig halten konnte, hatte Bulgakow in kurzer Zeit zu diesem Zweck nicht weniger als 30,000 Pfund Sterling verwendet. Der Großgeneral Branicki und seine Freunde hielten es kaum noch für nöthig, sich zu verstellen; sie traten offen für Rußland auf, sie vertheilten das Geld dieses Hofes und sprachen ohne Rückhalt von der Nothwendigkeit einer Gegenconföderation.

Die Conferenz, welche Bulgakow am 29. April mit seinen Anhängern abhielt, sollte den Führern der patriotischen Partei den letzten Anstoß geben, sich mit der Ausführung ihrer Pläne zu beeilen, noch ehe aus Petersburg neue dieselben behindernde Befehle und Geldmittel anlangten. Der Hauptpunkt in der von dieser Partei beabsichtigten Reichsverfassung, welcher unfehlbar bei den benachbarten Mächten den entschiedensten Widerspruch hervorrufen mußte, war die Bestimmung, nach welcher die Krone erblich gemacht werden sollte. Vergebens erhoben die Vertreter der der Republik befreundeten Staaten, der englische und der holländische, der preußische und der sächsische Gesandte, sobald sie von diesem Vorhaben bestimmte Kunde erhielten, die ernstlichsten Gegenvorstellungen. Hailes unterließ nicht, an maaßgebender Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß die Einführung der Erblichkeit des Throns jedenfalls die Einmischung der benachbarten Mächte zur Folge haben müsse; er bemerkte dabei, daß das Land immer noch offen und vertheidigungslos sei und daß dasselbe, wenn man in diesem Augenblick mit einem so wichtigen Gegenstand weiter vorgehe, aller Wahrscheinlichkeit nach in den Zustand einer solchen Gährung versetzt werden würde, daß die Stände sich dadurch verhindert sehen würden, in Bezug auf dringendere und unmittelbarere Interessen zu irgend

einem festen Entschluß zu kommen. Er hob dagegen die Nothwendigkeit hervor, daß Polen sich aufs Aeußerste bemühen müsse, sich der Vortheile der Föderation und des Handels mit Preußen und dessen Verbündeten theilhaft zu machen, weil dadurch die Lage der Republik sich so verbessern würde, daß die Wohlgesinnten auch das Gelingen ihrer auf die Festsetzung einer neuen Verfassung und auf die erbliche Thronfolge sich beziehenden Pläne als gesichert würden ansehen können; er wies endlich mit Nachdruck darauf hin, daß, auch wenn der Reichstag die Erblichkeitsfrage bejahe, man doch noch die spätere Opposition der Landtage und den sicher nicht ausbleibenden Widerstand einer Gegenconföderation zu fürchten habe.

Der preußische Gesandte, Graf Goltz, der vor allen andern zu dem Anspruch berechtigt war, daß man nicht hinter seinem Rücken handele, verhehlte in einem Gespräch, das er mit dem Reichstagsmarschall Grafen Malachowski und mit dem Großmarschall von Lithauen, Grafen Ignaz Potocki hatte, nicht seine Ueberraschung, daß man ihm aus einem seinen Hof so nah interessirenden Plan ein Geheimniß gemacht habe, daß man einen so wichtigen Schritt thun wolle, ohne vorher ein den Erfolg sicherndes Uebereinkommen mit einer der drei dabei am meisten interessirten Mächte getroffen zu haben; er hielt den Patrioten den unter allen Umständen unausbleiblichen Widerstand Rußlands vor, und schließlich unterließ er nicht, auch die schwankende und hundert Zufälligkeiten unterworfene Beschaffenheit gerade der Bestimmung zu rügen, durch welche man vor allen andern die Republik von ihren alten Uebeln heilen zu wollen vorgab. Und in der That konnte kaum eine ungewissere Successionsordnung erdacht werden, als die von der patriotischen Partei aufgestellte, indem sie die Successionsfähigkeit des sächsischen Hauses auf das einzige Kind, die kaum neunjährige Tochter des Kurfürsten beschränkte. Aber Goltzens Bedenken wurden mit leeren und noch dazu übermüthigen Phrasen beantwortet, mit der naiven Aeußerung: man habe diesen Plan hauptsächlich in der Absicht gefaßt, Polen für immer mit Preußen zu einigen!

Und so wurde denn die vermeinte Rettung des Staates so etwa betrieben, als ob es sich lediglich um einen Theatercoup handle. Unmittelbar nach der Wiedereröffnung der durch die Osterferien unterbrochenen Reichstagssitzungen gingen die „Patrioten“ an's Werk. Um alle Welt, am meisten aber um die eigenen, russisch-gesinnten Landsleute zu täuschen, wählte man einen Tag zur Ausführung, für welchen die Tagesordnung der Verhandlungen ganz andere als die Verfassung betreffende Gegenstände festgesetzt hatte. Mit der frühesten Morgendämmerung am 3. Mai begannen die Eingeweihten ihre Vorberathungen im Schloß bei dem Könige. Hierauf begaben sie mit ihm sich in den Reichstagssaal. Die Deputation

der auswärtigen Angelegenheiten trat vor und ersuchte die Stände, ihnen sowohl verschiedene Depeschen mittheilen zu dürfen, welche sie von den Ministern der Republik an den auswärtigen Höfen erhalten habe, wie auch andere vertrauliche Privatnachrichten, die ihr über ein großes, der Republik bevorstehendes Unheil zugegangen wären. Demnach wurden diese Depeschen und Briefe aus Wien, Petersburg, Berlin, Paris, dem Haag und andern Orten verlesen. Ihr Inhalt lautete dahin, daß Polen von einer neuen Theilung bedroht sei; Preußen insbesondere wurde Schuld gegeben, daß es darauf bedacht sei, auf gewaltsame Weise sich in den Besitz von Danzig und Thorn zu setzen; Rußland wurde ein viel mehr in's Einzelne gehender Theilungsplan unterlegt; man behauptete, es beabsichtige die Republik in sechs Theile zu zerlegen, von welchen namentlich einer für den Fürsten Potemkin bestimmt sei. Besonderes Gewicht wurde hierbei auf die Mittheilungen des französischen Ministeriums gelegt, welches, über diese Pläne sich ausführlich verbreitend, dem polnischen Gesandten, Herrn Orazewski, gerathen haben sollte, dem Reichstag davon Anzeige zu machen. Als einziges Mittel, solchen Gefahren zu begegnen, wurde eine alsbaldige Consolidirung der polnischen Regierung anempfohlen.

Nach diesem Vorspiel erhob sich der König vom Thron, um zu erklären, daß er unter solchen für das Vaterland so besorglichen und trüben Aussichten, um das Wohl und die Unabhängigkeit desselben zu sichern, eine neue Regierungsconstitution entworfen habe, über deren Annahme man sich sofort entscheiden müsse. Die Mehrheit der Volksvertreter überzeugte sich leicht, daß jede längere Verzögerung für die Existenz der Republik verhängnißvoll sein würde. Man beschloß daher, den aus elf Artikeln bestehenden Verfassungsentwurf verlesen zu lassen; wir heben daraus die wichtigsten hervor: der zweite enthielt die Sicherung der bisherigen Privilegien des Adelstandes; der dritte die Sicherung der kürzlich den Städten und dem Bürgerstande verliehenen Rechte; der sechste erklärte die bisherigen Conföderationen und das liberum veto für abgeschafft; der siebente legte die ausübende Gewalt in die Hand des Königs und verlieh ihm das Recht, ein der Nation verantwortliches aus sechs Ministern bestehendes Conseil zu bilden, dessen Mitglieder er nicht nur ernennen, sondern auch entlassen durfte. Derselbe Artikel sicherte dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Nachkommen de lumbis männlichen Geschlechts den polnischen Königsthron zu.

Während dieser Vorgänge hatte der Reichstagssaal sich gefüllt; viele Landboten konnten sich kaum gedulden, das Verlesen der Constitution abzuwarten, um den Ausbrüchen ihres Unwillens über die unerwartete und

ordnungswidrige Vornahme solcher Entscheidungen von der allerhöchsten Wichtigkeit Luft zu machen. Aber die Stimmen dieser Unglückspropheten wurden von der überwiegenden Mehrheit der Patrioten übertäubt: um jeden weiteren Widerspruch abzuschneiden, bat man den König, die neue Constitution sofort zu beschwören; er schwur, und man folgte seinem Beispiel. Sodann rief der König, um dem vollbrachten Werk eine noch heiligere Weihe zu geben, alle Patrioten auf, ihm nach der Hauptkirche zu folgen, dort die Constitution nochmals zu beschwören und Gott für ihre Einführung zu danken. Von außen schallte den zum Zug sich in Bereitschaft Setzenden der Jubel des Volks entgegen. Nicht weniger als zehntausend Personen umgaben das Schloß, in welchem der Reichstag Sitzung hielt. Sie Alle, der Magistrat und die Zünfte in erster Reihe schlossen der Procession des Reichstags sich an. In der Kirche schwur man noch einmal; man sang unter dem Donner der Kanonen das Tedeum. Noch an demselben Tage unterzogen die Kriegscommission und alle Magistratspersonen sich dem Verfassungseid; am folgenden leisteten denselben auch die in der Residenz anwesenden Generale und Offiziere ab, und die Kriegscommission erhielt Befehl, 10,000 Mann nach den südlichen Provinzen zu schicken, um etwaige unruhige Bewegungen und Conföderationen zu verhindern. Man beschloß endlich, ein Reichstagsgericht niederzusetzen, welches Jeden als Hochverräther verurtheilen sollte, der nur im Geringsten der Constitution sich thätlich zu widersetzen versuchen würde.

So also hatte man die große That glücklich vollzogen. Die Hauptstadt und das ganze Land schien voll Herrlichkeit zu sein. Man rühmte sich, eine für Polen und für ganz Europa wichtige Revolution mit Vermeidung aller Unruhen und alles Schreckens, mit der größten Ordnung und Einstimmigkeit und ohne daß ein Tropfen Blut geflossen war, durchgeführt zu haben. Selbst die entschiedensten Gegner, selbst die offenkundigsten Anhänger Rußlands beugten sich. Von allen hohen Staatsbeamten war der Krongroßkanzler Graf Malachowski, ein Bruder des Marschalls, der einzige, der, als mit der Revolution nicht einverstanden, sein Amt niederlegte. Sogar der Krongroßfeldherr Branicki fand es gerathen, gute Miene zum verlorenen Spiel zu machen; auch er und seine Freunde bequemten sich, die Constitution zu unterschreiben. Am 7. Mai wurde ein der Nation die Segnungen der neuen Verfassung anpreisendes Universal erlassen. Man trug geflissentlich dafür Sorge, nur rühmende Urtheile zu verbreiten, und vorzüglich im Auslande nahm man dieses Lob für baare Münze an. Man nahm die Verheißungen für die Erfüllung. Man stempelte diese von der unruhigsten und zwieträchtigsten Nation Europas vollzogene Revolution zu einer der bewunderungswürdigsten und

weiseſten Staatsveränderungen des Jahrhunderts. Man rühmte, daß die wahre Aufklärung nun auch zu den Sarmaten gedrungen ſei, die ein neuer Geiſt beſeele. Man hielt die polniſche Conſtitution der franzöſiſchen Ueberſchwenglichkeit als Muſter vor. Man ſagte, durch dieſe Verfaſſung habe der ariſtokratiſche Despotismus, der Polen zerriſſen hatte, ſich ſelbſt vernichtet; dieſe Verfaſſung raube kein Eigenthum, ſie befeſtige die Religion, ſie führe die Rechte der Stände, des Adels, der Bürger, der Bauern auf das rechte Maaß ihrer wirklichen Intereſſen zurück, ſie ertheile wahre Bürgerrechte und wahre Menſchenrechte, wie jeder einer gedeihlichen Entwickelung bedürftige Staat ſie erſtreben müſſe.

Faſſen wir nun aber die Kehrſeite in's Auge, entkleiden wir das künſtlich aufgeputzte Scheinbild, welches man mit täuſchender Liſt aller Welt vorzuhalten befliſſen war, des äußern Blendwerks —: wie ganz anders ſtellt ſich die Sache dann dar! Die Patrioten waren gegen die Warnungen der der Republik befreundeten Mächte taub geweſen; Selbſtſucht und Verblendung hatte ſie zu einem verhängnißvollen Schritt fortgeriſſen. Von den zehn damals in Warſchau anweſenden auswärtigen Miniſtern gab es nicht einen einzigen, der den Vorgang des 3. Mai billigte, der ihn nicht als eine thörichte Ueberſtürzung bezeichnete; den tiefſten Einblick aber in die wirkliche Lage der Dinge gewähren uns auch diesmal die Berichte des ſächſiſchen Reſidenten. Eſſen erinnert daran, daß von ſechzig Landtagen nur zehn den erblichen Thron angenommen hatten und daß man daher über lang oder kurz aus den Provinzen die ſtärkſten Proteſte der Unzufriedenen zu erwarten habe, auf welche hernach die fremden Höfe ihre feindlichen Pläne berechnen würden. Er drückt den ſtärkſten Zweifel darüber aus, ob die unſtäten Polen das enthuſiaſtiſch Beſchloſſene auch feſtzuhalten und durchzuführen im Stande ſein würden. Er macht auf die Schwäche des Königs, auf die Unfähigkeit ſeines Miniſteriums, auf den völligen Mangel an politiſchen Capacitäten aufmerkſam. Bei ſolcher klaren Einſicht in die Verhältniſſe kann er nicht umhin, den Kurfürſten, ſeinen Herrn, vor den nachtheiligen Folgen, vor den tauſend Unannehmlichkeiten und Gefahren, welche für ihn die Annahme der ihm dargebrachten Krone haben müſſe, auf's Eruſtlichſte zu warnen. Seine Meinung iſt einfach die, „daß die Revolution vom 3. Mai nichts Anderes ſei, als die Wirkung der Verzweiflung einer Nation, welche fürchte, daß man ihr eheſter Tage den Garaus machen werde und daß periculum in mora ſei.“ Die Motive, aus welchen die Urheber der Revolution auf die Einführung der Erblichkeit des Throns ein ſo großes Gewicht legten, ſind ihm im höchſten Grade verdächtig; er findet ſie lediglich in dem Egoismus der vorherrſchenden Familien. „Wenn,“ ſagt er in ſeinem Bericht

vom 28. September 1791, „der König von Polen, als die Constitution vom 3. Mai gemacht wurde, im Geheimen gehofft hat, eine Heirath zwischen der kurfürstlichen Prinzessin und seinem Neffen, dem Fürsten Poniatowski zu stiften, und wenn der Fürst General Czartoryski und seine Gemahlin gehofft haben, ihren ältesten Sohn mit eben dieser Prinzessin vermählen zu können — und ich habe jetzt von diesen Plänen die unwiderlegliche Gewißheit —, so kann dieser Umstand zu Vielem als Schlüssel dienen."

Und wie endlich stand es mit dem angeblichen Enthusiasmus, mit welchem die große Masse des Volks sich für die Revolution erklärte? Ein tieferer Blick zeigt leider, daß auch dieser Schein und Trug war, und daß die ganze patriotische Partei, was die Wahl ihrer Mittel betrifft, moralisch kaum weniger tief stand, als die ihr gegenüberstehende russische. Die während der Reichstagssitzung vom 3. Mai im Hofraum des Schlosses versammelten Volkshaufen bestanden großentheils aus bezahltem Gesindel, welches alle Zugänge besetzt hielt, um die russische Partei der Reichstagsmitglieder einzuschüchtern. Stanislaus August selbst war nicht der letzte, der solche Triebräder in Bewegung setzte. „Vor dem Reichstag," berichtet Essen (28. Sept.), „belief sich die Schuld des Königs auf eine Million Dukaten; seit dem Anfang dieses Reichstags hat sie sich um 300,000 Dukaten vermehrt; die Vorbereitung und die Ausführung dessen, was am 3. Mai geschehen ist, hat ihm dieses Geld gekostet." — Ein anderer großer Theil der den Verlauf und den Ausgang der Sitzung vom 3. Mai abwartenden Zuschauer war, wenn nicht durch baares Geld, so doch durch Zureden und Hoffnungen, mit denen man sie köderte, gewonnen worden. „Man erweckte die Theilnahme des Volks durch alle die Berechtigungen, welche man eben erst dem Bürgerstand versprochen hatte; man stellte ihm nämlich vor, daß es sich darum handele, in eben dieser Sitzung vom 3. Mai diese Berechtigungen zu bestätigen, daß aber in der Kammer des Senats Viele sich dem widersetzen würden. Demzufolge versammelten sich drei- bis viertausend Bürger vor dem Reichstagssaal, was nothwendig die Mitglieder des Reichstags in große Unruhe versetzen mußte." Und doch war dieses von den patriotischen Häuptern beliebte Mittel der Einschüchterung ihrer gleichberechtigten Genossen im Reichstag durch die rohe Volksgewalt bei Weitem nicht das unlauterste, dessen sie sich zur Erreichung der beabsichtigten Wirkung bedienten. Den Haupteindruck, durch welchen man die Annahme der Verfassung vom 3. Mai durchzusetzen hoffte, sollten die Schreckschüsse der im Anfang der Sitzung verlesenen Depeschen hervorbringen, deren übereinstimmender Inhalt eine neue, nahe bevorstehende Theilung Polens befürchten ließ. Dieser Eindruck und ihr erwünsch-

ter Erfolg wurden in der That erreicht, — aber er beruhte, wie die zuverlässigsten Berichte beweisen, auf falschem Zeugniß; die Depeschen waren verfälscht, erdichtet und erlogen!

Allein trotz all' dieser niedrigen Kunstgriffe gelang es den Patrioten doch nicht, den entscheidenden Beschluß anders zu Wege zu bringen, als durch eine sehr geringe Mehrheit einer sehr bedeutenden Minderzahl der Gesammtheit aller Reichstags-Mitglieder. Es liegt uns über diesen wichtigen Punkt eine Reihe von ziemlich übereinstimmenden Angaben vor, deren ausführlichste das Zahlenverhältniß, wie folgt, angiebt. Abwesend waren in der Sitzung vom 3. Mai nicht weniger als 327 Mitglieder, nämlich 223 Landboten und 104 Senatoren, anwesend aber waren nicht mehr als 157, und von diesen 157 stimmten nur 88, nämlich 74 Landboten und 14 Senatoren für die Annahme der Constitution; gegen die Annahme stimmten 69, nämlich 50 Landboten und 19 Senatoren, so daß hiernach die Anstifter der Revolution ihren Sieg nur einer Mehrheit von 19 Stimmen zu verdanken gehabt hätten.

Wie hätten nun wohl diese patriotischen Häupter im Stande sein sollen, ihren Sieg zu behaupten, da das, was sie thaten, jeden Augenblick durch dieselben verwerflichen Mittel, deren sie selbst sich bedienten, von den inneren Gegnern und den äußeren Feinden wieder über den Haufen geworfen werden konnte? Unmittelbar nach dem Vollzug der Revolution suchten freilich die machthabenden Urheber derselben gewaltsam jedes Zeichen der Unzufriedenheit zu unterdrücken. So berichtet Essen unter'm 7. Mai: „für jetzt ist es unmöglich, zu durchschauen, wie der Adel in den Provinzen in Bezug auf die Revolution gesinnt ist. Denn ich befinde mich in einem Lande von der Größe Frankreichs, wo jede Correspondenz der auswärtigen Minister in die Provinzen verboten ist und dessen Hauptstadt nur Anhänger der neuen Constitution enthält, oder Solche, die aus Vorsicht es nicht wagen, ihre Gesinnungen kund zu geben." Dennoch aber gelang es den Patrioten nicht, jeden in der Form Rechtens erhobenen Widerspruch ganz zu beseitigen. Unter'm 1. October übersendete Essen seinem Ministerium zwölf von 24 Landboten unterzeichnete Manifeste gegen die Constitution vom 3. Mai mit der erläuternden Bemerkung: „sie sind bereits am Morgen des 4. Mai dem Grod vorgelegt worden und ihre Zahl würde drei Mal so groß gewesen sein, wenn nicht die Kanzlei sich geweigert hätte, sie anzunehmen, und ähnliche Manifeste, theils öffentlich bekannte, theils geheimgehaltene, die alle darauf berechnet sind, eines Tages, wenn die Umstände sich ändern, vermittelst derselben die Gültigkeit dieser Constitution anzugreifen, sollen in mehreren Provinzen existiren."

Mit diesem stillschweigenden Widerspruch gingen Hand in Hand die

geheimen Vorbereitungen zu einem offenen und thätlichen Angriff gegen die herrschende Partei. Während man zu diesem Zweck die Provinzen des Königreichs in Gährung zu setzen suchte, bemühte man sich gleichzeitig um Unterstützungen im Auslande. Schon im Juni fanden sich in Wien mehrere mißvergnügte polnische Große ein, die den Beistand des Kaisers für ihre Pläne in Anspruch nehmen wollten, und bald darauf zeigten sich in den östlichen Palatinaten von Volhynien und Podolien bedenkliche Bewegungen unter dem Adel und dem aufgehetzten Landvolk, deren völliger Ausbruch nur durch ernstliche militärische Gegenanstalten des Fürsten Joseph Poniatowski verhindert werden konnte. Einige Monate später, im October, begaben sich die unternehmendsten Häupter der Unzufriedenen, der Kronfeldzeugmeister Felix Potocki und der Kronunterfeldherr Rzewuski, weil sie von Seiten Rußlands bestimmtere Zusagen zu erhalten hofften, als sie ihnen der Kaiser gemacht hatte, von Wien nach Jassy, um dort mit dem Fürsten Potemkin eine durch sie zu veranstaltende Gegenconföderation zu schmieden.

Während so die Gegner der Revolution vom 3. Mai rastlos wühlten, kamen die Urheber derselben im Reichstag mit der Ausarbeitung der zwar beschworenen, aber doch nur erst in den allgemeinsten Umrissen zu Papier gebrachten Verfassung nicht von der Stelle. Es zeigte sich bald, daß innerhalb des Reichstags der Glaube an die Zukunft dessen, was der 3. Mai schaffen sollte, kaum weniger schwach war, als außerhalb desselben. Die Gesetzgeber gaben nicht selten das disharmonischeste Concert des widerwärtigsten Gezänks zum Besten, und ihrem Beruf, auf den sie sich so schlecht verstanden, entzogen sie sich am liebsten ganz. Immer mehrere Landboten verließen ihren Posten; die Uebrigbleibenden sahen sich endlich aus Furcht, daß, wenn eine so geringe Zahl von Repräsentanten fortfahre, die Angelegenheiten der Republik zu entscheiden, daraus Unzufriedenheit im Lande entstehen könnte, am 28. Juni genöthigt, die Sitzungen bis zum 15. September zu vertagen. Allein diese fast vierteljährigen Ferien hatten durchaus nicht die Wirkung, diesem Uebelstand abzuhelfen. Am 27. September betrug die Zahl der im Reichstag anwesenden Landboten und Senatoren nur 145 und am 4. October gar nur 129. Die Mitglieder des Senats ungerechnet hätte aber zu dieser Zeit, wie ausdrücklich bemerkt wird, die Zahl der Landboten 340 betragen müssen. Von dieser größeren Hälfte der Reichstags-Mitglieder waren viele überhaupt gar nicht in Warschau anwesend, und die übrigen hielten sich, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, absichtlich gerade von den Sitzungen entfernt, in welchen nähere Bestimmungen in Bezug auf die Verfassung getroffen werden sollten.

Wie aber sah es nun mit dem Patriotismus derjenigen aus, die doch noch Stand hielten? Als Antwort diene uns eine Scene aus der Sitzung vom 15. September. Da erhob sich im Angesicht des Königs der Landbote Mielczynski, um auseinanderzusetzen, wie der König selbst für die Sanction der Verfassung arbeite: dem Einen, sagte er, verspreche er ein Amt, dem Andern einen Orden, dem Dritten eine Stelle im diplomatischen Corps, dem Vierten mache er Aussicht zu einer vortheilhaften Heirath, dem Fünften sage er seine Protection in einem Prozeß zu. — Und noch deutlicher spricht Essen's Depesche vom 28. September: „Alles ist hier käuflich. Ein unendliches Geld geht darauf, um 50 bis 60 Landboten zu logiren, zu speisen, mit Equipagen zu versehen, einem Jeden noch 20 bis 30 Dukaten monatliches Taschengeld zu geben und außerdem noch so viele Personen zu sättigen, die zu diesen Landboten gehören. Aber das macht auch diese Leute zu blinden Dienern des Königs. Auf dieselbe Weise werden vom Fürsten General Czartorysli 15 unterhalten; nicht wenigere von der Familie Potocki und so fort von allen Parteihäuptern, je nach dem Verhältniß ihrer Stellung.“

Nachweise wie diese erlauben uns denn freilich nicht, gegen die Richtigkeit des von dem Castellan von Witepsk, Grafen Rzewnski in der Sitzung vom 20. October gethanen Ausspruchs erheblichen Einspruch zu thun. Dieser Senator ließ in einer ausführlichen Rede, die großen Lärm machte, sich darüber aus, „daß er viel weniger gegen die Constitution vom 3. Mai zu sagen habe, als gegen den Nationalcharakter oder vielmehr gegen die Nullität des Nationalcharakters, die es nie möglich machen werde, daß das, was man nur geschrieben und nicht gethan habe, je zur Ausführung und zu einem festen Bestand gelange.“ —

Die Unhaltbarkeit der Basis, auf welcher das neue Polen stand, stellte sich von Tage zu Tage immer bestimmter heraus. Namentlich machte auch die alte Eingenommenheit des Adels gegen den Bürgerstand, dem die spärlich zugemessenen Rechte, noch ehe er davon Gebrauch machen konnte, schon wieder verkümmert wurden, viel böses Blut. Gerade in den Beziehungen des öffentlichen Lebens, wo eine Umgestaltung von Grund aus am meisten Noth thut, zeigte sich die Abneigung dagegen am stärksten. Und überall fehlte es an der Executive. Der König selbst wagte es nie und nirgends, die ihm eingeräumte Autorität geltend zu machen. Er hielt es für das Sicherste, an seinem alten System des Lavirens festzuhalten. Zum Erstaunen aller Welt ernannte er 14 Tage nach dem Vollzug der Revolution vom 3. Mai ein Ministerium, das fast aus lauter entschiedenen Gegnern desselben, aus alten Anhängern Rußlands bestand; unter den Mitgliedern desselben finden wir die Namen des Krongroßkanzlers Malachowski, des

Unterkanzlers von Lithauen, Chreptowicz und des Krongroßfeldherrn Branicki. Den Commentar zu dieser auffälligen Handlung giebt Essen in seinem Bericht vom 18. Mai mit den Worten: „wenn der König von Polen nicht schon einige Schritte in Petersburg gethan hat, so bin ich doch seit zwei Tagen davon unterrichtet, daß er wohl fähig sein würde, sich dorthin zurückzuwenden, sobald die Umstände, der Gang der Ereignisse und seine Erhaltung es erheischen sollten.“

Auf das Berliner Cabinet, wo das Maaß des Mißtrauens gegen die polnische Regierung ohnehin schon voll war, machte dieses zweideutige Benehmen des Königs Stanislaus August den übelsten Eindruck. Friedrich Wilhelm befand sich in der gereiztesten Stimmung über die Hinterlist, mit welcher der polnische Gesandte, Fürst Jablonowski ihm hinter dem Rücken seines Ministeriums durch Ueberraschung ein zwar nur in sehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßtes Beglückwünschungsschreiben zum Vorgang vom 3. Mai entlockt hatte, von welchem aber sofort, weil man sich mit der preußischen Freundschaft brüsten wollte, im Reichstag ein öffentlicher und nicht einmal wortgetreuer Gebrauch gemacht wurde. Wie man aber in Wirklichkeit zu Preußen stand, das war den polnischen Machthabern nicht im mindesten unbekannt. Stets hatte Preußen, wenn auch mit geflissentlicher Vorschützung der auf Rußland und Oesterreich zu nehmenden Rücksichten gegen die Frage der Erblichkeit des Throns sich verneinend ausgesprochen. Als aber die polnischen Patrioten, die begierig jedes Gerücht aufgriffen, was ihnen dazu dienlich schien, ihren an den glücklichen Fortgang ihres Treibens verzweifelnden Anhängern Muth einzusprechen, mit ihrem falschen Spiel fortfuhren, als der König selbst in einer der letzten Sitzungen des Septembermonats unbefugter Weise sich herausnahm, zu versichern, daß zwei große Höfe — er meinte Preußen und Oesterreich — übereingekommen wären, nicht nur die Unabhängigkeit von ganz Polen, sondern auch die Constitution vom 3. Mai und die Thronfolge zu unterstützen und nöthigenfalls zu diesem Behuf nachdrückliche Maaßregeln gegen Rußland zu ergreifen, da unterließ das preußische Cabinet nicht, seinen Gesandten in Warschau, den Grafen Goltz, mit der bestimmten Erklärung zu beauftragen, daß der preußisch-polnische Allianztractat vom März des Jahres 1790 nicht in Anwendung zu bringen sei in Bezug auf das, was die Republik nach Abschluß desselben gethan und noch viel weniger in Bezug auf die Constitution vom 3. Mai.

Und wie hätte es wohl auch Preußen in den Sinn kommen sollen, für eine fremde Nation sich zu opfern, die der Selbsthülfe sich völlig unfähig zeigte, für eine Nation, die in kopflosen Handlungen sich überstürzte, die statt der erstrebten Einheit und Eintracht ärger als je in unversöhn-

licher Zwietracht zerfallen war? Diese Zwietracht brach schrankenlos aus den Gemüthern hervor, als die Gesetzgeber vom 3. Mai, in ihrer Ohnmacht, den Staat zu erhalten und durch zweckmäßige Gesetze zu schützen, um ihrer Selbsterhaltung willen zu den gewagtesten, das Mein und Dein in Frage stellenden Radicalmitteln ihre Zuflucht nahmen. Die in den letzten Monaten des Jahres 1791 über die königlichen Domänen, über den Verkauf der Starosteien eröffneten Verhandlungen riefen die furchtbarste Aufregung und Erbitterung hervor. Da die ganze Existenz des größten Theils der Inhaber dieser Güter und ihrer Familien lediglich auf dem unveränderten Belassen in dem ihnen auf Lebenszeit oder auf einen noch längeren Zeitraum zuerkannten Nießbrauch des jährlichen Einkommens beruhte, so war offenbar die von den Patrioten in Vorschlag gebrachte Maaßregel des Verkaufs der Starosteien, trotz aller scheinbaren Milderungen, unter welchen sie ausgeführt werden sollte, der härteste Eingriff in die durch die Constitution für heilig erklärten Eigenthumsrechte. Vergebens überhäufte man die Vertheidiger dieser Maaßregel mit den empfindlichsten Vorwürfen, man sagte ihnen, dieselbe sei unter dem Vorwand einer patriotischen Entschließung in Wahrheit doch nichts als der Versuch der reichen Grundbesitzer, durch den Verkauf der Nationalgüter ihre eigenen Güter möglichst abgabenfrei zu erhalten; dieser Vorschlag sei nichts als eine Speculation der Capitalisten, ihr Geld durch wohlfeilen Ankauf der Nationalgüter vortheilhaft anzulegen; vergebens suchte man auf Andere aus Gründen der Menschlichkeit einzuwirken: man rechnete aus, daß der gefürchtete Beschluß nicht weniger als 4000 Familien an den Rand des Verderbens bringen würde. Der entscheidende Beschluß, daß die privilegirten Besitzer nicht bis zu ihrem Tode im Besitz bleiben, sondern daß die Starosteien sofort verkauft werden sollten, wurde in der Sitzung vom 19. December 1791 dennoch gefaßt mit 105 Stimmen gegen 93. Dieser Beschluß spaltete den Reichstag in zwei sich schroff gegenüberstehende Parteien und behaftete ihn mit dem Gift auflösender Feindschaft; dieser Beschluß galt sowohl den Vernünftigsten und Gemäßigsten im Lande selbst, wie den den Ereignissen kaltblütig zuschauenden Beobachtern des Auslandes als ein untrügliches Zeichen von dem nah bevorstehenden Zusammensturz des schon von allen Seiten tief unterhöhlten Verfassungsbaues.

Der constituirende Reichstag der Polen war ein fortlaufender Beweis ihrer moralischen und intellectuellen Unfähigkeit zu einer nationalen Wiedergeburt. Die mit der Beendigung des vierjährigen Türkenkrieges eintretenden Wandelungen der europäischen Politik aber sollten nur zu bald eine Wendung nehmen, durch welche die in sich zusammengesunkene Republik das sich bequem zur Beute darbietende Opfer der sie umgebenden Groß-

mächte wurde, durch welche sie ein sich selbst bestimmendes, auf nationaler Unabhängigkeit beruhendes Staatswesen zu bilden, vollends aufhörte. Und so zeigte sich denn hier auf das Schlagendste, daß eine Nation, deren politischer Verband durch Mangel an Treue und Glauben, an Rechtssinn, an Fleiß und Arbeitsamkeit, wie an intellectueller Bildung unhaltbar geworden ist, eine Nation, die im Innern jedes vernünftigen Gebrauchs ihrer „freien Nationalität“ unfähig ist, auch der Fähigkeit, nach Außen ihre Selbständigkeit zu wahren, verlustig gehen muß. Solch' eine Nation kann im Verzweiflungskampf gegen die Fremdherrschaft nur Einen Helden noch erzeugen, — einen Kosciuszko, der sie lehrt, wenigstens männlich zu sterben, weil sie nicht würdig zu leben wußte.

Lehre und Schriften August Comte's.*)

Die meisten Philosophen geben gelegentlich zu, daß es die Bestimmung der Philosophie sei, alle Wahrheiten und Begriffe in ein geordnetes Ganzes, oder systematische Einheit in den Stoff des Wissens zu bringen, daß sie die Wissenschaft von dem Zusammenhange aller Wissenschaften sei, und, wollen sie diesem blos formalen Begriff eine bestimmte Richtung anweisen, so fügen sie etwa mit Kant hinzu, sie sei die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntniß auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft. Viele legen allerdings in ihre Erklärungen der Philosophie und ihre Anforderungen an dieselbe weit mehr hinein, aber damit greifen sie ihrer Methode oder ihren Resultaten vor, und bezeichnen nicht

*) Es mag dem Herausgeber gestattet sein, die Mittheilung des nachfolgenden Essay durch die Bemerkung einzuleiten, daß die in demselben vertretnen theoretischen Ansichten nicht die seinigen sind. Nur um so entschiedner fallen die Grundrichtung des Aufsatzes, die praktischen Ziele und die Gesinnungsmotive desselben mit den Tendenzen unsrer Zeitschrift zusammen. Der Idee der Letzteren glaubten wir daher unsere individuellen wissenschaftlichen Ueberzeugungen um so mehr unterordnen zu müssen, als sich die Differenz auf ein Gebiet bezieht, auf welchem sich gerade gegenwärtig eine Uebereinstimmung der Meinungen am wenigsten wird herstellen lassen. Von den Freunden unserer Jahrbücher werden vermuthlich nicht wenige in allen Stücken dem Verfasser beistimmen; alle werden sich dem praktischen Sinn seiner Entwickelungen verwandt fühlen; auch über den Kreis unsrer Gesinnungsgenossen hinaus aber werden die Aufklärungen dankbar entgegengenommen werden, die hier über einen in Deutschland bisher nur wenig bekannten Denker in allgemein verständlicher Weise ertheilt werden. A. d. R.

die Philosophie überhaupt, sondern eine specielle Art von Philosophie. Wer das nicht will, darf von der Philosophie kaum ein Mehreres voraussetzen, als eine einheitliche Weltanschauung, einen combinirenden Ueberblick der endlos mannichfaltigen Erscheinungen, ein reflectirtes Spiegelbild der Welt. Etwas der Art erbaut sich auch der gesunde Menschenverstand für seine praktischen Bedürfnisse; nur pflegt sich dieser mit ziemlich vagen Umrissen zu begnügen, und höchstens einzelne Theile seiner Anschauungen nach innerer Neigung oder äußerer Veranlassung näher auszuführen. Das bezeichnet man wohl als eine Lebensphilosophie, und aus einer solchen heraus haben nicht selten Dichter, Geschichtschreiber oder Staatsmänner, die man nicht eben zu den Philosophen rechnet, mit Gedanken ebenso tiefer und ewiger Wahrheit das Dunkel der Meinungen erhellt oder dauernde Anregungen gegeben, wie die tiefsinnigsten Schöpfer philosophischer Systeme. In der That unterscheidet sich das wissenschaftliche Denken von dem gewöhnlichen nur dadurch, daß es systematisch und methodisch verfährt. Stoff und Inhalt sind beiden gemeinsam. Als Wissenschaft darf sich die Philosophie nicht auf einzelne Geistesblitze beschränken, wie sehr diese auch nöthig sind um philosophischen Ausarbeitungen Würdigung und Eingang zu schaffen; sie muß vollständig das Ganze der menschlichen Kenntnisse umfassen und mit combinatorischem Verstande in ein übersichtliches System bringen. Wie jede specielle Wissenschaft eine methodische Darstellung der in ihren Kreis fallenden Phänomene giebt, so betrachtet die Philosophie die allgemeinsten und wichtigsten Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte einer einheitlichen Weltansicht. Sie soll die Richtung auf das Ganze zur Geltung bringen, nach der Anforderung Baco's von Verulam die einzelnen Wissenschaften zu einem lebendigen Organismus verknüpfen, damit sie sich gegenseitig berichtigen und befruchten.

Dieser encyklopädische universelle Charakter, nicht in dem Sinne einer äußerlichen Zusammenstellung, sondern in dem höheren einer inneren sachlichen Verbindung, unterscheidet die Philosophie von den einzelnen Wissenschaften. Eine Philosophie, die ihm entsagt, ist keine wahre Philosophie mehr. Die Theologie, welche darauf verzichtet den thatsächlichen Umfang des menschlichen Wissens zu beherrschen, wird eine specielle Wissenschaft neben anderen. Die Metaphysik, welche sich auf ontologische Bestimmungen beschränkt, mag sie sich immer noch als Grundwissenschaft bezeichnen, fällt in das besondere Gebiet der „logischen Untersuchungen." Beide haben dann nur noch das Interesse specieller Disciplinen, nicht das einer allgemeinen Theorie. Auf dieses letztere Merkmal kommt es an. Dagegen werden sich Inhalt und Umfang einer Philosophie immer nach der Erfahrung und Bildung ihrer Zeit richten. Sie kann nicht über das hinaus, was ihre

Zeit kennt und beachtet. Eine Theorie kann sehr armselig sein, und doch allen Ansprüchen genügen, die eine Zeit an eine Philosophie erheben darf. Die Theorien erweitern sich nur mit ihrem Inhalte, und die beste Theorie in jeder Epoche ist die, welche das Ganze der vorhandenen Erfahrungen und Ideen am besten darstellt. Auch zerstören Irrthümer noch nicht den wissenschaftlichen Charakter einer Theorie. Wer nur „die Wahrheit," das ist in den meisten Fällen *seine* Wahrheit, als Wissenschaft anerkennen wollte, müßte der Vergangenheit jede Wissenschaft absprechen.

Wenn wir nun so, ohne vorweg über die Grundlagen zu entscheiden, jede wirklich universelle Theorie als Philosophie anerkennen, so müssen wir nach ihren wesentlichsten Anschauungen und Methoden drei Arten der Philosophie unterscheiden, die *theologische*, die *metaphysische* und die *der exacten Wissenschaft*. Es ist längst bemerkt worden, daß sowohl einzelne Zweige des Wissens, wie ganze Culturepochen durch diese drei Stufen zu gehen pflegen; *Comte* hat darin das Fundamentalgesetz der geistigen Evolution der Menschheit erkannt, und es historisch angewendet.

In den Speculationen, welche Ursprung und Zusammenhang der Welt, Wesen und Bestimmung des Menschen zu erklären strebten, begann man überall mit der *theologischen* oder supranaturalistischen Methode. Nach Analogie der menschlichen Handlungen, welche durch das unmittelbare Gefühl bekannt und keiner weiteren Erklärung bedürftig schienen, wurden da, wo man Veränderung oder Bewegung wahrnahm, willkürliche und augenblickliche Wirkungen menschenähnlicher Willensmächte vorausgesetzt, indem man bald den sinnlichen Gegenständen ein unmittelbares Leben und Handeln zuschrieb, bald von ihnen getrennte höhere Mächte dichtete, welche durch ihr Wollen die wechselnden Erscheinungen hervorriefen. Mit solchen Wesen der Phantasie, die mehr und mehr vergeistigt, aus bloßen Naturgewalten zu moralischen Göttern idealisirt wurden, bevölkerten die Mythen und Sagen aller Völker ihre Welt, und schufen mit ihnen die ersten Theorien über diejenigen Erscheinungen der Natur und des Lebens, welche wichtig oder auffallend genug waren um einen Erklärungsversuch herauszufordern.

Als das geübtere Denken die unwandelbare Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen erkannte, und die wachsende Masse der Erfahrungen in begriffsmäßige Erkenntnißgebäude zu vereinigen strebte, gab man die Zurückführung der Phänomene auf besondere augenblickliche Willensacte als willkürliche Dichtung auf, und suchte *in den Dingen selbst* ihre Erklärungsgründe. Die *metaphysische* Philosophie nimmt abstracte unveränderliche Wesenheiten an, inwohnende Kräfte oder Principien, aus denen die Bewegungen abgeleitet werden, strebt in die letzten Ursachen und das eigent-

liche Wesen der Dinge einzudringen, und sucht, im Gegensatze gegen die erfahrungsmäßige Erscheinung, das wahre Sein, das Ding an sich zu erkennen. Beide Methoden, die theologische und die metaphysische, schließen sich in der That einander aus. Wo göttliche Allmacht die Erscheinungen hervorruft, kommt es auf das eigene Wesen oder die selbstständige Natur der Dinge nicht weiter an; und wiederum, so weit ursprüngliche unbedingte Kräfte das Sein und Werden der Dinge beherrschen, hat der Wille der Gottheit nichts mehr zu schaffen. Der Gegensatz ist unversöhnlich, und die Theologie, als frühere Beherrscherin der Speculationen, hat daher stets die Metaphysik verworfen, sobald diese sich von formalen Denkbestimmungen zur selbstständigen Erklärung der Welt erhob. Dennoch sind nicht bloß Quelle und Zweck beiden gemeinschaftlich, sondern auch ihre Richtung und die Lösungen ihrer Aufgaben fallen bis zu einem gewissen Grade zusammen. Beide suchen hinter der erfahrungsmäßigen sinnlich wahrnehmbaren Welt, die sie für unwahr, nichtig oder bloßen Schein erklären, eine andere wahre ewige Welt, welche den Grund und die Bestimmung für jene enthalten soll. Beide suchen nach absoluten Principien, die außer aller Erfahrung und aller Möglichkeit der Erfahrung liegen, über welche nur die Einbildungskraft nach den Bedürfnissen und Stimmungen des Gemüths Festsetzungen treffen kann, und die doch sicherer sein sollen als alle Erfahrung. Beide endlich gehen häufig in einander über, und erhalten sich mit schwankenden Gränzbestimmungen nicht bloß in ganzen Zeitaltern, sondern auch in denselben Individuen neben einander. Die Theologie schiebt den persönlichen Gott aus der Welt zurück, indem sie ihn etwa an den Anfang der Entwickelung stellt, und den weiteren Verlauf, namentlich alle Detailbestimmungen der Metaphysik überläßt. Die Metaphysik andrerseits läßt entweder in ihren Nothwendigkeiten persönlichen Mächten einen untergeordneten Raum, oder sie personificirt ihre Ideen und Wesenheiten, besonders die große allgemeine Wesenheit der Natur, und spricht von ihrem Handeln und ihren Zwecken in einer Weise, daß man oft nicht weiß, ob wirklich persönliche Wesen angenommen werden, oder ob nur bildlich in anthropomorphischen Wendungen von unbewußt wirkenden Kräften die Rede ist.

Diesen Erklärungsmethoden gegenüber geht die exact wissenschaftliche, oder wie Comte sie genannt hat, die positive Philosophie lediglich von den thatsächlichen Erscheinungen aus, und sucht deren Bedingungen und Verhältnisse zu ergründen. Statt absoluter Wahrheiten erstrebt sie eine relative, auf die beobachteten Phänomene bezügliche Erkenntniß. Sie lehnt jede Untersuchung über den Ursprung und Grund der Dinge, über ihr eigentliches Wesen, über den inneren Productionsmodus der Erscheinungen

als völlig unzugänglich ab, fragt nicht nach dem Woher und Warum, sondern nur nach dem Wie der Dinge, nimmt die Erscheinungen, wie sie sich der sorgfältigen Beobachtung darstellen, als Thatsachen und als die einzige Basis aller Wissenschaft hin, über die wir niemals hinaus können, beschränkt sich darauf, ihr Bestehen und ihre Folgen festzustellen, und erkennt ihren Zusammenhang einzig in den unabänderlichen Gesetzen, von denen sie beherrscht werden. Diese Gesetze sind ihr die letzten Erklärungsgründe. Wo sie noch nicht constatirt sind, da ist die Wissenschaft unvollständig, und muß sich vorläufig mit Hypothesen behelfen; diese dürfen aber nicht voreilig als wirkliche Gesetze hingenommen werden, und müssen immer der Art sein, daß sie sich anschaulich nachweisen lassen, sonst fallen sie in das Gebiet der willkürlichen Phantasiegebilde. Die speciellsten, untersten Gesetze fallen fast unmittelbar mit den beobachteten Erscheinungen zusammen, von ihnen steigt die Wissenschaft durch Induction zu den höheren und allgemeineren Gesetzen auf, und wenn aus diesen durch Deduction neue Axiome gewonnen werden, so müssen sich diese immer wieder durch die Beobachtung verificiren lassen. Denn das logische Kriterium, daß sie in sich keinen Widerspruch enthalte, beweist noch keineswegs die Wahrheit einer Theorie; Widersprüche duldet Niemand in seiner Theorie, wenn er sie bemerkt. Aber ein System kann sehr consequent in sich übereinstimmen, und dennoch ein Hirngespinnst sein. Nur in der Anschauung und Erfahrung ist der Probirstein für die Wahrheit einer Theorie gegeben. Wissenschaftliche Gesetze können erst dann als vollständig und präcise constatirt gelten, wenn sich die darunter fallenden Erscheinungen mit Sicherheit nach ihnen vorher bestimmen lassen. Das ist das Ziel jeder exacten Wissenschaft. Der Astronom sucht zu bestimmen, welches die Gesetze der bestehenden Welt sind, und berechnet danach die Bewegungen der Weltkörper; er erzählt aber nicht, woher der erste Anstoß der Bewegung und des Wirkens gekommen, oder warum die höchsten erkannten Gesetze so sind und nicht anders. Denn ein Gesetz wird nur erklärt, indem es auf ein allgemeineres Gesetz zurückgeführt wird. Wer nach dem Warum eines Geschehens fragt, kann immer weiter zurückfragen, wie Kinder zu thun pflegen, wird aber bald auf den Punkt kommen, wo die Wissenschaft keine Antwort mehr giebt, sondern sich mit der Annahme der Thatsache begnügen, oder es der Einbildungskraft überlassen muß, Gemälde von Ursachen und Zwecken auszuführen, die freilich für die Wissenschaft keinen Werth haben. Ob, wo und in welcher Quantität Etwas existirt, darüber kann nicht das Gesetz entscheiden, sondern nur die Erfahrung; da haben wir nur die Erscheinungen zu constatiren, übersichtlich zu ordnen, zu classificiren; im Gegensatz zu dieser bloßen Beschreibung erbaut sich die eigentliche

Wissenschaft aus den Gesetzen, welche sich auf die vorliegenden Erscheinungen beziehen.

Diese Grundsätze generalisirend, nimmt also die positive Philosophie ihren Inhalt lediglich aus den einzelnen Wissenschaften auf, weiß, daß sie nur mit ihnen wachsen und blühen kann, beschränkt sich darauf, einen einheitlich systematischen Zusammenhang unter ihnen zu vermitteln, und verwirft jede Theorie, die es unternimmt, unabhängig von den Resultaten und Methoden der speciellen Wissenschaften aus sich selbst oder a priori Grundsätze und Thatsachen zu construiren, als eine Chimäre.

Für die Details der Wissenschaften und für die Praxis des Lebens mußte freilich die Erfahrung von je her und zu allen Zeiten maaßgebend sein; Jeder muß sich darnach richten; die einfachste Verknüpfung von Ursache und Wirkung, jede auf einen Zweck gerichtete menschliche Handlung setzt voraus, daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen den Erscheinungen stattfinde, daß nach festen Regeln unter bestimmten Bedingungen und Verhältnissen die vorhergesehenen Erfolge eintreten. Aber diese Wahrnehmung blieb unbewußt, unentwickelt, auf die unmittelbarste Erfahrung beschränkt, ohne systematische Anwendung. Denn theils wurden die gewöhnlichsten und regelmäßigsten Erscheinungen, obwohl in der That die wichtigsten und die Grundlagen aller anderen, als selbstverständlich hingenommen, während nur die auffälligeren, scheinbar unregelmäßigen und wunderbaren die Aufmerksamkeit erregten, theils erfordert die Constatirung der höheren Gesetze, namentlich in den complicirten Wissenschaften, so umfassende und schwierige Beobachtungen, daß ihre wirkliche Feststellung und der Gedanke, sie zum Zielpunkt aller Erkenntniß zu machen, erst den spätesten Zeiten möglich ward. Selbst wo der wissenschaftliche Forschungsgeist schon sehr erstarkt war, wie in der griechischen Welt und im Mittelalter, blieb die positive Methode fast ganz auf die Sammlung des Materials und auf die Detailbestimmungen beschränkt, während die leitenden Grundsätze und die allgemeinen Theorien den ursprünglichen beiden Methoden überlassen werden mußten. Allgemeine Theorien aber zur Systematisirung des Wissens und des Lebens bedürfen die Menschen unter allen Umständen; die bloße Empirie, die nackten, einzelnen Thatsachen genügen ihnen nie. Bevor daher das reelle Wissen mit den ausgebildeten Hülfsmitteln der Beobachtung der Induction und der Logik die theoretischen Arbeiten leiten konnte, mußte die Phantasie die Lücken ergänzen, und die nothwendigen synthetischen Constructionen geben. Sie entsprachen den Bedürfnissen oder Wünschen des Gemüths, welches nicht bloß die Fragen stellte, sondern auch beantwortete, so lange nicht die unumstößliche Regel der Einbildungskraft Schranken setzte. Die theologischen und metaphysischen Con-

ceptionen, welche sich mit zuversichtlicher Autorität als höchste und gewisseste Wahrheit proclamirten, mußten dem jedesmaligen Umfange der vorhandenen Kenntnisse entsprechen, sich nach ihnen erweitern oder modificiren, und den Naturgesetzen weichen, so weit diese entdeckt wurden.

Diesen Gang der Speculation erkannte Goethe sehr klar, wenn er sich dahin aussprach: in den Anfängen betrachte der Mensch die Gegenstände in Bezug auf sich selbst, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, nutzen oder schaden, bestimme er die Außenwelt nach inneren subjectiven Begriffen; erst spät beginne die schwerere Arbeit der objectiven Methode, welche die Gegenstände an sich und in ihren Verhältnissen unter einander betrachtet, den Maaßstab der Erkenntniß und die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der beobachteten Dinge entnimmt. Zur Ergänzung kann das Urtheil Kant's dienen: im Kindesalter der Philosophie fingen die Menschen an, wo wir jetzt lieber aufhören möchten, nämlich zuerst die Erkenntniß Gottes und die Hoffnung oder wohl gar die Beschaffenheit einer anderen Welt zu studiren. Das, in der That, bezeichnet die Hauptphasen der menschlichen Anschauungen in wenigen Worten. So weit die Erscheinungen noch nicht festen Gesetzen untergeordnet sind, erscheint Alles möglich und glaublich. Die Neigung zum Phantastischen, Mysteriösen und Wunderbaren findet unbehinderten Spielraum. Die positive Wissenschaft schiebt die Grenzen des Glaubens immer weiter zurück, und läßt unerweisbaren Speculationen keinen Raum mehr. Die zunehmende Positivität der einzelnen Wissenschaften erheischt auch die positive Methode der Philosophie. Denn das Ganze muß den Theilen entsprechen.

Die alten Methoden vermögen keine einheitliche Theorie mehr herzustellen. Die Theologie hat diesem Anspruch gänzlich entsagt. Wir sind geneigt zu vergessen, daß sie nicht blos in den Theokratien des Alterthums die alleinige Wissenschaft war, sondern auch im christlichen Mittelalter alle Kreise des Wissens beherrschte. Aus theologischen Gründen wurde über Seele und Leib, wie über die Gestalt der Erde und den Ort der Hölle entschieden; Bischöfe stritten, ob man zwei Himmel anzunehmen habe oder sieben. Davor hatte die Wissenschaft nicht blos Respect, — das war die Wissenschaft. Die Forschung und die Forscher gehörten dem Klerus an. In den Naturwissenschaften erhob die Kirche zum letzten Male ernstlich ihre Stimme, als sie gegen das Weltsystem des Copernicus protestirte. Seitdem begnügt sich die Theologie, hin und wieder eine Lehre zu bestreiten, welche geradezu ihre Dogmen verletzt. Nur wenn eine theologische Restauration in politischem Interesse versucht wird, wagt sie sich einmal wieder an eigene Conceptionen. Zur Zeit Wöllner's hielt Silberschlag in der Berliner Akademie einen Vortrag über die Sonne: sie ist

ein Küchenfeuer, und die Flecken sind Rauchwolken; wo Küchenfeuer ist, müssen Braten sein, — nämlich die Gottlosen, Deisten und Atheisten, und der Teufel ist der Koch, der sie am Bratspieß dreht: — mit anderen Sonnen wird es wohl ebenso sein. Unter dem Ministerium Raumer schreibt ein gewisser Riechers Bände alttheologischer Vorstellungen über die Natur. Zum Beginne hält der Mann den alten Mönch Roger Baco und den Lordkanzler Baco von Verulam für ein und dieselbe Person; dabei wird im Orakelton über Philosophie und Naturwissenschaft aller Zeiten abgesprochen. Eine Schaar von Dorfpastoren holte sich dort die Waffen, um in gutgesinnten Broschüren den Materialismus der heutigen Naturforschung todtzuschlagen. Im Leben, auf die Moral und auf das Gefühl übt die Religion unzweifelhaft noch eine große Macht, aber den Charakter einer wirklichen, das Ganze des menschlichen Wissens umfassenden Philosophie hat sie längst verloren.

Aehnlich ist es der Metaphysik ergangen. In den Theorien über Recht, Moral und Politik herrscht zwar kein einzelnes metaphysisches System, doch im Wesentlichen die Begriffe und Satzungen, welche die Metaphysiker von Thomas Aquinas bis auf Hegel ausgearbeitet haben. Aus der Natur dagegen sind ihre Wesenheiten und Qualitäten, ihre abstracten Kräfte, Potenzen und Gegensätze fast gänzlich verbannt. Aber auch auf den Gebieten, wo man ihren Ausführungen und Resultaten zustimmt, traut man der Methode nicht mehr, ist geneigt ihre Erfolge mehr der universellen Bildung und dem genialen Blick als den Systemen der Philosophen zuzuschreiben. Kant, der in wahrhaft positivem Sinne die Thatsachen und Bedingungen der Erfahrung untersuchte, rieth, sich auf ein vernünftiges Glauben zu beschränken, und allen Ansprüchen auf Metaphysik, in der man auf mancherlei Weise herumpfuschen könne, zu entsagen. Freilich wurde weiter gepfuscht, die Systeme überstürzten sich mehr als je. Indessen der tolle Unfug, den die sogenannte Naturphilosophie mit der Abenteuerlichkeit und Anmaaßung ihrer willkürlichen Spielereien trieb, half ohne Zweifel den Umschwung beschleunigen. Wenige überwinden sich noch die Erzeugnisse jener Schule zu lesen. Man erschrickt, wenn man sieht, was sich da für Wissenschaft ausgab. Hegel führte eine ernste, tiefdurchdachte Arbeit in die Philosophie zurück. Sein encyklopädisches System war das letzte, welches als universelle Theorie Einfluß gewann. Was neben oder nach ihm von Bedeutung war, beschäftigte sich mit Specialitäten oder mit der Geschichte der Philosophie. Lotze und Schopenhauer, fast die einzigen systematischen Philosophen, denen in neuester Zeit über den Kreis der Fachgenossen hinaus einige Aufmerksamkeit zu Theil geworden ist, obwohl metaphysisch sprechend, greifen doch gleichzeitig die

Voraussetzungen aller metaphysischen Philosophie auf das Entschiedenste an, indem sie die Annahme einer von den gewöhnlichen Denkformen verschiedenen speculativen Erkenntniß, das mit sich selbst beschäftigte reine Denken, die Vorurtheile eines eigenen Inhalts und einer für alle philosophischen Untersuchungen gleichen Methode, jede von der Anschauung und dem Leben gelöste absolute Wahrheit als nichtige Täuschung verwerfen. Man stimmt ihnen freudig zu, daß die Metaphysik aller Orten Bilder statt Begriffe, leere Tautologien als Ursachen, abstracte Umschreibungen der Phänomene als deren Erklärung bietet.

Zu diesen Zeichen, daß die alten Theorien ihren Credit verloren haben, tritt die wachsende Hinneigung des intellectuellen Lebens zu der positiven Methode. Mit ihrem ersten universellen Vertreter Baco von Verulam wußten die Metaphysiker, als ihre Sonne hoch stand, nicht viel anzufangen, in den Geschichten der Philosophie wurde er sehr kurz behandelt. Er ließ sich nicht auf ein Paar metaphysische Sätze reduciren; auch die gewöhnlichen Kategorien von Idealismus und Realismus oder Spiritualismus und Materialismus paßten nicht auf ihn, weil diese als absolute Principien nur innerhalb der metaphysischen Philosophie anwendbar sind, und Baco überhaupt nicht als Metaphysiker betrachtet werden darf. Freilich verweist er nicht selten auf die Metaphysik, wie er auf die Religion verweist, aber er schließt beide in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen von jeder Anwendung aus; und wenn er sich in der Betrachtung menschlicher Angelegenheiten mehr auf einzelne aus seiner Richtung hervorgehende Fingerzeige beschränkt, so hat er für die Naturwissenschaften die exacte positive Methode als allein maaßgebend mit voller Consequenz geltend gemacht. Erst neuerdings würdigt man seine epochemachende Stellung.

Allmählich hat sich diese Anschauungsweise von der Betrachtung der Natur auf alle Zweige der Erkenntniß ausgedehnt, und mehr und mehr die Ueberzeugung hervorgerufen, daß die wahrsten und dauerndsten Fortschritte in der menschlichen Entwicklung nicht auf abstracten Theorien, sondern auf allseitiger Erforschung der realen Dinge und Verhältnisse und der in ihnen wirksamen Gesetze beruhen. Zwei Heroen des deutschen Geisteslebens, Lessing und Goethe, vertraten bereits die neue Richtung mit voller Kraft in der Litteratur, und wurden dadurch in Wahrheit Befreier und Führer ihrer Nation. Nicht daß sie die positive Theorie systematisch ausgeführt hätten; vielmehr wenn sie auf letzte Principien zurückgingen, dachten beide an Spinoza's Metaphysik mit gelegentlicher Abweichung zu einem schwankenden Deismus; aber auf allen Gebieten verwarfen sie absolute Voraussetzungen und willkürliche Abstractionen, such-

ten sich der Fülle der Dinge und ihres realen Zusammenhanges zu bemächtigen, und schöpften aus der lebendigen Anschauung ihre Analysen und ihre Thesen. Dies erklärt zum guten Theil die Vorliebe Goethe's für die Naturwissenschaften. Auch der große Erfolg des Werkes von Lewes in Deutschland beruht ohne Zweifel wesentlich darauf, daß er, den vorwiegenden Tendenzen der Zeit entsprechend, diese Seite an Goethe scharf hervorgehoben, und zum ersten Male vor dem größeren Publicum die Grundlagen einer positiven Philosophie mit Frische und Klarheit ausgesprochen hat.

Der Mann aber, der alle Strahlen dieser Richtung in einem gemeinsamen Brennpunkt concentrirt hat, ist August Comte.

Als er starb, waren englische und americanische Zeitschriften darüber einig, er habe als positiver Philosoph Gesinnungsgenossen und Schüler, aber keinen Nebenbuhler. In Deutschland sind seine Schriften noch fast gänzlich unbekannt; ein Paar vereinzelte Journalisten, die auf seinen Theoremen fußen, reden fast eine fremde Sprache. In der französischen Litteratur begegnet man hin und wieder seinem Namen, etwas häufiger seinem Einflusse. Am meisten Eingang gefunden hat seine Philosophie bis jetzt in England, wo die metaphysischen Speculationen sehr wenig verbreitet sind, während die herrschende, dort mehr als auf dem Continent festgehaltene theologische Theorie völlig außer Stande ist die nothwendige Einheit einer universellen Weltanschauung zu vermitteln. Stuart Mill mit seiner inductiven Logik, Lewes mit seiner Geschichte der Philosophie in Biographien, Buckle mit der schnell berühmt gewordenen Einleitung in die Geschichte der englischen Civilisation, und der schriftstellerische Kreis des Westminster Review vertreten dort die positive Philosophie. Die schottischen Moralphilosophen und die Schule der Nationalökonomen hatten schon im vorigen Jahrhundert die Bahn gebrochen, die exacte Methode auf die Wissenschaften vom Menschen und von der menschlichen Gesellschaft anzuwenden. Comte hat diese Theorie mit völliger Consequenz durchgeführt und in seinem Hauptwerke, Cours de philosophie positive, unter Ausschluß jeglicher Art von theologischen und metaphysischen Erklärungsversuchen ein encyklopädisches System der Wissenschaften gegeben, in welchem er, die Scheidung in der Behandlung der physikalischen und moralischen Wissenschaften aufhebend, alle Kreise der Erkenntniß nach „positiven" Gesichtspunkten zusammenfaßt.

Wir finden überall in der Natur einen Uebergang oder eine Entwicklung vom Einfachen zum Complicirten, vom Homogenen zum Heterogenen, als deren Erklärung wir ein allgemeines Gesetz der Veränderung annehmen müssen, das Gesetz daß jede thätige Kraft mehr als Eine Veränderung,

jede Ursache mehr als Eine Wirkung hervorbringt. Der Zusammenstoß zweier Körper verändert beider Lage und Bewegung, erzeugt Schwingungen, die sich fortpflanzen, kann Wärme, Licht, Elektricität, chemische Veränderungen hervorrufen. Allgemein sind die Wirkungen complicirter als die Ursachen. Eine Veränderung erzeugt mehrere. Decomposition und Complication wachsen. Das gilt bei den unbedeutendsten Phänomenen, wie bei den größten des Weltalls, dessen Differenzirung sich die Nebeltheorie nach diesen Grundsätzen vorstellt. In der organischen Natur tritt uns dies Gesetz anschaulich entgegen. Die Entwicklungsstadien vom Samen zur Pflanze, vom Ei zum Thier enthalten den continuirlichen Fortschritt vom Homogenen zum Heterogenen. Beim ersten Auftreten besteht der Keim aus einer Substanz, die nach ihrer Structur und chemischen Zusammensetzung gleichförmig ist. Der erste Entwicklungsschritt zeigt einen Unterschied zwischen zwei Theilen dieser Substanz oder eine Differenzirung. Jeder dieser differenzirten Theile beginnt unter Fortwirkung der nothwendigen äußeren Bedingungen neue Differenzirungen, und dieser Prozeß setzt sich in allen Theilen fort, bis endlich die complicirte Combination von Geweben und Organen erscheint, welche das ausgebildete Individuum des Thiers oder der Pflanze constituirt. Aehnlich ist das Verhältniß in der Stufenfolge organisirter Wesen. Je unvollkommener die Geschöpfe sind, desto mehr sind die Theile einander und dem Ganzen gleich oder ähnlich; je höher sie organisirt sind, desto unähnlicher werden die Theile einander und dem Ganzen, desto mehr findet sich jede Function an ein besonderes Organ gebunden. Die Verschiedenartigkeit der Theile, welche dem Ganzen subordinirt und zu seinem Bestehen nothwendig sind, wächst von der fast structurlosen Sarkode der Rhizopoden und Infusionsthiere bis zu der unendlich complicirten Mannichfaltigkeit des menschlichen Organismus. Was wir in der Natur *neben* einander finden, das zeigt uns der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft *nach* einander. Bei barbarischen Stämmen bildet die Gesellschaft eine unterschiedlose Menge. Abgesehen von den natürlichen Verschiedenheiten des Alters und Geschlechts haben die Individuen die gleichen Functionen. Jede Familie genügt sich selbst, und könnte allein leben, wenn nicht Zwecke des Angriffs und der Vertheidigung Verbindungen nothwendig machten. In diesen beginnt die Differenzirung von Herrschenden und Beherrschten, von Reichen und Armen, die Theilung der Arbeit und die Ausbildung getrennter Berufsstände. Je höher sich die Gesellschaft entwickelt, desto weniger kann der Einzelne für sich allein seine Bedürfnisse befriedigen, desto mehr erfordern die der Gesellschaft nöthigen Functionen besondere Organe. In der Kunst scheiden sich allmählich Sculptur und Malerei von der Architectur, der sie an-

fänglich untergeordnet zu sein pflegen, ebenso Tanz, Musik und Poesie, und getrennte Gattungen der Dichtkunst.

In gleicher Weise, ferner, beschränkt sich die eine untheilbare Wissenschaft anfänglicher Culturstufen auf wenige allgemeine Bestimmungen über die Dinge, die dem Menschen zu allen Zeiten am Herzen liegen. Mit der Erweiterung der Bedürfnisse und der Kenntnisse entstehen die speciellen Wissenschaften, und je mehr ihr Stoff anwächst, je weniger der Einzelne im Stande ist, die ungeheuere Masse des Details über ein beschränktes Fach hinaus zu beherrschen, desto nothwendiger wird im Gegensatz zu den einzelnen Disciplinen eine universelle Theorie, die es allen Mitarbeitenden gegenwärtig hält, daß neben der Theilung der Arbeit die Anstrengungen zu gemeinsamen Zwecken combinirt werden müssen, daß sie sich gegenseitig voraussetzen und bedingen. Unter diesen Gesichtspunkten classificirt Comte die einzelnen Wissenschaften nach ihrer zunehmenden Complicirtheit, worin sowohl die systematische Rücksicht, daß die complicirtere schwierigere Wissenschaft immer die einfachere zu ihrer vollständigen Entwicklung voraussetzt, als die historische Betrachtung, daß die einzelnen Wissenschaften in derselben Reihenfolge zu einer systematisch positiven Gestaltung heranreiften, mit dem Princip zusammenstimmt, daß die höheren Wissenschaften sich immer directer und unlösbarer auf die allgemeinsten und eigensten Interessen der menschlichen Gesellschaft beziehen. Voran steht die Mathematik, die älteste Wissenschaft, welche zur Erkenntniß ihrer abstracten Raum- und Zahlverhältnisse keine andere Wissenschaft, sondern nur die Anschauung und die Fähigkeit zu schließen voraussetzt — die Grundfähigkeit des gesunden Menschenverstandes, deren Thätigkeit in der von Aristoteles geschaffenen formalen Logik zum Bewußtsein der inwohnenden nothwendigen Regeln gelangt. Dagegen ist die Mathematik für jede andere Disciplin unentbehrlich, wenn es sich um die exacte Feststellung ihrer Gesetze handelt. Es folgen die Grundwissenschaften der anorganischen Natur, die Astronomie, Physik und Chemie. Sie erfordern außer den mathematischen Voraussetzungen die genaue Beobachtung und das Experiment. Erst seit dem sechszehnten Jahrhundert haben sie nach und nach den theologischen und metaphysischen Illusionen, der Astrologie, der Alchymie und magischen Künsten, entsagt und sich lediglich der Ergründung der Naturgesetze zugewendet. Nur auf ihrer Basis können sich auch die concreten beschreibenden Zweige der Naturerkenntniß, Mineralogie, Geognosie, Meteorologie und physikalische Geographie zu richtigen Conceptionen erheben. Der positiven Anschauung sind nicht die Schelling und Schubert die wahren Naturphilosophen, sondern die Männer, welche es verstehen, mit universellem Geiste die unendliche Menge der Erscheinungen

combinirend zu umfassen und als ein lebendiges Ganzes darzustellen, Männer, wie im eminentesten Sinne Alexander von Humboldt und unter den Lebenden Karl Ritter.

Die Gesetze der anorganischen Natur beherrschen auch die organische; die Gesetze der letzteren lassen sich ohne Kenntniß der physikalischen und chemischen Gesetze nicht ergründen; es treten aber neue Erscheinungen und neue Gesetze hinzu, und als wesentliche Methode der Forschung die Vergleichung. Die „Biologie" beschäftigt sich mit dem individuellen Leben, hat dessen Organe, Functionen und Gesetze zu erforschen. Ihr gehört die Botanik, die Zoologie, die Anatomie, Physiologie und Psychologie des Menschen an. Mit der letzteren tritt sie schon in das Reich der höchsten complicirtesten Wissenschaft, der „Sociologie" oder Lehre von der menschlichen Gesellschaft. Denn der Mensch wird erst in der Gesellschaft zum Menschen. Die höheren geistigen Fähigkeiten könnten sich bei dem abgelösten Individuum weder entwickeln, noch erkennen lassen. Sein Empfinden, Denken und Wollen, seine moralische und geistige Natur wie seine Thätigkeit beziehen sich auf die Gemeinschaft und bilden sich nur in der Gemeinschaft aus. Die Lehre von der Gesellschaft setzt die Anthropologie und damit die anderen Hauptwissenschaften voraus, wenn sie auf positiver Grundlage errichtet werden soll, und zugleich verhält sie sich zu jenen als die universelle philosophische Wissenschaft, die den anderen in ihren entfernteren und näheren Beziehungen auf die allgemeinen Interessen der Menschheit ihre Richtung und ihren Rang anweist. Die Grundanforderungen an die positive Wissenschaft sind überall dieselben. Ihre Resultate sollen sicher und bestimmt sein, die thatsächlichen Erscheinungen und die in ihnen waltenden Gesetze constatiren; ihr Zweck ist der Nutzen oder die Förderung der menschlichen Gesellschaft. Die Naturwissenschaften sollen die Herrschaft des Menschen über die Natur erweitern, die socialen Wissenschaften sollen das Leben und die Einrichtungen der Gesellschaft intellectuell und moralisch zu höherer Vollkommenheit führen. Worüber wir nichts Sicheres wissen können, das hat auch kein reelles Interesse für uns, und für das, was uns zu wissen frommt, werden früher oder später unsere Bedürfnisse und Anlagen zu gewissen Hülfsmitteln der Erkenntniß. Je näher uns die Erscheinungen treten, je unmittelbarer und continuirlicher sie uns afficiren, desto verwickelter werden sie freilich, aber desto vielfältiger werden auch unsere Hülfsmittel der Forschung, und desto mehr wächst unsere Macht, die Erscheinungen nicht blos nach den erkannten Gesetzen vorherzusehen, sondern auch innerhalb ihrer gesetzlichen Grenzen zu modificiren. Ueber die Gestirne vermögen wir nichts, wir können nur ihre Bewegungen vorher berechnen, und uns, soweit sie Einfluß auf die Erde

haben, nach ihnen richten. Auf die umgebende Natur können wir unter Beobachtung der physikalischen, chemischen und biologischen Gesetze erheblich einwirken, sie uns dienstbar machen, ihre Materialien als Stoff oder Werkzeug unserer Arbeiten gebrauchen, vegetabilisches und animalisches Leben fördern oder hemmen. Endlich die geistigen und materiellen Zustände der Gesellschaft sind hauptsächlich von menschlicher Thätigkeit abhängig, wenn auch der Einzelne nur in sehr beschränktem Maaße etwas darüber vermag.

In der ersten Hälfte seiner philosophischen Encyklopädie handelt Comte die übrigen Wissenschaften ab, in den letzten drei Bänden die Gesellschaft. In ihr liegt, wie in jeder Philosophie, der Schwerpunkt seiner Theorie. Die herrschenden Anschauungen über das Wesen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft verleihen den wissenschaftlichen Bestrebungen jeder Epoche erst ihren philosophischen Charakter. In den Naturwissenschaften ist die positive Methode zur vollen Herrschaft gelangt, in den moralischen und socialen Wissenschaften gilt es erst ihre Durchführung. Hier haben die theologischen und metaphysischen Doctrinen noch ihr Ansehn in weitem Umfange und namentlich in den allgemeinsten leitenden Grundsätzen behauptet; wie Comte sagt: die verfallenden Systeme streiten sich um die Trümmer der alten Gesellschaft. Die Anschauungen der Massen werden noch unzweifelhaft von ihnen beherrscht. Doch dringen in den Details der Forschungen, mögen sie Sprache, Kunst, Sitte, Recht, Staat oder irgend welchen Zweig des Culturlebens betreffen, die Principien positiver Wissenschaft immer mächtiger durch; und gerade die besseren wissenschaftlicheren Vertreter der älteren Theorien, wie die hervorragenden Männer der sogenannten historischen Schule, haben diesen Geist in hohem Grade gefördert, indem sie die geschichtlichen Thatsachen und ihren inneren Zusammenhang zu ergründen strebten. Freilich pflegten sie dann nach politischen oder religiösen Liebhabereien an irgend einer Stelle den Faden abzubrechen, und statt der historischen Entwicklung eine absolute Doctrin als unantastbaren Ausgangs- oder Schlußpunkt hinzustellen. Humboldt bemerkt schon bei der Naturbetrachtung: um an die Stelle von Vorurtheilen und phantastischen Dogmen eine großartige physische Weltanschauung zu setzen, bedürfe es nicht nur einer reichen Fülle von Beobachtungen, als Substrats für allgemeine Ideen, sondern auch einer Kräftigung der Gemüther, um nicht vor den drohenden Gestalten zurückzuschrecken, mit denen der alte Glaube die Eingänge zu neuen Regionen der Erfahrungswissenschaften zu versperren trachtet. Das gilt in weit höherem Maaße von den moralischen und politischen Wissenschaften, wo sich mit der größeren Schwierigkeit, die unendlich verwickelten Erschei-

nungen auf allgemeine Gesetze zurückzuführen, und mit den Vorurtheilen eines allein selig machenden Idealismus die mächtigsten Interessen und die Nothwendigkeit der Erhaltung fester Autoritäten für das praktische Leben vereinigen, um die alten Theorien in den Gemüthern der Menschen zu bewahren.

Daß die geschichtlichen Veränderungen festen Gesetzen unterliegen, dieser Glaube ist alt, und wird in neuerer Zeit von Philosophen und Geschichtsforschern immer schärfer betont. Es handelt sich aber nicht darum, die Existenz solcher Gesetze anzunehmen, sondern dieselben aufzufinden und nachzuweisen. Daß dies bisher nur in sehr geringem Umfange gelungen, ist gewiß; es scheint sogar zweifelhaft, ob wir im Besitze genügender Beobachtungen sind, um diese Gesetze einigermaaßen vollständig festzustellen. Für jetzt kann die Wissenschaft von den Gesetzen der Bewegung in der menschlichen Entwicklung nur begründet, nicht ausgebildet werden. Sie muß sich wie jede positive Wissenschaft auf Thatsachen stützen, und da sie diese nicht bloß aus der Beobachtung gegenwärtiger Erscheinungen schöpfen kann, muß sie ihre Vergleichungen auf die Vergangenheit ausdehnen. Daher ist die Geschichte das wesentliche und unentbehrliche Hülfsmittel der socialen Wissenschaften, welche aus ihr zu entnehmen haben, was in der Natur der Menschen und ihrer Verbindungen unabänderlich ist, was sich darin im Laufe der fortschreitenden Entwicklung umgestaltet, und unter welchen Bedingungen und Verhältnissen diese Umgestaltungen erfolgen. Damit wird zugleich die Geschichte von der bloßen Beschreibung der Thatsachen zur eigentlichen Wissenschaft erhoben, nämlich zur Erkenntniß der Gesetze, welche die Erscheinungen beherrschen. Diesen Standpunkt hat die positive Philosophie der Geschichte zu vertreten.

Die theologischen und metaphysischen Versuche, eine Philosophie der Geschichte aufzustellen finden kein Vertrauen mehr. Bei Bossuet drehte sich die Geschichte vor Christus um das jüdische Volk, nach Christus um die katholische Kirche. Das, offenbar, konnte nur genügen, wenn sehr willkürlich die wesentlichsten Erscheinungen weggelassen oder der einseitigsten Beurtheilung untergeordnet wurden. Im Grunde hat die Geschichte für ein rein theologisches System keine große Bedeutung; denn in dem Augenblick, mit welchem seine absolute Wahrheit in die Welt tritt, schließt auch schon das wesentlichste Interesse der Geschichte wieder ab, da es über die höchste Wahrheit hinaus keinen Fortschritt mehr geben kann, und daher nur noch eine Entwicklung in Nebendingen möglich ist. Außerdem läßt die Geschichte gar zu verschiedene Auslegungen zu, namentlich wenn verschiedene Secten, Völker oder Interessen einander gegenüber stehen. Wenn der Eine die specielle Einwirkung der Vorsehung für sein Volk oder seine Kirche

erkennt, folgert ein Anderer: der Gott der Geſchichte ſei nicht mit der gerechten Sache, ſondern mit dem Starken und Gewaltigen, der ſich nicht ſchämt und kein Gewiſſen kennt; und ein Dritter findet die Vorſehung, welche die Geſchicke der Schlachten lenkt, nur noch in den ſtärkſten Bataillonen. Die metaphyſiſchen Conſtructionen der Geſchichte erſcheinen als willkürliche Hypotheſen, die um ſo weniger haltbar werden, je mehr ſie auf das Detail der Thatſachen eingehen, und deren angebliche Nothwendigkeiten nur in der Phantaſie ihrer Urheber beſtehen. Das hervorragendſte Werk dieſer Art, Hegel's Philoſophie der Geſchichte, giebt einen guten Beleg hierfür, wenn ſein Sohn bemerkt, in der erſten Darſtellung habe der philoſophiſche Begriff, die Energie der Idee überwogen — mit andern Worten die metaphyſiſche Syſtemmacherei — ſpäter dagegen, das heißt nach tieferer Beſchäftigung mit der wirklichen Geſchichte, ſei des Philoſophiſchen weniger geworden, und der hiſtoriſche Stoff habe zugenommen. Die tiefen Gedanken des Werkes zeugen in unſeren Augen nur für den Geiſt, nicht für das Syſtem des Verfaſſers.

Es gilt, in den Handlungen und Geſchicken der Menſchen lediglich denſelben und keinen anderen Zuſammenhang wie in den Erſcheinungen der Natur zu ſuchen. Zum Ausgangspunkt wird die Annahme, daß die Geſetze dieſer anſcheinend unregelmäßigen und unbeſtimmbaren Thatſachen gleich denen der materiellen Welt durch Induction feſtgeſtellt werden können. Wir müſſen aber zugeben, daß dies zunächſt nur eine Hypotheſe iſt, und können daher nicht erwarten, daß ſie die Hypotheſen der anderen Syſteme, die Rathſchlüſſe der Gottheit und die Abſtractionen der Metaphyſik, alsbald aus den Betrachtungen der Geſchichte verbannen wird. Unwahrſcheinlichkeiten und Schwierigkeiten ſchwächen, aber vernichten nicht einen alten Glauben. Nicht bloße Skeptik, nicht das Beſtreiten einer angenommenen Erklärungsweiſe, ſondern neue Ideen bringen durchgreifende Revolutionen im Denken hervor. Nur eine poſitive Theorie, die ſich der Vernunft mehr empfiehlt, von genaueren Beobachtungen und weiterer Erfahrung ausgeht, kann eine andere Lehre erſetzen. Der Glaube an unwandelbare Geſetze in der geiſtigen und moraliſchen Welt wird gleich den Fundamentalſätzen phyſikaliſcher Wiſſenſchaft nicht bloß durch logiſches Raiſonnement, ſondern erſt durch die Menge unbeſtreitbarer Wahrheiten und einleuchtender Generaliſirungen von geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Thatſachen feſtgeſtellt werden.

Im Vergleich mit den unvollſtändigen rhapſodiſchen Verſuchen ſeiner franzöſiſchen Vorgänger, Boſſuet, Montesquieu und Condorcet, hat Comte einigermaaßen Recht, wenn er behauptet, den Gedanken eines fortſchreitenden Zuſammenhanges, einer geſchichtlichen Continuität in dem Gan-

zen der menschlichen Entwicklung zuerst durchgeführt zu haben; für uns freilich hat dieser Anspruch etwas Befremdendes, da in Deutschland die einheitliche Betrachtung des Menschengeschlechts und seiner Geschichte schon durch Herder's Ideen völlig populär geworden, und seit Hegel so vollkommen in der Wissenschaft eingebürgert ist, daß weder in philosophischer Beurtheilung noch in thatsächlicher Darstellung historischer Gegenstände dieser Gesichtspunkt leicht vermißt wird. Aber unbestreitbar hat Comte nicht nur als der Erste das neue wissenschaftliche Princip consequent und allseitig auf die Geschichte angewendet, sondern auch im Einklange mit seinem Princip reichere und universellere Gesichtspunkte für die Behandlung der Geschichte aufgestellt, als es je vor ihm in einer Philosophie der Geschichte geschehen ist. Theologische und metaphysische Betrachtungen können sich an einzelne Klassen von Erscheinungen halten; sie brauchen nicht einmal den Thatsachen — nach Plato's Ausdruck — vollständig die Knochen zu zerbrechen, um sie ihren Systemen einzureihen, sie können sich einfach auswählen, was ihre absolute Wahrheit zu bestätigen scheint, und durch Confrontation mit dieser alles Uebrige beseitigen, indem sie es für unwesentlich, bedeutungslos, nichtig erklären. Eine Methode dagegen, die in den Erscheinungen nichts sucht als ihre Beziehungen auf einander, ihre Bedingungen und Wechselwirkungen, ist durch ihr Princip selbst zur allseitigsten Beachtung und Würdigung jeglicher Art von Thatsachen genöthigt, da in dem gesuchten allgemeinen Zusammenhange der Erscheinungen eine jede ebensowohl ihre Erklärung aus den übrigen verlangt, wie zur Erklärung anderer beitragen muß. Ob etwas groß oder klein ist, darüber entscheidet erst die Erkenntniß seines Einflusses auf die Umgebungen.

Innerhalb der metaphysischen Philosophie vertraten die beiden hervorragendsten Denker Griechenlands die entgegengesetzten Richtungen, Plato die abstracte absolute, Aristoteles die exacte positive. Auf die menschliche Gesellschaft angewendet, construirt Plato unabhängig von der Wirklichkeit, aus der Voranschauung seines Geistes ein zu realisirendes Ideal, welches trotz alles Glanzes der Form ebenso willkürlich und phantastisch zu Werke geht, ebenso gewaltsam und fortschrittsfeindlich tiefe Seiten der menschlichen Natur mißachtet, wie die verrufensten Luftgebäude des modernen Communismus. Aristoteles dagegen schöpft seine Ziele und Zwecke aus der gegebenen Natur der Menschen und ihrer Verhältnisse, untersucht die Bedingungen und Wirkungen gesellschaftlicher Einrichtungen, und erkennt als gut, was der Natur gemäß ist; diese treibt den Menschen zu Verbindungen, und die Annahme, daß die Natur überall nach dem Reicheren, Mannichfaltigeren, Entwickelteren strebe, begründet zugleich den Gedanken des nothwendigen Fortschritts. Während die theologischen Anschauungen

sich besser mit den Platonischen Ideen verständigten, wurde die Politik des Aristoteles, an welche die mittelalterlichen Theorien über Recht und Staat anknüpften, das Vorbild positiver Untersuchungen über sociale Verhältnisse, deren systematische Ausdehnung mit dem Wachsthum der Anschauungen und Interessen im Laufe der Zeiten zunahm.

Es versteht sich von selbst, daß die Richtigkeit einer wissenschaftlichen Methode noch nicht die Entdeckung der Wahrheit sichert. Sie kann nur die Mühen der Beobachtung, des Scharfsinns und der Combinationsgabe erleichtern und controliren. Der Ausbau einer Wissenschaft kann nur von der collectiven Arbeit der Generationen erwartet werden. Große weitwirkende Theorien entspringen nicht wie eine gewaffnete Minerva aus dem Haupte Eines schaffenden Genius, sondern werden langsam angebahnt, oft erst nach langer Vorbereitung klar ausgesprochen, dann erweitert, berichtigt und fortgebildet. Es handelt sich jetzt, wie schon gesagt, um die Begründung, nicht um die Vollendung der positiven Gesellschaftslehre. So lange ihre Gesetze nicht genügend erkannt sind, müssen vorläufige Hypothesen aushelfen. Da liegt freilich die Gefahr nahe, daß aus unzureichenden Beobachtungen falsche Folgerungen gezogen, schlechtbegründete Vermuthungen für Thatsachen gegeben, Einflüsse verkannt oder überschätzt, vage Allgemeinheiten als bestimmte Gesetze hingenommen werden. Nichts desto weniger können wir eine Reihe von Fundamentalsätzen der moralischen und socialen Wissenschaften als positiv gesichert betrachten, und von ihnen aus, wie in den Naturwissenschaften, eine stetig fortschreitende Entwicklung erwarten. Ohne Zweifel wird eine Philosophie, die nichts anerkennt als die wahrnehmbaren Thatsachen des materiellen und geistigen Kosmos und deren Combinationen in Raum und Zeit, von Theologen und Metaphysikern für eitel Materialismus erklärt werden. Sie widerspricht jedem nicht auf nachweisbare Erscheinungen basirten Idealismus, ohne den jene nicht auskommen können; freilich widerspricht sie auch der Anmaaßung eines Empirismus, welcher durch seine Erfahrung mehr bewiesen glaubt, als in der That durch sie begründet wird. Dagegen müssen wir bemerken, daß die Wissenschaft als solche weder idealistisch, noch materialistisch ist. Sie sucht auf allen Gebieten die Thatsachen und deren unabänderlichen Zusammenhang zu erkennen, ihr einziger Idealismus besteht in freier Beherrschung ihrer Beobachtungen und in umfassenden Combinationen. Das Ideale gehört der Gemüthssphäre der Phantasie und des Gefühls an, nicht den wissenschaftlichen Reflexionen des Verstandes. Dieser hat vollkommen anzuerkennen, daß Gefühle und Neigungen das menschliche Handeln bestimmen, daß die theoretische Erkenntniß ihnen dienen muß, und nur insofern Macht über das Leben gewinnt, als es ihr

gelingt, Neigungen zu wecken oder zu unterdrücken. Er hat daher nicht nur die Bedürfnisse und Neigungen der menschlichen Natur als die herrschenden Factoren des individuellen und socialen Lebens in Rechnung zu stellen, sondern sogar seine Aufgaben von ihnen zu empfangen. Aber seine Resultate darf er sich nicht von ihnen vorschreiben lassen; auf die Rechnungen und Lösungen des Verstandes darf die Phantasie keinen Einfluß gewinnen, wenn sie wissenschaftlichen Werth behalten sollen. Er muß ihr zurufen: störe mir meine Cirkel nicht, — und sollte sie ihn darum erschlagen. Uebrigens lassen wir uns trotz des herrschenden Vorurtheils den inneren Zusammenhang einer hellen Intelligenz und eines idealen Gemüths nicht nehmen. In der Regel sind weite und umfassende Anschauungen eines reich gebildeten Geistes mit einer humanen hochherzigen Gesinnung, beschränkte Ansichten mit einer kleinen und niedrigen Seele verbunden. Die theoretische Erkenntniß unterdrückt nicht Gefühl und Phantasie, sie hindert dieselben nur Richtungen einzuschlagen, welche der Fortschritt der Wissenschaft als unhaltbar verwirft. Darin besteht die Macht der Theorie: im Laufe der Zeiten unterwirft sie unaufhaltsam die Gemüther. Was sie als unmöglich nachweist, das kann sich nicht behaupten, wie sehr auch die Hoffnungen des sehnenden Herzens daran hängen mögen; was sie als nothwendig erkennt, dem fügen sich auch die widerstrebenden Wünsche.

In seiner „Sociologie" giebt Comte keine vollständige Philosophie der Geschichte, wie sie allerdings zu einer überzeugenden Durchführung der Theorie erfordert wird, vielmehr entwickelt er hauptsächlich durch die Analyse der gegenwärtigen Zustände Natur, Zusammenhang und Bedingungen des socialen Lebens, geht zur Aufzeigung ihres Bildungsganges auf die Culturgeschichte der letzten Jahrhunderte ausführlicher ein, und zieht das Alterthum nur gelegentlich herbei, theils zur historisch vergleichenden Erläuterung, theils um die Hauptmomente in der Bewegung der menschlichen Civilisation darzuthun. Die Untersuchungen über menschliche Urzustände werden als wissenschaftlich werthlos abgelehnt. Erst wo uns positive Nachrichten zu Gebote stehen, können wir reelle Einsicht in die geistigen und sachlichen Zustände gewinnen und sichere Schlüsse aus ihnen ableiten. Den wesentlichen Fortschritt der Menschheit erkennt er theoretisch in dem Uebergange von den Speculationen der Phantasie zum streng wissenschaftlichen Denken, praktisch in dem Uebergange vom kriegerischen zum industriellen Leben. Die ältesten Theorien des Fetischismus und des aus ihm abstrahirten Polytheismus nahmen überall im menschlichen Leben wie in der Natur unmittelbare göttliche Interventionen an, und führten namentlich die einigenden socialen Institutionen, Religion, Sitte, Recht und Staat, als objective Nothwendigkeit auf directe Eingebungen der Götter zurück.

Veränderte Einsichten und Bedürfnisse verdrängten das Wirken der überirdischen Gewalten mehr und mehr aus dem täglichen Leben, und lehrten auch mit den allgemeinen Einrichtungen nach menschlicher Willkür zu schalten. Während die Religion die nothwendige Einheit des Fühlens und Denkens herstellte, schuf die kriegerische Gewalt die größeren, über das bloße Stamm- und Familien-Leben hinausgehenden Verbindungen, ohne welche irgend erhebliche Fortschritte nicht möglich waren. Krieg und Politik galten als die einzigen berechtigten Interessen, als die einzig würdige Beschäftigung der herrschenden Klassen, zu welcher allmählich, an Cultus und Priesterthum anknüpfend, ästhetische und wissenschaftliche Bildung hinzutrat, während die verachtete Arbeit der materiellen Existenz den Sclaven auferlegt ward. Mit dem römischen Reiche hatte das System der Eroberungen sein äußerstes Ziel erreicht, und es begann mit der friedlicheren Existenz der äußerlich geeinigten Völker die Auflösung der antiken Organisation. Den verfallenden polytheistischen Staatsreligionen folgte der universelle Monotheismus. Nach den Niederlassungen der nordischen Barbaren und der Consolidation der neuen Völker hörten im Occident die umgestaltenden Eroberungen auf. Die Organisation der Staaten war mehr zur Vertheidigung und Erhaltung als zu großen Angriffsoperationen geeignet, und der größte Theil der kriegerischen Thätigkeit ging in Privatfehden auf. Das Christenthum, welches die Intervention der Gottheit wesentlich auf die Interessen eines jenseitigen Lebens beschränkte, übte bei Weitem nicht die intensive Herrschaft des Polytheismus über das tägliche Leben, aber sein civilisatorischer Einfluß war sehr groß. Die katholisch-feudale Constitution mit ihrer großen Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt schuf und verbreitete eine hohe, allgemein gültige Moral, emancipirte die Arbeit von der Sclaverei, und machte statt des politischen das gehobene häusliche Leben zum Grundpfeiler der Gesellschaft. Unter ihrem Schutze erstarkt, untergrub der wissenschaftliche Geist die Theologie, welche seinen Anforderungen nicht mehr genügte, und der industrielle das Feudalwesen, welches nicht mehr den Schwerpunkt der Gesellschaft bildete. Mit dem Aufblühen der Städte, mit den großen technischen, wissenschaftlichen und geographischen Entdeckungen, und mit der Reformation brach die mittelalterliche Organisation zusammen. Im Alterthum und im Mittelalter befand sich die politische Gewalt, wie es in jeder wirklichen gesellschaftlichen Ordnung der Fall sein muß, in den Händen der social vorwiegenden Klassen. In Zeiten der Auflösung giebt es solche nicht. Seit dem Beginn der neuen Zeit verlor der Feudaladel seinen kriegerischen Beruf, und wurde zugleich in seinem Besitz durch die Industrie des aufkommenden Bürgerthums überflügelt. Die friedliche, industrielle Existenz wurde zur

Regel, die kriegerische Thätigkeit eine Ausnahme und eine Specialität, die nur durch die Aufregung der Leidenschaften in den Religions- und Revolutionskriegen die Völker wieder intensiv ergriff. Aber dem industriellen Leben fehlte noch jede wirkliche Organisation, um eine politische Ordnung daraus hervorgehen zu lassen. So concentrirte sich die politische Herrschaft beim Königthum, der einzigen activen Gewalt, welche sich in der Büreaukratie und dem Militär die nöthigen Organe schuf, um eine Dictatur zu üben, die eine Zeit lang alle Interessen der Gesellschaft leiten zu können meinte, sich indessen allmählich mehr und mehr auf die Erhaltung der materiellen Ordnung beschränken mußte. Gleich dem Adel verlor die Hierarchie alle selbständige Macht und wurde ein serviles Instrument der herrschenden Gewalt. Wie in der Praxis der Fortschritt wesentlich negativ in der Zertrümmerung und Nivellirung der alten Gesellschaft bestand, so entwickelten sich auch in den Theorien von Sitte, Recht und Staat vorzugsweise die Kräfte der Zerstörung. Die Abstractionen der Metaphysik von der allgemeinen Gleichheit, dem freien denkenden, absolut berechtigten Individuum, waren trefflich geeignet, den bestehenden und durch die gesellschaftlichen Bedürfnisse nicht mehr gerechtfertigten Ungleichheiten, inhumanen Vorurtheilen und beschränkenden Unterdrückungen entgegenzutreten, vermochten aber keine haltbare Organisation zu erzeugen, und endeten in der Consequenz ihrer socialistischen und communistischen Systeme damit, nicht nur die bestehende Ordnung, sondern im Eigenthum und der Familie die Grundlagen jeder möglichen Ordnung anzugreifen. Wo die Metaphysik positive Constructionen versuchte, nahm sie die Elemente dazu aus der bestehenden Ordnung, und sogar formell bekleidete sie ihre Grunddogmen von der Gleichberechtigung, Gedankenfreiheit, Volkssouverainetät mit einer Art unantastbarer Weihe, — gerade wie die Theologie ihre göttlichen Gebote, aus denen sie mit mehr oder minder Willkür die Satzungen ableitet, welche den wechselnden Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechen. Positive Neugestaltungen treten fast nur in den großen Fortschritten der Industrie und der speciellen Wissenschaften hervor; aber in Ermangelung allgemeiner Conceptionen streben die Ideen der Ordnung aus Furcht vor Anarchie nach dem verfallenen System des Mittelalters zurück, und die Ideen des Fortschritts wenden sich aus Furcht vor retrograder Unterdrükkung gegen jede bestehende Gewalt. Während im normalen Zustande der Gesellschaft ihre allgemeinen Interessen durch die politische Gewalt vertreten werden, sieht die Zeit der Auflösung in der Regierung einen feindlichen Gegensatz gegen die Gesellschaft. Man will das Königthum um die materielle Ordnung zu schützen, und umgiebt es aus Mißtrauen gegen die wirkliche Ausübung der Macht von allen Seiten mit hemmenden

Schranken. Dieser Widerspruch entspricht den schwankenden Verhältnissen der Gegenwart, darf aber nicht als normal betrachtet werden. Die beste Garantie der gesellschaftlichen Ordnung bilden die Arbeitsgewohnheit der modernen Völker, die Entwicklung des Familienlebens und die wachsende Einsicht in die Solidarität der menschlichen Interessen. Sie zu systematisiren, durch die richtige Erkenntniß der moralischen und socialen Neigungen gegen die von Natur überwiegenden egoistischen Triebe zu heben, und nach ihnen die menschliche Thätigkeit zu regeln, ist die Aufgabe der Sociologie.

In diesem Sinne unterwirft Comte die mannichfaltigen Verhältnisse und Einflüsse des individuellen und gemeinsamen Lebens einer scharfsinnigen tiefeingehenden Untersuchung. Ihre Resultate und die aus dem bisherigen geschichtlichen Verlaufe geschöpften Einsichten hält er für hinreichend, um den ferneren Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft in seinen Grundzügen zu erkennen, und das Bild einer künftigen Organisation zu entwerfen, welche alle Seiten des menschlichen Wesens umfassen, alle Kräfte entwickeln, den physischen Bedürfnissen, wie den fortschreitenden Ansprüchen der ästhetischen, intellectuellen und moralischen Bildung genügen, die Anforderungen individueller Selbstbestimmung und socialer Unterordnung versöhnen soll. Dieses Bild hat er in einem zweiten umfangreichen Werke, dem „System positiver Politik", und in einigen kleineren Schriften zu einem vollständigen System ausgeführt, welches bis zu den detaillirtesten Bestimmungen über alle Seiten des öffentlichen und Privatlebens fortgeht. Mit solchen Entwürfen für eine sehr ferne Zukunft indeß mag sich die Phantasie beschäftigen. Wenn sie auch auf einem realeren Boden stehen, als die Speculationen über das tausendjährige Reich und die Wiederbringung aller Dinge, so können sie doch keine wissenschaftliche und praktische Bedeutung haben. Die Einzelbestimmungen Comte's sind willkürlich und zum Theil abenteuerlich. Es fehlt nicht an scharfsinnigen, geistvollen, interessanten Untersuchungen und Combinationen, aber das Ganze ist offenbar eine verfrühte und voreilige Conception, und steht auch im Widerspruch mit Comte's eigenen, früher oft wiederholten und scharf betonten Grundsätzen, daß zunächst die Theorie ausgearbeitet und verbreitet werden muß, daß erst durch sie eine allmähliche Umgestaltung der Sitten, Gefühle und Neigungen erfolgen kann, und daß dann endlich die Zeit kommen wird, die Thätigkeit der Menschen und die Lebensformen der Gesellschaft zu regeln. Wir können ebenso wenig über die Zustände ferner Generationen entscheiden, wie Aristoteles sich eine Gesellschaft ohne Sclaven denken, oder wie Paulus die Constitution der christlichen Feudalzeit vorhersehen konnte.

Auch in den Betrachtungen über die Gesellschaft der Gegenwart und der Vergangenheit, wie wir sie oben wiedergegeben haben, werden wir keineswegs allen Resultaten Comte's zustimmen können. Seine Generalisirungen sind nicht selten mehr glänzend als wahr. Seine historischen Kenntnisse sind nicht sehr gründlich. Das Streben, den Entwicklungsgang der vorgeschrittensten Völker als eine gerade Linie darzustellen, verleitet ihn häufig zu irrigen Anschauungen. In der Auffassung des Mittelalters folgt er fast ganz den rhetorischen Lobpreisungen des Restaurationspropheten De Maistre. Seine Beurtheilung der Begebenheiten wie der Theorien ist einseitig der französischen Geschichte entnommen. Alles dies wird ohne Zweifel seiner vollen Würdigung, namentlich in Deutschland, hindernd entgegentreten, abgesehen von der zunehmenden Weitschweifigkeit, Sentimentalität und Anmaaßung seiner späteren Schriften. Dessen ungeachtet verdient er ein sehr ernstes Studium. Sein großes Hauptwerk ist ungewöhnlich reich durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts, die Universalität der Gesichtspunkte, den Glanz und die Tiefe der Gedanken. Und wenn nach Humboldt's Urtheil in einem viel umfassenden, auf Klarheit des Totaleindrucks berechneten Werke Composition und Gliederung in der Anordnung fast noch wichtiger ist als Reichhaltigkeit des Inhalts, so werden wir uns auch bei Comte noch mehr als an die anregenden und bedeutungsvollen Einzelnheiten an das Ganze seiner kühnen und großartigen Conception zu halten haben, mit welcher er in der That die moralischen und politischen Wissenschaften und als ihr Hülfsmittel die geschichtlichen Studien auf ihre tiefsten und allgemeinsten Grundlagen gestellt hat.

Die menschliche Erkenntniß muß freilich überall von dem Einzelnen, Erfahrungsmäßigen, Thatsächlichen ausgehen, und kann sich erst nach umfangreicher und sorgfältiger Anhäufung dieses Materials zu sicheren Combinationen erheben, aber ihr wahrer Fortschritt beruht nicht auf einzelnen Erkenntnissen, sondern auf großen allgemeinen Anschauungen. Einzelne Entdeckungen sind nur von großer Bedeutung, insofern sie auf die Gestaltung jener einwirken. Dies gilt sowohl für den Bildungsgang der Individuen, wie für die Entwicklung der Gesellschaft. Um auf letztere zu wirken, müssen die allgemeinen Anschauungen in das Bewußtsein ganzer Völker aufgenommen werden. Daher erfordern und zeigen alle umfassenden wahrhaft lebenskräftigen Theorien die gleichmäßige doppelte Bewegung intensiver Vertiefung und extensiver Verbreitung. Nach beiden Richtungen hin ist die geistige Regsamkeit unserer Zeit erstaunlich. Völlig genügen aber kann jeder Epoche nur eine Theorie, welche im Stande ist, alle Seiten des menschlichen Strebens nach Maaßgabe der vorhandenen Einsichten und Bedürfnisse zu umfassen.

Es ist nicht blos eine ungeheuere Vermehrung des Stoffs und das Betreten neuer Gebiete, was in allen Zweigen des Wissens die Forschung unserer Zeit von den vorhergehenden Jahrhunderten unterscheidet, sondern mehr noch das Streben, überall das gleichmäßige Wirken elementarer Grundkräfte nachzuweisen und an die Stelle fragmentarischer Behandlung Gesammtconstructionen treten zu lassen. Dieser Fortschritt ist, theils der größeren Complicirtheit, theils der praktischen Folgen wegen, in der Erkenntniß des menschlichen Lebens noch bemerkbarer als in den Naturwissenschaften. Je umfassender aber alle Offenbarungen, Einflüsse und Wechselwirkungen des Lebens in den Kreis der Untersuchung gezogen werden, desto weniger können einseitige Abstractionen genügen, um ein Bild der wirklichen Welt zu gewinnen. Die theologische Philosophie hat seit ihrer Beschränkung auf das Seelenheil und die dafür allein in Betracht kommende innere Gesinnung grundsätzlich darauf verzichtet, das Wissen und die Interessen dieser Erde zu beherrschen; die metaphysische ist von je her mit dem Individuum und mit den menschlichen Verbindungen gleich einseitig umgegangen. Weil den Theoretikern die Uebung der Intelligenz als die höchste menschliche Thätigkeit gilt, betrachten sie den Menschen fast ausschließlich als denkendes Wesen, muthen ihm gar zu, daß er sich erst durch das Denken von seinem eigenen Dasein überzeugen soll, und pflegen dann, um neben der Contemplation zu einem Princip des Handelns zu gelangen, ebenso einseitig die moralische Natur des Menschen auf ein einziges Grundgesetz, sei es des Egoismus oder des Wohlwollens oder welches sonst, zurückzuführen. Aehnlich wird der Staat als der einzige Zweck oder die einzige wesentliche Seite der menschlichen Gemeinschaft aufgefaßt, und seinerseits wiederum auf einabstractes Princip — des Rechts oder des Vortheils — zurückgeführt.

Wenn wir dem gegenüber den Vorurtheilen erzwungener Ableitung aus einheitlichen Ursachen entsagen, und die Dinge betrachten, wie sie für die allseitige Beobachtung sind, nicht wie sie nach willkürlichen Postulaten sein sollen, so müssen wir anerkennen, daß die menschliche Natur sich nicht auf eine einfache Formel reduciren läßt, sondern ein sehr complicirtes System von Neigungen und Kräften bildet, unter denen bald die eine, bald die andere nach Anlage und Entwicklung und nach der Einwirkung äußerer Umstände ein zeitweiliges Uebergewicht behauptet. Von irgend einem Triebe oder einer Neigung, angeregt durch ein entsprechendes Bedürfniß, muß jede Thätigkeit ausgehen. Nach ihrem Object unterscheiden wir die niederen, rein persönlichen Triebe und die höheren, socialen oder moralischen Neigungen. Erstere sind mehr physischer, letztere mehr geistiger Natur. Die Intelligenz ist nicht die herrschende Macht, sondern dient fast immer der

einen oder der anderen Neigung; für die große Mehrzahl der Menschen ist sie nur das Werkzeug zu praktischen Zwecken; und selbst wo die Verstandesthätigkeit zu einer wirklichen Neigung wird, die um ihrer selbst willen ihre Uebung verlangt, empfängt sie ihre Antriebe doch regelmäßig von irgend einem Interesse. Zu einer erheblichen Gewalt über die Neigungen kommt die Erkenntniß beim Einzelnen wie bei ganzen Völkern erst durch lange Uebung und Gewohnheit. Von Natur sind ohne Zweifel die physischen und egoistischen Triebe die bei Weitem energischer und beständiger wirkenden; der Fortschritt der Cultur besteht darin, daß ihnen gegenüber die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten immer kräftiger entwickelt werden. Vorhanden sein müssen die moralischen, socialen Gefühle in der menschlichen Anlage, sonst ließen sie sich nicht entwickeln, und wir finden sie auch überall, ehe noch von einer Erkenntniß oder Berechnung des aus der Verbindung entspringenden Vortheils die Rede sein kann; schon die geselligen Instincte der Thiere sind ein Analogon. Aber bei rohen Völkern und Individuen beschränken sich die Gefühle des Wohlwollens und der Anhänglichkeit auf die engen Kreise der Familie oder des Stammes, wie denn überhaupt das Gefühl an sich concentrirt sein muß, um wirksam zu sein, und erst durch den Zutritt des Gedankens Allgemeinheit erhält. Auf höheren Culturstufen vereinigen sich die Gewohnheiten planmäßigen Zusammenwirkens und die allgemeinere Einsicht in die Gemeinsamkeit menschlicher Bestrebungen und Interessen mit dem natürlichen Gefühl, um den socialen Neigungen Stärke und Ausdehnung zu gewähren, um ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit für die weiten Kreise der Völker und endlich der ganzen Menschheit zu begründen. Wenn die Specialität der Beschäftigungen, allzu große gesellschaftliche Unterschiede, vermeintliche oder wirkliche Gegensätze der Interessen, ständische oder nationale Vorurtheile diesen Gefühlen entgegentreten, und zu ihrer Rechtfertigung Theorien des Egoismus proclamiren, so soll die Idee des Allgemeinen mit tieferer Erkenntniß die Lehren der Vereinzelung bekämpfen, und die großmüthigen, uneigennützigen Bewegungen der menschlichen Natur zu stärken suchen. Wahre Weisheit führt zur Liebe.

Die feste Grundlage einer theoretischen Weltanschauung ist für den Einzelnen wie für ganze Völker nothwendig, um den schwankenden Neigungen Halt zu geben; sonst wird das Sittliche Sache des Geschmacks und des Beliebens. Nur aus einer umfassenden allseitigen Erkenntniß der menschlichen Natur, ihrer Bedürfnisse und Fähigkeiten, kann eine wahre Theorie der Gesellschaft hervorgehen, von der noch heute die Klage Seneca's gerechtfertigt ist: Jeder denkt an die Theile des Lebens, Niemand an das Ganze. Früher betrachteten Geschichte, Politik und Philosophie

die menschliche Gesellschaft einseitig unter dem Gesichtspunkte des Staats. In den Anfängen war das politische Band in der That fast das einzigste, welches größere Massen praktisch vereinigte; das gemeinsame Handeln offenbarte sich am kräftigsten im staatlichen Leben, und seine Bewegungen waren die augenfälligsten. An solche Erscheinungen hielten sich die älteren Theorien, und ihre Abstractionen leiteten den Staat, gelöst von seinen natürlichen Grundlagen, als ein absolutes auf sich selbst beruhendes Wesen aus dem Willen der Gottheit oder aus willkürlichen Zweckbegriffen her. Zur Erhaltung dieser Methode bis in die neueren Zeiten trugen wesentlich die Geschichtschreiber des classischen Alterthums bei. Ihre in künstlerischer Beziehung mustergültigen Werke verherrlichen Zeiten, in denen die herrschenden Klassen Krieg und Politik als ihre einzig würdige Aufgabe betrachteten, während die niederen kaum zur menschlichen Gesellschaft gerechnet wurden. Jene entwickelten die socialen Tugenden eines heldenmüthigen und hingebenden Patriotismus, wie politische Einsicht und Energie in bewunderungswürdigem Grade, wurden dadurch Meister der Staatskunst, und schufen in ihren politischen Formen Kunstwerke von ergreifender Großheit. Auf sie gingen im vorigen Jahrhundert, als die Veränderung der Gesellschaft nach neuen Gestaltungen drängte, die Theorien zurück, und glaubten durch Reproduction der antiken, von ganz anderen Bedingungen abhängigen Staatsformen die Bedürfnisse der modernen Völker befriedigen zu können.

Dem entsprechend machte die Geschichte nicht nur aus den Menschen des Alterthums eine Art idealer Luftmenschen, als wären sie nicht den Gesetzen der menschlichen Natur unterworfen gewesen, sondern behandelte auch andere Zeiten fast ausschließlich nach Rücksichten des Kriegs und der Politik. Wenn sich die geschichtliche Forschung anderen Gebieten, der Religion, den Wissenschaften oder der Kunst zuwendete, so geschah dies nicht im Zusammenhang mit der politischen Geschichte, sondern es wurden specielle Disciplinen daraus, und meist blieben die Untersuchungen atomistisch auf vereinzelte Phänomene beschränkt; der Gedanke eines nothwendigen geschichtlichen Zusammenhanges in den Erscheinungen der geistigen Cultur ist sehr neu. Noch neuer ist die Erkenntniß, daß alle menschlichen Verhältnisse, die physischen, moralischen und intellectuellen Zustände der Völker, ihre wirthschaftliche, politische und wissenschaftliche Bildung, in einer untrennbaren Verbindung und Wechselwirkung stehen. Damit macht sich dann auch die Ueberzeugung geltend, daß die wahre Grundlage des Staats nicht eine metaphysische, sondern eine anthropologische ist, bedingt durch die sachlichen und geistigen Entwicklungsstufen, die Fähigkeiten und Bedürfnisse der Völker, daß der Staat kein für sich bestehendes mystisch ab-

stractes Wesen, sondern nur eine Seite oder eine Function des vielverzweigten Organismus der menschlichen Gesellschaft darstellt. Diese Erkenntniß bricht sich immer allgemeiner Bahn. Die praktische Politik gesteht zu, daß sie sich nach den bestehenden Verhältnissen richten, alle Seiten des Lebens in Betracht ziehen, aber gänzlich darauf verzichten muß, dessen ganzen Umfang beherrschen oder gar ausfüllen zu wollen. In der Theorie streben die historischen und socialen Wissenschaften nach immer größerer Universalität. Wenn neuerdings bald von einer Physiologie, bald von einer Psychologie der Völker gesprochen wird, wie man schon früher Naturlehren des Staats gegeben hat, so können wir darin freilich keine neuen Wissenschaften finden, vielmehr nur einen Protest gegen die metaphysische Behandlungsweise, und eine in dem entlehnten Namen ausgesprochene Hinweisung auf eine den Naturwissenschaften entsprechende exacte Methode. Es sind Untersuchungen aus dem Gebiete der Culturgeschichte oder der Geschichtsphilosophie, und man vermeidet nur den letzteren Namen, weil bei diesem an metaphysische Constructionen gedacht zu werden pflegt. Wir können derartigen Veränderungen der Nomenclatur keinen großen Werth beilegen, und der hier angegebenen um so weniger zustimmen, als diese Namen bereits bestehende Disciplinen bezeichnen, — die vergleichende Physiologie und Psychologie der menschlichen Racen, welche durch Blumenbach begründet ist, und gegenwärtig durch die americanische Schule Morton's mit besonderem Eifer ausgebaut wird.

Dagegen läßt jeder Blick auf Geschichtswerke der Gegenwart und der Vergangenheit den ungeheueren Fortschritt erkennen, der in der allseitigen Erkenntniß und Würdigung des menschlichen Gesammtlebens und der Wechselwirkung seiner Beziehungen eingetreten ist. Epochemachend ist hierfür die Wissenschaft der Nationalökonomie geworden. Es ist kaum zwei Jahrhunderte her, seit sie sich von einzelnen Begriffen und Sätzen, von praktischer Routine und instinctartigen Operationen zu einer systematischen Wissenschaft erhoben hat. Durch sie ist es zum Bewußtsein gekommen, daß die ökonomischen Verhältnisse, die Gesetze des Besitzes und des Verkehrs, welche am allgemeinsten und unwiderstehlichsten das Leben der Menschen beherrschen, ebenso vollständig außerhalb der Sphäre des Staates liegen, nur ebenso indirect durch die Politik berührt werden, wie die Erscheinungen des geistigen Lebens in Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

Dadurch ist man endlich zu dem Begriffe der Gesellschaft gekommen, welcher wohl zuerst von Ferguson in seinem Werke über die bürgerliche Gesellschaft wissenschaftlich entwickelt ist. Sie erst umfaßt das menschliche Gesammtleben in allen seinen Richtungen. Wie überall das Niedere, Materielle die Grundlage bildet, auf welcher sich das Höhere, Geistige erhebt,

so beruht die menschliche Gesellschaft vor allen Dingen auf der materiellen Basis des Besitzes. Die Beherrschung des natürlichen Stoffes, die Art und die Menge des Besitzes weisen den Völkern wie den Individuen ihre Stellung und ihre Aufgabe an, entscheiden über ihre Anschauungen und ihre Entwicklung. Die Dinge beherrschen den Menschen, ehe er sie beherrscht. Der Besitz giebt durch seine Mittel den Besitzenden nicht nur die materielle, sondern auch die geistige Uebermacht über die Nichtbesitzenden. Nur ausnahmsweise vermögen Geist und Energie die Schranken zu durchbrechen, welche der Besitz in der gesellschaftlichen Ordnung zieht. Bei zunehmender Cultur werden die geistigen und moralischen Einflüsse stärker, nehmen verhältnißmäßig mehr Kräfte in Anspruch, und bilden ein größeres Gegengewicht gegen die materielle, auf Zahl und Reichthum beruhende Gewalt. Die sachlichen und geistigen Verhältnisse eines Volkes befinden sich immer in einem correspondirenden Zustande; die einen können sich nicht unabhängig von den anderen und nicht ohne Rückwirkung auf sie entwickeln. In ihrer Gesammtheit entscheiden sie über die gesellschaftliche Organisation und finden darin ihren Ausdruck. Die gesellschaftliche Ordnung aber schafft die Ordnung des Staates. Die gesellschaftlich vorwiegenden Klassen müssen unwandelbar auch die politisch herrschenden werden, und die gesellschaftliche Art der Abhängigkeit entscheidet auch über die politische Unterordnung. Freilich übt der Staat dann durch seine organisirte Gewalt eine große rückwirkende Macht über alle Lebenskreise der Gesellschaft; indessen dauernd lösen kann sich die einzelne Function niemals von dem ganzen Organismus, und neue Anschauungen und Verhältnisse der Gesellschaft bringen unausbleiblich neue Staatsformen hervor. Theoretisch und praktisch muß die Politik erkennen, daß sie *bedingt ist durch das Gesammtleben der Gesellschaft*, wie es sich in den materiellen Arbeiten und den geistigen Bestrebungen, in ethischer und socialer Bildung, in Kunst und Litteratur, in Wissenschaft und Philosophie offenbart. Alle diese Richtungen heben und fördern sich gegenseitig in beständiger Wechselwirkung; je nach den Bedürfnissen der Gesammtheit tritt die Thätigkeit in der einen oder der anderen mehr in den Vordergrund. Die Beziehung auf das Ganze combinirt die getheilten Arbeiten zu gemeinsamen Zwecken, und giebt die Richtschnur für die Pflichten der Einzelnen. Die gewissenhafte Erfüllung dieser Pflichten in jeglichem Berufe, gestützt auf richtige Erkenntniß und moralische Gesinnung, ist das dauerndste Band und das höchste Interesse der Gesellschaft. Das politische Leben ist nur eine Seite der socialen Existenz, fordert in der Regel nur von wenigen Einzelnen eine thätige Anstrengung, und gewinnt eine hervorragende Bedeutung für Alle nur in besonderen Zeiten, wenn nach allmählicher Vorbereitung und langsam her-

angereift wesentliche Veränderungen der Gesellschaft einen Bruch mit den Formen der Vergangenheit herbeiführen, und im Kampfe widerstreitender Interessen nach Neugestaltung des Staats in Verfassung oder Verwaltung ringen, oder wenn vorübergehend gemeinsame Gefahren eine energische Zusammenfassung aller Kräfte gebieten.

Erst von den umfassendsten Erwägungen aller dieser Beziehungen kann eine wahre Erkenntniß der Verhältnisse zwischen Theorie und Praxis, Recht, Moral und Politik, dem Einzelnen und der Gesellschaft ausgehen. Sie allseitig in der Wissenschaft und im Leben zu vertreten, und ihren inneren Zusammenhang gegen irrige Abstractionen und vereinzelnde Specialitäten geltend zu machen, ist die Aufgabe einer positiven Philosophie. Sie lehrt in dem großen einheitlichen Gange menschlicher Entwicklung, um mit einem Worte Comte's zu schließen: Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Liebe für die Gegenwart, philosophische Einsicht in die Zukunft.

Die neuere Geschichte Italiens.

Hermann Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart I. Band (Leipzig, Hirzel 1859).

Die Geschichte Italiens von 1815 bis 1848 gehört ohne Zweifel zu den undankbarsten historischen Aufgaben: sie ist steril fast wie die Geschichte Oesterreichs in derselben Zeit, zersplittert fast wie die Deutschlands, arm an großen moralischen und materiellen Ergebnissen fast wie die Spaniens und Portugals, reicher als alle an resultatlosen Zuckungen und Ausbrüchen. Bis zum Jahre 1848 verläuft die Bewegung des italienischen Lebens in verzweifelter Wiederholung gleich unsinniger Befreiungsversuche und Contrerevolutionen; die ebenso prahlerischen als feigen Verschwörungen der zahllosen Secten scheinen das letzte Mark aus dem Körper des Volkes aussaugen zu wollen, welches von seinen Regierungen, allein etwa Toscana ausgenommen, unter einer elenden Leib und Geist zerrüttenden Mißverwaltung gehalten wird. Suchen wir vergebens nach den großen Resultaten einer dreiunddreißigjährigen fieberhaften Unruhe, so zeigt sich dem Blick auch kaum eine einzige Gestalt von höherer historischer Bedeutung. Hier sind die Massen noch roh und ein blindes Werkzeug in der Hand der Führer, und trotz dieser Begünstigung hervorragender Persönlichkeiten

stehn die Häupter der Revolutionen von 1820 bis 1821 und der späteren Aufstände noch unter dem Niveau der gleichzeitigen politischen Größen in anderen Ländern. Kann ein unerquicklicherer Stoff gedacht werden?

Dennoch lesen wir den ersten Band Reuchlin's, welcher eben jene Zeit scheinbar fruchtlosen Ringens bis zum Ausbruch der Revolution von 1848 behandelt, mit dem größten Interesse. Einen bedeutenden Antheil daran hat ohne Frage der gegenwärtige Weltconflict um Italien, mit welchem das Buch in so höchst glücklicher Weise zusammengetroffen ist, einen größeren noch vielleicht der Umstand, daß man bisher wohl über die neueste Entwickelung Frankreichs und Englands sich einigermaaßen ohne ausgedehnte Specialstudien unterrichten konnte, daß aber in der Literatur nichts vorlag, was die wichtigsten Momente der Geschichte des neueren Italiens in zuverlässiger historischer Darstellung zusammenfaßte, daß also das vorliegende Werk für sehr viele Leser ein zum großen Theil vollkommen neues Material bietet. Wer kennt bei uns die Schriften von Balbo und Azeglio, wer die historischen Arbeiten von Gualterio, Farini, Montanelli und Galenga? Schon die Sprache macht diese Quellen den Meisten unzugänglich. Das Verdienst der Neuheit, welches dem vorliegenden Werke zukommt, beruht aber nicht nur auf dieser unserer Unbekanntschaft mit der modernen historischen Literatur der Italiener: — der Verfasser hat nicht bequem aus den Hauptwerken geschöpft, er hat sich mühsam in das Detail der Specialschriften vertieft, er hat namentlich aus den viel zerstreuten diplomatischen Correspondenzen und Actenstücken die sichere Grundlage der Erzählung gewonnen, er hat endlich aus sorgfältiger eigner Anschauung Land und Volk genau kennen gelernt und im Verkehr mit vielen ausgezeichneten Italienern Aufschlüsse erhalten, welche das umfassendste Bücherstudium verweigert haben würde. Dennoch hat natürlich manche wichtige Frage keine sichere Antwort gefunden, und das Wichtigste in der ganzen Periode, das Verhalten Oesterreichs, ist in vielen bedeutsamen Momenten zweifelhaft geblieben. Gerade da lag die Hauptschwierigkeit für den Verfasser. Die Italiener haben namentlich seit 1848 eine ungemeine Fruchtbarkeit auf dem Gebiet der Zeitgeschichte entwickelt. Als der Umsturz von 1848 sie nach Mailand und Venedig führte und die Radicalen vorübergehend zu Herren von Rom und Florenz machte, haben sie eifrig die Gelegenheit genutzt, welche in Deutschland so vollkommen übersehen wurde, aus den Archiven ein reiches Material für die Zeit zu sichern, wo nur mit der Feder erlaubt sein würde zu kämpfen. So sind namentlich die Werke von Farini und Gualterio mit den merkwürdigsten Documenten über die Periode von 1815 bis 1848 ausgestattet, in besonderen Sammlungen sind die Acten der österreichischen geheimen Polizei publicirt, auch

hat wohl die Bereitwilligkeit der piemontesischen Regierung dieses und jenes kostbare Actenstück gegen Oesterreich geliefert. Wo aber sind die österreichischen Entgegnungen auf die italienischen Darstellungen? Oesterreich liebt das Licht der Geschichte nicht, und zwar nicht nur in Betreff Italiens. Als Gervinus vor vier Jahren die Metternich'sche Verwaltung bis 1835 schilderte, war er bei der unglaublichen Armuth der Quellen über diesen Abschnitt der österreichischen Geschichte auf erhebliche Berichtigungen gefaßt: aber vier Jahre sind verflossen, ohne — unseres Wissens — gegen die nicht sehr schmeichelhafte Charakteristik in einem so verbreiteten Werk eines so bedeutenden Geschichtschreibers auch nur den Versuch einer Correctur gebracht zu haben; die österreichischen Organe beschränkten sich, das Buch zu ignoriren. Dieselbe Taktik wird man in Wien vermuthlich gegen Schmidt's „Zeitgenössische Geschichten," und es scheint, daß man sie ebenso gegen Reuchlin befolgen wird. Wie beruhigend nun dieses doch in der That dem Zustimmen sehr nahe kommende Schweigen Oesterreichs sein mag, — für den Historiker ist es immerhin peinlich, und unsern Verfasser hat es erheblich genirt, um so mehr, als er sich bis jetzt enthalten hat, aus dem kaum zweifelhaften Gesammtcharakter der österreichischen Politik ein Urtheil über ihr Verhalten im einzelnen Falle herzuleiten. Die in dieser Hinsicht von ihm beobachtete Vorsicht werden Viele übertrieben finden; Andere wenigstens wünschen, er hätte die in einer Masse Einzelnheiten verlaufende Erzählung an den Wendepunkten zu größeren Ueberblicken zusammengefaßt, welche den Kern der Sache auch denjenigen offen legten, welche nicht geübt sind, aus einem bunten historischen Material schnell und sicher die entscheidenden Resultate herauszuziehen.

Was uns betrifft, so grollen wir dem Verfasser deswegen nicht, sondern freuen uns vielmehr des außerordentlich reichen Stoffes, welchen er durch die Zurückhaltung des Urtheils Raum gewonnen hat, auf so wenigen Bogen anzusammeln. Das Buch, möchte man sagen, wimmelt von interessanten Thatsachen, lebendigen Zügen, charakteristischen Aeußerungen; es treibt den Leser ohne Aufenthalt weiter von einem bemerkenswerthen Moment zum andern. Wer es studirt, findet eine Masse schlagender Sätze, welche vielleicht dem entgehen, der es nur liest. Wir sind, wie gesagt, an unserem Theil dem Verfasser für diese Freigebigkeit, mit welcher er die Erndte seiner Studien ausgebreitet hat, dankbar, und nur für eine, gewiß bald verlangte zweite Ausgabe möchten wir ihn ersuchen, der Ordnung und Verarbeitung des Stoffs hie und da mehr Sorgfalt zu widmen. Die Erzählung ist zu unruhig, zu oft unterbrochen; dadurch zerstreut sie und hindert den Leser, zu festen Urtheilen zu gelangen. Gewiß freilich trägt auch die Natur des Gegenstandes Schuld daran. Sieben

oder acht unabhängige Staaten zerreißen die Erzählung in den verhältnißmäßig kleinen Perioden. Alle diese Staaten haben mit Ausnahme der Revolution von 1820 und der Aufstände von 1831 und 1832 eigentlich keine Geschichte; sie liegen träge da; der unterirdische Kampf der Secten und die Thaten der geheimen Polizei bilden den Hauptstoff; kein legales Ringen stark gerüsteter Bestrebungen unter heraustretenden Führern, keine fortschreitende Discussion in Presse oder gesetzgebenden Versammlungen, keine bedeutenden Leistungen der Executive: wo hat da die Erzählung einen festen Halt, sicher gestellte Aufgaben? Sie sucht mühsam diese und jene Einzelnheit heraus, hier einen Zug, da ein Wort, findet aber fast nichts, was zu eingehender Erörterung auffordert. Aber der Verfasser hat dennoch unseres Bedünkens diese Schwierigkeiten unnütz gemehrt. Er läßt sich durch die Verwandtschaft auch untergeordneter Ereignisse verleiten, die Grenzen der Staaten zu überspringen, so daß man an verschiedenen Stellen das über den einzelnen Staat in derselben Periode Gesagte zusammensuchen muß. So unterbricht er, um nur einige Beispiele hervorzuheben, S. 87 durch die Schilderung der über Italien verbreiteten Nothstände das, was er über die Verwaltung der Lombardei sagt; noch unmotivirter springt er S. 253 von den neapolitanischen Dingen ab, um sich S. 265 durch die Cholera zu ihnen zurückführen zu lassen. Würden die vielfach vortrefflichen Schilderungen des Landes und der Menschen, welche jetzt über das ganze Buch zerstreut sind, nicht besser am Eingang zu einer festen Grundlage des Ganzen vereinigt sein? Diese abspringende Manier erstreckt sich selbst auf die einzelnen Sätze der Erzählung und wirft die Gedanken des Lesers unstät von einem Gegenstande auf den andern, läßt ihn tausend Ansätze machen, die zu keinem festen Abschluß führen. Das Buch ist an vielen Stellen wie eine in Tirailleurs aufgelöste Armee, die bald hie bald da angreifen, einzelne glänzende Streiche führen, aber doch ohne den Durchbruch einer in fester Geschlossenheit unbeirrt auf's Ziel vordrängenden Phalanx keinen entscheidenden Sieg erfechten.

Wir haben im Eingang gesagt, die Geschichte Italiens von 1815 bis 1848 sei fast steril wie die Oesterreichs in derselben Zeit; dennoch ist sie nicht ohne bemerkenswerthe Fortschritte. Um das deutlich zu fassen, muß man den Anfang mit dem Ende unseres Buches zusammenhalten. Was wollten die Italiener 1814 und 1815? Sie hatten weder eine annähernd klare Vorstellung von dem wünschenswerthen Ziel, noch den geringsten Begriff von dem einzuschlagenden Wege. Dieselben Personen setzen heute auf die Alliirten, morgen auf Napoleon, heute auf Eugen, morgen auf Murat ihre Hoffnungen; diejenigen, welche bald mit allen Mitteln gegen Oesterreich arbeiten sollen, tragen das Meiste dazu bei, das Königreich

Italien über den Haufen zu werfen und die österreichische Herrschaft in Mailand zu begründen. Das Volk weiß gar nicht, was es wollen soll, und von den Führern wissen es nur diejenigen genau, welche persönliche Zwecke verfolgen. Ein Chaos verzwickter Ränke und unwürdiger Cabalen, welche sich alle durch einander zu Grunde richten, thut sich vor uns auf. Aber nicht nur die große schwierige Frage einer nationalen Organisation Italiens lag am Beginn unserer Periode in den dichten Nebeln phantastischer Träume: auch über die einfacheren Probleme, welche Ordnung in den einzelnen Staaten wünschenswerth und wie sie herbeizuführen sei, herrschte ein vollkommener Mangel an politischen Gedanken. Es hat nicht leicht ein Volk die Unfähigkeit, die eigenen Verhältnisse aus eigenem Bedürfniß zu gestalten, so nackt ausgesprochen, wie die Führer der Bewegung in Neapel und Piemont, als sie 1820 und 1821 die unter dem Druck höchst exceptioneller und durchaus momentaner Zustände entstandene spanische Verfassung von 1812 proclamirten. Für Spanien war es, wenn auch verhängnißvoll, doch natürlich, daß die siegreiche Revolution von 1820 das Werk der Cortes von 1810 wieder in die Herrschaft einsetzte: für Italien war die Annahme eines solchen fremden Products der Beweis totaler Zeugungsunfähigkeit. Aber die Führer jener Jahre waren ja meist nicht Politiker, sondern mißvergnügte Militärs, denen die Langweile der mißgünstigen Restauration und die Napoleonischen Reminiscenzen keine Ruhe ließen; unter ihnen arbeitete allgemeines Unbehagen des Volkes bei unerquicklichen Zuständen, die trüben Phantasien der poetisch verwirrten Jugend, die schlimmeren Ränke der Sectenhäupter. Aus jenen Revolutionstagen hebt der Verfasser die edleren Gestalten Silvio Pellico's und des Grafen Confalonieri hervor; es waren gewiß edle Naturen, aber besaßen sie auch nur eine Spur politischer Fähigkeiten? Die Besten der Zeit haben poetische Empfindungen statt politischer Gedanken, sie sind sentimental statt nüchtern-entschlossen. Die Poesien der Alfieri und Ugo Foscolo beherrschten die damaligen Italiener, erfüllten sie mit wildem, aber völlig unfruchtbarem Tyrannenhaß, mit den begeisternden aber ebenso verwirrenden Bildern griechischer und römischer Freiheitshelden, mit den überspannenden Erinnerungen an die ehemalige Größe Roms. *) Diese durchaus ungesunde Nahrung verdarb vollends die wenigen gesunden Naturen, welche

*) Ruth hat in seiner „Geschichte des italienischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft" (Leipzig 1859) diese Seite der damaligen italienischen Poesie ausführlich, aber mit krassen Uebertreibungen dargestellt. Wenn er gar die damaligen Zustände und Richtungen des italienischen Volkes als „Grundlagen einer neuesten Geschichte Italiens" in dem Sinne behandeln will, daß aus dem Damals ein sicherer Schluß über das Jetzt gezogen werden könne, so erregt er damit die Befürchtung, daß er von der neuesten Geschichte Italiens nichts kennt, als eben den Anfang.

sich den undankbaren politischen Aufgaben zuwandten. Es war ein Glück, daß der klägliche Fall der neapolitanischen und piemontesischen Revolution diese hochfliegenden Phantasien gründlich abkühlte, und die schonungslose Reinigung der beiden Armeen von allen verdächtigen Elementen Italien vor ferneren Militärrevolutionen bewahrte.

Die folgende Zeit der allgemein herrschenden Reaction bis 1830 war dann freilich eine düstere. „Die Präponderanz Oesterreichs, die harten Strafen und Maaßregeln der meisten Regierungen, Kerker, Verbannung lähmten und unterdrückten nicht blos die Absichten der Secten, welche durch den nahen griechischen Aufstand geschürt wurden. Fremde Soldaten, der Bund mit der reactionären Partei in der Kirche, Verfinsterung, höchstens noch Förderung der materiellen Interessen, waren die große politische Weisheit dieser Tage, welche den Geistern Muthlosigkeit einflößte, die sich hie und da in zerstörenden Acten blinder Verzweiflung, wie eine Naturkraft entlud." Aber dieser harte Druck hatte doch auch sein Gutes. Er führte einmal die ernsteren, begabteren Männer, welche von dem knabenhaften Treiben der Jahre 1820 und 1821 sich fern gehalten hatten, zu der Ueberzeugung, daß eine gründliche Besserung der Zustände unerläßlich sei; er hielt daneben die leichtfertige Verschwörungslust etwas zurück und sparte dem Lande manche unselige Eruption; er klärte endlich die Situation, namentlich das Verhältniß Italiens zu Oesterreich und dem Papstthum auf. In Florenz vereinigte sich damals eine Elite politischer Namen und wirkte durch die „Anthologie" auf die solidere Bildung Italiens, wie diese Männer selbst im ruhigen Verkehr miteinander in dem behäbigen Florenz ihre eigenen Ansichten läuterten und von subjectiven Neigungen zu gemeinsam anerkannten Grundsätzen fortschritten. Die constitutionelle Richtung errang das Uebergewicht in diesem feingebildeten Kreise, von dem wir S. 245 gern eine eingehendere Schilderung gelesen hätten. Es war eine stille Geistesarbeit im Werke, welche die Masse kaum berührte, die Gebildeten nur langsam zu ernsteren Anschauungen bekehrte, aber doch den Anfang hoffnungsreicherer Zeiten bilden sollte. Vorerst freilich schien das gerade Gegentheil sich zu verwirklichen. Die Aufstände, welche der Julirevolution ihre Entstehung verdanken, waren flüchtiger, matter als die Revolution vor elf Jahren, und mit dem Auftreten Mazzini's schien gar ein Dämon Gewalt über das unglückliche Volk zu gewinnen, der, wie er selbst verzweifelt ist, den Betrachter momentan zur Verzweiflung an einem Volke stimmen mag, für welches so infernale Lockungen irgend welche verführerische Kraft besitzen. Und doch meinen wir gerade in Mazzini die Radicalcur für die politisch und moralisch gefährlichste Verirrung des italienischen Volksgeistes zu erkennen, für den Wahn, durch Conspirationen

die Lage der Staaten verbessern zu können. Denn dieser merkwürdige Genueſe, dem die ganze Geſchichte ſchwerlich in ſeinem Fach etwas an die Seite zu ſtellen vermag, hat auf der einen Seite die Kunſt, alle dämoniſchen Gewalten der menſchlichen Natur, alle unheimlichen Anlagen ſeines Volkes zu einem umfaſſenden Operationsplane gegen das Beſtehende zu vereinigen und zu ſchulen, auf eine Höhe gebracht, die ſchwerlich ſo bald ein Mann nach ihm erreichen wird, und er hat auf der andern Seite all' dieſe wunderbare Fertigkeit und Energie Decennien hindurch ſo ohne jeden nennenswerthen Erfolg aufgeboten, daß Niemand verſucht ſein kann, ſeiner von allen Schrecken des Gewiſſens umdüſterten und von keinem Glanz auch nur äußerlichen Gelingens erhellten Bahn zu folgen. Die Italiener aber ſind offenbar durch dieſe, man kann ſagen die Frage vollkommen erledigende Erfahrung gründlich belehrt worden. Mazzini mußte das Conſpiriren in ein vollendetes Syſtem bringen, um die Verwerflichkeit zugleich und die Vergeblichkeit dieſer deſperaten Politik einleuchten zu machen. Die Wirkungen des Mazzinismus waren ſo, als wenn Mazzini, wie italieniſche Flüchtlinge in der Schweiz ernſtlich behaupten, ein Agent Oeſterreichs geweſen wäre: „die abſoluten Regierungen," ſagt Reuchlin, „ſchloſſen ſich immer feſter aneinander an und wurden unter Oeſterreichs Schild gedrängt, das, durch ſeine bezahlten Spione im innerſten Jungitalien am Beſten unterrichtet, die Polizeiallmacht und den bewaffneten Frieden perſonificirte. Die Wechſel an den Scharfrichter, womit Mazzini 1844 und 1845 ſeine Opfer ausſandte, machten ſeinen Credit ſinken, ließen die Warnungen des verbannten Terenzio Mamiani vor ſolchen Mitteln des Peſſimismus beſſere Aufnahme finden. Die Ueberzeugung faßte Boden, die Wurzeln der zur Wiedererhebung Italiens, zu ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit vom Auslande nöthigen Civiliſation ſtarben dadurch ab." So lange der Abſolutismus über ganz Italien lagerte, ſo lange Prieſter- und Polizeidruck immer wieder zur Verzweiflung, zu perſönlichen Rachehandlungen trieb, behielt der Mazzinismus immerhin noch Gewalt; an dem faulſten Flecke des italieniſchen Volkskörpers, in Rom, gewann er 1849 ſogar die Macht der Regierung: aber was leiſtete er, als ihm alle Macht gegeben war, wie fecht er, als er ein Volk gegen den Feind führte? Nur Garibaldi rettete die Ehre der republikaniſchen Waffen, — und dieſer Garibaldi ficht heute für Victor Emanuel, und Manin, welcher der Republik Venedig wenigſtens einen glänzenden Fall errang, erklärte ſich ebenfalls für Piemont!

Mazzini nannte 1847 die Italiener „Burſche von gutem Inſtinct," die aber „nicht einen Schatten von politiſchem Verſtand und Erfahrung haben." So lange ſie das waren, konnte er über ſie bis zu einem gewiſ-

sen Grad verfügen. Als sie aber, hauptsächlich durch sein Verdienst, auf der einen Seite Erfahrungen von der Verkehrtheit der Zerstörungspolitik, auf der anderen, durch das Verdienst des unfähigen, nur niederdrückenden Absolutismus, Erfahrungen von der Nothwendigkeit in den Grund gehender Reformen gemacht hatten, begannen sie, sein Joch abzuwerfen und reineren, klareren Geistern zu folgen. Die Kämpfe des Jahres 1845 in der Romagna kann man als den Wendepunkt bezeichnen: die Praxis der Verschwörungen und Aufstände wurde festgehalten, aber das von Farini verfaßte Manifest von Rimini folgte bereits einer neuen, gemäßigten Theorie, und Azeglio's Casi di Romagna zogen die unwiderleglich richtige Summe, daß jene verkehrte Praxis die beste Theorie zu Falle bringen müsse. Die Curie und die Jesuiten hatten dem Volke seit Jahrhunderten wie etwas Selbstverständliches eingewöhnt, daß gute Zwecke sich schlechter Mittel bedienen dürfen: durch die schlagende Widerlegung dieser Maxime schuf Azeglio die Basis nicht nur einer gesunden, sondern auch einer wirksamen Politik.

Aber Azeglio war nicht der Schöpfer einer neuen Staatsanschauung in Italien. Dieser Preis gebührt billig dem edeln Grafen Cesare Balbo. Der Verfasser wird gewiß unsern Wunsch gerechtfertigt finden, daß er in einer zweiten Ausgabe eine eingehende Biographie und Charakteristik dieses bedeutenden Mannes einschalten möge, müßte es auch um den Preis einiger politischer Details geschehen. Denn an diesem Mann ist unseres Erachtens mit Hülfe der reichhaltigen Biographie Ricotti's das politische Wachsthum des italienischen Volkes in schlagender Anschaulichkeit klar zu machen, an dem Leben eines Mannes, welcher unter Napoleon seine erste Schule machte und dann an allen Wechselfällen seines Volkes so innig Theil nahm bis zu der Fundirung des constitutionellen Neubaues in Piemont herab. Wie er, militärischen und diplomatischen Dienst mit historischen Studien vereinigend, in den politischen Gedanken wächst, wie er immer tiefer in das Problem der italienischen Nationalverfassung eindringt, wie er allmählich all' sein Sinnen auf dieses Eine große Ziel concentrirt, von diesem Ziel in seinen Novellen, in seinen gelehrten Arbeiten wie in seinen persönlichen Berührungen mit Karl Albert beherrscht wird, das ist ein für Italien charakteristisches, gewiß erfreuliches und zugleich, wenn wir nicht irren, ein für jeden Mann von ernstem politischem Streben erbauendes und ermuthigendes Bild. Denn die geistige Begabung zwar des Grafen möchten wir nicht zu hoch stellen, seine historischen Urtheile von allerlei Willkür nicht frei sprechen: aber eine nie ermüdende Energie und eine durch nichts abgelenkte Treue des Charakters läßt ihn endlich ein Großes erreichen. Es ist geradezu rührend, wie er die italienische

Geschichte immer wieder und wieder durcharbeitet, seine Schrift über diese Geschichte unzählige Male neu anlegt und umschreibt: man sieht in seinen eigenen Bekenntnissen über diese endlosen Bemühungen zwar durchaus kein historisches Genie, aber einen politischen Ernst, eine Tüchtigkeit des Charakters, die nicht rühmlicher sein könnte. Man braucht nichts von der modernen Geschichte Italiens zu kennen, als die Biographie dieses Mannes, um die albernen Schmähungen der Augsburger Allgemeinen Zeitung und ähnlicher Organe, um auch die gründlich verkehrten Ansichten Ruth's in ihrer ganzen absprechenden Hohlheit zu durchblicken. Ein Volk fürwahr, in dem solche Männer so arbeiten, ist nicht hoffnungslos. Wenn der Verfasser an eine solche eingehendere Betrachtung Balbo's ein ausführlicheres Capitel über die gleichstrebenden Geister, über die Azeglio, Giusti u. A. anschlösse, wenn er uns in den literarischen Arbeiten der zwanziger und dreißiger Jahre das stille und stetige Wachsthum der Ideen aufzeigte, welche in den vierziger Jahren das politische Streben der Italiener von Grund neu gestalteten, so würden wir das für eine wesentliche und unschätzbare Erweiterung des werthvollen Buches halten. Das Material wird ihm überall in Fülle zur Hand sein, und sein Werk dadurch an wahrhaft belehrender und befriedigender Kraft sehr gewinnen. Von einem politischen Dichter wie Giusti, der über seine Landsleute die satirische Geißel mit einer Schärfe, aber zugleich mit einer patriotischen Wärme und politischen Einsicht schwang, die sich selten vereinigt finden, sollten wir durchaus ein lebendiges Bild erhalten. Vielleicht läßt sich das gleich im zweiten Band nachholen, da Giusti, dieses in Deutschland trotz Heyse's trefflicher Uebersetzung einiger Gedichte fast unbekannte Talent ersten Ranges, die Revolutionszeit von 1848 noch mit erlebte.

Mit Balbo's Speranze d'Italia (1843) kam der neue politische Geist Italiens zum Durchbruch, der Geist ernster, verständiger Arbeit, der Geist klarer Schätzung der Verhältnisse und kluger Benutzung der Gelegenheiten. Zwar war auch Balbo nicht von Illusionen frei, zwar rückte auch er unseres Erachtens die Entfernung der Fremden aus Italien zu leidenschaftlich in den Vordergrund, während wir meinen, die Geschichte wieder der letzten Monate, wie die der Jahre 1848 und 1849 habe evident gezeigt, daß die Unabhängigkeit ohne einen höheren Grad innerer Reife nicht zu erlangen sei; aber von diesem Einen Punkte abgesehen finden wir in ihm überall den politischen Verstand mächtig über die patriotischen Phantasien, und die Kenntniß der Verhältnisse über die heißen Herzenswünsche. Seine „Hoffnungen Italiens“ sind voll trefflichster politischer Lehren, und wenn man sie mit Gioberti's kurz vorher erschienenem „Primat“ vergleicht, so sieht man in erfreulichster Weise die Ueberlegenheit

des praktisch und historisch geschulten Politikers über den Gelehrten und Philosophen. Gioberti schloß, kann man wohl sagen, die frühere Periode der politischen Anschauungsweise Italiens ab, sein Werk war von Idealismen getragen und von verkehrten historischen Reminiscenzen geleitet; es verfuhr agrioriſch und panegyrisch. Balbo stellte ihm die neue Schule politisch historischen Verständnisses entgegen. Unser Verfasser wird uns hoffentlich bald in seinem zweiten Bande zeigen, welche Früchte diese neue Schule bisher getragen hat, wie in Balbo's Heimath, in Piemont, die constitutionelle Praxis gelungen ist, welche Hoffnungen sie für die Zukunft erweckt. Ohne Zweifel wird auch er der Ansicht sein, daß der letzte so in so seltsamer Weise beendete Krieg jenen Hoffnungen in Wahrheit wenig förderlich geworden ist. Nichts wirkt in der Politik schädlicher als lebhafte Phantasie; daß die südlichen Völker von diesem Uebel in höherem Grade heimgesucht werden, als wir Deutsche, die wir doch auch ein gut Theil politischer Schwärmerei mit uns herum tragen, liegt in der Natur der Sache; daß die Piemontesen mehr und mehr in den Vordergrund des italienischen Staatslebens treten, beruht vielleicht nicht am wenigsten darauf, daß sie der höhere Norden mehr vor den Ausschweifungen der Phantasie bewahrt als ihre südlichen Brüder. Aber auch Piemont freilich hat jetzt eben wie vor elf Jahren den übertriebenen Einflüsterungen der Einbildungskraft zu großen Einfluß vergönnt, wenn es sein und Italiens Heil von Napoleon erwartete. Wir fürchten, daß alle nachträgliche Klugheit und Mäßigung den großen Fehler dieser Erwartung nicht corrigiren wird. Denn nicht mit großen glänzenden Schlägen werden die dauernden Schicksale der Nationen gemacht. Wir leben nicht in der Zeit übergewaltiger Genies, alle unsere Verhältnisse schließen das von Volk und Land unabhängige übermächtige Durchgreifen von Kaisern und Königen aus. Karl Albert und Victor Emanuel haben es versucht, den staatlichen und nationalen Vorbedingungen zum Trotz ein glänzendes Ziel mit den Waffen zu erringen: allein, selbst errungen zeigt es sich als ein mehr denn prekärer Besitz, während das stille constitutionelle Walten im piemontesischen Lande Italien in allen seinen Theilen so sehr gefördert hat.

Ueber diese und so viele andere Fragen der jüngsten Vergangenheit Italiens erwarten wir von des Verfassers zweitem Bande reichliche Belehrung. Er wird sie unserem Volke gewiß nicht vergeblich bieten. Denn wie schwer wir unter der Unkenntniß der uns wegen unserer Verbindung mit Oesterreich so nahe berührenden Verhältnisse Italiens leiden können, das haben wir eben erlebt. Wären uns beim Ausbruch des französisch-österreichischen Conflicts nur die Hauptpunkte der italienischen Geschichte seit 1815 geläufig gewesen, wir hätten uns unmöglich von der österreichi-

schen Presse und Diplomatie so tief in die Meinung verstricken lassen, daß es sich in Italien nur um Territorial-, nicht vor Allem um Reformfragen handle, daß Oesterreich reinweg deutsche Interessen vertrete, daß wir deshalb unbedingt seine Sache zu der unsrigen machen müssen u. s. w. Da nun aber die italienische Frage nichts weniger als definitiv gelöst ist, da sie über kurz oder lang uns in neue Verwicklungen stürzen kann, so glauben wir unsere Landsleute, besonders im Süden, nicht dringend genug auf das Reuchlin'sche Buch hinweisen zu können. Universelle Bildung, unbefangenes Verständniß fremder Zustände war immer ein Stolz unseres Volkes; in diesem Jahre hat ein großer Theil der deutschen Nation in Bezug auf Italien höchst bedauerliche Unwissenheit offenbart, und diese Unwissenheit hat bittere Früchte getragen: man möge sich überall beeilen, sie ernstlich abzuthun.

Politische Correspondenz.

Berlin, Mitte September 1859.

Die Antwort des Grafen Schwerin auf die Stettiner Adresse bildet den ersten Markstein in der Entwickelung der deutschen Frage. Die preußische Regierung hat in der nationalen Bewegung ihre Stellung gewählt, und hat es für zweckmäßig erachtet, ihren Entschluß aller Welt kund zu thun.

Es ist der Wille des Regenten gewesen, daß diese Kundgebung erfolge. Die Stettiner Adresse war wesentlich eine Vertrauens-Adresse, und beanspruchte als solche eine ausdrückliche Beantwortung nicht. Aber sie betraf einen Gegenstand, der alle Gemüther bewegt, — die Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes. Erwartungsvoll sah die Nation auf die Entschlüsse Preußens, — und der Regent wollte nicht, daß sie länger im Dunkeln harre.

Auch wäre das Schweigen nur in zwei Fällen geboten gewesen. Wenn die preußische Regierung entweder in der Ueberzeugung von der Zulänglichkeit der gegenwärtigen Bundesverfassung, oder voll Resignation in Anbetracht der gänzlichen Unheilbarkeit derselben zu der Entscheidung gekommen wäre, daß sie den Wünschen der Nation hinsichtlich einer Bundesreform durchaus nicht förderlich sein könne, — dann mochte es rathsam

erscheinen, die allmähliche Enthüllung dieser niederdrückenden Thatsache, des principiellen Gegensatzes zwischen den Anschauungen der mächtigsten deutschen Regierung und den nationalen Bestrebungen, schweigend der Zeit anheimzustellen. Aber Schweigen wäre, zweitens, auch dann geboten gewesen, wenn die preußische Regierung beabsichtigt hätte, durch Ueberraschung, oder sonst auf einem Wege, der mit den Grundsätzen strengster Loyalität nicht vereinbar war, eine im Endresultat befriedigende Lösung der deutschen Frage zu erzwingen.

Weder das Eine noch das Andere ist der Fall. Die preußische Regierung befindet sich in principieller Uebereinstimmung mit der nationalen Bewegung, und glaubt derselben auf legalem Wege gerecht werden zu können. Deshalb konnte sie sprechen. Sie mußte aber sprechen, weil eine Besserung der Bundesverfassung auf legalem Wege nur unter allseitiger, energischer Mitwirkung der Nation zu ermöglichen ist. Diese Mitwirkung mußte offen in Anspruch genommen werden.

Prüfen wir nun, ob und in welchen Beziehungen der Nation gerathen werden kann, das Programm der preußischen Regierung, wie es in der Antwort des Grafen Schwerin ausgesprochen ist, anzunehmen.

Es wird zunächst in diesem Programm die volle Berechtigung der Ueberzeugung anerkannt, „daß die Unabhängigkeit und Macht Deutschlands nach Außen und die Entwickelung seiner geistigen und materiellen Kräfte im Innern ein festes und energisches Zusammenfassen dieser Kräfte und eine Umgestaltung der Bundesverfassung in diesem Sinne voraussetzt," — anerkannt also, daß die gegenwärtige Bundesverfassung nicht geeignet ist, die Unabhängigkeit und Macht Deutschlands und die Entwickelung seiner geistigen und materiellen Kräfte zu verbürgen. In der Grundanschauung, von welcher die jetzige nationale Bewegung ausgeht, besteht also zwischen den deutschen Patrioten und der preußischen Regierung ein vollkommenes Einverständniß, — und schon dies ist eine gewichtvolle Thatsache. Denn im Munde einer Regierung, und zwar derjenigen Regierung, welche vor allen andern berufen ist, auf successive Verbesserung der Bundesverfassung hinzuarbeiten, kann ein solches Anerkenntniß unmöglich die Unfruchtbarkeit eines bloßen Urtheils, einer unmaaßgeblichen Meinungsäußerung besitzen: es liegt der Natur der Sache nach darin zugleich das Anerkenntniß der Pflichten, die mit einer solchen politischen Anschauung untrennbar verwachsen sind. Wenn ein Privatmann seine Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit der deutschen Verfassung ausspricht, so kann ihm, dem Machtlosen, Niemand zumuthen, daß er sie auch wirklich ändert. Erklärt aber die preußische Regierung, daß ihrer Ansicht nach die Lebensbedingungen der deutschen Nation durch die gegenwärtige Bundesverfassung

nicht hinlänglich gesichert sind, so ist Jedermann zu der Erwartung und zu der Forderung berechtigt, daß sie, die Regierung, auch den aus dieser Ansicht resultirenden Pflichten gemäß handeln werde; denn das eben ist ihr specieller Beruf; sie ist nicht ein Professoren-Collegium, bestimmt, politische Ansichten auszuarbeiten und zu verbreiten, sondern sie besteht aus Staatsmännern, die berufen sind, ihre Ansichten ins Leben zu führen; und sie allein ist im Stande, ihrem Wort die That sofort folgen zu lassen.

Sofort folgen zu lassen. Denn was bedeutet es, wenn man anerkennt, daß — um von allem Andern zu schweigen — selbst die Unabhängigkeit Deutschlands eine Umgestaltung der Bundesverfassung voraussetzt? Es will sagen, daß nicht etwa bloß die Macht und Blüthe, sondern selbst die einfache Fortexistenz Deutschlands unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht als hinlänglich gesichert erscheint. Es handelt sich also nicht um solche Mängel, die von einer deprimirten Nation unter unglücklichen Verhältnissen allenfalls verschmerzt werden könnten, sondern direct um die Lebensfrage der Nation. Und die Heilung eines derartigen Uebels duldet keinen Aufschub.

Wie aber mit der Grundanschauung, so wird man sich auch mit den von der preußischen Regierung bezeichneten Zielpunkten gern einverstanden erklären. Unabhängigkeit und Macht nach Außen, und die Entwickelung der geistigen und materiellen Kräfte im Innern, die nur in der Luft der Freiheit möglich ist, bilden in der That die Summe des nationalen Lebens. Die gegenwärtige patriotische Agitation hat sich meistentheils darauf beschränkt, den ersten der beiden Punkte, Unabhängigkeit und Macht nach Außen, als das Object ihrer Bestrebungen hinzustellen; und sie hat unserer Ansicht nach klug daran gethan, den Weg nach einem sehr entfernten Ziel in seine einzelnen Stadien zu zerlegen und als Schlußstein des ersten Stadiums dasjenige zu bezeichnen, was theoretisch als das Wichtigste, und auf Grund unmittelbarer Erfahrungen und gerechtfertigter Besorgnisse als das Dringlichste erscheint. Wenn die preußische Regierung sich nicht hierauf beschränkt; wenn sie das Ziel der patriotischen Bestrebungen in umfassenderer Weise charakterisirt, so hat sie dabei ohne Frage einen besonderen Zweck im Auge gehabt.

Die von ihr gewährte Wendung gewährte ihr den Vortheil, in Kürze auch die Mittel, die zu dem erstrebten Ziel führen, vollständiger andeuten zu können. Als Mittel zum Zweck nämlich bezeichnet sie eine solche Umgestaltung der Bundesverfassung, welche ein festes und energisches Zusammenfassen der geistigen und materiellen Kräfte des Volkes ermöglicht. Daß das „Zusammenfassen“ der materiellen Volkskräfte mit dem zusammenfällt, was die nationale Partei von einer kräftigen Centralgewalt

für eine einheitliche Politik und für einheitliche militärische Leitung erwartet, springt in die Augen. Für ein Zusammenfassen der geistigen Kräfte des Volkes können wir uns, sofern es durch die Bundesverfassung, durch ein politisches Gesetz bewerkstelligt werden soll, keine geeignetere Form, ja überhaupt keine andere geeignete Form denken, als eine nationale Vertretung. Politische Freiheit in den Einzelstaaten kann die geistigen Kräfte des Volks nur entwickeln; für eine energische Zusammenfassung derselben sehen wir keine andere Form, als ein National-Parlament.

Das also wären die Fundamentalanschauungen der preußischen Regierung, wie sie sich aus der Antwort des Grafen Schwerin erkennen lassen. Wenden wir uns jetzt den Bemerkungen zu, welche — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — den Operationsplan, die Art und Weise des politischen Auftretens betreffen.

Als Richtschnur ihres activen Vorgehens stellt die preußische Regierung zwei Grundsätze auf: gewissenhafte Achtung vor fremdem Recht, und die Rücksicht auf das zur Zeit Mögliche und Erreichbare. Der erstere besagt, daß Preußen den legalen Weg streng innehalten, revolutionäre Mittel oder andere Gewaltmaaßregeln entschieden ablehnen muß. Auch dieser Grundsatz wird von der patriotischen Partei getheilt: er ist von ihr entweder ausdrücklich ausgesprochen, oder durch die Erwartung indicirt, daß Preußen mit Anträgen bei dem Bundestage, d. h. auf gesetzlichem Wege, vorgehen werde. Die Aufstellung des zweiten Grundsatzes — Rücksicht auf das zur Zeit Mögliche und Erreichbare — zeigt uns, daß die preußische Regierung das Endziel — eine einheitliche Centralgewalt mit einer Volksvertretung — zur Zeit nicht unmittelbar erreichen zu können glaubt. Bis vor Kurzem waren wir der Ansicht, daß auch hierin zwischen der nationalen Partei und der preußischen Regierung Uebereinstimmung herrsche. Nicht durchaus jedoch scheint dies der Fall zu sein, da man auf verschiedenen Seiten um dieser Erklärung willen die Antwort des Grafen Schwerin als eine ablehnende betrachtet hat. Es hat also die Meinung Anhänger gefunden, daß die preußische Regierung schon jetzt auf directem Wege die Bildung einer einheitlichen Centralgewalt und einer Volksvertretung bewerkstelligen könne. Hält man aber daran fest, daß die preußische Regierung auf legalem Wege vorgehen soll, insbesondre also durch Anträge am Bundestage, deren Schicksal von der freien Zustimmung der deutschen Fürsten und Regierungen abhängig ist, so wird man schwerlich darüber im Zweifel sein können, daß Anträge, welche den deutschen Fürsten einen freiwilligen Verzicht auf einige Souveränetätsrechte ansinnen, zur Zeit nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg haben. Noch ist bei Weitem nicht die Ungunst überwunden, mit der man

in verschiedenen Theilen des deutschen Volks auf Preußen und seine Regierung blickt; aber viel größer als die Ungunst eines Theiles der Bevölkerung ist stets das Uebelwollen gewesen, das Preußen bei deutschen Regierungen angetroffen hat. Ein flüchtiger Blick auf die zur Zeit einflußreichen Persönlichkeiten zeigt, daß die erbittertsten Feinde Preußens und die hartnäckigsten Vorkämpfer eines vorurtheilsvollen Particularismus gerade in einigen deutschen Cabineten sitzen. Unter solchen Auspicien würde Preußen offenbar einem kläglichen Fiasco entgegengehen, wenn es sich jetzt zu directen Anträgen auf Bildung einer einheitlichen Centralgewalt herbeilassen wollte, — und der unter den gegenwärtigen Verhältnissen ganz unzweifelhafte Fehlschlag würde die definitive Lösung der deutschen Frage in eine noch entlegenere Ferne rücken, indem er auch den Weg für die vorbereitenden Maaßregeln verdürbe, zu denen man sich etwa nachträglich entschließen dürfte.

Wir glauben also, daß man der preußischen Regierung beipflichten wird, wenn sie zur Zeit directe Anträge auf Aenderung der Bundesverfassung in dem angegebenen Sinn als verfrüht bezeichnet. In diesem Ausdruck liegt ein neuer Beweis dafür, daß die genannte Regierung durchaus nicht gemeint ist, derartige Anträge aus materiellen Gründen als unzweckmäßige von sich zu weisen. Es liegt ferner in jenem Ausdruck die Hoffnung angedeutet, daß für solche Anträge die Zeit kommen werde, daß sich allmählich günstigere Aussichten für ihren Erfolg eröffnen werden, und von einer thätigen Regierung werden wir voraussetzen dürfen, daß sie ihrerseits nichts verabsäumen wird, was zur Klärung des Terrains beizutragen und in den deutschen Cabineten eine unbefangene, der nationalen Sache geneigtere Auffchauung zu erzeugen geeignet ist. Auf jenen Moment wird am Schlusse der ministeriellen Antwort hingewiesen, wo Graf Schwerin uns die Versicherung giebt, daß die preußische Regierung „zu rechter Zeit die Wege zu finden wissen werde, auf denen die Interessen Deutschlands und Preußens sich mit den Geboten der Pflicht und der Gewissenhaftigkeit vereinen.“

Wenn nun aber unser Regierungsprogramm es ablehnt, den Versuch zu wagen, ob sich nicht sofort das Endziel durch directe Anträge erreichen ließe, so drängt sich weiter die Frage auf, was dann das preußische Gouvernement als „das zur Zeit Mögliche und Erreichbare“ betrachtet? — und zur Antwort auf diese Frage führt die ministerielle Antwort drei Kategorien von Maaßregeln auf, durch welche Preußen dem deutschen Vaterlande schon jetzt nützlich werden könne: die Förderung der gemeinsamen deutschen Interessen auf Gebieten, auf welchen sich praktische Erfolge hoffen lassen, die Stärkung der Wehrkraft des Vaterlan-

des und die Befestigung gesicherter Rechtszustände auf dem ganzen Bundesgebiet.

Von den hier bezeichneten Maaßregeln sind diejenigen, welche sich auf die Stärkung der deutschen Wehrkraft beziehen, darauf berechnet, den in der jüngsten Zeit hervorgetretenen Uebelständen, die auch zu der gegenwärtigen nationalen Bewegung den ersten Anstoß gaben, für den vielleicht nahe bevorstehenden Fall der wiederkehrenden Gefahr eine provisorische Abhülfe zu gewähren. Die andern sind insgesammt als zweckmäßige Vorarbeiten, zum Theil als unerläßliche Vorbedingungen für eine ersprießliche Lösung der Bundesreformfrage im Sinne der Macht und der Freiheit des Vaterlandes zu betrachten. Denn sie bezwecken — um es kurz zu sagen — in der Nation das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu verstärken, und die gesetzlichen Bahnen, in denen dieses Gefühl wirkungsvoll sich äußern kann, von allen Hindernissen zu reinigen. Zur Stärkung des Nationalbewußtseins dienen die Maaßregeln der ersten Kategorie, die sich offenbar auf dem Gebiete der materiellen Interessen bewegen, und die zu einer übereinstimmenden Regelung geeigneten Momente des Verkehrslebens — im weitesten Sinne des Worts — betreffen werden. Indem solche Maaßregeln den Gegensatz der Stämme zu mildern und eine Ausgleichung der oft noch schroff einander gegenüberstehenden Ansichten zu vermitteln geeignet sind, schaffen sie zu gleicher Zeit für das deutsche Volk neue in den materiellen Interessen wurzelnde Bande, — Bande von nicht verächtlicher Bedeutung, da sie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auch solchen Kreisen nahe legen werden, die ideellen Regungen weniger zugänglich zu sein pflegen. Entwickelt die preußische Regierung in dieser Beziehung eine umfassende Thätigkeit, so wird sie der nationalen Bewegung bald eine neue, beachtenswerthe Kraft zugeführt haben. Noch wichtiger — doch nur deshalb wichtiger, weil ihre Wirkung schneller zu verspüren sein wird — sind die uns in Aussicht gestellten Maaßregeln zur Befestigung gesicherter Rechtszustände auf dem ganzen Bundesgebiet. Sie werden die volksfeindlichen Elemente entfernen, die bisher auf manchen deutschen Staaten unheilbringend lasteten, die aus einer unglücklichen Reactionsperiode datirenden künstlichen Maschinerien beseitigen, die den Aufschwung politischer Freiheit, die ungetrübte und wirkungsvolle Kundgebung der nationalen Wünsche verhinderten; und deshalb sind sie eine unerläßliche Vorbedingung für die Verwirklichung des nationalen Gedankens. Die patriotischen Bestrebungen der Nation sollen Gelegenheit erhalten, in der Presse, in Vereinen, in freigewählten Kammern, welche wirklich das Volk vertreten, endlich in den Regierungen selbst Gestalt zu gewinnen. Mit jedem Schritt — das müssen wir nie vergessen,

damit uns kein Theil dieser Bemühung zu gering scheint — mit jedem Schritt, den wir auf dieser Bahn weiter vorwärts thun, führen wir auch die nationale Frage ihrer Lösung sicher und wesentlich näher. Ja, mit dem Moment, wo gesunde Grundsätze und das Bewußtsein ihrer Pflichten gegen die Nation in den deutschen Regierungen Platz gegriffen haben, ist die nationale Frage gelöst: und die Befestigung gesicherter Rechtszustände wird den Bevölkerungen der einzelnen Staaten den gesetzlichen Weg eröffnen, der, mit Umsicht benutzt, unfehlbar zu diesem Ziele führt.

Ziehen wir in Kurzem nochmals die Summe. Die preußische Regierung erkennt die zur Zeit sich kundgebenden nationalen Bestrebungen in ihrer vollen Berechtigung an. Sie theilt die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Bundesverfassung. Auch sie erkennt als letzten Zweck die Unabhängigkeit und Macht Deutschlands nach Außen, die Entwicklung seiner geistigen und materiellen Kräfte im Innern an. Auch sie endlich sieht das Mittel zu diesem Zweck in einer Umgestaltung der Bundesverfassung zu Gunsten eines festen und energischen Zusammenfassens der geistigen und materiellen Kräfte der Nation. Sie glaubt indeß nicht, daß dieses Endziel zur Zeit sofort durch directe Anträge erreicht werden kann; sie hält solche Anträge im Gegentheil jetzt noch für verfrüht, da die unerläßlichen Vorbedingungen für den Erfolg derselben zur Zeit noch nicht vorhanden sind, und stellt deshalb eine Reihe von vorbereitenden Maaßregeln in Aussicht, welche theils den dringendsten Bedürfnissen eine provisorische Abhülfe für den Fall der Noth gewähren sollen, theils darauf abzielen, das nationale Bewußtsein zu kräftigen und ihm überall die Möglichkeit einer erfolgreichen Bethätigung sicher zu stellen.

Wir glauben, daß dieses Programm überall vertrauensvolle Unterstützung verdient. Es ist ein praktisches Programm; es faßt die Mittel und Wege in's Auge; und jeder Schritt im Sinne dieses Programms ist an sich betrachtet und ganz abgesehen davon, ob das Endziel erreicht wird oder nicht, ein offenbarer Gewinn für die Nation, — ein Umstand, der bei allen Zweiflern an der Zukunft unseres Volkes hoffentlich entscheidend in die Wagschaale fallen wird.

Wir nehmen für dieses Programm die vertrauensvolle Unterstützung der Nation in Anspruch, und verwahren uns ausdrücklich gegen die Mißdeutung, als wollten wir zu müßigem Vertrauen, zum ruhigen Abwarten mahnen. Ein thatenloses Vertrauen wäre in der That bei keiner politischen Frage weniger am Platz als bei dieser. Denn hier ist unabläßige und energische Theilnahme von Seiten der Nation für das Gelingen ein viel wesentlicherer Factor, als der beste Wille selbst der mächtigsten Regierung. Schon für die ersten Schritte in der Ausführung

dieses Programms ist der preußischen Regierung die sichere Aussicht auf die ausdauernde Mitwirkung dieses wichtigsten Factors unerläßlich; ihr entschlossenes oder vorsichtigeres Vorgehen auf der einmal beschrittenen Bahn wird wesentlich bedingt werden durch die Intensität der Hülfe, die sie bei der Nation findet; der schließliche Erfolg endlich hängt hauptsächlich davon ab, daß jede einzelne Errungenschaft von den betreffenden Bevölkerungen mit Entschlossenheit und unter steter Rücksicht auf das Hauptziel der Nation benutzt wird. Es würde z. B. wenig helfen, die kurhessische Verfassungsfrage in einer den Wünschen des Volks entsprechenden Weise zu erledigen, wenn dieses Resultat von der hessischen Bevölkerung nicht dazu benutzt werden sollte, eine Landesvertretung zu wählen, welche den nationalen Gedanken repräsentirt. Hier, in der That, liegt ein ergiebiges Feld für die Bestrebungen patriotischer Vereine; mit jedem Schritt, den wir auf dieser Bahn vorwärts thun, werden ihnen neue gewichtige Aufgaben zuwachsen.

Unsere Aufforderung zu wachsamer Thätigkeit richtet sich insbesondere auch an das preußische Volk. Jede active Politik ist mit Opfern und Gefahren verknüpft, insonderheit eine wahrhaft deutsche Politik Preußens, da sich ihr nicht bloß der Neid und die Mißgunst des Auslandes, sondern eine viel gefährlichere Feindschaft in Deutschland selbst entgegenstellen wird. Die particularistischen Vorurtheile werden sich mit aller Macht gegen die Verwirklichung der nationalen Wünsche stemmen; ihre Träger werden sich vielleicht zu Schritten hinreißen lassen, die zwar ihren undeutschen vaterlandsfeindlichen Charakter unverkennbar an der Stirn tragen würden, aber darum nicht weniger ernste Gefahren zur unmittelbaren Folge haben könnten. Zu der Mißgunst, vielleicht sogar zu den Drohungen des Auslandes, zu dem Widerstreben, den feindseligen Intriguen, den giftigen Anklagen im Innern werden sich die ängstlichen Stimmen jener überweisen Politiker gesellen, welche vor lauter Ueberlegen und Bedenken nie zu einem Entschluß kommen und schon jetzt der preußischen Regierung die „alleräußerste Zurückhaltung“ anrathen. Sie, die nach allen Seiten hin lächeln und freundschaftlichen Händedruck austheilen möchten; sie, denen eine Störung der freundschaftlichen diplomatischen Beziehungen viel unbehaglicher ist als die Fortspinnung eines bescheidenen Staatslebens — dem stillen Veilchen gleich verborgen, und gelegentlich mit Füßen getreten —: sie werden erbleichen vor jedem Schatten einer Gefahr, sie werden erschrecken vor der Summe von Scheerereien, Verwickelungen, Mißhelligkeiten und Schwierigkeiten, die einer deutschen Politik ohne Zweifel als unerwünschte Beigabe zufallen wird; sie werden wieder und wieder fragen, ob eine so fatale Störung aller angenehmen Beziehungen gerechtfertigt werde durch das

Streben nach einem fernen, sehr fernen, vielleicht doch nicht erreichbaren Ziele; sie werden wieder und wieder geltend machen, daß Preußen an sich schon eine achtunggebietende Macht sei und den Zwecken eines ordentlichen Staatswesens genügen könne, daß die Macht und Größe Deutschlands aber kaum zu etwas Anderem qualificirt sei, als zu einem patriotischen Seufzer. Allen diesen feindseligen Elementen gegenüber, die den Gang der preußischen Politik zu hemmen und zu durchkreuzen beflissen sein werden, bedarf das preußische Gouvernement der festen Zuversicht, daß unser Volk, tief durchdrungen von der weitgreifenden Bedeutung einer nationalen Einigung, ihr bei entschlossenem Vorgehen auf dieser Bahn tapfer und opferfreudig zur Seite stehen werde. Und diese Zuversicht kann ihr nur dadurch eingeflößt werden, daß das preußische Volk aller Orten seine freudige Theilnahme an der nationalen Bewegung, seine Bereitschaft, die Regierung in der Richtung der deutschen Politik zu unterstützen unumwunden und anhaltend zu erkennen giebt. Eine derartige Thätigkeit wird uns namentlich in allen denjenigen Fällen zur unabweislichen Pflicht werden, bei denen es angemessen und zweckentsprechend ist, daß sie von der preußischen Regierung in Anregung gebracht und in Angriff genommen werden. Wo unser Gouvernement der nationalen Sache durch ihre Initiative, durch ihr unmittelbares Eingreifen wirklich förderlich sein kann, da wird dem preußischen Volk die specielle Pflicht obliegen, dahin zu wirken, daß diese Initiative nicht ausbleibt, und der Regierung die Zuversicht einzuflößen, daß ihrem entschlossenen Vorgehen die kraftvolle und andauernde Unterstützung der Nation nicht fehlen wird.

Wir legen ein besonderes Gewicht darauf, daß diese patriotische Theilnahme sich andauernd zu erkennen gebe. Denn die Lösung der nationalen Frage wird jahrelange Arbeit kosten, und inmitten der andauernden Mühen und Sorgen wird der Eifer der Machthaber einer stets erneuten Auffrischung bedürfen. Um diese stete Theilnahme der Nation zu erwirken, wird es unerläßlich sein, sie nicht bloß mit dem Gange der nationalen Arbeit bekannt zu machen, sondern sie für jeden einzelnen Theil derselben, der zur Zeit gerade in Angriff genommen wird, speciell zu interessiren und sie zur Mitwirkung anzufeuern. Die deutsche Bewegung würde hoffnungslos sein, wenn man seiner Pflicht durch die wohlfeile Erklärung genügt zu haben glaubte, daß man mit den letzten Endzielen der Agitation einverstanden sei. Auch das bloß wohlwollende, kritisirende Zuschauen ist unzulänglich; nicht in ihm, sondern nur in der praktischen Mitwirkung können wir das Moment erkennen, das ausgiebig genug ist, dem nationalen Interesse stets neue und gesunde Nahrung zuzuführen. Jeder Entwickelungsphase der deutschen Frage wird eine specielle Aufgabe

als Hauptziel zugewiesen sein; diese muß dann zur Zeit den Angelpunkt bilden, auf den sich alle nationalen Bestrebungen concentriren, so lange mit Nachdruck concentriren, bis sie in befriedigender Weise gelöst ist. Bei solcher Arbeit soll die Nation erwarmen, und von Siegen genährt, in Siegen erstarkt, kraftvoll von Ziel zu Ziel vorwärts dringen.

Nachdem nun in den Erklärungen von Hannover und Eisenach die Wünsche des Volks, die letzten Zielpunkte der Bewegung zur Prüfung und Billigung für Jedermann offen hingestellt sind, wird es, während die Beitrittserklärungen ihren Fortgang nehmen, rathsam sein, die unmittelbare Arbeit nicht länger hinauszuschieben, vielmehr sich sofort die Frage vorzulegen, womit das Werk am Zweckmäßigsten begonnen werden kann, und dann die Mitwirkung der Nation für diese zunächst vorliegende Aufgabe in Gang zu bringen. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, deren Regelung zu den Vorbedingungen der Regeneration Deutschlands gehört und die ganz vorzüglich geeignet ist, das regste Interesse jedes Vaterlandsfreundes in Anspruch zu nehmen, — die kurhessische Verfassungsfrage — schwebt zur Zeit bei dem Bundestage; sie ist uns dadurch vom Schicksal gewissermaaßen als das erste Arbeitsfeld indicirt, auf dem der Eifer für die nationale Wiedergeburt sich zu erproben hat. Wir glauben indeß die Aufmerksamkeit zunächst auf einen andern Punkt hinlenken zu müssen, — auf einen Punkt, der anscheinend allerdings viel weniger bedeutend ist, in Wahrheit aber auf die Lösung sowohl der kurhessischen, wie aller folgenden Fragen einen erheblichen Einfluß äußern wird.

Licht ist es, was wir vor Allem brauchen. Soll die Nation mitwirken, so muß sie vor allen Dingen wissen, was geschieht; sie muß den Stand der Angelegenheit überblicken, das Zweckmäßige und die zu beseitigenden Hindernisse kennen lernen können; sie muß sehen können, wo Freund und Feind stehen. In dieser Lebensfrage der Nation wollen wir uns nicht auf die spärlichen Winke und mysteriösen Andeutungen »wohlunterrichteter Correspondenten« angewiesen sehen; wir wollen uns nicht der Gefahr aussetzen, daß durch Verdächtigungen, durch boshafte Insinuationen eine böse Saat der Zwietracht ausgestreut wird, die auf dem Boden der Ungewißheit üppig emporwuchert und das Werk der Einigung vielleicht schon im Entstehen zerstört. Wir brauchen authentische und ausführliche Kunde. Was die einzelnen Regierungen in der deutschen Frage thun, das sollen sie thun vor den Augen der Nation; sie sollen schon ihre Entschlüsse fassen in dem Bewußtsein und in der Rücksicht darauf, daß dieselben der strengsten und vielseitigsten Prüfung in der Presse, in den Volksversammlungen, in den Landesvertretungen ausgesetzt sein werden. Hier soll nichts durchschlüpfen, was nur in der Hoffnung in die Welt gesetzt ist, daß der

Schleier des Geheimnisses sein widerwärtiges Antlitz verhüllen werde. Wer uns hilft und wer uns entgegenarbeitet; wen wir unterstützen und wen wir bekämpfen sollen, — das wollen wir wissen. Wir wollen auch die Hindernisse kennen lernen, die sich der Verwirklichung unserer Wünsche entgegenstellen; denn wir sollen uns nicht für Unerreichbares erhitzen, den Eifer der Nation nicht in vergeblichen Kämpfen sich verzehren lassen. Liegt das Ziel, liegen die verschiedenen, zu ihm hinführenden Wege mit ihren Vortheilen und Nachtheilen klar erkenntlich vor uns, dann wird auch das Chaos widerstreitender Meinungen sich lichten, Ein Wille, Eine That aus ihm hervorgehen.

Dazu giebt es ein einfaches, auch an anderer Stelle mit Recht namhaft gemachtes Mittel — es heißt, Veröffentlichung der Bundestagsprotokolle. Diese Errungenschaft würde allen ferneren Schritten gleichmäßig zu Gute kommen. Keine Regierung kann sich der Zustimmung zu diesem Antrage entziehen, wenn sie es mit der Nation ehrlich meint.

Wir wünschen lebhaft, daß die patriotischen Vereine, welche sich die Aufgabe gestellt haben, für die nationale Sache zu wirken, und daß die unabhängige Presse diesem Vorschlage beipflichten, unter dieser Fahne ihren ersten Kampf kämpfen, ihren ersten Sieg erringen möchten. Der Kampf — dünkt uns — wird nicht schwer, der Gewinn nichtsdestoweniger nicht vorübergehend sein. Mit dieser Errungenschaft ausgerüstet, können wir festeren Fußes der Zukunft entgegengehen, zuversichtlicheren Muthes die neue Arbeit beginnen.

Wir legen großen Werth darauf, daß auf diesem Punkte, wie bei Allem, was errungen wird, die eigne Arbeit der Nation einen wesentlichen Antheil hat. Denn dasjenige wird sie festhalten, was sie mit Mühe erworben — dasjenige wird sie ausnutzen, was sie im Kampfe erstritten hat.

Aus Hannover.

22. September.

Es ist noch im allgemeinen Gedächtniß, was für zähe Particularisten die Hannoveraner im Jahre 1848 waren. Stüve und die Freiheit galt damals der Masse weit mehr als die demokratische Opposition und die Einheit. Einen Volkssturm wie in Würtemberg zu erregen, um der widerstrebenden Regierung die Reichsverfassung aufzunöthigen, wäre unmöglich gewesen. Als die Regierung treulos dem Dreikönigsbündniß entsagte, konnte sie das Land gleichwohl noch immer hinter sich zu haben glauben. Selbst ihre Tadler, die hannoverschen Reichstags-Mitglieder nebst einzelnen weiterblickenden Politikern, fühlten ihre Zunge gebunden durch die wahrhaft staatsmännische Reformpolitik der Minister im Innern, deren Erzeugnisse sogar dem glühenden Hauche der Reaction getrotzt haben, und bis zum Jahre 1855 lebte daher die sogenannte Gothaer Ansicht von Deutschlands Zukunft im Lande Hannover nur in sehr vereinzelten Individuen.

Das Verdienst des 1855 zum Siege gelangten freiheitsfeindlichen Systems ist es, die Starrheit hannoverscher Abschließung bis auf die letzten Reste erweicht und geschmolzen zu haben. Die Reaction der letzten vier Jahre hat den anscheinenden Widerspruch zwischen den auf bürgerliche Freiheit und den auf nationale Einheit gerichteten Bestrebungen wohl für immer gehoben. In Hannover erscheint jetzt dem Volk, gerade wie in Kurhessen und Schleswig-Holstein, die Einigung der Macht in Deutschland als die wesentlichste Bedingung gesicherter innerer Freiheits- und Rechtszustände.

Dies hat sich seit der Beendigung des italienischen Krieges in einer merkwürdigen Bewegung der Geister kundgegeben. So lange der Krieg währte, hatte die enthaltsame Politik Preußens im nordwestlichen Deutschland bei Weitem mehr Freunde als Feinde. Höheres Leben kam erst in die Bevölkerung, als zuerst der Waffenstillstand, dann der Friedensschluß das deutsche Vaterland mit unmittelbaren Gefahren, im Gegensatz zu den bisherigen mittelbaren, zu bedrohen schien. Jetzt genügte das zufällige Zusammentreffen des Anwaltstages mit dem Beginn der außerordentlichen ständischen Verhandlungen, um aus einer Versammlung politischer Führer am 19. Juli die bekannte »hannoversche Erklärung« hervorgehen zu lassen, die, auf die älteren Erklärungen der Nassauer und der Würtemberger gestützt und in fast vollkommener Uebereinstimmung mit der zwei Tage früher erlassenen ersten Erklärung von Eisenach, aus den letzten Ereignissen sowohl wie aus den nunmehr entstandenen neuen Gefahren die Nothwendigkeit einer besseren Bundesverfassung ableitete, welche Macht und Freiheit der Deutschen zugleich verbürge, und Preußen den Beruf zusprach, auf dieser nationalen Bahn des Fortschritts voranzugehen.

Die fünfunddreißig Unterzeichner der Erklärung hatten in ihrer Mitte zwanzig active und fünf gewesene Volksvertreter; den Rest machten Bürgervorsteher, so wie andere Männer von nicht gewöhnlichem Einfluß, ein Jeder in seinem

Kreise, aus. Sie faßten daher die Möglichkeit allerdings von vorn herein in's Auge, das Gewicht ihrer Kundgebung durch Beitrittserklärungen zu verstärken, zumal sie nicht wünschen konnten, die Sache vor die Kammern zu bringen und dort der unwürdigen Behandlung einer erkünstelten regierungstreuen Mehrheit preiszugeben. Allein unter den beengenden Verhältnissen des Polizeistaats Hannover konnte es ihnen nicht einfallen, eine förmliche Agitation förmlich organisiren zu wollen. Sie überließen es Jedem, selbst zu thun was ihm gut dünke.

Unter diesen Umständen war es ihnen — wie sie alle ohne Ausnahme bekannt haben — ein freudig überraschender Erfolg, daß die Anschlüsse in wahren Massen eintrafen, und zwar in Massen von unabhängigen, gebildeten und angesehenen Staatsbürgern, dem wahren Kern der Bevölkerung. Bis heute haben 781 Männer die Erklärung vom 19. Juli unterzeichnet, darunter fünfzig jetzige und ehemalige Volksvertreter im Staat, hundertunddreißig Volksvertreter in der Gemeinde. Die Bürgervorsteher oder Stadtverordneten von Emden und Göttingen haben einstimmig, die von Stade, Hildesheim, Osnabrück, Aurich, Norden und Melle in ihrer Mehrheit sich zu den Vaterlandsfreunden bekannt, die Bennigsen's sicherer Führung folgten. So hat der Sache nach auch der Magistrat von Harburg gethan, trotz des neuen Gesetzes über die königlichen Diener, das die Magistrate mitumfaßt, nebst zwei Rathsherren von Hildesheim und zwei von Norden. Keine der bedeutenderen Städte des Landes ist ganz unbetheiligt geblieben. Hervorgethan aber haben sich Osnabrück mit 138, Emden mit 136, Osterode mit 83, Stade mit 52 und Göttingen mit 48 Unterschriften. Die Bedeutung des zuletzt aufgeführten Anschlusses wurde dadurch noch unfreiwillig erhöht, daß, während in ihm zwei namhafte vormalige Kammermitglieder und sämmtliche Bürgervorsteher steckten, für eine loyale Gegenerklärung nur dreißig namenlose Bürger gewonnen werden konnten, deren Namen dessenungeachtet ebenfalls veröffentlicht wurden. Eine Betheiligung, welche mehr durch gewichtige als durch zahlreiche Namen wirkte, lieferten Hildesheim mit 11, Celle mit 30, Lüneburg mit 4, Aurich mit 21 und Norden mit 28 Unterschriften. Harburg, das verzärtelte Schoßkind der Regierung, stellte sich in seinem Magistrat und seinem Bürgervorstehercolleg besonders früh und entschieden auf die Seite der Bewegung. Geringeren Antheil nahm natürlich das Landvolk; es fanden sich indessen doch 30 lüneburgische, 28 osnabrückische, 22 hildesheimische, 17 bremische und 11 ostfriesische Bauern zum Beitritt an der patriotischen Erklärung bereit. Vom Adel war eine gleiche Entschlossenheit gewiß nicht zu erwarten. Die Ironie des Zufalls indeß wollte es, daß verschiedene Vettern des Ministers v. Borries, mit ihm gleichen Namens, aber bürgerlichen Gewerben zugewandt, ihre Namen unter die vor Allem gegen diesen Minister gerichtete nationale Kundgebung setzten.

In der That würde sich der starke und allseitige Wiederhall, den der Ruf vom 19. Juli im Lande fand, ohne die fortwirkenden schweren Motive zur Opposition nicht ganz begreifen lassen. Man kann anerkennen, daß die Sorge vor einem französischen Angriffskrieg erst nach dem Frieden von Villafranca eigentlich den Norden Deutschlands recht ergriffen hat; und muß doch für den ungemein energischen Ausdruck, den diese Empfindung sich gerade zwischen der Ems

und der Elbe gegeben hat, die Mitwirkung eines specifisch hannoverschen Leidens zugestehen. Eine genauere Prüfung der eben gemusterten Anschlüsse führt uns noch sicherer auf diese Spur. Es sind mit besonders zahlreichen Unterschriften die Städte Osterode und Dannenberg darunter — erstere sogar trotz ihrer Kleinheit mit der drittgrößten Zahl von allen — welche beide durch die neueste frivole Umgestaltung der Justizorganisation ihre Obergerichte verloren haben, und zwar Osterode zum offenbarsten Nachtheil der Rechtspflege. Hier befindet man sich seitdem, begreiflich genug, auf dem Wege systematischer und principieller Opposition wider die Regierung. Man verzweifelt daran, im eigenen Lande des Uebels jemals Herr zu werden. Man bringt der Nationaleinheit, ohne deren Bedeutung für die äußeren Staatszwecke gering zu schätzen, hauptsächlich deshalb seine Huldigungen dar, weil sie die goldene Bürgschaft der Freiheit und des Rechts sein wird, die jetzt so empfindlich mangelt. Wenn diese aller Achtung würdige Quelle viel beigetragen haben mag zu dem unerwarteten Anklang, den die Einheitserklärung vom 19. Juli im ganzen Lande Hannover gefunden hat, so natürlich doch nicht Alles. Sie hat in der Hauptsache nur dafür gesorgt, daß jetzt die nationalen Tendenzen auch in Hannover leicht über alle Sonderbündelei die Oberhand gewinnen. In diesem ihrem Erfolge liegt eine gewisse Versöhnung für die Unterdrückung eines an den Gebrauch der Freiheit schon gewöhnten und ihrer würdigen Volkes. Um den Preis ihres guten Rechts sind die Hannoveraner wenigstens gute Deutsche geworden, und stehen jetzt voran in den gedrängten Reihen Derer, welche als eine einzige Nationalpartei dem Gedanken des Vaterlandes durch Vorurtheile und Eigennutz eine Gasse zu brechen entschlossen sind. Am Erfolg der heimischen Opposition verzweifelnd, appelliren sie gewissermaaßen, gleich Kurhessen und Schleswig-Holsteinern, an die höhere Instanz der Nation, und thun sofort das Ihrige, um dieser Instanz zu einer rechtmäßigen Execution wider alles Unrecht zu verhelfen.

Was übrigens dieser merkwürdigen Erscheinung an Werth etwa noch fehlte, das hat die Regierung sich beeilt aus der Fülle ihrer Machtmittel hinzuzufügen. Acht Tage nach der Erklärung vom 19. Juli kündigte der Minister des Innern in der Kammer an, er werde darüber wachen, daß die Bewegung Ruhe und Ordnung nicht gefährde; wie er denn auch seiner Zeitung schon empfohlen habe, ihr mit wissenschaftlichen Gründen entgegenzutreten. Die ganz neue Art Wissenschaft, deren Stifter Herr v. Borries hiermit geworden war, bestand in der Verfälschung der Zwecke — als welche die Mediatisirung des Königs bezeichnet wurde — und der Mittel — kein geringeres Instrument als die Guillotine sollte dafür arbeiten! — in der Herabsetzung ferner der Urheber, die als künftige Reichsminister mit wohlfeilem Spotte verhöhnt wurden, und in der Belehrung der späteren Unterzeichner, daß Kaufleute, Handwerker und Landwirthe vom öffentlichen Leben nichts verständen. Erst ganz zuletzt wurde eine ungeheure Bevölkerungsstatistik herbeigeschleppt —, um an der Summe sämmtlicher hannoverscher Weiber, Kinder und Greise wider Absicht zu zeigen, daß nur reife Männer, und auch von diesen nur eine Auswahl der Tüchtigsten, die Erklärung vom 19. unterzeichnet hätten. Wenn man sich mit der Elite seines Volks überworfen hat, so proclamirt man bekanntlich das allgemeine Stimmrecht. Im

Kampfe gegen die geistige Aristokratie seines Landes erniedrigt sich der heruntergekommene Polizeiadel Niedersachsens bis zu den letzten Kunstgriffen der Demagogen. — —

Aber es blieb nicht einmal bei dieser wissenschaftlichen Bekämpfung. Noch besser, als durch schmähende und verläumdende Zeitungsartikel, sollte der Bürgermuth der Unterzeichner auf die Probe gestellt werden. Wie jedoch nicht anders zu erwarten, zog man sich damit nur neue Niederlagen zu. Die Bürgervorsteher von Harburg, nach dem Grunde ihres Anschlusses befragt, behaupteten ihr Recht und ihre Pflicht in einer längeren, unwiderlegt gebliebenen Auseinandersetzung und veröffentlichten dieselbe. Da die Gesammtheit nicht zu brechen war, hoffte man den Einzelnen beizukommen, und forschte peinlich nach dem Urheber der Veröffentlichung. Tags darauf erklärte der Kaufmann Wenthoff in der Zeitung für Norddeutschland, er sei der kühne Mann. Die Senatoren von Norden und die Gemeindevorsteher von Schelferten, denen man gleichfalls das Gewissen zu wecken suchte, behaupteten ruhig ihr gutes Recht. Einer der Göttinger Unterzeichner ließ sich eine Haussuchung sammt den hochfahrenden Zurechtweisungen des Polizeidirectors gefallen: aber einen noch so wohlumwickelten Widerruf lehnte er standhaft ab. Nur einem katholischen Bürgervorsteher von Hildesheim, in dessen Hause das salische Gesetz nicht gilt, konnte mit Hülfe der katholischen Geistlichkeit ein beschämter Widerruf abgedrungen werden. Trotz aller Anstrengungen der zur Energie ermahnten Beamten ließen sich nur zwei der Bewegung feindliche Kundgebungen aufbringen, von denen die eine schon erwähnt ist, während die andere der Bewegung an sich nicht einmal entgegentrat, sondern nur einen unklaren Protest gegen die Preußen zugedachte Hegemonie einlegte, indem der Urheber ein nicht allzu rühmlich bekanntes Mitglied der sogenannten »junggermanischen Gesellschaft« war.

Es mag immerhin sein, daß ohne die vom Minister des Innern veranlaßte unterdrückende Energie der Polizei die Beitrittserklärungen noch etwas reichlicher ausgefallen sein würden. Aber es steht auf der anderen Seite auch fest, daß gerade der tölpelhafte Eifer der Regierungszeitung manchen Zweifler noch zum Glauben an die Macht und den Werth der Bewegung bekehrt, manches fernere Dutzend von Unterschriften veranlaßt hat. Der wichtigste Fall von Zuwachs liegt aus Emden vor. Zweien Rathsherren von Emden nämlich, — die Geschichte darf wohl öfter als einmal erzählt werden — die den König bei seiner Anwesenheit auf der benachbarten Insel Norderney im Namen ihrer Stadt begrüßten, wurde die ungnädige Antwort zu Theil, wenn man sich in Emden an Kundgebungen wie der vom 19. Juli betheilige, so könne man sich auf Verbesserung der Schleuse und des Fahrwassers keine Rechnung machen. Diese echt königliche Offenheit — so nennen wir sie trotz ihres sehr zu beklagenden Inhalts — hat nicht verhindert, daß noch 22 fernere Unterschriften aus Emden den Anhang der Erklärung vom 19. Juli vermehrt haben.

Den größten Fehler hat die Regierung indessen bei den letzten hauptstädtischen Bürgervorsteherwahlen begangen. Diese waren allerdings von ganz ausnehmender Bedeutung, weil es zum ersten Mal galt, für eine Stadt von sechzigtausend Einwohnern die Gemeindevertretung zu bestellen, und weil das ganze

Collegium neu zu wählen war. So ließ sich die Regierung denn zu einer unmittelbaren Betheiligung hinreißen, die auf den Geschmack der Zeit äußerst schlecht berechnet war. Statt Alles ihren Anhängern zu überlassen, und nur höchstens in der Stille vorsichtig nachzuhelfen, stellte sie selbst die Liste auf und empfahl sie in mehreren tausend zudringlichen Billets. Nur um so vollständiger aber wurde sie geschlagen. Und um dem Acte eine Bedeutung auch für die große nationale Tagesfrage zu geben, hatten die Wahlschreiben der Regierung von der »Nothwendigkeit, alle treuen Unterthanen um den Thron zu schaaren« und zwar »auf ausdrückliche Ermächtigung Seiner Majestät« gesprochen. Diese unzweideutige Anspielung auf die Patrioten ließ den Sieg der Liberalen im Voraus in einem neuen Lichte erscheinen, und ergänzte, was der Anschluß der Hauptstadt an die Erklärung vom 19. Juli vermöge einer Reihe von Zufällen vielleicht zu wünschen übrig ließ. Für eine Mediatisirung könnte sich freilich die Landeshauptstadt am wenigsten begeistern; aber es ist kein Grund abzusehen, weshalb sie weniger als andere Städte wünschen sollte, das Vaterland stark und unangreifbar zu wissen.

So kopflos wie der gegenwärtigen Bewegung gegenüber hat sich die hannoversche Regierung seit vier Jahren nicht gezeigt. Es würde ihren Irrthümern die Krone aufsetzen, wenn die fabelhafte Nachricht der Kölnischen Zeitung wahr wäre, daß man in Norderney ein schwarzes Buch für die Unterzeichner der Erklärung vom 19. Juli angelegt habe, um sie allen Behörden als solche zu bezeichnen, denen weder Arbeit zuzuwenden noch Willfährigkeit auf Gesuche zu beweisen sein würde. Auch nach allen vorangegangenen Proben fällt es schwer an die Richtigkeit der Nachricht zu glauben. Schon indeß scheinen neue, bestimmte Thatsachen dieselbe zu bestätigen, und so bliebe nur übrig, an das alte: Quos Deus vult perdere etc. zu erinnern.

Ein Verfassungs-Brief aus Kurhessen.

Neben der deutschen Frage und im engsten Zusammenhang mit dieser ist es begreiflicher Weise die Verfassungsangelegenheit, welche die Gemüther in Hessen bewegt. Zwar ist die Bewegung nicht laut und stürmisch, denn vieljährige Erfahrungen und bittere Enttäuschungen haben uns gelehrt, die Dinge mit kühler Gelassenheit zu betrachten; aber wir haben darum das Bewußtsein unseres guten Rechts nicht verloren, und auch nicht den Wunsch und das Streben, es wieder zu voller Geltung gebracht zu sehen, aufgegeben.

Wie es scheint, bereiten sich an vielen Orten Bittschriften und Aufforderungen vor, welche dem Verlangen nach Herstellung der Verfassung von 1831 nebst den damit in Verbindung stehenden Gesetzen Ausdruck geben werden. Man will sich an den Landesherrn, an den Bundestag, an die jetzigen Kammern wenden; ja es soll selbst an Vorstellungen bei dem Prinz-Regenten von Preußen und an sonstige Glieder des deutschen Bundes gedacht worden sein. Von anderer Seite ist darauf hingewiesen worden, die einzelnen Landtagsmit-

glieder anzugehen, entweder für die Verfassung von 1831 sich auszusprechen, oder auf ihre Mitgliedschaft zu verzichten und für Neuwahlen Platz zu machen. Es steht dahin, wie viel und in welchem Umfange von diesen Plänen in Ausführung gebracht werden wird. Man darf dabei nicht übersehen, daß es nach den Maaßregelungen vieler Jahre nicht eben leicht ist, für die Herstellung von Rechts- und Verfassungszuständen in die Schranken zu treten, die Hassenpflug und Genossen so gründlich zu beseitigen bestrebt gewesen sind. Man kann denken, daß nichts versäumt worden ist, um auf der einen Seite zu gewinnen, auf der anderen abzuschrecken und fernzuhalten; und wenn man sich dabei vergegenwärtigt, welch' zahlreiche und eingreifende Mittel der Regierung in einem Lande zu Gebote stehen, dessen Bevölkerung nur wenige Reiche und Unabhängige zählt, wenn man ferner erwägt, daß von einer freien und selbständigen Landespresse so gut wie gar keine Rede sein kann, und daß auswärtige Blätter und Schriften ferngehalten oder verboten werden (die Kölnische Zeitung z. B. ist seit 1851 verboten): so wird es begreiflich erscheinen, daß Kundgebungen für das alte Verfassungsrecht nicht ohne Bedenken und Schwierigkeiten sind. Dennoch werden sie nicht ausbleiben und müssen dann natürlich um so stärker in's Gewicht fallen. Sobald nur Aussichten sich zeigen, daß man nicht mehr in die Luft redet, werden Körperschaften wie Einzelne ihre Stimme unfehlbar erheben.

Und solche Aussichten sind ja jetzt, Gottlob, vorhanden. Preußen, so hoffen wir mit Zuversicht, wird sich unserer gerechten Sache annehmen und Alles aufbieten, damit den gegenwärtigen recht- und heillosen Zuständen ein Ende gemacht werde.

Aber wie kann dies geschehen? wie ist ein sicherer Rechtsboden wieder zu gewinnen? So fragen sich Viele, und jeder Einsichtsvolle muß bekennen, daß dies nach Lage der Umstände nicht gerade leicht und einfach ist. Die Bundesbeschlüsse von 1831 und 1852 sind einmal da; die sogenannte Hassenpflug'sche Verfassung und eine Reihe von provisorischen Gesetzen bestehen in thatsächlicher Wirksamkeit: wird man sich dazu bequemen wollen, sie in ihrer Gesammtheit kurzweg „außer Wirksamkeit" zu setzen, wie es mit der Verfassung von 1831 u. s. f. geschehen ist? wird man statt ihrer einfach die alten Bestimmungen wieder in Kraft treten lassen?

Kaum ist das anzunehmen. Die Mehrheit der Bundesglieder wird schwerlich in Kürze die Ansicht aufgeben, daß die Verfassung von 1831 und die spätern Aenderungen und Zusätze Dinge enthalten, die nach dem Bundesrechte bedenklich und daher zum mindesten noch einer reiflichen Prüfung zu unterwerfen seien.

Wir glauben nicht, daß diese Ansicht Grund hat, daß irgend eine Einrichtung (seit 1830 bis 1850) in unserem Lande ins Leben gerufen ist, welche dem Bundesrechte zuwider sei; aber wir werden gegen die gründlichste Prüfung nichts einzuwenden haben. Ja, wir werden es uns gefallen lassen müssen, wirkliche oder selbst vermeintliche Bedenken und Bundesrechtswidrigkeiten beseitigt zu sehen. Was wir uns aber keineswegs gefallen zu lassen denken, das ist die Verurtheilung und Außerkraftsetzung der ganzen Verfassung wegen einzelner Bestimmungen. Ein solches Verfahren ist so unerhört, so sehr dem einfachsten

Rechtsgefühle und dem schlichtesten Menschenverstande zuwider, daß es nimmermehr gebilligt werden kann. Gleichwohl ist es bisher gegen uns eingehalten worden. Der Bundesbeschluß von 1852 hat die gesammte »Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 nebst den in den Jahren 1848 und 1849 dazu gegebenen Erläuterungen und daran vorgenommenen Abänderungen und sammt dem Wahlgesetze vom 5. April 1849« »außer Wirksamkeit« gesetzt, und zugleich verordnet, daß an deren Stelle eine »revidirte Verfassung nebst Wahlgesetz und Geschäftsordnung als Gesetz« verkündigt, jedoch den neuen Ständen zur Erklärung vorgelegt werden solle. Die Bundesversammlung hat also nicht die einzelnen Vorschriften, welche angeblich mit den »Grundgesetzen des deutschen Bundes, insbesondere mit den Vorschriften der Artikel 54, 57, 58 der Wiener Schlußacte« unvereinbar sein sollen, beanstandet; sondern sie hat den ganzen verfassungsmäßigen Rechtszustand des Landes über den Haufen geworfen; sie hat nicht gesucht, die anstößigen Stellen auf »verfassungsmäßigem Wege« beseitigen zu lassen, wie dies nach der klaren Bestimmung im Art. 56 der Wiener Schlußacte hätte geschehen müssen, sondern sie hat sofort und ohne Anhörung einer rechtmäßigen Ständeversammlung selbst entschieden, und nur einer ganz neuen, einer völlig geschichts- und rechtswidrigen Landesvertretung die nachträgliche Erklärung über die einseitig erlassene Verfassung ꝛc. vorbehalten.

Wir wollen nicht untersuchen, welche Umstände und Verirrungen einen Weg betreten lassen konnten, der bisher zu keinem Ziele geführt hat und auch nimmermehr zu einem befriedigenden Abschlusse der Angelegenheit führen wird; es ist ja bekannt genug, wie man aus dem verfassungsmäßigen Verlangen einer Budgetvorlage eine »Steuerverweigerung«, und aus Rechtsvermahnungen und Richtersprüchen einen »Aufruhr« gemacht hat. Man kann aber nicht dringend genug wünschen, daß dieser Weg endlich, daß er sofort verlassen werden möge. Niemand ist im Stande, die bisherigen Vorgänge ungeschehen zu machen, wir müssen die Thatsachen, so weit sie nicht zu ändern sind, eben gelten lassen; aber Jedermann darf erwarten, daß so bald als möglich zum alten Rechtsboden zurückgekehrt werde. Nicht mit einer Verbesserung der Hassenpflug'schen Verfassung ist dem Lande gedient, nicht mit einem Machwerke des Bundestages oder der neuen Stände, die völlig in der Luft schweben, aller rechtlichen und geschichtlichen Grundlage baar: das Volk verlangt eine Sühne für das tiefverletzte Rechtsgefühl, es begehrt seine ihm lieb gewordene Verfassung zurück, es will etwaige Aenderungen nicht anders als unter Mitwirkung seiner verfassungsmäßigen Vertreter vorgenommen wissen.

Diese Vertreter sind aber nicht die von Hassenpflug ersonnenen Kammern, sondern es ist die Ständeversammlung, wie solche unter Berücksichtigung herkömmlicher Verhältnisse in der Verfassungsurkunde von 1831 vereinbart und durch das »auf verfassungsmäßigem Wege« zu Stande gekommene, nämlich auf zweien nach einander folgenden Landtagen, jedesmal mit Dreiviertel-Mehrheit angenommene, vom Landesherrn genehmigte Wahlgesetz von 1849 modificirt worden ist. Auf dieses Wahlgesetz muß daher zurückgegangen werden, wenn der geschichtlich und verfassungsmäßige Rechtsboden wiedergewonnen werden soll.

Es kann das auch gar keine Bedenken haben. Zwar ist das Gesetz in den

Jahren der Aufregung erlassen worden; allein es ist dennoch weit entfernt, ein »demokratisches« Wahlgesetz zu sein. Nicht die alten ritterschaftlichen und sonst bevorrechteten Aristokraten, sondern gerade die Demokraten jener Zeit haben dagegen gestimmt; es wurde durchgebracht mit Hülfe der conservativsten Elemente des Landes und auf Befürwortung eines Standesherrn, der eine eigene Broschüre darüber veröffentlichte. Auch schließt sich dasselbe in den wesentlichsten Punkten genau an die Verfassung von 1831 an. Diese hat sechszehn Abgeordnete für die Städte und sechszehn für die Landgemeinden; das Wahlgesetz von 1849 hat dies buchstäblich beibehalten. Die Verfassung schreibt in §. 67. ein dreißigjähriges Wähleralter vor, das Wahlgesetz von 1849 nicht minder. Dasselbe hat also, trotz aller demokratischen Bestrebungen jener Jahre, eine Bestimmung beibehalten, die nur in wenigen Verfassungsurkunden und Wahlgesetzen sich findet und die für Umsicht und Besonnenheit bei Wahlen vielleicht mehr Gewähr leistet, als manche sonstige Beschränkungen. Außerdem muß jeder Wähler selbständig sein, das heißt, einen eigenen Haushalt führen, beziehungsweise eine directe Staatssteuer zahlen. Statt der prinzlichen, standesherrlichen, ritterschaftlichen ꝛc. Ständemitglieder hat das Wahlgesetz sechszehn, also eine ziemlich gleiche Anzahl Vertreter von Höchstbesteuerten eingeführt, wobei nur Grundsteuer, Gewerbesteuer und Klassensteuer in Betracht kommt. Es geschah dies um deswillen, weil nach Aufhebung des Lehnsverbandes und aus sonstigen Gründen die ritterschaftlichen Vorrechte ihren Boden verloren hatten. Der kurhessische Adel ist großen Theils verarmt und aller Unabhängigkeit baar. Es mußte daher für die erbliche Stellung und Berechtigung ein Ersatz auf allgemeinerer Grundlage gefunden werden, und dieser schien sich in den Höchstbesteuerten zu bieten.

Man sieht, das vom Bundestag verworfene Wahlgesetz hat mit seiner Theilung von Stadt und Land, seinem dreißigjährigen Wähleralter und seinen Höchstbesteuerten nichts weniger als einen demokratischen Anstrich. Es kann sicher mit vielen Wahlgesetzen anderer Länder, namentlich auch mit dem preußischen, die Vergleichung in jeder Weise aushalten. Auch hatte, als 1849 nach diesem neuen Gesetze zuerst gewählt wurde, die constitutionelle Partei in der Ständeversammlung das entschiedenste und stetigste Uebergewicht. Diese Versammlung war es, welche — zuerst von allen deutschen Landesvertretungen — für die preußischen Einheitsbestrebungen sich aussprach, und mit großer Mehrheit die Regierung aufforderte, dem sogenannten Dreikönigsbündnisse beizutreten; dieselbe Mehrheit ließ es im Februar 1850 nicht zu, allen Verkehr mit dem Minister Hassenpflug zu verweigern, wie die demokratische Seite der Kammer beantragte, weil sie darin einen Verstoß gegen die Verfassung erblickte. Es bedurfte erst der Hassenpflug'schen Werke und der Hassenpflug'schen Landtagsauflösung, um die Mehrheit der Constitutionellen in der neuen Versammlung schwankend zu machen. Allein das beweist natürlich nichts für oder gegen das Wahlgesetz. Die Wähler mochten damals glauben, daß demokratische Abgeordnete mit größerer Entschiedenheit und Schärfe gegen den allgemein verhaßten Minister auftreten würden, als die Constitutionellen, wie denn auch der einzige Mann, der einst bei einem Mißtrauensausspruche gegen Hassenpflug sich nicht erhoben

hatte, nicht wiedergewählt wurde. Wahlen unter einem Ministerium Hassenpflug können überhaupt für den Werth oder Unwerth eines Wahlgesetzes nichts beweisen. Es kommen dann ganz andere Gegensätze in Betracht, als Constitutionalismus und Demokratismus oder dergleichen. Hat doch Hassenpflug mit seinem eigenen Wahlgesetze zu keiner dauernden Mehrheit bei den Ständen, welche er die »wahren« nannte, gelangen können! Schon nach wenigen Sitzungen mußte er zu ordnungswidrigen Ausstoßungen, und, als das nicht mehr ausreichen wollte, zur Auflösung schreiten. Er nahm nun zwar keinen Anstand, die 1834 erlassene Gemeinde-Ordnung, welche in mehrfacher Beziehung seinem vom Bundestage vorläufig genehmigten Wahlgesetze zur Grundlage dient, einseitig zu ändern; da er das Wahlgesetz unmittelbar nicht angreifen konnte, sondern es nur zu erläutern wagte, so wirkte er auf die Zusammensetzung der Gemeindebehörden ein, deren Mitglieder an vielen Orten die einzigen Wähler und Wählbaren ausmachen, und suchte so auf Umwegen zum Ziele zu gelangen, indem er mißliebige Männer von den Gemeindeausschüssen fernzuhalten bestrebt war. Allein auch dieser Kunstgriff hatte keinen Erfolg. Die nächsten Wahlen brachten, trotz der Verzögerung der Wahl in Kassel, eine Versammlung, von der kaum ein Zehntel aus verläßlichen Anhängern des Ministeriums bestand. Wollte Hassenpflug eine entschiedene Mehrheit, so mußte er selbst als alleiniger Wähler auftreten, und auch dann wäre der Erfolg noch zweifelhaft; — denn es bliebe fraglich, ob eine genügende Anzahl von Wählbaren im Lande zu finden wäre, die ihm folgen möchten. — —

Genug also, man braucht sich nicht zu scheuen, zum Wahlgesetze von 1849 zurückzukehren, trotz dem, daß unter Hassenpflug ein etwas demokratischer Landtag darnach gewählt worden ist. Man möge getrost versuchen, den einzigen Weg zu betreten, der zum zweifellosen, allgemein anerkannten Rechtsboden zurückführt. Wenn schon 1849 die Gemäßigten darnach zu siegen wußten, wie viel mehr würde dies jetzt, in den Zeiten der Ruhe und unter dem Einflusse trübster Erfahrungen der Fall sein!

Der Werth eines Verfassungszustandes, der von Allen anerkannt wird, kann aber nicht hoch genug angeschlagen werden. Als 1849 Thron und Land von furchtbaren Stürmen bedroht wurden, da schaarten sich Tausende um die Verfassung, wie um ein heiliges Panier, und die Gefahren gingen fast spurlos vorüber. Würde wohl die Verfassung von 1852, die keine Wurzel im Rechtsbewußtsein des Volkes hat, die durch keine Macht der Welt von dem Makel des Hassenpflug'schen Namens befreit werden kann, gleiche Dienste zu leisten vermögen?

Gebe man uns daher die Verfassung zurück; — man wird damit nicht blos dem Lande, sondern auch dem Fürsten einen Dienst erweisen.

Die Herstellung kann in doppelter Art erfolgen. Am kürzesten und gerechtesten wäre es, wenn die Bundesversammlung einfach ausspräche, daß die Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 nebst den damit in Verbindung stehenden spätern Gesetzen, insbesondere mit dem Wahlgesetze vom 5. April 1849 alsbald wieder in Wirksamkeit zu setzen sei, vorbehaltlich der etwa nöthigen Aenderungen und Zusätze, welche der sofort zu berufenden neuen Ständeversammlung vor-

gelegt werden müßten. Von dieser Versammlung würden dann auch die erlassenen »provisorischen Gesetze« noch zu erörtern und zu genehmigen sein, widrigen Falles dieselben außer Kraft zu treten hätten.

Die andere Art der Herstellung wäre folgende. Der gegenwärtige Verfassungszustand bleibt einstweilen bestehen; es wird aber sofort eine Ständeversammlung nach dem Wahlgesetz vom 5. April 1849 berufen; dieser Versammlung werden die beiden Verfassungen von 1831 und 1852 nebst den zugehörigen Gesetzen vorgelegt, um sich über eine Revision nach Maaßgabe des Bundesrechts zu erklären; wird eine solche mit der Regierung verfassungsmäßig vereinbart oder von der Bundesversammlung gutgeheißen, so ist sie als Gesetz zu verkünden.

Es bleibt dabei zu bedenken, daß für jede Aenderung der alten Verfassung eine Mehrheit von drei Vierteln auf zweien nach einander folgenden Landtagen erforderlich ist, wenn das strenge Recht gewahrt werden soll. Aber eine solche Mehrheit wird sicher nicht ausbleiben, wenn sich die Forderungen der Bundesversammlung nur irgend in den Grenzen des Bundesrechts halten. Sie wäre schon früher zu erlangen gewesen, wenn man, statt den Hassenpflug'schen Einflüsterungen zu folgen, der Stimme der Gerechtigkeit und Mäßigung Gehör gegeben hätte. Man würde dann die heillosesten Verwirrung verhütet haben.

Hoffen wir, daß jetzt eine ruhigere und billigere Anschauung Statt finde! Preußen, wir wiederholen unsre Ueberzeugung, wird die Stimme der Gerechtigkeit erheben. Es wird die Zusage bewähren, daß »dieselbe Achtung vor Recht und Gesetz, die Preußens innere Zustände kennzeichnet, auch seine Beziehungen zu Deutschland regeln muß.« — Lenke Gott die Herzen der Uebrigen!

Zur Broschürenliteratur.

»Befestigung gesicherter Rechtszustände auf dem ganzen Bundesgebiet,« — das also ist das Ziel, welches die preußische Regierung anzustreben öffentlich versprochen hat. Einer der nächsten Punkte, auf welche dies Streben sich hinzurichten haben wird, ist durch die Kurhessische Verfassungsangelegenheit bezeichnet, und es ist Pflicht, die Stimmen zu hören, die sich in der Presse über diese Angelegenheit neuerdings vernehmen lassen, um so mehr Pflicht, da die Klagen des unglücklichen Landes — Dank der langen Hoffnungslosigkeit unserer deutschen Zustände — in den letzten Jahren fast verschollen waren.

Unter dem Titel: »Was ist zu thun? Ein Wort eines Kurhessen an seine Mitbürger. Auch als Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte (Frankfurt a. M. 1860)« liegt uns zunächst ein Schriftchen vor, welches wir allen Denen bestens empfehlen können, die auf wenigen Seiten eine genaue, fast actenmäßige Erinnerungstafel an die bekannten seit 1850 gegen Kurhessen beliebten Gewaltmaaßregeln zur Hand haben wollen. Der wohlunterrichtete Verfasser unterscheidet mit Recht die Gewaltschritte, welche vor dem 12. Mai 1851 gegen die kurhessische Verfassung unternommen wurden, von den späteren Un-

ternehmungen der deutschen Bundesversammlung. „Daß," sagt er, „bis zum 12. Mai 1851 nicht von einer berechtigten Bundesexecution die Rede sein kann, geht, abgesehen von dem Inhalt der nach dem Beschluß der Bundesversammlung vom 2. April 1848 noch geltenden Bundesgesetze, einzig schon aus der Thatsache hervor, daß erst vom 12. Mai 1851 an der Bundestag durch den Zutritt Preußens wieder vollzählig wurde." Aber auch in Beziehung auf die späteren Ereignisse wird nachgewiesen, daß vom 12. Mai 1851 an der Bundestag in den inneren Angelegenheiten Kurhessens eine Oberhoheit sich beigelegt habe, die ihm nach den Bundesgesetzen nicht zukommt. „Wir folgern," heißt es, „daraus mit Recht, daß die gesetzlichen Zustände, wie sie in Kurhessen vor dem 23. Februar 1850 (dem Wiedereintritt Hassenpflug's in den kurhessischen Staatsdienst) bestanden, für Hessen maaßgebend sind, daß die Verfassung vom 5. Januar 1831 mit ihren, 1848 und 1849 gegebenen Erläuterungen und daran vorgenommenen Abänderungen noch zu Recht besteht." So weit wird jeder sachkundige Leser dem Verfasser beistimmen, auch theilen wohl alle Kurhessen mit ihm die Ueberzeugung, daß jetzt, wo „Männer, welche Kurhessen vor der Invasion der Oesterreicher schützen wollten, im Cabinet des Prinzen von Preußen sind, wo derselbe Minister des Auswärtigen, der in Berlin die Union gegen Oesterreich vertrat, Freiherr v. Schleinitz, wieder im Amte ist, wo ein Mann der Partei, die den in Kurhessen verübten Verfassungsbruch 1850/51 im preußischen Wochenblatt immer mit den schärfsten Worten gekennzeichnet hat, Herr v. Usedom, preußischer Bundesgesandte in Frankfurt geworden," — daß jetzt oder nie der Zeitpunkt gekommen ist, wo die Kurhessen auf eine den bestehenden Bundesgesetzen entsprechende Wiederherstellung ihrer, sogar ohne Beobachtung der rechtlichen Formen außer Wirksamkeit gesetzten Verfassung von 1831 mit Zuversicht hoffen dürfen. Wir sind nicht ebenso im Stande, die von dem Verfasser vorgeschlagenen Mittel und Wege unbedingt zu empfehlen. „Wir fordern," so läßt sich unsere Broschüre S. 24 vernehmen, „von den Ständen, daß sie in Anbetracht der durch den Abgang Hassenpflug's und Scheffer's, als Schöpfer und Verfasser des Verfassungsentwurfs von 1852, klar dargethanen Unmöglichkeit, diesen Verfassungsentwurf mit der Abänderung der Stände zum Grundgesetz zu erheben, von der Regierung einfach die Verfassung von 1831 mit den 1848 und 1849 dazu gegebenen Erläuterungen und daran vorgenommenen Abänderungen zurückfordern, daß sie, wenn diese Forderung nicht gewährt werde, es mit ihrer Mannesehre und Abgeordnetenpflicht für unvereinbar erklären, länger an diesem Posten zu stehen, daß sie ihr Mandat einzeln niederlegen und ihren Wählern anheimgeben, ob sie einen andern damit beauftragen wollen." Wir halten diese Vorschläge in doppelter Hinsicht für ungeeignet und unpraktisch. Muß es immer von Neuem gesagt werden, daß diejenige Partei, welche das Schlachtfeld räumt, trotz aller Vorbehalte und Rechtsverwahrungen als geschlagen betrachtet und behandelt wird? Und sodann, ist es zweifelhaft, daß Kurhessen in seiner Verfassungsangelegenheit kein Heil mehr von der kurhessischen Regierung, sondern, wenn überhaupt, so nur noch von einer höheren Instanz zu erwarten hat? Die Verfassung von 1831 enthält die gesetzlichen

Mittel, das Land vor Uebergriffen der Staatsregierung zu schützen, ohne daß auswärtige Hülfe erforderlich wäre. Diese Mittel wurden 1850 siegreich zur Anwendung gebracht, und wenn nicht der improvisirte Bundestag Hassenpflug mit Gewaltmitteln versehen hätte, so würde sein damaliger Rückzug ihn wahrscheinlich für immer von Kurhessens Grenzen fern gehalten haben. Die Verfassung und das Wahlgesetz, auf deren Grund der gegenwärtige Landtag zusammengetreten ist, hat aber keine solche Garantieen, die Hassenpflug'schen Ausnahmegesetze haben die verfassungsmäßige Competenz der Gerichte vernichtet, haben die Staatsdiener rechtlos gemacht, und sogar die Competenz der Verwaltung auf ein solches Minimum reducirt, daß in Hessen schon seit Jahren das fast gar nicht mehr geschieht, was man in anderen Ländern »Regieren« nennt. Klar daher, daß Hessen nur von daher die Rettung kommen kann, von wo ihm das Unheil so unverschuldeter Weise zugesandt worden ist: von Frankfurt. — Der Verfasser scheint diese richtige Ansicht auch von vorn herein gehabt zu haben. S. 2 heißt es nämlich: »Würde in Kurhessen von berechtigter Seite die Forderung gestellt, daß die Verfassung von 1831 und die verfassungsmäßigen Zustände, wie sie 1849 noch waren, wiederhergestellt würden, es wäre eine Forderung, daß Recht Recht wäre, es wäre keine Empörung, gegen die der Bundestag einschreiten würde, nein, die Unterlassung der Forderung wäre eine politische Sünde. Aber gefordert muß werden vom kurhessischen Volke selbst. Ohne daß dies es fordert, wer wollte und könnte es ihm gewähren? Der Bundestag, der ihm seine Verfassung genommen hat, wird nicht wollen, und Preußen, das wollen würde, hat für sich dazu keine Berechtigung.« — Wenn er aber dennoch zuletzt zu der Forderung kommt, »daß die Stände einzeln ihr Mandat niederlegen sollen, sofern die kurhessische Regierung die Verfassung, wie sie 1849 bestand, nicht alsbald wiederherstellen will,« — so können wir hierin in der That nur einen Rath der Verzweiflung erblicken. Auch wir hoffen und wünschen, daß der Landtag bei seinem demnächstigen Zusammentritt die seit beinah zehn Jahren verfahrene Verfassungsangelegenheit endlich auf eine rechtliche Grundlage zurückführen werde; daß er, nachdem alle seine Nachgiebigkeit zu keiner Einigung geführt hat, alle diese Versuche als nicht zum Ziele führend aufgiebt: — aber wir wünschen zugleich, daß er beim Bundestag um einfache Revision der Verfassung von 1831 nachsuche, und zwar nur zu dem Zwecke, diejenigen Paragraphen, welche Bestimmungen enthalten, die in keiner vom Bunde garantirten Verfassung Deutschlands vorkommen, dergestalt zu modificiren, daß sie mit den Bundesgesetzen in Einklang kommen. Diese Arbeit ist eine sehr leichte Arbeit, da in Wahrheit nur wenige Bestimmungen derselben in diese Kategorie fallen dürften, und dagegen kann weder die kurhessische Regierung, noch das kurhessische Volk begründete Einwendungen machen; aber allerdings fragt es sich, wer von dem Bundestag für »berechtigt« erachtet wird? Wenn z. B. die erste Kammer in Kurhessen Bedenken tragen sollte, einen Schritt zu thun, der ihre eigene Aufhebung bezwecken würde — dann ist es unstreitig Preußen, welches in Frankfurt die Initiative ergreifen muß; denn nur dadurch, daß es dieselbe Bundesversammlung, welcher es vorher alle Berechtigung öffentlich abgesprochen hatte, plötzlich anerkannte, und den früher von ihm sogar

mit den Waffen bekämpften Maaßregeln derselben nachträglich beitrat, nur dadurch ist Hessen in die schiefe Lage gekommen, aus der es für's Erste ohne Bundeshülfe nicht wieder emporkommen kann. Der commandirende Officier, welcher im Jahre 1850 Kassel von Seiten Preußens besetzte, erklärte den dortigen Behörden amtlich, daß Se. Maj. von Preußen ihn gesandt habe, um die Rechte Kurhessens nöthigenfalls mit den Waffen zu beschützen. Nicht mit den Waffen, sondern nur mit Noten möge es jetzt geschehen. Das kurhessische Volk hat, sollte man meinen, dadurch, daß es bei einem Wahlgesetze, wonach Niemand in der zweiten Kammer sitzen kann, den die Regierung nicht darin dulden will, sieben Jahre lang gegen die Hassenpflug'sche Verfassung protestirte, seine Gesinnung laut genug kundgethan. Und wenn man einem Verbrecher, der sich nicht selbst vertheidigen kann, einen Anwalt ex officio bestellt, so sollte man billig auch eine Verfassung, die achtzehn Jahre lang in anerkannter Wirksamkeit bestanden und das Land in jeder Beziehung gehoben hat, nicht verurtheilen, ohne einen Officialanwalt zu bestellen und diesen wenigstens zu hören. Wenn Preußen dies Amt beim Bundestage für Kurhessen übernimmt, erst dann kann man sagen, daß es seine Schuld gegen dieses unglückliche Land königlich abzutragen beginnt.

Einstweilen hat sich ein solcher Anwalt in dem Verfasser der Schrift: „Die kurhessische Verfassung vor der Bundesversammlung (Hamburg 1859)“ gefunden — aber er wird schwerlich als dazu „berechtigt“ angesehen werden, wenn nicht eine deutsche Regierung diese Ausführung bei dem Bunde mit ihrem Visa versieht. Diese zweite Schrift enthält auf vierzig Seiten eine genaue Uebersicht dessen, was dem kurhessischen Lande mit der Verfassung von 1831 genommen und was ihm mit der neuen octroyirten Verfassung geboten ist. Die rechtliche und politische Bedeutung der Sache wird gründlich und leidenschaftslos erwogen, und sie schließt mit dem Rath: mit den Ständen nach dem Wahlgesetz von 1831 die Verfassung von 1831 revidiren zu lassen und „diejenigen Abänderungen daran vorzunehmen, welche nach den Rathschlägen der hohen Bundesversammlung als geboten erscheinen.“ Wer die gegenwärtigen Zustände in Kurhessen kennt, der wird auch darin dem einsichtigen Verfasser beistimmen, daß nur auf diesem oder doch einem analogen Wege eine Versöhnung der Gemüther, ein wahrer Friede zwischen den Fürsten und seinem Lande herbeigeführt werden können. — —

Nicht allein um Kurhessen jedoch, sondern um eine gründliche Besserung der staatlichen Stellung von ganz Deutschland handelt es sich bei der immer lebhafter gewordenen nationalen Agitation. Unter den Schriften, welche diese Agitation zu leiten oder sie zu commentiren sich zur Aufgabe gestellt haben, nimmt ohne Zweifel eine neuste Broschüre von W. Beseler: Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege (Leipzig, bei Hirzel) den ersten Platz ein. Die Broschüre schließt sich unmittelbar an die früher von uns besprochene über „das deutsche Interesse in der italienischen Frage“ an; sie beginnt mit einem kritischen Rückblick auf die während der italienischen Krisis von Preußen

innegehaltene Politik und benutzt sofort die in dieser Zeit gemachten Erfahrungen, um die Dringlichkeit einer staatlichen Consolidirung Deutschlands zu erweisen und um in allgemeinen Zügen diejenigen Schritte und Einrichtungen zu bezeichnen, die zu Herbeiführung dieses Zieles unerläßlich seien.

Es ist unschätzbar — so zunächst faßt der Verfasser seine Kritik über das Vergangene zusammen, — daß Preußen durch seinen Widerstand gegen das österreichische Programm das Unglück einer Theilnahme an dem italienischen Kriege bei dessen Ausbruch von Deutschland abgewandt hat. Im weitern Verlaufe jedoch fehlte es der preußischen Politik an Sicherheit und Entschiedenheit. Wie bestimmt dieselbe die Absicht hatte, Preußen und Deutschland dem Einfluß österreichischer Reactionsgelüste, der Dienstbarkeit für österreichische Zwecke zu entziehen, so war es doch nicht ihr Verdienst, daß ihr dies schließlich gelang. Die doppelschneidige bewaffnete Mediation, die man auf die Fahne geschrieben hatte, wurde weder mit der nöthigen nachdrücklichen Eile betrieben, noch würde sie, ausgeführt, zu dem für Deutschland heilvollen Ziele geführt haben, das sich eine patriotische Partei davon versprach. Der Krieg, welcher daran hing, würde unvermeidlich ein Krieg für das Metternich'sche System geworden sein. Vor diesem Kriege, in dem wir auch als Sieger besiegt, von dem österreichischen System besiegt worden wären, hat uns schließlich nur die österreichische Regierungs-, und die Napoleonische Rechenkunst — hat uns nur der Friede von Villafranca gerettet.

Es ist Manches in diesem mit großer Klarheit von dem Verfasser dargelegten Raisonnement, dem wir unsre Zustimmung nicht versagen können. Es ist wahr, daß die ersten Schritte, welche Preußen, das neue Preußen auf dem Felde der auswärtigen Politik in liberaler und national deutscher Richtung that, der Festigkeit, der Zuversicht und Parthesie ermangelten, wie sie nur aus Gewohnheit und Uebung erwachsen: zu plötzlich wurden wir und zu früh durch eine Krisis von zu gewaltigen Dimensionen überrascht. Auch wir haben stets die Meinung vertreten, daß man sich, mehr als geschehen, hätte beeilen müssen, die Mediationsbedingungen zu formuliren, und daß man mit der verlorenen Zeit auch die Herrschaft über die Situation verlor, indem man erst so spät in Petersburg und London allgemeine Vermittlungswünsche kundgab, während doch gleichzeitig die Mobilmachung uns in den Krieg zog: — unsre militärische war nicht hinreichend durch unsere diplomatische Action gedeckt.

Allein nicht blos diese ungenügende Zusammenstimmung des diplomatischen und des kriegerischen Vorgehens, sondern die Vermittlungsabsicht überhaupt und den Krieg selbst mißbilligt unser Schriftsteller. Er erblickt in der Hoffnung, daß dieser Krieg der Weg zur Constituirung Deutschlands habe werden können, nichts als ungesunden, politisch unreifen Idealismus. Denn Oesterreich, meint er, würde uns den ursprünglichen Zweck des Krieges, die preußische Junkerpartei würde dem gegenwärtigen Ministerium die Führung desselben aus der Hand gewunden haben. Es scheint, daß die eine dieser Behauptungen immer die andre beweisen soll, denn für die letztere wenigstens beruft sich unser Autor einzig auf das Gebahren und die Prätensionen der Kreuzzeitung und ihrer Commanditen selbst. Dieselben Blätter jedoch behaupten, daß überhaupt der preu-

ßische Thron nur von den Ihrigen gerettet, das preußische Volk nur von den Ihrigen regiert werden könne. Ist es die Zudringlichkeit einer Partei, welche die Mittel zum Kriege schafft und die Energie seiner Führung verbürgt? Schon recht, daß der große Waffengang zur Probe für die Thatkraft des gegenwärtigen Ministeriums und für die Sympathien der Bevölkerung mit dem gegenwärtigen Systeme geworden wäre. Was jedoch berechtigt zu dem Kleinmuth, daß die Probe nicht wäre bestanden worden? Herr Beseler verspricht sich Alles von einem „nationalen Kriege für ein großes Interesse“ — wir glauben ihn versichern zu dürfen, daß die preußische Bevölkerung dann gewiß den derzeit zu führenden Krieg als einen solchen aufgefaßt haben würde, wenn es sich gezeigt hätte, daß der glückliche Erfolg des Krieges identisch sei mit der Vertheidigung des dermaligen liberalen gegen ein reactionäres Junkerregime.

Seltsam, in der That, daß gerade unser Verfasser die von uns vertretene Ansicht des falschen Idealismus bezüchtigt. Wiederholt wünscht er einen echt nationalen, einen in ganz Deutschland volksthümlichen Krieg herbei; mit leichtem und gewiß mit wahrhaft männlichem Muthe nimmt er die Möglichkeit in Aussicht, daß „die deutsche Verfassungssache uns in auswärtige Händel und Krieg verwickelte, um unsre Selbständigkeit und freie Selbstbestimmung in unsrer größten nationalen Angelegenheit dem Auslande gegenüber zu wahren,“ ja, er weist ausdrücklich auf jenes „verlassene und verrathene deutsche Land“ hin, wo die deutsche Ehre verpfändet sei, wo sie nicht früh genug mit den Waffen wieder eingelöst werden könne. Solche Hinweisung steht diesem Manne vor allen gut: allein, — wenn denn doch der praktische Tik, der unter uns erwacht ist, das ehrwürdige Wort zu einem tadelnden Sinne gestempelt hat — auf welcher Seite ist denn hier der „Idealismus?“ Kein Zweifel, daß die Vertreibung eines fremden Unterjochers und Ueberziehers ein einfacheres und verständlicheres Motiv zum Kriege, kein Zweifel, daß ein Befreiungskampf wie der, welchen unsre Väter kämpften, eine bessere Gelegenheit zur Einigung Deutschlands wäre als dasjenige, was in dem letzten Conflicte zwischen Frankreich und Oesterreich das preußische Programm bildete. Allein wie selten liegen in politischen Dingen die Motive und die Gelegenheiten in so einfacher und gleichsam ideeller Klarheit! Sind wir die Idealisten, die wir an die gegebenen Anläße anknüpften und die Möglichkeiten nahmen und benutzt wissen wollten wie sie waren, — oder ist es derjenige, der sie nur benutzen will, wenn sie zweifellos seiner Idee entsprechen und genau so sind, wie er sie wünscht?

Und seltsamer noch: während unser Verfasser von seiner Voraussetzung der Unwiderstehlichkeit des österreichischen Systems aus die Benutzung des jüngsten Krieges für die deutsche Verfassungssache verwirft — so ist es doch eben diese Verfassungssache, die er jetzt, nach Beendigung des Krieges, rasch in Angriff genommen wissen will. Er muß mithin der Ansicht sein, daß sich eine solche Umgestaltung des bestehenden öffentlichen Rechts in Deutschland im Frieden leichter werde bewerkstelligen lassen als unter dem gebieterischen Drange äußerer Gefahren, unter Verhältnissen, welche die Macht des Mächtigen ehren und erkennen lassen. Und zwar — um diese Hoffnung in ihrem Grund oder Ungrund richtig zu schätzen — so übersehe man nicht, welcher Art diese Umgestaltung nach

Beseler's Vorschlägen sein soll. Es handelt sich nicht — und wir stimmen von ganzer Seele bei — um eine Verbesserung des unverbesserlichen Bundes, sondern um die Herstellung einer mit einem Parlament umgebenen Reichsgewalt, wesentlich mit den Attributen wie sie die Reichsverfassung von 1849 feststellte, um die Uebertragung der bewaffneten Macht, der auswärtigen Vertretung, des Zoll-, Handels- und Schiffahrtswesens der deutschen Einzelstaaten an Preußen. An Preußen — wohlgemerkt! — und es handelt sich also weiter um die Constituirung Deutschlands ohne Oesterreich, mit welchem das neu constituirte Deutschland sogar jene engere völkerrechtliche Verbindung einzugehen sich hüten soll, die in dem Gagern'schen Programm als ein letztes Auskunftsmittel vorgesehen war. So, in der Hauptsache sind die Forderungen unsrer Broschüre. Ihrer Richtigkeit als Forderungen für die Zukunft zu widersprechen sind wir sicher die Letzten, die wir den Gedanken eines derartigen deutschen Staates unter der Leitung Preußens, wachzuhalten und, wenn nöthig, auf die Nachkommen zu verpflanzen auch in aussichtsloseren Zeiten nicht aufgehört haben. Aber vollkommen unverständlich bleibt uns, wie alle diese Dinge ohne die Chancen eines Krieges leichter sollen durchzuführen sein als mit denselben. Oesterreich wenigstens, dessen reactionäre Tendenzen mit ihrer fortreißenden Wucht unser Verfasser vor Allem fürchtet, Oesterreich war und ist anderer Ansicht. Es fürchtete von der Betheiligung des von Preußen geführten Deutschland an dem Kriege für seine Herrschaft in Deutschland; es schloß den Frieden von Villafranca, um den möglichen Anfang eines selbständig, einig und liberal auftretenden Deutschland zu verhindern; es hofft jetzt, im Frieden, den Bau eines solchen Deutschland mit den alten und mit neuen Mitteln ohne allzugroße Mühe hintertreiben zu können — und wir besorgen, daß diese Rechnung für's Erste die richtige ist.

Oder sind es etwa bestimmte Mittel und Wege, welche unser Verfasser für die Erreichung des hingestellten Zieles anzugeben weiß? Um es kurz zu sagen: die dringende Noth, die lebendig gefühlte Nothwendigkeit ist das einzige Material, mit dem er baut. So tief, äußert er, wie durch die Vorgänge, welche in Deutschland den letzten Krieg begleiteten, ist Deutschland als zum Kriegführen fähige und bereite Macht niemals in den Augen des Auslandes gesunken. Wir sind in ein neues Verhältniß zu dem übrigen Europa getreten, welches diesem nur Vortheil und uns nur Schaden bringt. Nie ist unsre Schwäche so offenbar, ebendeshalb nie unsre Gefahr so groß gewesen. Die Einsicht in diese Gefahr daher muß und wird hoffentlich alle Schwierigkeiten des großen Einigungswerkes siegreich überwinden. — —

Es sei ferne von uns, den Appell an den Verstand, an den ernsten und nachhaltigen Willen der Nation durch Einwände zu kreuzen. Wir glauben nur, daß die Augenscheinlichkeit des Bedürfnisses nicht an sich selbst schon anstatt der Mittel und Wege genommen werden darf, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Wir kommen auf unser erstes Wort zurück. Wenn sich unsere Hoffnungen mit denen des Verfassers begegnen, so geschieht es wesentlich deshalb, weil wir seine Schilderung unsrer gegenwärtigen Zustände für eine zu düstere halten, weil wir wenigstens theilweise die Früchte der preußischen Politik, der Politik des eventuellen Eintretens in den österreichisch-französischen Krieg gereift sehen. Diesem Kriege

gerade und dem preußischen Programm der bewaffneten Mediation verdanken wir, im Zusammenhange mit der ebenso deutschen wie liberalen Haltung des preußischen Kabinets, die gegenwärtige Stimmung der Gemüther und die Bewegung zu Gunsten einer bestimmter formulirten nationalen Einheit. Nicht blos Deutschlands Schwäche — um es anders zu sagen — ist in den letzten Monaten offenbar geworden, sondern offenbar geworden zugleich, daß Deutschland einzig in Preußen seinen Schwerpunkt suchen, seinen Führer und Vertreter zu finden hoffen kann, sobald es von ernsten äußeren Gefahren bedroht wird.

Wir reihen unsrer Broschürenschau schließlich die Erwähnung eines Büchleins an, das freilich kaum unter diese Kategorie gehört. Wohl wäre es eine Aufgabe für eine politische Feder, den Charakter und die Bedeutung Louis Napoleon's aus dem bisherigen Leben des Mannes zu erläutern. Nicht mit der umsichtigen und objectiven Ruhe des Geschichtschreibers würde der biographische Publicist schreiben können: er müßte den ganz und gar politischen Gegenstand mit politischem Sinn und Interesse, und er dürfte ihn sogar mit Eifer und Leidenschaft behandeln. Die gewandt und geschmackvoll geschriebne »biographische Studie« über Kaiser Napoleon III. von R. Gottschall (Liegnitz, Kuhlmey'sche Buchhandlung) gehört mehr der belletristischen als der historischen oder politischen Literatur an. Es ist überwiegend der Roman dieses Lebens, der uns erzählt wird, und zwar so erzählt wird, daß die französischen Quellen oft allzusehr durchschmecken. Doch es wäre Unrecht, hier einen anderen Maaßstab anzulegen, als welchen der Verfasser selbst für seinen Essay uns in die Hand giebt. Er will ein gedrängtes Gesammtbild des französischen Cäsaren und seines Lebens entwerfen, welches, leicht verständlich und rasch zur Hand, für die Beurtheilung der Zeitereignisse doch vielleicht manchen wünschenswerthen Anhalt gewähre. Solche Bescheidenheit solchem Stoff gegenüber — gestehen wir es — ist nicht nach unserm Geschmack; unwillkürlich, dächten wir, müßte die weiche Feder an dieser Persönlichkeit sich zur Waffe erhärten. Immerhin erkennen wir gern das Verdienst des geschickten Erzählers an: sorgt doch schließlich der Gegenstand selbst dafür, daß der deutsche Leser nur Einen Eindruck mit sich hinwegnehmen kann. Es wird ihn grauen vor dem ideenverachtenden Fatalismus des Napoleoniden, und er wird mit Abscheu gewahr werden, welche Macht bei aller sittlichen Perversität dem klugen und festzielenden Willen innewohnt. Er wird, so Gott will, aus Beidem die Zuversicht schöpfen, daß ein solcher Mann nur so lange gefährlich und unüberwindlich ist, als er es vermeidet, mit einer Nation den Kampf zu suchen, die mit gleich energischem Wollen für die Idee ihrer Nationalität, für ihr Recht und für ihre sittliche Bestimmung einträte.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die italienische Frage, Deutschland und die Diplomatie im Jahre 1848.

Die Ereignisse der letzten Monate sind ohne Zweifel auch ohne Commentar und ohne historische Parallelen verständlich. Der Krieg in Italien regte Alles, was in unserem Vaterlande an politischem Interesse vorhanden war, gewaltig auf. Das deutsche Nationalgefühl erwachte mit neuer Stärke. Ohne Unterschied fühlten Alle, daß dieser Krieg auch uns angehe, daß Deutschland sich selbst schuldig sei, zu seiner Entscheidung mitzuwirken. Allein in zwei durchaus verschiedenen Richtungen machte sich dies Gefühl geltend. Hier wurde die Sache Oesterreichs ohne Weiteres für die Sache Deutschlands erklärt — hier wieder ward eine selbständige deutsche Politik in's Auge gefaßt; unter Preußens Vortritt wird eine bewaffnete Vermittlung eingeleitet, und diese, beiden kämpfenden Mächten gleich unbequem, führt über Nacht zu einem Frieden, dessen eigentliche Bedeutung noch anderswo liegt, als in der angeblich beabsichtigten Ordnung der Verhältnisse der appenninischen Halbinsel.

Das Alles, wie gesagt, ist durch sich selbst verständlich: allein unwillkürlich bringt es die Situation von 1848 in Erinnerung. Wie auch damals Oesterreich das übrige Deutschland in's Schlepptau zu nehmen suchte, wie auch damals Deutschland einen Ansatz, sich zu verselbständigen machte, wie dieser letztere Versuch jedoch machtlos und erfolglos war, da Preußen damals seine eigenen Wege ging — dies darzustellen ist die Absicht der nachfolgenden Blätter. —

Die Republikaner von Lamartine's Schlag, durch die Februarrevolution 1848 an die Spitze der Republik erhoben, hielten sich die Sinnen doch so weit klar, daß sie ihre Politik dem Auslande gegenüber auf vernünftige Erfahrungsgrundsätze bauten. Sie sahen in der Mittel-Europa durchwogenden Revolution zwei herrschende Elemente, die nationalen und die liberalen. Durch letztere — so sagten sie sich — fühlen sich die anderen Völker Frankreich verbrüdert; wollte sich aber dieses in ihre innere Entwicklung zur Freiheit, wenngleich helfend, mischen, so würden sich die

nationalen Elemente übergewaltig dagegen erheben; den Fürsten würde es damit leicht gemacht, die liberale Bewegung in ihren eigenen Ländern, und schließlich vereint auch in Frankreich zu unterdrücken. Darum wollte Frankreich keinen Propagandakrieg der Volkssouveränetät führen, wohl aber sich bereit machen, Erhebungen, welche ihre eigene Kraft bewiesen hätten, wenn es in einer bösen Stunde von diesen zu Hülfe gerufen würde, zu unterstützen.

Von Deutschland sah sich Frankreich von Anfang der Bewegung an mit Mißtrauen betrachtet; auf radicale Verbrüderungsgrüße konnte man nicht bauen. Der glückliche Aufstand der Mailänder und der Venetianer dagegen rief mächtig die italienischen Erinnerungen an 1796 wach, und das republikanische Element dabei wurde in Paris überschätzt. Ein Alpenheer sollte gebildet werden. Allein dessen Einschreiten sowie seine Aufstellung wurde durch die sich drohend dagegen erhebenden Erklärungen Piemonts sofort abgewehrt, und ganz Italien, in der Hoffnung sich selbst helfen zu können, warf der neugebornen Republik seine Proteste und sein l'Italia fara da se in's Angesicht. Ebenso erklärten viele deutsche Patrioten der verschiedensten Farbe, selbst Glieder der Emigration, den Franzosen, die deutsche Nation werde eine Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten nicht dulden; könnten sich die Italiener selbst unabhängig von Oesterreich machen, so wolle man ihnen nicht im Wege sein, so weit die Grenzen und die Interessen Deutschlands dabei nicht Schaden litten.

Cavaignac, dessen reinen Charakter man um so höher verehren lernt, je mehr man seine politische Thätigkeit studirt, wußte diesen Standpunkt zu würdigen. Er war überzeugt, daß es dem Kaiser Nikolaus um sein Princip des Absolutismus eben so rein und ganz zu thun sei, wie ihm um das der Republik, — eine Ueberzeugung, von welcher er erst im Sommer durch das Anerbieten des russischen Gesandten in Neapel geheilt wurde, Rußland wolle Frankreich in Italien mit seinen demokratisirenden Tendenzen gewähren lassen, wenn es nur die Kartenrevision nicht im Großen treibe und dafür auch Rußland in der Türkei freie Hand lasse. Ehe aber Cavaignac diese Erfahrung machte, sah er Rußland als den systematischen, unversöhnlichen Feind der französischen Republik an, und suchte daher gegen die Gefahr eines Coalitionskriegs, an dessen Spitze Rußland stände, sich an dem verjüngten Deutschland, an der damaligen deutschen Centralgewalt einen Bundesgenossen zu gewinnen. Wenn auch mit saurem Gesichte — hätte er Zugeständnisse rücksichtlich Deutschschleswigs gemacht. Auch Oesterreich setzte er mit Vorstellungen zu, welche denselben Zweck hatten. Unumwunden sprach er es aus, die Mission Oester-

reichs sei, als großer Donaustaat sich an die Spitze einer Conföderation der Donaustaaten zu stellen, dem Czaren die Mündungen des Stroms zu entreißen. Rußland, welches diesen natürlichen Beruf Oesterreichs wohl kenne, habe 1797 Oesterreich gereizt, Entschädigungen für alle möglichen Verluste und Ansprüche in Italien zu suchen; Rußland habe Oesterreich in seinen ihm unheilvollen italienischen Besitzungen erhalten, um es dadurch in alle mögliche Verwicklungen mit Italienern und Franzosen zu bringen. So habe Oesterreich nie von der „italienischen Krankheit" gesunden können, was Frankreich — so sagte Cavaignac — nach vielen theuren Erfahrungen gelungen sei.

Wohl weniger in Folge jener Vorstellungen Frankreichs, als aus Furcht vor einem französischen Kriege zu Gunsten der Lombardo-Venetianer, sandte der österreichische Ministerpräsident Graf Ficquelmont gegen Ende Mai's 1848, also schon nach der siegreichen Schlacht bei St. Lucia und der Verstärkung des Heeres, den Bevollmächtigten Baron Hummelauer nach London, mit Vorschlägen, auf welche hin Oesterreich unter Mittlung Englands mit Piemont Frieden zu schließen wünschte. Die nach Hartig's Versicherung von Ficquelmont selbst geschriebene Denkschrift ist schon sonst öffentlich besprochen. Allein die mündlichen Anerbietungen Oesterreichs gingen viel weiter. Während Herr von Radowitz in der Frankfurter Nationalversammlung nicht müde wurde, die absolute Unentbehrlichkeit der Minciolinie für Oesterreich, ja für Deutschland zu beweisen, war man in Wien doch anderer Ansicht gewesen. Oesterreich erbot sich, die Minciolinie mit Mantua-Peschiera an Piemont abzutreten, und bedang sich nur eine etwas günstigere Gränze als seine Etschgränze von 1797 aus. Eine in gleicher Entfernung von den beiderseitigen Gränzfestungen von Lacise am Gardasee an den Po unter Ostiglia laufende Linie sollte die beiden Staaten, Oesterreich und Piemont, zu gesicherten, darum guten Nachbarn machen, ja sie zu Einem Vertheidigungssystem gegen Frankreichs Einmischungsgelüste vereinigen, wobei Oesterreich das verlorene Mantua durch Verstärkung Veronas zu ersetzen hoffte.

Allein Karl Albert, welcher wohl nach Metternich's Sturz damit, namentlich auch mit dem antifranzösischen Zwecke ganz einverstanden war, konnte unmöglich den schwindelnd hohen Nationalitätsgeistern gegenüber Venedig, das sich selbst befreit hatte und sich hielt, aufgeben: er mußte — wir vermuthen mit schwerem Herzen, ablehnen, und so blieb Italien den Franzosen geöffnet; das blutige Würfelspiel in dem Festungsviereck um Oberitalien hatte seinen Fortgang.

Die Ansicht von der Mittellinie zwischen Etsch und Mincio als

guter Gränze vertrat sofort auch Ficquelmont's Nachfolger, Freiherr von Wessenberg; ja, er gab sie auch nach dem Treffen gegen Ende Juli nicht auf, in welchem Radetzky den König über den Mincio zurückwarf, — und ebendahin äußerte sich noch den 7. August der Reichsverweser Erzherzog Johann (Blaubuch v. 31. Juli 1849; III, Nr. 129). Die Etschgrenze, so sagte Wessenberg am 5. August zu Lord Cowley, dem englischen Gesandten in Frankfurt, sei das Aeußerste, was Oesterreich annehmen würde — und Cowley fand Wessenberg's Berufung auf die öffentliche Meinung Deutschlands so triftig, daß er geneigt war zuzustimmen. „In der Nationalversammlung", so sagt er in seinem Berichte an Palmerston, „setzt man voraus, daß mit dem Aufgeben Venedigs Triest ruinirt wäre. Noch keine Stimme dagegen habe ich gehört, welche sich für die Beibehaltung der Lombardei erhoben hätte, und ich bin überzeugt, daß, wenn Oesterreich unsinnig genug wäre, dies zu wünschen, und mächtig genug, den Versuch zu ihrer Beibehaltung zu machen, ein solcher Ausbruch von Entrüstung Statt finden würde, daß es sich schnell genöthigt sehen würde, davon abzustehen" (A. a. O. III. Nr. 119).

So kam es denn, daß sich am 9. August auch England und Frankreich auf der von Oesterreich angebotenen Mittellinie als Basis zur Friedensmittlung vereinigten. Auch Frankreich, dessen eigentliche Neigungen freilich auf ganz andere Ziele hingingen. Denn so sehr England Piemont durch die Lombardei zu stärken suchte, so wenig kümmerte sich Frankreich darum. Sein Ziel war ein, nach dem Muster von 1796 zwischen dem möglichst wenig zu vergrößernden Königreich Piemont und Oesterreich zu errichtender „unabhängiger" Staat, wo möglich eine subalpinische Republik, eine Pflegetochter der französischen. Gerade die Lagunenstadt bot dazu eine Basis: sie war bereit, um den Preis der französischen Hülfe zum zweiten Mal in demselben Jahre sich als Republik zu proclamiren. Frankreich hatte nur in der Noth des Augenblicks durch Beitritt zu der englischen Basis am 9. August diese seine Politik einen Augenblick in den Hintergrund gestellt.

Allein eben jetzt hatte ein großer Umschwung der Meinungen Statt gefunden. Jetzt fand man auf einmal nicht blos am kaiserlichen Hofe zu Wien, daß die Minciofestungen nach strategischen Gründen zu einer starken Grenze Oesterreichs gehörten, sondern die öffentliche Meinung in Deutschland war plötzlich gleichfalls dahin erleuchtet. Es war dies eine wahre Illumination zu Ehren Radetzky's und seines braven Heeres. Entscheidende Siege sind ja nicht blos dem Feinde, sie sind auch Freunden gegenüber überzeugender als Vernunftgründe. Die Räumung Mailands und der Lombardei in Folge des gerade auch am 9. August abge-

schlossenen Waffenstillstands zeigten erst die Auflösung des piemontesischen Heeres, und jetzt meinten auch die Besonneneren in Frankfurt, daß von der Mittellinie kaum mehr die Rede sein könne. Nicht sobald hatte aber die öffentliche Meinung Deutschlands die Minciolinie adoptirt, — als die österreichische Politik hinter diesem Schanzkorbe anfing die Behauptung der Lombardei aufzupflanzen.

Obgleich nun aber so über die Grundbedingungen des Friedens für's Erste eine sehr erhebliche Meinungsdifferenz zwischen den Westmächten und der Majorität des deutschen Parlaments bestand, so war die Centralgewalt in Frankfurt doch mit den Kabinetten von Paris und London in dem lebhaften Wunsche nach Frieden und in dem Bestreben Eins, durch Mittlung dazu beizutragen. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Einigung der Westmächte, um den kriegführenden Mächten eine Friedensbasis vorzuschlagen, beschloß auch die deutsche Centralgewalt, sich bei diesem Mittlungswerke zu betheiligen. Deutschland mußte einmal als Großmacht in den europäischen Verhandlungen auftreten, und eine bessere Gelegenheit dazu schien es nicht zu geben; denn Deutschland war gewiß bei dem Verhältniß Oesterreichs zu seinen italienischen Unterthanen mindestens eben so betheiligt, als England und Frankreich; also mußte es, so meinte man, zu der Mittlung zugelassen werden.

Am 17. August zuerst bereitet Cowley, nach einer Unterredung mit dem damaligen Reichsminister Heckscher, Palmerston auf die von der deutschen Centralgewalt beschlossene Sendung des Freiherrn v. Andrian nach London und auf den durch diesen zu vertretenden Wunsch der Centralgewalt vor, sich an den Verhandlungen zu betheiligen; er berichtet vier Tage später, wie er zwar Heckscher selbst für die Minciolinie gestimmt gefunden, der Ministerrath jedoch seine Meinung dahin abgegeben habe, daß man zuwarten wolle, ehe man in der Sache selbst einen Beschluß fasse; — „vor Allem wünschten sie die Ansicht in Wien zu hören; indeß hätten sie beschlossen einen Agenten nach Wien zu schicken, welcher der österreichischen Regierung ihr Verlangen ausdrücken sollte, zu jeder Unterhandlung zugelassen zu werden, welche zur Beilegung der italienischen Frage eröffnet werden möchte. Heckscher versicherte mich, der beabsichtigte Rath der Centralgewalt würde der der Mäßigung und des Friedens sein.“ (A. a. O. III. S. 217. 218.)

Leider lagen die praktischen Schwierigkeiten und Inconvenienzen, die gegen das Verlangen der Centralgewalt sprachen, zu sehr auf der Hand, als daß sie nicht gleich anfangs hätten zur Sprache kommen sollen. Palmerston hob sie sofort hervor. „Eine von mehr als Einer Partei betriebene Mittlung,“ schreibt er am 31. August an Cowley, „ist an sich

eine schwierige Operation; denn da die Aufgabe der Mittlung ist, durch Unterhandlung ein Einverständniß der streitenden Parteien zu Stande zu bringen, so ist es wesentlich, daß der Mittler bei jedem Schritt des Processes seine eigene Meinung kenne, und eine Ansicht über das zu Erörternde habe. Dies ist nicht immer leicht, wenn die mittelnde Partei Einer ist; es ist schon schwieriger, wenn der Mittler zwei sind und wird es ungleich mehr, wenn ihre Zahl wächst und wenn, außer der numerischen Vermehrung, die neue Partei Interessen und Ansichten mit sich hereinbringt, welche von denen ihrer Mittlungsgenossen wesentlich abweichen. Ueberdies sollte der Mittler, um unparteiisch zu sein, mit keiner der streitenden Parteien zu genau verbunden sein; nun ist aber eben einer der Gründe, aus welchen die Centralgewalt an der Mittlung Theil zu nehmen wünscht, der, daß Oesterreich und die Centralgewalt in mehrerem Betracht Eins und Dasselbe sind." (A. a. O. III. Nr. 235.)

Und Oesterreich in der That sorgte dafür, daß Palmerston mit diesem letzten Satze Recht behalte — einem Satze, dessen Anwendung auf die jüngste Vergangenheit unsere Leser selbst machen werden. Das Wiener Kabinet, dessen Ansprüche natürlich mit dem Erfolge seiner Waffen gewachsen waren, suchte Zeit zu gewinnen, um seine früheren Zugeständnisse vergessen zu machen und die öffentliche Meinung, von der Siegesglorie geblendet, hinter sich her in neue Geleise zu gängeln. Für die Zeit des am 9. August mit Sardinien abgeschlossenen Waffenstillstandes war der Tessin als Scheidungslinie bestimmt: — was Wunder, wenn Radetzky und das Wiener Kabinet demselben den Charakter einer politischen Convention und einer Basis für die Friedensunterhandlungen zu geben versuchten — wogegen denn freilich Karl Albert um so mehr protestirte, als er auf Verlangen der Mittlermächte am 15. August deren Mittlungsbase angenommen hatte, welche ihm die Minciofestungen zusprach. Nicht minder ferner suchte man in Wien dem Drängen des französischen Ministeriums auszuweichen. Dieses nämlich, von den radicalen Parteien getrieben, sofort etwas für Italien zu thun, wies den anderen Kabinetten gegenüber auf seine inneren Verlegenheiten hin, um seinen Willen durchzusetzen. Den 1. September übergab der Gesandte der französischen Republik an Wessenberg eine sehr drohende Depesche, welche von Oesterreich sofortiges Ja oder Nein verlangte, ob es die anglofranzösische Mittlung annehme. Schon den 8. hatte das Pariser Kabinet die Antwort des Wiener in Händen —: Wessenberg trennte klug die Mittlungsfrage; er nahm zwar die Mittlung selbst, aber nicht die bekannte Mittlungsbasis an „indem er sich die Bestimmung der Basis des künftigen Vergleiches reservirte" — eine Antwort, durch die er offenbar zu-

gleich Zeit zu gewinnen hoffte, um durch unmittelbare Unterhandlungen mit Karl Albert Frieden abzuschließen und die Mittelmächte zu trennen. Und doppelzüngig erklärte gleichzeitig Erzherzog Johann am Abend des 7. Septembers in Frankfurt den fremden Gesandten, er habe von Wien eine Mittheilung bekommen, die österreichische Regierung habe jetzt die Mittlung Englands und Frankreichs in seinem Streit mit Sardinien auf der Basis der alten Verträge angenommen. (A. a. O. III. Nr. 301.) Das war eine entschiedene Unwahrheit; — es ist nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, wer sich dieselbe zu Schulden kommen ließ. Cowley konnte nicht umhin, gegen den Erzherzog-Reichsverweser seine Bedenken und Zweifel auszusprechen.

Und mit alledem suchte die österreichische Partei nun auch das Parlament für die am weitesten gehenden Ansprüche zu gewinnen und es namentlich gegen die französische Einmischung aufzustacheln, was dann sofort wieder, als sei es bereits vollständig gelungen, als Mittel, besonders England gegenüber, benutzt wurde. Den 11. September berichtet der überaus gläubige englische Gesandte in Wien, Viscount Ponsonby, die österreichische Regierung sage, die ganze Bevölkerung sei zum Widerstand gegen die französische Drohung entschlossen und auch die deutschen Völker hätten eine ähnliche Ansicht über das Unheil und die Schande, welche der Unterwerfung unter diesen Befehl (dictation) folgen würden. Kaum dürfe die demokratische Ultrapartei wagen, ihren Dissens von dieser allgemeinen Stimmung auszudrücken (A. a. O. III. Nr. 326).

Und es war so. Je mehr die öffentliche Meinung im südwestlichen Deutschland gegen Preußen, wegen seines Benehmens in der dänischen Frage, gereizt wurde, desto mehr ging sie — ein Vorspiel des Jahres 1859 — für die österreichischen Pläne in Italien in's Geschirr, ohne doch deren letzten Zweck zu kennen. Radetzky wurde in Frankfurt als Feldmarschall des deutschen Reiches behandelt und belobt; und er schrieb, — mit einigermaaßen cavalièrer Behandlung der historischen Wahrheit — am 27. September von seinem Hauptquartier Mailand aus, an die deutsche Centralgewalt: „Der Einfluß Deutschlands in der Lombardei ist uralt; sie war beständig ein Lehen des Reichs und als solches kam sie an die österreichische Dynastie. Auf unsern Einfluß in dieser Gegend verzichten, hieße einen Verrath nicht bloß an Oesterreich, sondern auch gegenüber von ganz Deutschland begehen. Ich richte diese Worte an Sie, meine Herren, welche Deutschland beauftragt hat, seine Einheit, seine Weltstellung zu begründen." — Je langsamer es mit der Gründung einer inneren reellen Einheit voranging, desto geneigter mußte man in Frankfurt sein, sich auswärtigen Glanz ertheilen zu lassen.

Sehen wir zunächst zu, welches die Wirkung dieser Haltung des Parlaments auf Frankreich war.

Schon am 8. August schreibt Bastide, als Minister des Auswärtigen der Republik, an Em. Arago, seinen Gesandten in Berlin, Folgendes: „Die deutsche Einheit ist ein vortreffliches Princip, sofern sie sich in den Grenzen der demokratischen Verbrüderung zwischen den verschiedenen Völkern hält, aus denen die große deutsche Familie zusammengesetzt ist. Aber wenn man unter dem Vorwande der Einheit und Brüderlichkeit Schweswig, das dänisch ist, absorbiren will, Limburg, das holländisch ist, die Lombardei und das Venetianische, welche italienisch sind, Posen, das polnisch ist, und vielleicht das Elsaß und Lothringen (hier ist über die Nationalität nichts gesagt!), — so wird die deutsche Einheit ein Factum, das zu bekämpfen ist. Da nun diese Tendenz offenbar ist, so muß man für jetzt Preußen und Bayern und die anderen Staaten ermuthigen, ihre Unabhängigkeit und ihre Nationalität zu erhalten. — — Man muß Preußen nicht in die große Conföderation von 45 Millionen Deutschen werfen, welche nicht gegründet werden wird, aber deren Versuch schon uns Schaden thun könnte" (Bastide, la république française et l'Italie en 1848, documents, p. 50, 51).

Gegen Ende August sodann, zur Zeit jenes französischen Ultimatums an das Wiener Kabinet, lagen die Sachen, laut einer vom 20. September datirten Depesche Bastide's an Beaumont, seinen Gesandten in London, nach der Auffassung des Pariser Kabinets folgendermaaßen: „Von der Weigerung Oesterreichs überzeugt," lautet diese Depesche, „mußte ich zugleich denken, wir würden uns sofort, sehr gegen unseren Wunsch, genöthigt sehen, das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege zu geben. Es war dann evident, daß Deutschland gemeinsame Sache mit Oesterreich machen würde und daß die Frankfurter Unitarier, trotz ihrer angeblichen Achtung für die Nationalitäten, deutsche Contingente den Unterdrückern der italienischen Nationalität zu Hülfe schicken würden. In demselben Augenblicke weigerte sich Deutschland, den Waffenstillstand von Malmö zu ratificiren, und auch von dieser Seite waren wir in Gefahr, in einen widerwärtigen Kampf hineingezogen zu werden. Damals also kam ich auf den Gedanken, Preußen den Vorschlag zu machen, die Unterhandlungen (wegen Friedensmittlung in Italien), welche eben unwiderruflich abgebrochen schienen, wieder zu eröffnen. Ich unterbreitete also in Berlin die Idee, Preußen solle sich als Mittlermacht anbieten, als eben die Versöhnung nicht mehr möglich schien."

Preußen sollte es sich also zur Ehre rechnen, für sich die tauben, für Frankreich die guten Kastanien aus den glimmenden Kohlen herauszuho-

len! — Wirklich forderte der französische Gesandte in Berlin die dasigen Minister officiös auf, in die Mittlung einzutreten, während Bastide denselben Rath an Hatzfeld, den preußischen Gesandten in Paris, richtete. — Preußen ließ sich wirklich dazu bestimmen.

„Ich fand dabei den Vortheil," fährt Bastide fort, „einmal, einige Chancen für die Möglichkeit einer friedlichen Lösung der italienischen Angelegenheit wieder aufleben zu sehen; zweitens, Preußen von Deutschland (von dem jetzt zu Oesterreich sich neigenden Parlament) zu trennen, dessen größte Macht Preußen wäre, das ihm seine Rolle als Macht erster Größe wieder verschaffen würde; drittens, Preußen zu veranlassen, nicht länger das Werkzeug der Frankfurter Conföderation gegen das Königreich Dänemark zu sein. Die beiden letzteren Zwecke wurden vollkommen erreicht. Das Berliner Kabinet zeigte in der schleswig'schen Frage eine Entschlossenheit, worauf man nicht gefaßt war, und wir sehen, daß Frankfurt, dieses unentbehrlichen Machtelements beraubt, dem Waffenstillstand von Malmö zustimmen mußte, nachdem es ihn in aller Form abgelehnt hatte. Preußen hat sich gezeigt, und dieses deutsche Reich, welches drohte, auf uns mit seinem Gewicht von 45 Millionen Menschen zu drücken, findet sich sofort auf die Verhältnisse einer schlecht vereinigten für Frankreich gefahrlosen Conföderation zurückgeführt. Dank dieser Politik bietet die dänische Frage keine Gefahren eines allgemeinen Kriegs mehr. Gegen Süden würde Frankfurt, wenn es die ganze Macht besessen hätte, welche ihm die Unterwerfung Preußens sichern mußte, sich mit uns als Mittler in der italienischen Sache aufgepflanzt haben, und so hätten wir zwei Oesterreiche vor uns gefunden. Nun aber hat die Sache ein anderes Gesicht bekommen. Als das Wiener Kabinet uns vor einigen Tagen die Zulassung eines Gesandten des Erzherzogs Johann zu den Conferenzen vorschlug, konnte ich ihm antworten, ich wisse nicht, was „das Reich Frankfurt" sei, und wenn man die Absicht habe, uns im Namen des deutschen Reichs eine Doublure des Wiener Ministers zu geben, so würden wir es nicht annehmen" (Bastide, p. 116, 117 documents).

An den französischen Gesandten in Turin schreibt Bastide, um der Zustimmung Piemonts zuvorzukommen, am 25. September: „Frankfurt zu den Conferenzen zulassen, hieße Oesterreich zwei, statt einer Stimme geben und zwar nach dem Geständniß Frankfurts selbst, da sein Gesandter uns als Rechtstitel seiner Zulassung vorgebracht hat, daß Frankfurt ebenso an dem status quo ante bellum in Italien interessirt sei, als Wien. Die Prätention Frankfurts ist demnach ebenso unzu-

lässig, als wenn Einer einen Proceß richterlich entscheiden wollte aus dem Grunde, daß seine Interessen darein engagirt seien.“ *)

Uns dünkt, diese Bastide'schen Schriftstücke, so sehr auch die Eitelkeit und Prahlerei des Franzosen aus ihnen redet, sind nicht wenig lehrreich. Es erhellt aus ihnen, welchen Respect Frankreich vor jedem Versuche deutscher Einheit hat, wie hoch es dabei die entscheidende Bedeutung Preußens anschlägt, wie die Detail-„Nationalitäten“ und „Souveränetäten“ der Rettungsanker Frankreichs sind; es erhellt ferner aus ihnen, wie die deutsche Centralgewalt hauptsächlich dadurch zu keiner Anerkennung im Rathe der europäischen Mächte kam, daß sie sich so sehr mit Oesterreich identificirt hatte.

Es ist übrigens nicht zweifelhaft, daß die Darstellung Bastide's mehr „geistreich“ als streng richtig ist. Den Erwartungen Bastide's schien es zu widersprechen, daß (nach einem Berichte Westmoreland's aus Berlin vom 21. Septbr. a. a. O. III. Nr. 377) in Wien das Ansinnen Preußens, in die Mediation einzutreten, angenommen wurde. Wessenberg theilte dieses nicht nur nach Paris und London, wohin sich Preußen auch gewandt hatte, mit, sondern auch nach Petersburg. Das Motiv Oesterreichs zu diesem Entgegenkommen gegen Preußens Wunsch entsprang aber aus seinem Bestreben, die Mittlung wegen der ihm ungünstigen Basis durch Vermehrung der Mittler hinauszuziehen und wo möglich zu vereiteln oder in einen Congreß zu verwandeln, bei welchem auch Rußland sich betheiligt hätte.

Nach dem in diesen Jahrbüchern bereits früher (Maiheft, S. 608) erwähnten eben so interessanten als seltenen „Italia e Francia nel 1848, saggio di storia diplomatica con documenti inediti. Torino 1856,“ welches von einem Vertrauten des französischen Ministerium des Aeußeren ursprünglich französisch geschrieben wurde, mißbilligte England die ohne sein Mitwissen geschehene Einladung Preußens zur Betheiligung an der Mittlung. Es scheint, daß Frankreich selbst, während es Preußen voranlockte, sich diese Hinterthür, sich ihm zu entziehen, offen hielt (Italia p. 28, unten — eine Stelle, die bei Bastide wiederum fehlt). Frankreich stellte England vor, daß, wenn auch Preußen und Rußland als Mitunterzeichner des Wiener Congresses Betheiligung verlangen könnten, die deutsche Cen-

*) Den Anfang dieses Briefes hat Bastide in seiner Documentsammlung weggelassen; wir können ihn aus einer alsbald zu charakterisirenden Quelle nachtragen. Er lautete: „Die Zulassung Preußens zur Mittlung würde den Vortheil bieten, daß die deutsche Centralgewalt um ebensoviel geschwächt würde, als Preußen stark ist; andernttheils würde dieser Vorgang allerdings auch Rußland die Thore öffnen, welches, wie ich fürchte, sich geneigt zeigen dürfte, Oesterreich zu begünstigen.“

tralgewalt ausgeschlossen werden müßte, da „Deutschland“ auf dem Wiener Congreß nicht vertreten gewesen sei.

England wurde aber in seiner Abneigung gegen die Zulassung Preußens bestärkt, da aus der ihm von Oesterreich mitgetheilten Note hervorzugehen schien, daß Preußen auch im Namen Rußlands dasselbe Ansinnen erhob (Palmerston an Ponsonby 2. October a. a. O. III. Nr. 420), worin sein Mißtrauen sich täuschte. Denn kaum wurde ruchbar, was Preußen beanspruche, so hat der englische Gesandte von Wien aus am 21. September zu berichten, daß zwar Rußland nicht, — aber Bayern denselben Anspruch zu erheben scheine. (A. a. O. III. Nr. 402.) Der Vertraute des französischen Ministers sagt lakonisch: „So hatte denn der preußische Zwischenfall keine Folge, und die Mittlung beschränkte sich ausschließlich auf England und Frankreich.“ —

Das ist richtig; wir können nicht beurtheilen, ob auch richtig ist, was Bastide über die Pläne Preußens sagt: „Preußen war auf seiner Hut gegen den Ehrgeiz Frankfurts und Wiens und zeigte sich geneigt, an den Unterhandlungen in einem uns günstigen Sinne sich zu betheiligen. Auch von Herrn v. Wessenberg erhielt ich am 16. September für Italien viel günstigere Bedingungen, als die durch Hummelauer im Mai gemachten waren, bessere selbst als diejenigen, welche wir (England und Frankreich) bei unserer Convention vom 9. August zum Ausgangspunkt genommen hatten.“

Wir halten uns für berechtigt, aus dem Zusammenhang zu schließen, daß Preußen die Vorschläge Wessenberg's vom 16. September adoptirte. Diese bestanden nach den Blaubüchern und nach Bastide (p. 118) beinah ganz in den schriftlichen österreichischen Maianerbietungen (von Ficquelmont durch Hummelauer), daß das lombardo-venetianische Königreich mit nationaler, constitutioneller Verwaltung durch einen Erzherzog Vicekönig unter österreichischer Souveränetät bleiben sollte. Dies aber gefiel Bastide darum besser, weil damit der König von Piement beinah nichts (etwa Parma) bekommen hätte, aber dieses lombardo-venetianische Vicekönigreich in der Lage gewesen wäre, zum Abfall von Oesterreich und für die Ehre eines Protectionskindes von Frankreich reif zu werden. — —

Um jedoch auf die Stellung der deutschen Centralgewalt zurückzukommen, so konnte dieselbe unter den dargelegten Umständen, bei den angeführten Ansichten des französischen Kabinets nur eine aussichtslose sein. Die klägliche Mission des Herrn v. Raumer nach Paris ist bekannt. Man darf sagen, daß es vielleicht klug war, einen Preußen damit zu betrauen, aber kaum eines Repräsentanten der deutschen Wissenschaft würdig, dahin gesandt zu werden. Herr v. Raumer selbst hat uns erzählt, wie er nicht sowohl

als Bevollmächtigter der deutschen Centralgewalt, sondern nur als wissenschaftliche Celebrität Zutritt bei den Leitern der Republik erhielt, obgleich, wie bald erhellen wird, die aus lauter Bescheidenheit kaum aufgestellte Ansicht der deutschen Centralgewalt der französischen sich nicht entgegensetzte. Es war eben einfach der bittere Groll Frankreichs gegen die Möglichkeit einer Einigung Deutschlands, was dem Bevollmächtigten in Paris diese demüthigende Behandlung bereitete.

Ganz anders doch war der Verlauf der Sendung Andrian's nach London. In jeder Weise überhaupt bildet die Haltung des englischen einen schneidenden Contrast zu der des französischen Kabinets. Wenn Frankreich neben der oberitalienischen Friedensmittlung allerlei anderweitige Zwecke und Intriguen verfolgte, so war die Absicht Englands mit ungelenkem Nacken einzig auf jenen Hauptzweck gerichtet und darum auch von Neid und Intriguen fern. Wenn Frankreich scheel sah auf den Anfang einer deutschen Macht, so stand England mit leidenschaftsloser Objectivität, ohne Furcht und ohne Eifersucht der sich bildenden deutschen Einheit gegenüber. Und so verschieden in den sachlichen Motiven, so verschieden war auch die Sprache der Depeschen Palmerston's von denen Bastide's. Das Alles freilich verhinderte nicht, vielmehr es war ein Grund, daß der englische Minister von den particularistisch österreichischen Organen systematisch fort und fort geschmäht wurde.

Folgendermaaßen gestalteten sich die Bemühungen und Aussichten der Frankfurter Diplomatie in ihrer Beziehung zu England.

Es erhellt zunächst (schon aus einem Berichte Cowley's an Palmerston vom 11. September), daß sich das Reichsministerium von dem ersten Siegestaumel wieder erholt hatte. Es sah ein, daß es das Particular-Interesse Oesterreichs, die Particularehre des österreichischen Heeres, welches Fürst Felix Schwarzenberg in Wien drohend geltend machte, nicht mit seinem Interesse und seiner Ehre einfach identificiren dürfe. Es hatte die Frage des Freiherrn v. Wessenberg, auf welcher Basis die Centralgewalt zu unterhandeln denke, wenn sie zur Mediation zugelassen werde, dahin beantwortet, daß sie, welche ihr Bestehen freisinnigen Ansichten und dem Verlangen Deutschlands nach Einheit verdanke, auch in Italien den Fortschritt solcher Ansichten und eines solchen Verlangens nur unterstützen könne, daß sie es übrigens nicht auf sich nehmen könne, in Beziehung auf die zu ziehende Grenzlinie irgend einen Vorschlag zu machen. Trotz dieses Versuches indeß, sich zu verselbständigen, blieb der Schein, den sich Frankfurt gegeben hatte, als sei es ganz in die Schlingen des österreichischen Interesses gefallen, ihm fort und fort anhaftend und nöthigte die Centralgewalt, seiner Forderung oder

Bitte um Mitbetheiligung bei der Mediation eine andere Wendung zu geben.

Heckscher, jetzt nicht mehr Minister, wurde von dem neuen Reichsministerium zum Gesandten an die italienischen Höfe ernannt, um ihnen die Errichtung der provisorischen Centralgewalt unter Erzherzog Johann anzuzeigen und zugleich, namentlich in Turin, wo die Centralgewalt schon früher, gleichzeitig wie in Wien ihre Mitvermittlung angeboten hatte, darauf hinzuwirken, daß derselben bei dem Friedensgeschäft, wenn nicht ein Sitz, doch ein Wort gegönnt werde. Dem Freiherrn v. Andrian aber stellte Schmerling am 16. September eine Instruction nach London, sowie Herrn v. Raumer eine desgleichen am 18. für Paris aus. Wir theilen die erstere — da die letztere, auch von Bastide neuerdings mitgetheilt, allgemein zugänglicher ist — aus den in Deutschland seltneren Blaubüchern mit (a. a. O. III. Nr. 378):

Frankfurt a. M., 16. Sept. 1848.

Herr Gesandter!

Die bevorstehenden Unterhandlungen über die Herstellung des Friedens in Italien, berühren die Interessen Deutschlands wesentlich. Die Regierung dieses Reichs war von der Uebernahme ihrer Geschäfte an der Ueberzeugung, daß sie zur Theilnahme daran berufen sei, besonders wenn Oesterreich und die italienischen Staaten dahin übereinkämen, eine Vermittlung fremder Mächte anzurufen. So lange dies nicht wirklich zu erwarten war, beschränkte sich die Pflicht der Centralgewalt darauf, sich mit Oesterreich über dessen Forderung der Mitwirkung zu verständigen. Nun aber ist dies geschehen, und die Regierung Ihrer brittischen Majestät wird bereits durch eine Mittheilung von Wien, und durch die, Ihnen unter dem 15. d. M. mitgetheilte Note, davon unterrichtet sein, daß Oesterreich die Betheiligung der deutschen Centralgewalt bei den Unterhandlungen für sehr geeignet, und seinen Ansichten entsprechend erachtet. Seine Kaiserliche Hoheit der deutsche Reichsregent, hat mir das verantwortliche Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen, und ich beeile mich Sie in aller Form zu ersuchen, bei der brittischen Regierung den Anspruch auf die Theilnahme in der besagten Friedensunterhandlung zu erheben, und dies Verlangen mit folgenden Gründen zu unterstützen.

Wenn auch Oesterreich die Vorschläge für den Frieden in militärischer, commercieller und finanzieller Hinsicht aufstellt, so sind doch die Interessen Oesterreichs in voller Ausdehnung die Interessen Deutschlands, und dasselbe kann daher die Unterstützung durch das ganze Gewicht Deutschlands ansprechen. Es handelt sich hier um die südliche Grenze Deutschlands, und die Angriffe, welchen das Gebiet des deutschen Reichs an der adriatischen Küste und in Tyrol ausgesetzt war, zeigen, daß nicht nur derjenige Theil von Oesterreich, welcher nicht zu Deutschland gehört, sondern daß auch das deutsche Reich überhaupt für seine Sicherheit eine feste Position zwischen den Alpen und dem Po bedarf. Diese Angriffe allein schon reichen hin, die Berechtigung Deutschlands auf Betheiligung bei der Pacification Italiens festzustellen. Aber kaum von geringerer Wichtigkeit für uns, besonders für das südliche Deutschland, ist der Handelsverkehr Oesterreichs mit Italien, um so mehr als die Vereinigung der Handelsinteressen von ganz Deutschland ein Gegenstand unserer

besonderen Anstrengungen ist. Es ist ferner eine Thatsache, daß die Lombardei und Venedig für die österreichische Nationalschuld mitverbindlich sind, während ein großer Theil der Gläubiger Angehörige der deutschen Staaten sind. Es ist also wichtig für uns, daß Oberitalien sich nicht seiner Verbindlichkeit für die österreichische Nationalschuld entledige, und daß die Finanzen Oesterreichs durch Ersatz der Kriegskosten erleichtert werden.

Wenn die Verfassung Deutschlands noch dieselbe wäre, wie zur Zeit früherer europäischer Fragen, so würde doch der Bundestag, wegen der Bedeutung welche die in Frage stehenden Interessen für ihn haben, zur Theilnahme an dem besagten Frieden mit berechtigt sein. Es kann den brittischen Staatsmännern nicht entgangen sein, wie die öffentliche Meinung die einstige Praxis des frühern Bundestags offen und laut verdammt hat, wonach derselbe den zwei mächtigsten Staaten Deutschlands die Theilnahme an den Berathungen der europäischen Fragen überließ. Bei der neueren Aenderung in der Centralgewalt Deutschlands kommen nun aber zu den erwähnten politischen Gründen noch entscheidende Rücksichten auf das öffentliche Recht (law) hinzu. Die Centralgewalt ist jetzt der gesetzliche Körper, auf welchen nicht nur alle Befugnisse des Bundestags übergegangen sind, sondern welchem in viel größerer Ausdehnung dessen Rechte zustehen, und die Pflicht obliegt, für die vereinigten Interessen Deutschlands zu sorgen. Das Gesetz vom 28. Juni d. J. hat nämlich in ihre Hand die oberste Leitung der ganzen bewaffneten Macht, die Vertretung bei auswärtigen Mächten und die Leitung der Handelspolitik gelegt, es hat ihr das Recht über Krieg und Frieden und für Abschluß von Verträgen ertheilt.

Nun kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Rechte auch für die deutschen Provinzen Oesterreichs, welche bei dem italienischen Krieg betheiligt sind, ihre Anwendung finden. Ein großer Theil der bei dem Kriege in Italien verwendeten Truppen gehört der Reichsarmee an, und die Verfügung über dieselben steht dem Reichsregenten zu. Obgleich Deutschland aus guten Gründen den Krieg, der als österreichischer begann, nicht zu dem seinigen macht, und Oesterreich selbst solches auch nicht verlangt, so haben wir doch positiv das Recht, gegen einen ausschließlich österreichischen Frieden, der ohne uns abgeschlossen würde, und nicht in Uebereinstimmung mit unserer Stellung wäre, Einsprache zu erheben. Wollten England und Frankreich allein, mit Ausschluß von Deutschland, bei Verhandlungen über dessen eigene Interessen, die Vermittlung in ihre Hand nehmen, so würden sie uns den Vorwurf zuziehen, daß wir die Rechte nicht gewahrt haben, welche uns über das ganze deutsche Reichsgebiet zustehen, und daß wir die würdige Stellung preis gegeben haben, welche wir unzweifelhaft in Europa einzunehmen haben.

Man wird von Ihnen verlangen, daß Sie angeben, in welcher formellen Eigenschaft Deutschland sich den vermittelnden Mächten bei ihren Verhandlungen anschließen will. Hinsichtlich dieses Punkts beauftrage ich Sie zu erklären, daß wir, wegen unsrer engen Verbindung mit Oesterreich, die Form der Mitlnng nicht als angemessen für uns betrachten können, und daß wir zugeben, daß Italien uns nicht als unparteiischen Unterhändler anerkennen würde. Wir haben daher über den Frieden zu unterhandeln und ihn zu unterzeichnen nicht als Theilhaber bei der Mittlung, sondern als mitbetheiligte Partei (partie cointéressée). Dieser Charakter unserer Mitwirkung wird die Centralgewalt nicht hindern, in unabhängiger Weise die Rücksichten und Ansprüche Deutschlands geltend zu machen und doch zugleich in versöhnlicher Weise

zu vermitteln, wenn auch nicht formell, doch in Wirklichkeit. Ich bin jetzt noch nicht darauf vorbereitet, diejenigen Friedensbedingungen, welche Deutschland unterstützen, oder denen es zustimmen könnte, einzeln zu bezeichnen, auch bin ich noch nicht von der von England und Frankreich angenommenen Friedensbasis unterrichtet. Aber ich zögere nicht, der englischen Regierung offen und vertrauensvoll die Richtung anzugeben, in welcher die Regierung des Reichsregenten ihren Einfluß auszuüben beabsichtigt. Was ich in dieser Beziehung zu sagen habe, wird England und Frankreich den Beweis geben, daß unsere Ansprüche für den Frieden und die Pacification Italiens eben so förderlich, als sie zugleich schicklich und gerecht sind.

Die Centralgewalt will für die liberalste Constitution der Lombardei und Venedigs stimmen. Sie wird alles das unterstützen, was Italien dem einzig heilbringenden Ziel einer Föderativ-Verfassung näher bringen kann. Gebietsabtretungen zur Ordnung der Grenzen betreffend, welche Abweichungen von den bestehenden Verträgen bringen würden, so wird die Centralgewalt weder solche vorschlagen, noch einen andern Widerspruch dagegen erheben, als soweit die Sicherheit und das offenbar gerechte Interesse des deutschen Reichs es klar verlangt. Für den Augenblick beschränke ich mich darauf, diese drei Sätze als leitende Punkte aufzustellen.

Erwähnen muß ich hier, daß die Gesandten, welche von Sardinien und dem Königreich beider Sicilien hier accreditirt sind, als ihre Meinung ausgesprochen haben, daß die Theilnahme der Centralgewalt Deutschlands an den Friedensunterhandlungen in Uebereinstimmung mit den Regierungen dieser beiden Staaten geschieht.

Sie werden ganz besonders die Aufmerksamkeit des brittischen Secretärs der auswärtigen Angelegenheiten auf diese Mittheilung lenken, und empfehlen, daß England unsre Theilnahme mittelst einer Specialgesandtschaft an den Friedensunterhandlungen als angemessen und schicklich anerkenne. Eine Einladung von Seiten Englands zu dieser Angelegenheit wird Deutschland als einen gewichtigen Beweis freundlicher Anerkennung seiner jetzigen Situation ansehen.

Sie sind ermächtigt, eine Uebersetzung dieser Note, und auf Verlangen eine Abschrift des Originals mitzutheilen.

Schmerling.

Am 25. September bereits theilte Andrian dem englischen Minister den Inhalt dieser seiner Instruction mit, und sofort (am 26. September) äußerte sich hierüber wie über das analoge Ansinnen Preußens Palmerston folgendermaaßen gegen seinen Gesandten in Paris, Marquis von Normanby: „Wenn Preußen," schreibt er, „und die Centralmacht Mittler werden, so wird sofort auch Rußland verlangen, mit eingeschlossen zu werden und es scheint uns, daß dann kein gültiger Grund gegen seine Ausschließung vorgebracht werden kann. Eine solche Conferenz leitender Mächte möchte aber sehr geeignet und nützlich sein, wenn der zu behandelnde Gegenstand von entsprechender Größe und Ausdehnung wäre. Dagegen würde eine solche Mittlungsmaschinerie gar zu sehr außer Verhältniß mit den zu erledigenden Fragen sein; denn es handelt sich einfach darum, auf welche Bedingungen der Frieden zwischen Oesterreich und Piemont wieder hergestellt werden könnte und was mit dem Lombardischen

und Venetianischen anzufangen ist" (a. a. O. III. Nr. 387). — Das ist, man sieht es, der ganz und gar praktische Standpunkt; es ist England vor Allem um Frieden zu thun; dazu ist die „Localisirung" und Vereinfachung der Fragen das beste Mittel. Eine Arbeit, welche durch eine einfache Maschine gethan werden kann, geschieht durch eine complicirtere nur mit Schaden.

Bald jedoch kamen auch andere und tiefer auf die Sache selbst eingehende Gesichtspunkte zur Sprache. Etwa am 17. September muß die Zustimmung Oesterreichs für Zulassung der Centralgewalt zur Mittlung in Frankfurt eingelaufen sein. Mit Berufung hierauf zeigte schon am 27. Andrian dem englischen Staatssecretär an, daß nunmehr, wenn auch Piemont zustimme, von der Centralgewalt ein formelles Ansinnen an die Regierungen von Frankreich und England gestellt werden würde. Da schrieb Palmerston am folgenden Tage an seinen Gesandten in Paris wie folgt (III. Nr. 392): „Ich erklärte dem Freiherrn, — jedoch ohne zu beabsichtigen, die Antwort zu präjudiciren, welche auf ein solches Anerbieten, wenn es gestellt würde, gegeben werden möchte, und unter Versicherung, daß es auf die aufmerksamste und achtungsvollste Weise in Betracht genommen werden würde, — ich könne nicht umhin, ihm einige natürlich aufsteigende Betrachtungen vorzulegen. Erstlich, sagte ich, ist der Erzherzog Johann vor einigen Monaten als Verweser des noch nicht endgültig constituirten deutschen Reiches gewählt; er ist ein österreichischer Prinz, er hat sein ganzes Leben in Oesterreich zugebracht und hat seine Reputation, ich bin überzeugt, mit Recht, dadurch erlangt, daß er ein guter Patriot und ganzer Oesterreicher ist; es möchte sich daher möglicher Weise fühlbar machen, daß, wenn er Antheil an der Mittlung nähme, Oesterreich zugleich Partei in der Sache und ein Element in der Mittlung wäre. Ueberdieß habe sich die Nationalversammlung in Frankfurt in der schleswig-holsteinischen Sache sehr unlenksam gezeigt und ihr Benehmen in dieser Sache sei nicht darauf berechnet, die Ansicht zu ermuthigen, es würde eine leichte Sache sein, mit der Versammlung in irgend einer verwickelten Sache zusammenzuwirken." Im weiteren Verlaufe des Schreibens wird dann abermals auf die mit der Zahl der Mittler steigende Schwierigkeit der Mittlung aufmerksam gemacht und der Bericht endlich folgendermaaßen fortgesetzt: „Freiherr von Andrian," heißt es, „versicherte mich darauf, Erzherzog Johann, obgleich aufrichtig den Interessen seines Landes ergeben, habe einen erleuchteten Gesichtspunkt für diese Interessen, er könne überdies nur durch verantwortliche Räthe handeln; die freisinnigen Ansichten und die Nationalprincipien seien so vorherrschend in Frankfurt, daß die Haltung des Ministeriums und die Abstimmungen der Versammlung unfehlbar damit

übereinstimmen würden. Er sagte, ob er gleich außer Stande sei, specifische Einzelnheiten über diese Fragen zu geben, so glaube er doch versichern zu können, daß die Centralgewalt in Erzweckung einer Feststellung der oberitalienischen Angelegenheit von Nutzen sein könnte und wollte. — Ich schloß jedoch aus der Sprache des Freiherrn von Andrian, daß er selbst dem Gedanken, Oesterreich solle die Lombardei aufgeben, nicht günstig ist, obgleich der Hauptpunkt, worauf er Nachdruck zu legen schien, derjenige war, daß es für Oesterreich vom militärischen Standpunkt aus von großem Interesse ist, die Mincielinie zu behalten, einschließlich der Linie Mantua und Peschiera, zu der Etschlinie mit Verona und Legnago."

Seinerseits berichtete Freiherr von Andrian über diese Unterredung mit Palmerston: während dieser gegen die Gegenwart eines Agenten der Centralgewalt auf Grund der Inconvenienz Einwendungen erhebe, habe er keinerlei Bemerkungen dagegen in Beziehung auf die Rechtsfrage erhoben. Die schließliche Entscheidung Palmerston's aber erhellt aus seinem Schreiben vom 28. September an seinen Gesandten in Paris, womit er die Uebersendung der ihm von Andrian überreichten Depesche begleitete. „Ich habe," schreibt er, „Ew. Excellenz dahin zu instruiren, dem französischen Minister des Auswärtigen zu erklären, daß die Regierung Ihrer (englischen) Majestät keinen guten Grund einsieht, welcher von den beiden Mächten gegen die Anwesenheit eines Repräsentanten der Centralgewalt am Sitze der Unterhandlung eingewendet werden könnte, und dieses scheint Alles zu sein, was die Centralgewalt verlangt, da sie zugiebt, daß die wirklichen Gründe, welche sie bei dem Verlangen leiten, eine Gelegenheit zu haben, um ihren Interessen Gehör zu verschaffen, sie von der Annahme der Mittlersfunctionen ausschließen" (A. a. O. III. Nr. 394).

Allerdings schreibt Palmerston unter demselbigen Datum an seinen Gesandten in Paris über ein ähnliches Ansinnen Toscanas, es möchte einem Bevollmächtigten auch dieses Staates erlaubt werden, bei der Versammlung der Mittler-Bevollmächtigten gegenwärtig zu sein, „um Vorstellungen zu erheben, welche durch die Interessen Toscanas geboten wären, und Erläuterungen zu geben, welche die Mittler verlangen möchten." Es hatte indeß für die Centralgewalt nichts geradezu Beleidigendes, in ähnlicher Rolle mit einem zwar kleinen Staate, welcher aber am Kriege einen nicht unrühmlichen, blutigen Antheil genommen hatte, aufzutreten. Erreicht war immerhin eine, wenn auch bescheidene Stellung im Rathe der europäischen Mächte.

Allein die Gelegenheit selbst, sie geltend zu machen, wurde alsbald durch Oesterreichs Politik vereitelt.

Schon nämlich war in dem leitenden engeren Kreise in Oesterreich

die militärische Reactionspartei, namentlich in der Erzherzogin Sophie und in Schwarzenberg personificirt, zur Obergewalt gekommen. Und diese Partei war entschlossen, die ganze Lombardei zu behaupten und deshalb das Mittlerwerk, welches auf deren Abtretung zielte, hinzuhalten, zu verwirren, zu hintertreiben. Deshalb wurde nun von dort die Idee eines allgemeinen Congresses hingeworfen, der über die oberitalienische Frage entscheiden sollte; es scheint, daß man von Wien aus auch die Centralgewalt unter der Vorspiegelung, sie werde dabei eher Sitz und Stimme erlangen, zu bestimmen suchte, für diese Idee zu wirken (A. a. O. III. Nr. 440). Palmerston lehnte mit Recht, wenn auch nicht bestimmt, diese „Idee“ ab, indem er treffend auf den Unterschied der Territorialverhältnisse 1814 und 1848 hinwies. Nur in Oberitalien sei jetzt über solche Verhältnisse Streit, während 1814 große, schöne Länder herrenlose, frei verfügbare Siegesbeute gewesen seien.

Die Centralgewalt hatte offenbar ihre Bevollmächtigten und ihre Ansinnen nach London und Paris in der guten Ueberzeugung geschickt, das österreichische Ministerium erkenne ihre Berechtigung zu einer Betheiligung an der Unterhandlung vollkommen an. Sie beruft sich hiefür auf solche Erklärungen desselben. Allein in Wirklichkeit waren die Absichten der den österreichischen Hof leitenden Persönlichkeiten ganz andere, und mußten es wohl sein. Der englische Gesandte in Wien, Ponsonby, das getreue Organ des österreichischen Hofes, nicht selten seine Düpe, berichtet schon am 17. September: „Ich glaube, das österreichische Reich erhebt sich wieder, und die alte Macht, welche es früher hatte, dürfte in Kurzem neben seiner militärischen wieder hergestellt sein. Ich sehe deshalb wenig Chance, daß die Frankfurter Versammlung die Erlaubniß erhalten wird, sich einzumischen; ich hoffe, es geschieht nicht bei den Angelegenheiten Italiens und des Friedens; die Folge davon würde Unheil sein.“ So schreibt Ponsonby, und Ponsonby pflegte keine eigenen Gedanken zu haben. „Ich nahm Gelegenheit,“ berichtet derselbe Diplomat den 21. September weiter: „bei einer Unterredung mit Wessenberg Se. Excellenz zu fragen, ob er einen Gesandten der Frankfurter Versammlung zu der Mittlung zuzulassen beabsichtige; worauf er mir sagte, seine Meinung sei, daß Niemand, als Gesandte von Mächten, welche bei dem Wiener Congreßabschluß betheiligt waren (welche also die Lombardei Oesterreich verbürgt hatten), zugelassen werden müßten; die Frankfurter Versammlung gehöre aber nicht in diese Kategorie“ (A. a. O. III. Nr. 369 und 402).

Indeß wollte man in Wien diese Gründe nicht offiziell und offen aussprechen. Ponsonby wurde wieder als Colporteur schöner Ausreden verwendet; den 5. October berichtet er an Palmerston: „Ich hatte kürz-

lich die Ehre, Ew. Lordschaft zu schreiben über das Verlangen der Frankfurter Versammlung, eine Partei bei der Ordnung der italienischen Angelegenheiten zu bilden. Ich habe Ihnen jetzt zu berichten, daß dieses Verlangen auch hier ausgedrückt wurde (dies war schon mehr als vor einem Monat geschehen!), und daß sich die Regierung darüber in einer großen Verlegenheit befindet. Die russische, die französische, die englische Regierung sind bis jetzt offiziell mit der Versammlung in keiner Verbindung, und es ist daher wohl möglich, daß Alle den Gesandten derselben bei der Mittlung ablehnen dürften. Bei solchen Schwierigkeiten möchte die Sache als abgemacht betrachtet werden. Rußland hat bis jetzt kein Zeichen einer Absicht rücksichtlich der Mittlung gegeben; ich bin durchaus gewiß, daß Rußland sich gegen die Betheiligung der Frankfurter Versammlung erklären würde."

Viscount Ponsonby stand in vertrautem Verhältniß zu jenem leitenden Kreise in Wien. Die Centralregierung war offenbar bei diesem in großer Ungnade, weil sie die stets wieder die Oberhand gewinnenden freisinnigen, nationalen Grundsätze der deutschen Nationalversammlung gegen das Wiener Kabinet offen ausgesprochen hatte, sich also, bei aller Sympathie für Oesterreich, doch nicht ganz zum blinden Werkzeuge des österreichischen Interesses machen ließ. Der Zorn jenes Kreises mußte um so bitterer werden, je mehr sich die Centralgewalt bei den durch die diplomatischen Unterhandlungen zu Tage kommenden reellen Willensmeinungen Englands, Frankreichs und Italiens genöthigt sah, die praktischen Folgerungen jener ihrer freisinnigen, nationalen Grundsätze zu ziehen, ohne jedoch die wahren Interessen Deutschlands und Oesterreichs irgend preiszugeben. Sie war überzeugt, daß dies durch Aufgeben der Lombardei nicht geschehe. In diesem Sinne rieth der Erzherzog Johann wiederholt Wessenberg, er solle durch Nachgiebigkeit in Italien Frieden schaffen, allein dessen Einfluß war trotz seiner Nachsicht gegen die Militärpartei sehr geschwunden (A. a. O. III. Nr. 546). Umsonst berief sich Palmerston in Wien auf das Urtheil des Erzherzogs (Nr. 548); zwiefach umsonst erklärte die Centralgewalt ihre Meinung, Oesterreich von der Absicht, die Lombardei zu behalten, abzurathen (Nr. 480).

Die Halsstarrigkeit der reactionären Militärpartei am Wiener Hofe hatte durch Verhinderung des Friedensschlusses das treffliche Heer nach Italien localisirt; dies war, nach dem Urtheile des erleuchteten Grafen v. Hartig, die Ursache, daß in dem schwachbesetzten Wien die Revolution, wenn auch nur vorübergehend, Meister wurde und daß sie in Ungarn so hartnäckig wurde, daß nach Ablehnung der preußischen Hülfe die russische nöthig wurde.

Piemont hatte die größte Lust, den Waffenstillstand aufzukündigen, seit durch die Ablehnung der von ihm angenommenen Friedensbasis der beiden Mittler vom 9. August offenbar war, daß die Mediation zu keinem Erfolg führen würde. Palmerston war aber überzeugt, daß Piemont bei Erneuerung des Krieges nichts zu gewinnen habe. Bei dem Ausbruch der Wiener Octoberrevolution kam Italien wieder in solche Gährung, daß Piemont von den Mittlern mit allen Strängen vom Losbrechen mußte zurückgehalten werden; unter andern Gründen stellte Palmerston dem piemontesischen Ministerium auch vor, die Sympathien für Italien seien in Deutschland im Wachsen, aber durch einen unmotivirten Angriff auf Oesterreich in dieser seiner Bedrängniß müßten dieselben wieder schwinden (A. a. O. III. Nr. 489).

Deutschlands Gewicht fiel darum nirgends in die Wagschaale, weil unser Volk, von entgegengesetzten Sympathien, von entgegengesetzter Anregung des Nationalgefühls in der Schwebe gehalten, nicht handelte und nicht handeln konnte. England aber, welches in einem ähnlichen Fall war, aber doch die nöthige Einheit und große Erinnerungen einzusetzen hatte, und Frankreich schöpften schließlich den Verdacht, die Deutschen könnten doch noch einen Schritt thun, der einer That ähnlich sähe.

Es war nämlich im Schooße der Centralgewalt leise zur Sprache gekommen, daß im Fall der Erneuerung des Krieges in Italien die deutsche Bundesgrenze in Tyrol besser gegen Einfälle zu schützen wäre, als im April 1848 gegen die lombardischen Freischaaren geschehen war. Es müßte dann in Bayern ein Truppencorps zusammengezogen werden, um im Nothfall jene Grenze zu besetzen. Die nie sparsame Fama machte daraus 50,000 Mann, deren Zusammenziehung beabsichtigt sei. Frankreich zeigte sich darüber sehr gereizt, wie es Deutschland gegenüber gewöhnt ist, so oft dieses in den unschuldigen Verdacht kommt, auf eine That zu sinnen; man wollte den Plan wittern, deutsche Truppen würden nach theilweisem Abzuge des Radetzky'schen Heeres Verona besetzen. Frankreich drohte, in diesem Fall in Italien einzurücken (A. a. O. III. Nr. 515). Palmerston rieth deshalb in Frankfurt von allen für den europäischen Frieden feuergefährlichen Schritten und Tritten ab, während er andrerseits der Behauptung Frankreichs gegenüber, aus einer Besetzung der Bundesgrenze in Welschtyrol durch deutsche Truppen erwüchse ihm das Recht, etwa die Tessinlinie zu besetzen, darauf aufmerksam machte, daß die deutschen Bundesgebiete Oesterreichs in einem ganz andern Verhältnisse zum übrigen Deutschland stehen als Piemont zu Frankreich.

Lord Cowley beruhigte aber Palmerston am 30. October damit, daß er nicht wüßte, wo die Centralgewalt die entbehrlichen 50,000 Mann

finden sollte; sie habe weder die Mittel noch die Absicht, diese aufzurufen (Nr. 524). Schmerling konnte mit dem besten Gewissen betheuern, die Centralgewalt habe nie eine bewaffnete Intervention noch Demonstration in Italien auch nur in Erwägung gezogen. Cowley macht zum Ueberfluß auf den Geldmangel der Centralgewalt aufmerksam und schreibt, die freisinnigeren Mitglieder des Kabinets und der Versammlung würden keiner Maaßregel gegen die italienische Nationalität zustimmen.

Ein englischer Bevollmächtigter, Samuel, fragte in jenen Tagen Wessenberg, welcher im Begriff stand, sein Ministerium in die Hand Schwarzenberg's niederzulegen, was er von dem Decret der deutschen Centralgewalt denke, wodurch diese alle Streitkräfte Deutschlands zu ihrer Verfügung nehme. Seine Excellenz erwiederte: „Glauben Sie, die Centralgewalt werde unserm Heer befehlen, gegen uns zu marschiren?“ (A. a. O. III. Nr. 607.) So spottete der Unmächtige des Unmächtigen!

Von den Drohungen Frankreichs gedrängt, versprach Oesterreich endlich gegen Ende des Jahres 1848 einen Congreß zur Ordnung der italienischen Frage in Brüssel zu beschicken. Den 29. November 1848 schreibt de la Cour, der französische Gesandte in Wien, an den englischen: „Ich beeile mich, Sie von einer interessanten Neuigkeit in Kenntniß zu setzen, nämlich, daß das österreichische Kabinet Brüssel als Sitz der Conferenzen zur Mittlung annimmt, und daß es franchement entschieden ist, es auf keine Weise mehr in die Länge zu ziehen. Ueberdies hat es großes Verlangen, in den Conferenzen Rußland, Preußen und Frankfurt figuriren zu sehen; — freilich kein sicheres Mittel, die Sachen schnell vorwärts zu bringen!“ (A. a. O. III. Nr. 621.)

So war denn scheinbar endlich das Recht Deutschlands, im Rathe der Völker in einer seine Interessen nahe berührenden Frage mitzusprechen, von Oesterreich anerkannt und zur Anerkennung gebracht! Scheinbar. Denn die Wahrheit ist: es war Oesterreich mit dem ganzen Congreß nicht Ernst; er war nur eine augenblickliche Ausflucht. Schwarzenberg erklärte England durch eine außerordentliche Mission, Oesterreich hätte auf den Fall seines Verzichts auch nur auf einen Theil der Lombardei das Allerschlimmste, eine Militärrevolution, zu befürchten. Das entwaffnete Palmerston vollends. Piemont aber, um einer demokratischen Revolution zu entgehen, sah sich in den Kampf geschleudert. Nicht die Diplomatie, sondern die Waffen brachten die Frage in der für Oesterreich günstigsten Weise zum Austrag. Haben die Unterhandlungen der Centralgewalt, ihr bescheidenes Werben um das Recht des Mitsprechens überhaupt einen Gewinn gebracht, so mag es der sein, daß sie zeigten, welche Freunde und welche Gegner die Einheit Deutschlands hat, wie sehr dieselbe von seinen Feinden gefürchtet wird,

und vor Allem, wie nichtig alles Streben nach Einfluß ist, welches nicht die kräftige That und die wirkliche Macht zum Hintergrunde hat.

Händel und seine Zeit.

(G. F. Händel. Von Friedrich Chrysander. Erster Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1858.)

Die Musik ist eine gesellige Kunst: wie sie in ihren entwickelteren Formen die Vereinigung mannichfacher Kräfte, das Zusammenwirken Vieler erheischt, so setzt sie auch eine hörende, aufnehmende Menge voraus, in der widerklingt, was in ihren Tönen waltet. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach klingendes Leben, kommt zur vollen leibhaftigen Existenz nur in der Wechselbeziehung der ausführenden und theilnehmenden Personen. Hieraus erklärt sich, daß die musikalische Kunst gewisser Epochen verklingt, daß sie für spätere Zeiten abstirbt, sobald diese mit ihren veränderten Grundanschauungen sich in ihr nicht mehr wiederzufinden vermögen. Sie fällt dann der gelehrten Forschung anheim. Die lyrische Poesie hat sich einem ähnlichen Schicksale nicht entziehen können. Die alten Kirchen- und Volkslieder sind für beide Künste fast die einzigen Ueberreste, die auch an der Gegenwart ihre naturwüchsige Frische und Kraft bewähren.

Die lebendige Musik beginnt so für die Deutschen mit Händel und Bach. Was aus den älteren Schulen mitunter zu Gehör gebracht wird zum Entzücken der Kenner und Liebhaber — es sind vereinzelte Laute aus einer verschollenen Zeit, die bei der Gesammtheit keine rechte Stätte mehr finden. Es bleibe dahingestellt, ob und welche Bedeutung diese Thatsache für die historische Forschung hat: der Laie wird der letzteren mit Recht nur soweit ein näheres Interesse zuwenden, als ihm die Kunst selbst zugänglich ist. Um so lebendiger aber muß seine Theilnahme sein, wenn der Historiker dem Bereiche der classischen Musik naht, wenn er ihre Anfänge zu beleuchten, die Thatsache zu erklären sucht, wie jene Meister eine neue Epoche der Kunst eröffnen und zugleich in ihrer Weise abschließen konnten. Die Biographien Händel's und Bach's, in denen das Fernerabliegende nothwendig im Lichte ihrer Kunst zu betrachten ist, werden das Interesse weiterer Kreise an der Geschichte der älteren Musik im Wesentlichen erschöpfen.

In diesem Sinn ist das oben genannte Buch von Chrysander für die historische Bildung des größeren musikalischen Publicums sicher von tiefer eingreifender Bedeutung, als eine vollständige Geschichte der älteren Musik, und es kann dasselbe allen denen nicht genug empfohlen werden, die an der geschichtlichen Entwicklung der Kunst, ohne ihr selbständige Studien widmen zu können, denkendes Interesse nehmen. Das Werk, von den exactesten gelehrten Forschungen ausgehend, seinen Stoff völlig erschöpfend, wendet sich seiner Form nach an den weiten Kreis aller Gebildeten — es wird den Culturhistoriker, den Musiker, den Aesthetiker und ebenso jeden Kunstfreund belehren und anziehen. Es ist zu wünschen, daß die verwandte Aufgabe einer Biographie Bach's eine ebenso glänzende Lösung finde.

Der erste und bis jetzt einzige Band ist ganz der Bildungsgeschichte Händel's gewidmet. Die historische Forschung findet hier den dankbarsten Boden. Die Zeit der reifen und in sich vollendeten Production drängt die Darstellung auf das Gebiet ästhetischer Erörterungen und entzieht sich viel mehr der geschichtlichen Analyse, als die allmähliche Entwicklung des Künstlers zur Selbständigkeit. Verfolgen wir diese in den wesentlichsten Zügen im Anschlusse an das vortreffliche Buch.

Mitten unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges war in Deutschland der Grund zu der Schule gelegt worden, an deren Traditionen sich die spätere Zeit anschließen konnte. Die musikalische Anlage des Volkes, der natürliche Drang zur Kunst war hier gegeben — in Heinrich Schütz fand sich ein Mann, der diese Elemente durch seine in Italien gewonnene Bildung beleben und durch seine unermüdliche, ordnende Thätigkeit zu einem gemeinsamen Streben vereinen konnte. Die deutschen Cantoren vertieften sich mit allem Eifer in die Geheimnisse des Contrapunktes während der Unruhen draußen; die gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten wurden in zunftmäßiger Weise den Nachfolgern durch Ueberlieferung erhalten. Ihre Kunst war eine Art Handwerk, aber mit dem tüchtigen, gründlichen Geiste betrieben, der den mitteldeutschen Stämmen, aus denen fast alle namhaften Musiker der Zeit hervorgehen, eigenthümlich ist.

Dieses unscheinbare Treiben sah sich auf die beschränktesten äußeren Mittel angewiesen. Die Cantoren konnten nur über wenige Instrumente und nur über Sänger ohne alle Schule gebieten. Sie mußten hiernach ihre Schreibweise einrichten, sich auf das schlechthin Nothwendige beschränken lernen. Man schrieb für einzelne Instrumente, gewöhnte sich an schwache Begleitung des Gesanges, suchte aber durch Durchbildung, durch freie und reiche Behandlung der einzelnen Stimmen den Mangel zu verdecken. Diese Art vervollkommnete alle Formen und Handhaben der Kunst, förderte die

Geschmeidigkeit der Melodie, in ihr gewann das Musikalische in seiner Reinheit und Selbständigkeit zuerst Gestalt, sie wirkte auch auf eine virtuose Behandlung der Instrumente hin. Nach und nach befreite man sich nun von den Schranken der alten Tonsysteme, der alte Stil mit seinem harten und unbeholfenen Tonwechsel trat zurück gegen eine neue Methode, Melodie und Harmonie in ihrer steten Wechselbeziehung feiner zu behandeln, die Uebergänge mannichfacher zu vermitteln — die Schule legte so die Grundlagen der Technik der neueren Musik. Das alte contrapunktische Wesen wich mehr und mehr, je deutlicher die Erkenntniß über die harmonischen Grundverhältnisse wurde. Man gab die herkömmlichen complicirten Formen nicht auf, aber man lernte sie freier behandeln und endlich vollkommen bewältigen.

Auf diese Fort- und Durchbildung der Technik beschränkte sich zunächst der Fortschritt: in dieser Arbeit lag aber der gesundeste Keim zu weiterer Entwicklung, der einzige, aus dem die Zeit nach dem westphälischen Frieden reiches Leben hervorzutreiben vermochte. Zu einer schnellen Blüthe konnte es aber nicht kommen, da alle geistige Bewegung steckte, die Musik ganz auf sich selbst gewiesen war, und anregende Bildungselemente ihr von keiner der übrigen Künste zuflossen. Den Begriff einer freien und schönen Kunst konnte diese Zeit so wenig wie die nächstfolgende sich geläufig machen — man schätzte die Musik von der Seite der Nützlichkeit und betrachtete sie, wenn man ihr eine hohe Stellung einräumen wollte, als eine Wissenschaft, ihr Studium als ein gelehrtes; man suchte noch nicht nach einem selbständigen idealen Gehalt für diese Kunst, und ihre eigentliche Heimath blieb deshalb noch immer die Kirche.

Hier fanden die Cantoren Stoffe von traditioneller Bedeutung und Weihe, an denen ihre ungelenke Phantasie sich bilden, ihre nicht übermäßige Erfindungskraft erstarken konnte. Der lutherische Cultus bot ihnen den Choral als Mittelpunkt für die Cantate, die einzige selbständige Kunstform dieser Periode — in ihr lernen die Cantoren mit ihren Pastoren wetteifern, deren Stellung und Thätigkeit ihnen ein ideales Vorbild sein mochte. Die Cantate behandelt die Motive des Chorals, wie die Predigt den Text, erläuternd, umschreibend, das Mannichfachste damit in Beziehung setzend. Wie es in der Art der Zeit liegt, überall ihr gelehrtes Wissen leuchten zu lassen, so hielten auch die Cantoren darauf, diese eigentlich schlichten Formen mit allen Subtilitäten ihrer Kunst zu erfüllen. Es kümmerte sie wenig, daß diese Feinheiten der Gemeinde verloren gingen, — sie schrieben für den engeren Kreis der Eingeweihten und suchten nur die Bewunderung ihrer Kunstgenossen. Das kirchliche Herkommen, in der Passionszeit die Leidensgeschichte zu singen, wurde der Anlaß zu Schöpfungen

andrer Art. An Stelle der überlieferten Weisen setzte man recitativischen Gesang, fügte Choräle und Chöre hinzu, führte die Momente der Erzählung, wo die Hauptpersonen hervortreten, in dramatisirender Weise aus, unterbrach die Darstellung durch lyrische Ergüsse, für welche die kirchliche Poesie der Zeit reichliche Texte bot, verließ zuletzt ganz das Bibelwort, und ersetzte es durch freie Reime nach Art der italienischen Oratorien. Brockes legte so schließlich den Hergang in breiten Bildern auseinander, zog den heiligen Stoff in die Sinnlichkeit der dramatischen Form herab, und versetzte das Ganze mit der Blutttheologie, welche damals im Schwange war. Erst Bach kehrte in der Hauptsache wieder zu den Worten der Bibel zurück.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte die schlaffe Zeit aus dem Kunsttreiben eine Modesache gemacht; immer weitere Kreise fingen an, sich daran zu betheiligen, — dies führte ein neues Element auf den Schauplatz: die Oper. In Venedig hatte man schon seit 1638 eine stehende Opernbühne, deutsche Höfe erhöhten seitdem hin und wieder den Glanz ihrer Feste durch prachtvolle Festopern, eine dauernde Stätte fand die dramatische Kunst erst seit 1678 in Hamburg. In Reinhard Keiser fand sich ein Musiker von großem, wenn auch meist oberflächlichem Talente, gefälligen, gewandten Formen, in Postel ein Dichter, der zuerst etwas von musikalischem Ohre verrieth. Beide gehen ganz auf das dramatische Herkommen des Auslandes ein — man läßt die stereotypen Figuren der italienischen Oper ihr Wesen treiben, und mischt nur — als Concession an den nationalen Geschmack — Possen und Derbheiten in die schwülstigen Tiraden der Prinzen und Prinzessinnen, der Schäfer und Zauberer. Unter dem Personal der Oper herrscht ein wüstes Treiben; Keiser, ohne alles ethische Verhältniß zur Kunst, verschwendet seine Gaben, wie sein leicht errungenes Vermögen, er stellt sich auf Eine Stufe mit seinen Sängern, die meist der Hefe des Volkes angehören. Trotz alledem, trotz der unübertrefflichen Geschmacklosigkeit der deutschen Uebersetzungen italienischer Texte, trotz der befremdlichen Mode, daneben einen Theil der Arien italienisch zu singen, trotz der ganz mangelhaften Bildung der Sänger, die von italienischer Gesangsweise nichts wußten, erlangte die Hamburger Oper doch einen großen Einfluß auf die weitere Entwicklung. Man lernte eine leichter geführte Melodie, ein freier bewegtes Recitativ kennen und schätzen, man lebte sich in eine Kunstform hinein, die ungleich durchgebildeter war, als alle einheimischen, und an dieser bildete sich nun zum ersten Mal in Deutschland ein Publicum, wovon weder an den Höfen, noch in den Kirchen die Rede sein konnte. Die neue Manier blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Kirchenmusik, der sie einen Anflug weltlicher Sentimenta-

lität mittheilte — die größeren Nachfolger Keiser's lenken von diesem Irrweg wieder ab, haben aber doch alle, jeder in seiner Weise, von ihm gelernt.

Händel, 1685 in Halle geboren, wo seine Eltern in behäbigen Umständen lebten, erhielt seine erste musikalische Bildung durch Zachau, einen Cantor nach dem älteren Stile, aber doch einigermaaßen beeinflußt von dem neuen Geiste. Sein Vater hatte ihn zum Juristen bestimmt und duldete trotz des Aufsehens, welches das Talent des Knaben selbst an benachbarten Höfen erregte, die Musik nur als Nebenbeschäftigung. Der Sohn hielt noch fünf Jahre nach dem Tode des Vaters hieran fest und bezog, nachdem er sich eine vollständige Schulbildung verschafft hatte, wie sie nur wenigen seiner namhaften Kunstgenossen zu Theil geworden ist, 1702 die Universität. Gleichzeitig versah er eine Organistenstelle — schon damals hatte er den Ruf eines tüchtigen, gediegenen Musikers, — und im folgenden Jahre faßte er den Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen. Er wandte sich nach der deutschen Hochschule der Musik, nach Hamburg. Hier bildet er sich zuerst in der Stille weiter, studiert als Mitglied des Orchesters die Oper: schon 1705 darf er es wagen, mit Keiser zu wetteifern. Er läßt sich aber mit dem glänzenden Erfolge namentlich seiner Almira und der Eifersucht Keiser's nicht genügen, sondern spart, Unterricht gebend, sich von dem dissoluten Künstlertreiben fernhaltend, schon an den Mitteln zu einer Reise nach Italien, die er 1707 antritt.

In Italien war in der That das zu finden, was den Deutschen fehlte, künstlerische Bildung. Eine alte Cultur führte selbst den Massen die mannichfachsten Bildungselemente nahe, schärfte ihren Sinn für schöne Formen durch Anschauungen aus allen Künsten und aus den verschiedensten Epochen der Geschichte, machte Alle von Jugend auf mit künstlerischen Ideen vertraut — sie mußte Jeden fördern und heben, der in ihrer Atmosphäre lebte. Unter solchen Einflüssen hatte sich die Musik bald von den scholastischen, grüblerischen Anfängen der niederländischen Schule abgewendet. Der angeborene und immer angeregte und gebildete Schönheitssinn der Italiener, gepaart mit Gluth und Zartheit der Empfindung, wies ihre musikalische Anlage auf andere Wege. Sie fördern die Kunst durch die ernsteste Arbeit, durch immer neue Anstrengungen — in schneller Folge bilden sich bei ihnen Formen für mehrstimmigen kirchlichen und weltlichen Gesang, sie schaffen die Arie und das Recitativ; an diesen entwickelt sich der Kunstgesang und die Virtuosität; — alle gewonnenen Mittel vereinigt man endlich hier zuerst zur Oper und zum Oratorium.

Eine bedeutsame Rolle spielte hierbei das Studium der Antike, das auf diesem seinem heimathlichen Boden andere Früchte tragen mußte, als

in abgelegeneren Ländern. Das maaßvolle Wesen der alten Kunst theilte sich hier leichter der neuen Kunstthätigkeit mit. Schon früh gewinnen selbst die kleinsten Tonsätze der Italiener Ebenmaaß und eine einheitliche Gesammthaltung. Man nahm als Vorbilder die classischen Ideale auf, und selbst die Theorie der Musik glaubte der Wahrheit nur mit Hülfe griechischer und römischer Autoren nahe kommen zu können. Das immer wieder aufgenommene Streben, die griechische Musik zu erneuern, führte in der That auf großen Umwegen zu mannichfachen Fortschritten. Die Traditionen über die Wirkungen der Kunst auf der altclassischen Bühne erweckten den Wetteifer der Musiker und deuteten ihnen zugleich den einzuschlagenden Weg an. Man hatte nun auch schon ein eingerichtetes, volksthümliches Theater mit typischen Figuren, den alten Helden- und Göttergestalten: die neue Kunst durfte nur Besitz davon ergreifen und sie trat auch hier auf classischen Boden. So erschloß sich den Italienern für die Musik aus der Antike ein fester Kanon, der ihr an bildender Kraft nichts nachgab — am Alterthume erstarkte also auch die modernste der Künste.

Von allen Seiten wurde gefördert, was so begonnen hatte. Man gründete Kunstanstalten aller Art und Schulen zur Ausbildung der ausübenden Künstler. Die Sänger lernen von den Schauspielern, die Poeten lernen musikalisch dichten, das Publicum lernt die Kunst und die Künstler ehren und lohnen. Die feiner gebildete Gesellschaft, über alle größeren Städte zerstreut, steht in lebhaftem Verkehre und findet einen natürlichen Mittelpunkt in Rom — durch sie gewinnt das Kunsttreiben der verschiedenen Städte Zusammenhang. Aus ihr bilden sich Akademien, welche — immerhin unter tändelnden Formen — Kunstzwecke aller Art zu fördern, das künstlerische Treiben zu organisiren suchen. Alles dies regt die Productivität der Musiker auf's Aeußerste an, sie finden überall einen dankbaren Boden — um 1700 hatte jede größere Stadt in Italien schon öffentliche Singbühnen, jeder Hof und jeder Reiche seine Capelle.

Das eigenthümliche Leben, das sich unterdeß in Deutschland zu regen begann, ließ Händel's dortige Zeitgenossen vergessen, was ihnen Italien bieten konnte — Keiser, Telemann, Mattheson, Bach haben den italischen Boden nicht betreten — er setzt fast drei seiner besten Jugendjahre daran, das Land und seine Kunst kennen zu lernen. Er durchstreift Italien bis nach Neapel hinunter, componirt Opern für Florenz und Venedig und Oratorien für Rom, verkehrt mit den ersten Meistern der Zeit, besonders Lotti und den beiden Scarlatti. Die Erfolge seiner Compositionen und seine Virtuosität führen ihn überall in die beste Gesellschaft ein, immer aber wendet er sich zu seinen Studien zurück. Die katholische Kirchenmusik, durch den kirchlichen Kanon in feste Schranken eingeengt, reizte

seine Production nicht, gab ihm aber durch ihre Eindrücke Anregungen, die später sich auf ganz anderen Gebieten fühlbar machen — mit den Formen des Oratoriums, mit der weltlichen Kunst der Oper und der italienischen Cantaten, die der damaligen Zeit etwa unser Lied mit Pianofortebegleitung ersetzten, macht er sich aber durch eigene Arbeiten ganz vertraut, er lernt zugleich die Bedeutung des Volksgesanges schätzen, von dem von hier an Manches in seinen Werken widerklingt. Sobald er sich alle Schätze des Landes angeeignet hat, drängt es ihn, sie dem heimischen Norden zuzuführen.

Die Verbindung, in die er in Venedig mit vornehmen Engländern und Hannoveranern getreten war, wurde der Anlaß zu einer Anstellung am hannoverschen Hofe, wo bis dahin Steffani, zuerst Abbate, dann Bischof in partibus infidelium und Diplomat, der classische Meister des Kammerduetts, an der Spitze der Musik gestanden hatte, und, nach kurzem Aufenthalt in Hannover, zu einer Reise nach London.

England hatte sich immer empfänglich, aber ohne productive Kraft für die Musik erwiesen: es fehlte hier an den Elementen, die in Deutschland und Italien Schulen entstehen ließen. Einzelne mächtige Talente, wie Purcell, hatten schon deshalb nicht zur vollen Entwicklung kommen, mit ihrem Streben nicht durchdringen können. Man wandte sich daher schon früh der ausländischen Kunst zu — die ersten dürftigen Anfänge einer halb italienischen, halb englischen Oper datiren schon von 1695. Nach anderen Seiten hin war aber in England viel reicheres Leben entwickelt, als auf dem Festlande. Hier gab es eine mächtige Volkskraft, durch die Revolutionen erstarkt, einen großartig entwickelten Verkehr, eine frisch aufwachsende Literatur, bedeutende Männer, überall Bewegung und Erhebung. Der Protestantismus hatte hier eine Freistätte gefunden, während er in Deutschland machtlos geworden war und verkam. Der Parlamentsbeschluß, der das Haus Hannover auf den Thron berief, hatte ihn und das englische Volksthum gesichert. Es war natürlich, daß dieser Boden eine kräftig angelegte Natur, wie Händel, anziehen mußte.

Kurz vor seinem Eintreffen hatten Valentini und Nicolini den Engländern zum ersten Male virtuose Gesangs- und Darstellungskunst in glänzender Verbindung gezeigt — für sie schreibt er 1711 den Rinaldo. Der Erfolg ist ein vollständiger, die Oper wird gedruckt, theilweise für's Clavier arrangirt, sie macht ihren Weg nach Deutschland und Italien. Die Journalisten nehmen den Kampf, den sie von Anfang an gegen die ausländische Oper geführt haben, von Neuem auf. Addison und Steele eifern gegen das Zauberwesen, die verstiegenen Phrasen der Opernhelden — man lacht über ihre Ausfälle und freut sich an der schönen Musik. Die

Polemik dieser Zeit verfehlte den wunden Punkt, auf den sie die gesunde Dramatik der englischen Literatur hätte hinführen können: die romanische Grundanschauung, die innere Unwahrheit des italienischen Flitterstaats.

Nach kurzem Aufenthalt in Hannover erlangt Händel einen zweiten Urlaub nach England, in dem er nun schon seine wahre Heimath erkannt hat. Seine Virtuosität hat ihn bei Hofe und in die vornehme Gesellschaft eingeführt — Ruhmbegierde und Künstlerdrang lassen ihn die Rücksichten außer Augen setzen, die er dem Kurfürsten von Hannover schuldete. Er überschreitet seinen Urlaub und hilft den schimpflichen Frieden von Utrecht, den die der hannoverschen Thronfolge abgeneigte Hofpartei zu Stande gebracht hatte, durch seine Kunst verherrlichen. Die Strafe erreichte ihn schon im folgenden Jahre: bei dem Thronwechsel muß er schweigen, und den neuen Hof meiden, bis er den König durch eine musikalische Ueberraschung, die Wassermusik, zu versöhnen weiß.

Mit dem Utrechter Tedeum (1713) hat er aber den ersten Schritt auf das Gebiet gethan, das er später beherrschen sollte. Gelegenheit, darin heimischer zu werden, findet er nach neuen Erfolgen in der Oper, und nach einem letzten Versuche, mit den deutschen Meistern in ihrer Art durch die Composition der Brockes'schen Passion zu wetteifern, durch seinen Aufenthalt bei dem Herzog von Chandos, dessen Capelle und Kirchenmusik er zu leiten übernahm. Im Tedeum hatte er sich noch bis in die Einzelnheiten an eine gleiche Composition Purcell's angeschlossen: der biblische Text der Psalmen, den sich die englische Kirche nie durch kirchliche Afterpoesie hatte verdrängen lassen, regt ihn zum selbständigen Ausdrucke an und entfesselt das reiche Innenleben, mit dem er bis dahin zurückgehalten hatte. Hier hatte er nicht für glänzende Virtuosen zu schreiben, sondern hatte die Macht des Chors zu entfalten — die Kirche in Cannons wurde durch ihn eine Zeit lang der Mittelpunkt für geistliche Musik, die Londoner wallfahrteten zu seinen Aufführungen hinaus.

Oratorien waren in England bis dahin noch unbekannt, — Händel unternahm es, die auserwählte Gesellschaft, die sich bei dem Herzoge versammelte, auch dafür zu interessiren. Im Anschlusse an eins der französischen Klosterdramen componirt er Esther; er hält den dramatischen Zuschnitt des Vorbildes fest, giebt seinem Werke aber durch Einmischung biblischer Chöre höhere Weihe und Bedeutung. Dann wieder nimmt er einen Stoff auf, den er schon in Neapel lieb gewonnen hatte, Acis und Galatea, ein Stück Naturleben, im Geiste der classischen Mythologie angeschaut, und bringt darin, während er mit Esther ein neues Feld betrat, eine vielfältig behandelte, mit der Zeit eng verwachsene Kunstart zum erschöpfenden Abschlusse.

Neben dieser Thätigkeit unterhält er seine Beziehungen zum Hofe, von dem er nun wieder ein ansehnliches Gehalt bezog, verkehrt er mit hervorragenden Personen, darunter Pope und Gay, und mit den Musikern, die unter seiner Leitung standen — es waren ruhige, genußreiche Jahre, in denen er die volle Reife gewann zu weiteren Schritten in das Leben.

Die Grundzüge seines Wesens treten schon in diesen Lehr- und Wanderjahren deutlich hervor. Er hat den unbeugsamen Willen seines Vaters geerbt, er verfolgt jedes Ziel mit Stetigkeit, vermag immer über das volle Maaß seiner Kräfte zu gebieten. Dies giebt seinem Auftreten in allen Lebensverhältnissen eine imponirende Sicherheit. Er ist keine reflectirende, kritische, sondern eine handelnde, sich an der Anschauung und der eigenen Production, durch selbständige Arbeit fördernde Natur. Ueber die Richtung, die er einschlagen soll, ist kein Zweifel in ihm, und aus dieser Klarheit wächst der ethische Ernst hervor, den er schon früh für alle wesentlichen Beziehungen des Lebens und der Kunst gewinnt. Seine Freunde in Rom, deren Bekehrungversuche er ruhig aber entschieden ablehnte, schätzten ihn richtig, als sie ihm in dem Oratorium, zu dem er sich mit Vorliebe im höchsten Greisenalter zurückwandte, den Kampf sittlicher Mächte mit den Reizen des Sinnenlebens, den Sieg der Wahrheit über eitlen Schein zum Thema gaben. Er lebt seinen klar erkannten Zwecken, und seine ganze Persönlichkeit geht darin auf: sein Privatleben entbehrt völlig des Reizes interessanter Verwicklungen. Ueberall bewundert und gern gesehen, läßt er sich doch nirgends fesseln, er weiß sich überall volle Unabhängigkeit zu wahren. Schon als Jüngling erringt er sich eine selbständige Existenz und verschmäht es, Italien als Begleiter eines Fürsten zu durchziehen. Als Künstler sucht er überall zu lernen, er ahmt nie nach: dem Fremden, das er sich aneignet, weiß er von vornherein neue Seiten abzugewinnen. In der eigenen Production beruhigt er sich nie bei dem Halben, Unvollendeten — er ist unermüdlich im Umbilden, er ruht nicht eher, bis er für seine musikalischen Gedanken die erschöpfende Form gefunden hat.

Die Resultate, die Chrysander aus dem Allen zieht, sind etwa folgende. Die großen Zeitgenossen Händel's wären mehr oder weniger in den erbaulichen Tendenzen der Kirchenmusik oder der Sinnlichkeit des Opernwesens befangen geblieben, und hätten die Einseitigkeiten der Confession und des Germanismus nicht überwinden können, ihre ganze Kunst habe wesentlich einen nationalen Zug. Händel habe sich auf jenem Wege zu universellem Ausdrucke durchgearbeitet, die Musik zur Sprache geistigen Lebens und geschickt dazu gemacht, die großen und reinen Ideen, wie sie nach und nach in dem sinnlichen Zeitalter lebendig werden, künstlerisch zu

fassen und zu verklären, er habe so vermocht, in seinen Darstellungen biblischer, wie altclassischer Stoffe bis zur historischen Treue durchzudringen. Die nähere Begründung dieser Gesichtspunkte ist von dem zweiten Bande des Werkes zu erwarten.

Die Höhe des Ziels, welches Chrysander seinem Helden steckt, hat aber nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung bleiben können, hat ihn allen Nachdruck auf die positiven Seiten des großartigen Entwicklungsgangs legen lassen. Alle Eigenthümlichkeiten Händel's erweisen sich seiner Kunst nur förderlich, alle äußeren Umstände ebnen ihm die Bahn. Das Jugendleben in Halle wird nicht ohne willkürliche Annahmen für den weiteren Gang zurechtgelegt, die Folgezeit, die auf sicherem historischen Boden tritt, erscheint in der glänzendsten Beleuchtung. Wenn wir es unternehmen, noch auf das weitere Leben des Mannes und die Bedeutung desselben für die Kunst einen Blick zu werfen, so dürfte zunächst unerläßlich sein, die Schranken hervorzuheben, welche auch seine Entwicklung nicht zu überschreiten vermochte.

Nicht nur in den alten Cantoren, sondern auch noch in Händel und allen seinen Zeitgenossen liegt etwas, was an das Handwerk erinnert: man setzt diese großen Männer nicht herab, wenn man dies zugesteht. In dieser Eigenheit wurzeln ihre starken wie ihre schwachen Seiten. Ihr Ehrgeiz und ihr Streben war vor Allem darauf gerichtet, tüchtige Musiker zu sein — der Begriff „Künstler" in seiner prätentiösen Allgemeinheit war noch nicht gefunden und konnte sie darin nicht irre machen. Sie führten ein reines, durch abliegende Bildungsmomente noch nicht getrübtes Berufsleben: sie reflectirten nicht über ihre Kunst, sondern sie übten sie, fast alle Componisten der Zeit waren zugleich ausübende Künstler. Es kam ihnen vor Allem darauf an, das ganze Gebiet ihrer Kunst beherrschen zu lernen, sich ein umfassendes Können zu eigen zu machen; sie erreichten dies bald, weil sie sich zunächst kein anderes Ziel setzten, und es war ihnen dann eine Freude, von der errungenen Fertigkeit und Sicherheit den umfassendsten Gebrauch zu machen. Sie formuliren sich ihre künstlerischen Absichten noch nicht, verfolgen keine Tendenzen, schrecken aber gerade darum vor keiner Aufgabe zurück und wagen im Glauben an die Allmacht der Kunst das Größte. Mit guter tüchtiger Musik glauben sie Alles durchsetzen zu können, sie kritisiren ihre Stoffe nicht und fragen nicht nach der poetischen und musikalischen Natur ihrer Texte, sie bringen Alles in die Formen, denen sie selbständigen Werth beilegen. Im Anschluß an diese Anschauung läßt die Tradition Händel einem Dichter, der eine Stelle der Händel'schen Musik nicht mit seinen Worten zusammenreimen konnte, im größten Zorne antworten, die Musik sei gut, der Fehler liege

an den Worten. Aus ihr erklärt sich hauptsächlich die erstaunenswerthe Productivität der Zeit — ihr entsprach die Lust des Publicums am Neuen; es erfreute sich daran, ohne tiefer darauf einzugehen.

Die Herrschaft über die Technik vermittelt diesen Künstlern die Herrschaft über den künstlerischen Stoff; sie bilden sich an der eigenen Production weiter, die sie, entwickelnd, weiter drängend, von Stufe zu Stufe auf eine zuerst ungeahnte Höhe führt. Bei diesem geistigen Wachsen bleiben sie aber doch zugleich die alten; sie sind keine revolutionären Naturen, die mit der eigenen Vergangenheit brechen, durch alle geht ein entschieden conservativer Zug. Sie hängen an den überkommenen Formen, die sie nicht als Schranken für ihre maaßvolle harmonische Kunst empfinden, sie kommen nie auf eine durchgreifende Aenderung ihrer Schreibweise, so sehr sie dieselbe unausgesetzt verfeinern und vervollkommnen — sie sind aber conservativ im großartigsten Sinne. Ohne an den Grundfesten des Gegebenen zu rütteln, bilden sie es fort, erfüllen es mit neuem Leben, bringen alle darin liegenden Keime zur vollen Entwickelung. Einen entschiedenen Gegensatz zu ihnen bildet ihr jüngerer Zeitgenosse Gluck, der seine ganze Kunst nach ästhetischen Grundsätzen reformirte. Händel und Bach waren zu gute und ganz in ihre Kunst vertiefte Musiker, als daß ihnen Aehnliches widerfahren konnte. Ihre Aufgabe war eine viel umfassendere, als die Verbesserung der Oper: sie sollten der gesammten musikalischen Kunst eine neue Periode eröffnen, indem sie die ältere in der erschöpfendsten Weise abschlossen.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der Zeit hat gerade in Händel den stärksten Ausdruck gefunden: die Vorliebe für gewisse Melodiewendungen, harmonische Sequenzen, Figuren und Schlüsse, auf die man immer wieder zurückkommt. Die ihm geläufigen hat er vollständig erschöpft, sie sind ganz sein Eigenthum geworden, und man könnte bei ihm wohl von Manier sprechen, wenn sich das mit dem unerschöpflichen Reichthum vertrüge, den er daneben zu entfalten weiß. Es liegt gar nicht in seinem Bedürfnisse, immer einen neuen Ton anzustimmen, er kennt noch nicht die Unruhe und das Mißtrauen gegen die eigene Art, welche nach dem durch und durch Neuen drängen, er gefällt sich vielmehr darin, seine Lieblingsweisen aus- und abzusingen, auf den unverwüstlichen Kern vertrauend, der sie ihm werth macht.

So ernst die großen Meister der Zeit ihr Verhältniß zur Kunst nahmen, so unbefangen ist ihr Verhalten dem einzelnen Kunstwerke gegenüber — es ist ihnen noch nicht deutlich geworden, daß beide Beziehungen nicht zu trennen sind, und sie erreichen den künstlerischen Abschluß deshalb häufig erst auf Umwegen, die uns befremdlich genug erscheinen.

Man speculirte damals noch nicht auf die Nachwelt, wenn man seine Noten schrieb, sondern war ganz der Gegenwart, dem nächsten Zwecke einer bevorstehenden Aufführung zugewendet. Die Verkehrsverhältnisse gestatteten dem Componisten noch nicht, sich durch den Druck an ein ideales Publicum zu wenden — er mußte auf ein gegebenes wirken, dem er sein Werk im vollen sinnlichen Glanze vorzuführen hatte und das nicht daran dachte, sich den wahren Gehalt nach der Aufführung kritisch aus den Noten zusammenzusuchen. Man berücksichtigte deshalb nothgedrungen vielfach die örtlichen Zustände und die Mittel, über die man gerade gebieten konnte; dadurch und weil das Interesse des Publicums selten dauernd zu fesseln war, kamen die Componisten unwillkürlich dahin, die Existenz ihres Werkes zunächst als eine ephemere anzusehen.

Dies ließ sie aber ihre Arbeit nur um so rüstiger anfassen und hemmte sie sicher weniger als hochgegriffene Absichten. Sie vertrauten auf das angeborne Talent und ihre Tüchtigkeit in Allem, was zum Fache gehörte, und warfen die größten Werke in kaum faßlicher Schnelligkeit auf's Papier. Sie kannten keine Erschöpfung und fingen gelegentlich unmittelbar nach Vollendung einer großen Partitur ein neues ebenso umfangreiches Werk an. Händel schrieb den Messias in der Zeit vom 22. August bis 14. September 1741 und schon am 29. October desselben Jahres war der Samson vollendet; Israel in Aegypten beginnt er wenige Tage nach Beendigung des Saul. Er pflegte zunächst nur die Hauptstimmen zu schreiben, so daß das Ganze gewissermaaßen in Einem Flusse entstand, zuletzt fügte er selbst die Nebenstimmen hinzu oder überließ dies wohl auch kundigen Gehülfen — für einen großen Theil des Werkes blieb es Sache des Accompagnenten am Flügel oder der Orgel, die Harmonie durch geschickte Improvisation bei der Aufführung zu ergänzen. Die handwerksmäßige Sicherheit, welche in Folge der weitern Kunstentwicklung unwiederbringlich verloren gegangen ist, spielte so bei der Darstellung selbst eine wichtige Rolle.

Diese Eigenthümlichkeiten legten eine weitere Consequenz nahe. Was zunächst für einen bestimmten Zweck geschrieben war, suchte man bei einer anderen Gelegenheit wieder zu verwerthen — man gab seinen besten Eingebungen Dauer und erneute Wirksamkeit, wenn man sie späteren Werken einverleibte. Auf immer neues Schaffen hingewiesen, hielt man sich seinen ganzen Reichthum dafür disponibel. Bach hat aus weltlichen Werken vortreffliche Cantaten zusammengestellt und aus Cantaten Stücke in Messen herübergenommen — Händel verpflanzte ganze Sätze aus Opern in Oratorien und umgekehrt. Der Erfolg mußte ein wechselnder sein: bald trat das alte Motiv an der neuen Stelle in sein wahres Licht und

erlangte erst durch die Umbildung eine vollendete Form, bald wurde es durch solche Vernutzung verflacht und entstellt. Händel ruhte aber nicht eher, bis er für bedeutende Stücke den rechten Ort gefunden hatte.

Auf eine gleiche Unbefangenheit ist zunächst Händel's Verhalten gegen fremdes Eigenthum, mit dem es die Zeit überhaupt nicht so genau nahm, zurückzuführen. Bei Stoffen, die seine schöpferische Kraft nicht reizen, namentlich herkömmlichen Kirchentexten gegenüber, schließt er sich mehrfach an anerkannte Vorbilder bis in die Details an. Fremde Gedanken, die seinen künstlerischen Absichten dienen können, reißt er an sich mit dem Rechte überlegenen Genies, welches durch seine Bearbeitung erst zeigen wird, was von darstellender Kraft in diesen Elementen liegt. Bekanntlich verdanken wir Israel in Aegypten zum großen Theile solchen Uebergriffen: die Freiheit, womit er das Fremde behandelt, die unwiderstehliche Uebermacht, die er daran bewährt, sind die einzige, aber auch vollkommen genügende Rechtfertigung dafür.

Die Vollendung einer Partitur war weiter nicht ein vollständiger Abschluß mit dem Kunstwerke, Aenderungen aller Art wurden vorbehalten. Unwirksame Nummern fielen bei den Aufführungen aus oder wurden durch bewährte Stücke aus anderen Werken oder durch neue ersetzt, die Instrumentirung wurde verstärkt u. s. f. — Händel hat in dieser Weise mit seinen gediegensten Schöpfungen experimentirt, namentlich auch mit Israel in Aegypten, das in seiner ersten, von uns bewunderten, Form seinem Publicum unzugänglich blieb. Daraus, daß ihm die unmittelbare Wirkung seiner Musik auf die Hörer, die lebendige Musik die Hauptsache war, erklärt sich allein endlich auch seine Gleichgültigkeit gegen die Form, in der seine Compositionen veröffentlicht wurden. Die meisten derselben sind bei seinen Lebzeiten gedruckt — England war hierin dem Festlande weit voraus — aber nur vom Alexanderfest ist eine vollständige Ausgabe vorhanden. Man wagte nicht den bekannten und beliebten Text zu zerreißen. Alle übrigen Werke sind unvollständig gegeben: fast nur die Arien — und auch diese verstümmelt, besonders durch Weglassung der Nebenstimmen — sind aufgenommen. Das Publicum, welches die Drucke kaufte, interessirte sich nur für die glänzenden Einzelnheiten — Händel fügte sich auch in diesem Punkte dem Herkommen. Man darf es als ein Zeichen seiner besonderen Vorliebe betrachten, daß er den Messias, so lange er lebte, seinen Verlegern entzog.

Alles Vorausgeschickte kann erst ganz verständlich werden, wenn man sich die Technik der damaligen Zeit vergegenwärtigt. Auch in ihr hatte man noch nicht mit der Vergangenheit gebrochen, sich vielmehr wesentlich auf Fort- und Durchbilden beschränkt. Die älteren Schulen hatten

durch ihre contrapunktischen Versuche nach und nach die Grundlagen der Harmonie erkennen lernen. So lange man noch nicht so weit gediehen war, hatte die Musik ihren einzigen Halt in der Thematik suchen können. Die wechselseitige Nachahmung der verschiedenen Stimmen vereinigte sie um einen Mittelpunkt, das Thema; der Reiz des Zusammenklangs gewann nur dadurch Bedeutung. Die Durchbildung der Thematik nach den Grundsätzen der Harmonie, die stete Beziehung der fortschreitenden, thematisch gehaltenen Stimmen auf eine ebenfalls fortschreitende, aber eigenen Gesetzen folgende Grundharmonie führte auf die Entwicklung des polyphonen Stiles, den Händel und Bach fast durchweg festhalten. Sie gebieten schon über das gesammte melodische, rhythmische und harmonische Material, womit auch die spätere Zeit zu wirthschaften hatte, halten aber der Hauptsache nach an der älteren Methode fest, es in thematischer Weise zu benutzen.

Es ist schon oben hervorgehoben worden, wie die Beschränkung der äußeren Kunstmittel die Durchbildung dieses Stiles fördern mußte, und daß die Gewohnheit solcher Beschränkung den älteren Musikern zur anderen Natur geworden war. Mit dem Stile nahmen Händel und seine Zeitgenossen die mit ihm verwachsene, durch ihn künstlerisch gerechtfertigte Gewohnheit auf. Sie schreiben gern für wenige, aber durchgebildete Stimmen und halten namentlich in ihren Einzelgesängen an der überkommenen Methode fest. Man kann diese kurz als eine dialektische bezeichnen.

Die Themen, das Figurenwerk, welches sie umranken soll, treten in ihren Grundzügen von vorn herein klar hervor: aus diesen Elementen wird der Künstler alles Weitere entwickeln, er umgrenzt darin seine Aufgabe sich selbst. Die Stimmen beginnen nun neben einander hin ihren Lauf in steter Wechselbeziehung, die eine nimmt die Motive der anderen auf — jetzt scheint die eine sich der anderen unterzuordnen, gleich darauf hat sich das Verhältniß aber schon umgekehrt — die Wendungen der einen scheinen auf einen Abschluß zu leiten, die der anderen drängen aber weiter — die Bewegung wird immer flüssig erhalten. Jeder Stimme wird melodische Selbständigkeit gewahrt, deshalb kann sich aber keine auf Kosten der übrigen üppig entfalten; die für das Ganze charakteristischen Züge werden ziemlich gleichmäßig zwischen alle vertheilt. Zu accordartigem Zusammenklingen werden die Stimmen fast nur an den Schlüssen vereinigt, wo ihre melodische Selbständigkeit nothwendig ein Ende finden muß — bis dahin wird die Harmonie mehr angedeutet, als wirklich zum Gehör gebracht. Der melodische Fluß der Stimmen berührt die wesentlichen Intervalle der Grundaccorde, in ihm gliedern sich die harmonischen Fortschritte auf das Mannichfaltigste — die eine Stimme sucht durch ihre

Haltung den Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen zu wahren, die andere bereitet durch vorgreifende Wendungen auf das Folgende vor. So wird auch der harmonische Gehalt der Themen im Verlaufe meist vollständig erschöpft. Im Basse verkörpert sich das harmonische Gewissen des Künstlers, er zeigt immer dieselbe ernste und strenge Physiognomie — die freie Bewegung der übrigen Stimmen nöthigt aber auch ihn zu einem unabläßigen Fortschreiten — überall muß er stützen und zusammenhalten, fortwährend die größte Geschäftigkeit entwickeln. Alles dies bedingt eine gewisse Breite und Ausführlichkeit der Entwicklung, zugleich aber macht sich ein stetes Vorwärtsdrängen, eine stete Unruhe fühlbar. Unterbricht ein contrastirender Mittelsatz dies dialektische Gewebe, so entspricht es der ganzen Art, das Gleichgewicht durch völlige oder theilweise Wiederholung des Vorausgegangenen wiederherzustellen.

Alle diese Eigenthümlichkeiten stehen im vollen Einklange mit den oben geschilderten der ganzen Epoche. Man hat die Musik noch nicht als Kunst geistigen Ausdrucks erkannt — die Production will zunächst nur die musikalischen Elemente in Fluß bringen, sie geht von dem rein Musikalischen aus und entwickelt es nach technischen Gesetzen. Der Ausdruck, nach dem es sie unwillkürlich drängt, schafft sich nicht seine eigene Form, er findet eine gegebene vor und muß sich durch diese durcharbeiten, durchsetzen. Gelingt dies nicht vollständig, so entschädigt dafür jene logische Consequenz der Polyphonie, der gelehrte Anstrich der Entwicklung — betrachtet man doch die Musik zugleich als eine Art Wissenschaft, die eine ernste und ehrwürdige Haltung nie aufgeben darf. Jene Formen dienen aber in gleicher Weise den unbedeutendsten, wie den höchsten Intentionen, sie ermöglichen jene Ueberproduction, die sich darin über die eigene Dürftigkeit täuscht. Die große Masse der Compositionen jener Zeit erinnert an die literarischen Erscheinungen, die gleichgültigen, trivialen Inhalt in gelehrtem Tone zu behandeln und dadurch sich eine gewisse Respectabiliät zu sichern wissen. Das Formenwesen, das Handwerk wird über die schwächeren Geister mächtig: die immer gesteigerte Formgewandtheit wird ihnen ebenso gefährlich, wie der Mangel an formeller Bildung unsrer Zeit — selbst bedeutende Talente zersplittern sich in diesem Treiben, verlieren die Kraft, sich mächtig zu concentriren, und verschwinden so in der großen Masse der tüchtigen Musiker des vorigen Jahrhunderts.

Der polyphone Stil war hiernach mehr, als eine Manier der Zeit, er entsprach ihren künstlerischen Anschauungen und Ueberzeugungen. Er hatte sich wesentlich mit an den Beziehungen gebildet, welche die ältere Musik zur Kirche hatte — dem Sinn dieser entsprach die strenge Disciplin, unter welchen die Einzelstimmen darin gehalten werden, die Breite,

der Ernst des Ausdrucks, die objective Haltung, das Festhalten bestimmter Grundformen. Alle Mittel der Kunst waren für den Dienst der Kirche zugerichtet — Alles, was Gemeingut geworden war, woran jeder Künstler zunächst anknüpfen mußte, trug mehr oder weniger den kirchlichen Stempel, ähnlich wie die spätere Entwicklung die ganze musikalische Kunst verweltlicht hat. Die Kraft des Einzelnen vermag zunächst wenig gegen solche Thatsachen, damals wie heute: jener Stil war eine Macht, deren Einfluß sich Niemand entziehen konnte. Als nun am Anfange des vorigen Jahrhunderts Alles dahin drängte, das Gebiet der Kunst zu erweitern, die weltliche Musik, die bis dahin charakteristischen Ausdruck fast nur in den alten Tanzformen gefunden hatte, reicher zu entwickeln, mußte man auch diesen Fortschritt mit den gegebenen Mitteln machen. Die Polyphonie drängte sich auch auf dies neue Feld hinüber, und mischte die feierlichen und erbaulichen Wendungen, auf die sie immer wieder zurückkam, in alle Versuche, einen neuen Ton zu finden. Es war die Arbeit der nächsten Zeit, kirchlichen und weltlichen Stil zu scheiden, dem letztern Selbständigkeit zu erringen.

Händel und Bach gehören noch ganz dieser Uebergangsperiode an, bringen sie aber zum Abschluß. Alles, was man eine Manier der Zeit nennen kann, gewinnt für sie zugleich eine eigenthümliche Bedeutung. Das massenhafte Produciren wird für Männer dieses Schlages die Form für innere Fortbildung — das Verharren in herkömmlichen Formen führt sie bis an die äußersten Grenzen derselben und darüber hinaus — wenn sie ältere Werke für neue Zwecke verwerthen, so leitet sie dabei meist der Drang nach höherer Vollendung. Die wiederholte Vertiefung in solche Stoffe läßt sie die wahre Bedeutung derselben klarer erkennen, sie weisen ihnen nun die rechte Stelle an, sie bilden sie um, geben ihnen die ihren höheren Zwecken entsprechende Gestalt. Das Festhalten an bestimmten Wendungen ist bei Händel nicht bloßes Sichgehenlassen, es entspricht einem Bedürfnisse, immer wieder auf gewisse Grundwahrheiten des gewonnenen künstlerischen Ausdruckes zurückzukommen. Erscheint doch einer durch und durch musikalisch angelegten Natur ihr eigener Gehalt, die Fülle inneren Lebens, welche sie der Welt mitzutheilen hat, in der Form musikalischer Gedanken, die für sie — ganz abgesehen von ihrer Bedeutung innerhalb eines bestimmten Kunstwerkes — selbständigen, unerschöpflichen Werth haben.

Das, was jene Heroen über alle ihre Zeitgenossen hinaus hebt, ist das ethische Verhältniß zu ihrer Kunst, der großartige Ernst, die rücksichtslose Hingebung, mit der sie ihre Aufgabe sich stellen und ihr Ziel verfolgen. Der Gehalt, der sich so aus dem Künstler herausarbeitet, ist ein Theil seines Wesens, ein Stück seines Lebens, von dem er sich durch

den Act der Production nicht einfach losreißt, an das er sein weiteres Schaffen nothwendig anknüpfen muß. Erst dadurch bildet sich eine künstlerische Ueberzeugung, zu dem Streben nach schöner Form tritt das nach Wahrheit; das Werk soll nun nicht blos mit den technischen Ansprüchen des Meisters, es soll mit seiner gesammten Bildung, mit jener Ueberzeugung im vollen Einklange stehen — es soll Anderen nicht nur gefallen, es soll sie für die Weltanschauung des Künstlers erobern. Händel hat selbst ausgesprochen, er wolle seine Zuhörer nicht blos unterhalten, sondern bessern. Aus dem allen erklärt sich, wie er und Bach es erreichen konnten, ihrer Kunst zugleich ein persönliches Gepräge aufzudrücken — sie sind die ersten, die dies — in scharf contrastirender Weise — vermögen. Ihre Vorgänger ordnen sich in Gruppen zusammen, bilden Schulen, vereinigen sich zu gemeinsamer Arbeit: jene gewinnen eine persönliche Entwicklung, die Vertiefung in sich selbst giebt ihnen eine einsame Stellung. Sie stiften keine Schulen, sondern erschöpfen ihre Aufgabe selbst und nöthigen ihre Nachfolger, sich neue Wege zu suchen. Diese Errungenschaft persönlichen Ausdrucks selbst in ganz objectiv gehaltenen Werken steht mit dem Wesen der Musik in nächster Beziehung: sie ist nie wieder verloren gegangen und ist das entscheidende Moment für die gesammte weitere Entwicklung.

Dem polyphonen Stile der Zeit gewinnen beide den vielseitigsten Ausdruck ab, sie beherrschen ihn mit unerhörter Freiheit und ihr Werk ist es, daß noch jetzt Viele die höchste und ausschließlich berechtigte Form der Musik darin finden können. Die ganze Art hat soviel Sinnreiches, zu symbolischen Deutungen Aufforderndes, jene Unruhe hat einen so mystischen Reiz für das feiner gebildete Ohr, die immer werdende, nie abgeschlossene Harmonie entspricht so sehr dem Wesen der sublimsten Stimmungen, der kundige Blick kann an allen Details dieser feinen Gebilde soviel Gefallen finden und soviel Verständniß daran entwickeln, daß es gar nicht zu verwundern ist, wie Einzelne zu jenem Schlusse gedrängt werden. Freilich ist die Polyphonie die höchste Blüthe der musikalischen Kunst und Alles, was für diese epochemachende Bedeutung erlangt hat, strebt ihr zu — um so mehr aber sollte man Bedenken tragen, sie als das ausschließliche Eigenthum einer Kunstperiode, als von dieser erschöpft und abgeschlossen zu betrachten.

Die eigentliche künstlerische Mission Händel's und Bach's blieb immer, das Gebiet der Kunst zu erweitern, dem kirchlichen Tone und Stile seine Herrschaft zu entreißen. Sie schlagen die alte Schule mit ihren eigenen Waffen, in ihren glücklichsten Momenten leiten sie aber schon von den dialektischen zu den rhetorischen Formen über, welche ihre Nachfolger

der Kunst ganz gewinnen. Es widerfährt ihnen gelegentlich auch noch in ihrer besten Zeit, daß sie sich ganz in die technische Erschöpfung eines musikalischen Problems vertiefen, daß ihnen die Gelehrsamkeit die stockende Inspiration ersetzen muß, kurz, daß sie jenen Gefahren der Schule momentan unterliegen, bis sie sich auf einmal wieder aufraffen und alle herkömmlichen Schranken durchbrechen. Wir bewundern sie am meisten, wenn sie innerhalb ihrer strengen Formen sich doch zugleich dem freieren Stile der späteren Zeit zu nähern wissen. Dies konnte nur schrittweise, nach und nach geschehen — ein großer Theil ihrer Compositionen steht ohne entschiedene Charakteristik mitten zwischen den beiden Epochen — sie selbst legen hierfür ein unbefangenes Geständniß ab, wenn sie dieselbe Musik für die verschiedensten Texte, wie Coulissen für mehrere Stücke, benutzen, die Vieldeutigkeit solcher Musik also selbst thatsächlich anerkennen. Sie verharren bis an's Ende ihrer Laufbahn auf dem eingeschlagenen Wege und bilden beide nur die Kunstformen aus, in denen sich die geistliche und weltliche Kunst der Zeit berühren, die Cantate und das Oratorium. Bach versuchte, wahrscheinlich ohne sich selbst darüber vollkommen klar zu sein, den Fortschritt innerhalb der Kirchenmusik — die pietistischen Texte mit ihrem sinnlichen Wesen kamen seinem Drange, das innere Leben in seiner ganzen Vielseitigkeit darzustellen, auf halbem Wege entgegen. Es ist sehr bezeichnend, daß die Hauptperson in seinen Cantaten meist die „Seele“ ist, deren mannichfache Beziehungen zu Gott und der Welt, mitunter fast in dramatischer Weise, geschildert werden. Außerdem vertieft er sich in die Geheimnisse der Instrumental-Musik, auf deren weitere Entwicklung er den bedeutendsten Einfluß gewann. Händel wandte sich nach seiner entschiedenen Art zunächst ganz der weltlichen Kunst, der Oper, zu.

Fast zwanzig Jahre (1720—38) fesselte ihn das Theatertreiben. Die italienische Oper in London wurde hauptsächlich von vornehmen Subscribenten unterhalten, die sich mehr für glänzende Gesangsleistungen, als die Musik selbst interessirten. Es galt, sich den Prätentionen des Adels und der verzogenen Virtuosen zu fügen. Händel war hierzu nicht geschaffen, noch weniger aber lag es in seinem Wesen, ein Feld, das er einmal betreten hatte, ohne Kampf zu räumen. Sein rücksichtsloses, sicheres Auftreten erregt zuerst das Befremden, zuletzt den Haß seiner hochgestellten Gönner, mit deren Liebling, Senesino, er zu brechen wagt. Als die durch Subscription aufgebrachten Mittel erschöpft sind, wird er selbst Opernunternehmer und setzt sein ganzes erworbenes Vermögen daran, die Concurrenz zu bestehen, welche seine Gegner gegen ihn eröffnen lassen. Diese scheuen kein Mittel, ihm zu schaden — man läßt seine Anschlagezettel abreißen, man giebt an den Abenden seiner Aufführungen große Ge-

sellschaften, man beutet selbst die Parteiungen am Hofe gegen ihn aus. Er kann dagegen nichts, als sein redliches Streben in die Wagschale werfen: er schreibt unermüdlich neue Opern, scheut keine Opfer, die tüchtigsten Künstler für die Bühne und das Orchester zu gewinnen, stellt alle seine Nebenbuhler in Schatten — alle Anstrengungen bleiben aber vergeblich und er muß sich 1737 für bankrott erklären. Die Opernunternehmungen seiner Gegner fallen um die gleiche Zeit: es vermag sich nun keine italienische Oper mehr in London auf die Dauer zu halten.

Den Reiz und die Bedeutung principieller Kämpfe hatten diese Conflicte weder für ihn, noch für seine Gegner; beide standen auf demselben Boden. Das Publikum beschäftigte sich mit ästhetischen Fragen so wenig, als die Künstler — die Zeitungen jener Periode enthalten fast gar keine Kunsturtheile. Die Satiren und Carricaturen, welche der Parteikampf hervorrief, sind fast ganz persönlich gehalten. Man verkannte Händel's Begabung nicht, er hatte zahlreiche und namhafte Parteigänger, seine Musik war beliebt — man spielte sie an öffentlichen Orten, die sechsunddreißig Opern, die er schrieb, fanden Verleger — im Vauxhall-Garten wurde ihm sogar in dieser Zeit eine Statue errichtet: man verstand sich aber nicht dazu, die bedeutenden Kosten aufzubringen, die er daran setzte, die ausländische Kunst in England einheimisch zu machen.

Die Ausdauer, die ihn seine besten Jahre an diesen Kampf setzen läßt, erklärt sich daraus, daß er fühlen mochte, daß er dadurch an innerer und äußerer Selbständigkeit gewann, ebenso aber aus den Illusionen, von denen er sich betreffs der Oper nie ganz frei machen konnte. Er sah mit Recht in ihr die Anfänge einer neuen Kunst, der sich das ganze Reich der Wirklichkeit erschließen konnte: hier bot sich ihm eine freie und weite Aussicht, ein weites Feld für die Gestaltungskraft, deren er sich bewußt war — er übersah aber, welche durchgreifende Reformen erforderlich waren, um diese Möglichkeiten auf der Bühne seiner Zeit zu verwirklichen. Im Vertrauen auf die Allmacht seiner Kunst fügt er sich dem Herkommen der italienischen Oper. Er verzweifelt nie daran, ihren Figuren, den Prinzen und Prinzessinnen, die nur für die romanischen Völker eine typische Bedeutung haben konnten, Leben einzuhauchen, es beengt ihn nicht, daß alle dramatischen Anläufe in der lyrischen Form der Arie stecken bleiben, es widerstrebt ihm nicht, seine Heldenrollen nur für Castraten zu schreiben, so daß in allen seinen Opern nur hin und wieder eine männliche Stimme laut werden kann. Er mag immerhin über die Geschmacklosigkeit seiner Texte mit den englischen Humoristen gelacht haben: im Produciren ging er mit dem größten Ernste auf dieselben ein, und es ist ein charakteristischer Zug, daß er die komischen Personen aus seinen Opern

verbannt — die einzige Reform, zu der er sich getrieben fühlt. Es macht sich in alledem die einzige Lücke in jenem umfassenden Bildungsgange merklich: das französische Theater, das, wie man auch sonst darüber denken mag, den dramatischen Anschauungen der Zeit die abgeschlossenste und vollendetste Form gegeben hatte und später Gluck den nächsten Fortschritt vermittelte, war ihm fremd geblieben und die dramatische Bedeutung der französischen Musik hatte sich ihm nicht erschlossen.

So verlor sich Händel in seinen Opern in schöne Einzelnheiten — Chrysander drückt sich darüber sehr euphemistisch aus. Nach ihm trifft Händel immer nur den Kern und vermag nur aus den gesunden Elementen seiner Texte Etwas zu machen, nur gehobene Stimmungen auszudrücken. Wo es hieran fehle, mache er in seiner Musik immer noch lieber ein einfältiges, als ein affectirt geistreiches Gesicht. Unumwunden ausgedrückt wird man sagen können, daß Händel kein dramatischer Componist war, dessen Aufgabe es ja ist, alle, auch die unbedeutendsten Einzelnheiten in ihrer charakteristischen Weise zu fassen und ihnen durch den Zusammenhang, ihre Stellung im Ganzen die Bedeutung zu geben, auf die sie für sich keinen Anspruch erheben könnten. Das reiche Leben der Wirklichkeit in seiner ganzen Beweglichkeit konnte sich unmöglich den ersten Versuchen, es zu erfassen, sofort erschließen; sie mußten der Masse nach unbehülflich, breit und langweilig ausfallen, und es liegt kein Grund vor, dies zu verschweigen.

Ein bedeutendes Hemmniß hierbei war jener polyphone Stil, von dem Händel auch hier nicht lassen mochte und der nun einmal das Maaß seiner künstlerischen Ansprüche geworden war, so daß er eine Erscheinung, wie Gluck, nicht zu begreifen vermochte. Das thematische und dialektische Wesen desselben ist vollkommen undramatisch. Es setzt eigentlich die Gleichartigkeit der verschiedenen Stimmen voraus, die sich zu einem Ganzen vereinigen sollen — auf der Bühne muß der Widerspruch sofort deutlich werden, der darin liegt, wenn in den Händel'schen Arien die Gesangsstimme in jene verwickelten Beziehungen, etwa zu ein paar Geigen oder Oboen tritt. Die handelnde und singende Person sieht sich in das instrumentale Treiben ihrer Gefährten, in ein concertirendes Wesen hineingezogen, das seine musikalischen Reize haben mag, aber weder wahrhaft dramatischen Vortrag noch begleitende Action gestattet — die wenigen Instrumente, die ein ganzes Orchester vertreten sollen, läßt diese Aufgabe nie zu Athem kommen, die größte Kunst kann die Gefahr der Monotonie nicht von ihnen abwenden. Solche Arien gehören ihrer ganzen Bildung nach dem Kammerstile an — die Polyphonie, die der Oper dienen kann, hat erst Mozart vollkommen durchgebildet. Durch ihn erst erhalten die dra-

matischen Personen volle Freiheit der Bewegung: durch die durchweg orchestrale Behandlung der begleitenden Instrumente schafft er ihnen einen idealen Boden, auf dem sie selbständig ihr Wesen treiben können.

Für Händel waren indeß diese Bemühungen nicht verloren — die Rücksicht auf seine Sänger machte ihn zum Meister in der Behandlung der Singstimmen, das stete Streben nach freierer Bewegung, nach dramatischer Charakteristik führte ihn an die äußersten Grenzen der Schulformen, mit denen er nicht brechen mochte.

Wie sehr er an der Oper hing, ergiebt sich am sprechendsten daraus, daß er es Anderen überließ, seine Erstlingswerke anderer Art, Esther und Acis, dem Publicum vorzuführen. Der Erfolg dieser Versuche veranlaßte ihn, sie selbst aufzunehmen, er schrieb Deborah, Athalia, das Alexandersfest (1734—36) und bestritt damit Aufführungen in der Fastenzeit. Diese englischen Werke fanden sofort größeren Anklang, vermochten ihn aber noch Jahre lang nicht der italienischen Oper zu entfremden, von der er erst ließ, als sich die vollkommene Unmöglichkeit ergeben hatte, sie zu halten.

Der Haß seiner Gegner folgte ihm aber auf das neue Gebiet, dem er sich nun ausschließlich zuwandte. 1741 hatte er in Irland bedeutende Erfolge gehabt, wo er den Messias zum ersten Male zur Aufführung gebracht hatte. Nach seiner Rückkehr verliert er alles Erworbene wieder und muß 1745 zum zweiten Mal seine Zahlungen einstellen. Erst nun giebt er es auf, dem Herkommen gemäß seine Aufführungen auf Subscription zu geben, sie also unter den Schutz eines geschlossenen Kreises zu stellen: seit 1747 wendet er sich mit den zwölf Concerten, die er jährlich in der Fastenzeit veranstaltet, nur an das große Publicum. Erst um 1750 dringen die Oratorien bei diesem völlig durch — der Geist, der aus diesen Werken sprach, das Alter des Mannes und sein Unglück — 1751 begann die Krankheit, die mit Erblindung endete — ließen endlich die Gegner verstummen. Händel setzte seine Thätigkeit bis wenige Tage vor seinem Tode, der am 13. April 1759 erfolgte, fort. Als er starb, hatte er alle seine Verbindlichkeiten erfüllt und ein bedeutendes Vermögen erworben.

In einem Lebensalter, in dem dem Meister im besten Falle nur noch eine Nachlese gestattet ist, schuf er sich die künstlerische Form des Oratoriums. Der Name hatte schon früher existirt, aber der Begriff, den wir jetzt damit verbinden, ist erst durch ihn, durch seine Production erschlossen. Die Händel'schen Oratorien sind der Maaßstab für Alles geworden, was sich seitdem unter diesem Namen in die Welt einzuführen wagte. Er blieb ohne allen unmittelbaren Einfluß auf die Fortbildung der Oper — in der oratorischen Kunst ist er noch heute unerreicht. Erst hier fand er den

Boden, den er lange vergeblich gesucht, für den er sich jugendliche Kraft und Fülle bis in's Greisenalter bewahrt hatte.

Betrachtet man die anerkannten Meisterwerke Händel's und berücksichtigt man die Ergebnisse des bisherigen geschichtlichen Verlaufs, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß in jenen der Chor eine bedeutsame Stellung einnimmt und daß die Wirksamkeit seiner Oratorien auf die Dauer wesentlich durch diese Stellung des Chors bedingt worden ist. In ihr wird also das Charakteristische der ganzen Kunstform zu suchen sein.

Es ist weiter klar, daß die früher geschilderte Polyphonie der Zeit für den Chorgesang eine ganz andere Bedeutung hat, als für den Einzelgesang. Wenn sie mehrere verschieden charakterisirte Personen zu einem Ensemblesatze vereinigt, so machen sich noch die erwähnten Schranken fühlbar, welche meist auf eine instrumentale, concertirende Entwicklung führen — der Chor stellt der Kunst eine ganz andere Aufgabe. Er vereinigt nicht Gegensätze individueller Natur in sich, in seinen verschiedenen Stimmen gliedert sich die Menge, welche sich durch einen gemeinsamen Eindruck zu einer lebendigen Einheit verbunden fühlt. Der Chor ist nur eine, eine moralische, künstlerische Person. Für ihn gewinnt jene Dialektik eine tiefe und fruchtbare Bedeutung. Das Thema, in irgend einer Stimme angestimmt, hallt in einer anderen wieder, in anderen Tonlagen, anderen Klangfarben, es greift weiter und weiter, es gewinnt immer neue Kräfte, je mehr es sich der Masse bemächtigt, diese haucht ihm das vielgestaltige Leben ein, das in ihr selbst gegeben ist. So drängt hier Alles auf die vollendetste Form des polyphonen Satzes, auf die Fuge hin. Ihr Bau entspricht durchweg dem Drange nach einer Gemeinschaft, nach dem Aufgehen in einem reicheren und reineren Ganzen. Geistige Einigung, ideales Aufstreben, religiöse Erhebung der Massen wird immer wieder auf diese Form zurückführen, wenn sie nicht blos kurz und schlagend im gleichmäßigen Fortschritt aller Stimmen angedeutet werden soll.

Die technische Behandlung des Vocal- und Instrumentalsatzes wird einer solchen Aufgabe gegenüber eine ganz andere. Die Themen wachsen schlicht und einfach aus den beschaulichen, kurzen Worten hervor, die dem Chore in den Mund gelegt werden können. Breite und Ausführlichkeit der Entwicklung entspricht dem Wesen der in Bewegung gesetzten Massen, sie führt von selbst auf den figurirten Gesang, der einer einzelnen Simme immer befremdlich ansteht, und den nur die glücklichste Erfindung des Componisten und die größte Kunst des Sängers unserem Geschmacke erträglich machen kann. Im Chore stellt sich das Gleichgewicht durch vocale, also gleichartige Gegensätze her. Er bedarf viel weniger der instrumentalen Stützen, er trägt sich gewissermaaßen selbst — dadurch gewinnt das

Orchester, welches schon des Ebenmaaßes wegen stärker besetzt wird, eine freiere Haltung — in den Begleitungen der Chorsätze findet man die Grundzüge orchestraler Behandlung der Instrumente, welche die spätere Zeit aufgriff, schon bei Bach und Händel entwickelt. Die vereinigten Massen des Chores und des Orchesters lassen endlich die fortschreitenden Harmonien breit und voll austönen, sie geben nicht blos Andeutungen und Umrisse, sondern die ganzen durchgebildeten Tongestalten.

Man ist demgemäß darüber einig, daß die Kunst Händel's in seinen Chorsätzen die reichste Entfaltung, die vollste Blüthe gefunden hat. Man wird aber noch einen Schritt weiter gehen und sagen dürfen, daß er in seinen Meisterwerken ganz folgerichtig den Chor auch wirklich zur Hauptperson gemacht hat. Man wird ihm hierin auch aus ästhetischen Gründen vollkommen Recht geben müssen. Das Oratorium verbindet regelmäßig epische, lyrische und dramatische Momente, die eines Einigungspunktes bedürfen, wenn sie nicht auseinanderfallen, wenn sich im Ganzen nicht alle Mißstände fühlbar machen sollen, welche mit Mischformen unvermeidlich verbunden sind. Händel sucht und findet diesen Einigungspunkt im Chore und hierin liegt die Eigenthümlichkeit, durch die sich seine Hauptwerke von anderen Versuchen ähnlicher Art unterscheiden, hierin der charakteristische Zug der von ihm geschaffenen Kunstform des Oratoriums.

Händel zieht selbst alle Consequenzen dieser Auffassung. Der ganze Hergang, der zur Darstellung kommt, und alle darin verflochtenen Personen werden zum Chore in Beziehung gesetzt, von dem Alles auszugehen scheint und auf den Alles zurückführt. Seiner ganzen Umgebung theilt er von dem mächtigen Leben, das in ihm selbst waltet, mit, er wird eine Macht über sie — wo er eintritt, verstummen die Helden, die aus seinen Reihen hervortreten und in ihnen wieder verschwinden. Was die dramatische Behandlung eines Stoffes lebenstreu, als Reflex der Wirklichkeit, in die Gegenwart hineinzuzaubern sucht, wird durch sein Dazwischentreten in eine gewisse Ferne gerückt, es zeigt sich in anderen Perspectiven, aber zugleich in einem höheren Lichte. Die Grundstimmungen, die sich an ein Ereigniß anschließen, spricht er einfach und eindringlich aus, er geht über das Erlebniß hinweg auf die Ideen ein, die diesem seine eigentliche Bedeutung geben. Er folgt der Handlung durch Freud' und Leid, von der tiefsten Niedergeschlagenheit zum mächtigsten Aufschwung — die scharfen Gegensätze mildern sich aber in der ausgleichenden Art, die ihm eigenthümlich ist. Es entspricht seinem Wesen, im Wechsel zu beharren, frei von aller Eintönigkeit und Beschränktheit Alles auf das Höchste zu beziehen. In dieser Weise erhebt Händel den Satz, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme sei, zu einer künstlerischen Wahrheit und so gewinnt er für

das, was die antike Tragödie mit ihrem Chore wollte, eine neue, reichere Kunstform.

Das Gesagte ergiebt, welcher Art die Stoffe sein müssen, in denen die oratorische Kunst zu ihrer vollen Entfaltung gelangen kann. Es muß sich um eine öffentliche Begebenheit von weittragendem, tiefeinschneidendem Interesse handeln, die Schicksale des Helden müssen mit denen des Volkes zusammenfallen, zwischen Beiden muß jene naturwüchsige Gemeinschaft bestehen, welche nur in den Anfängen der historischen Zeiten zu finden ist. Der Boden, auf den das Oratorium führt, darf kein phantastisch-construirter, sondern es muß mit ihm ein bestimmter Kreis ethischer Anschauungen gegeben sein, welche dem Chore Physiognomie zu geben vermögen, aus denen allein seinen Massen Wärme und Leben zuzuführen ist — und ebenso gewiß müssen der Künstler und sein Publicum mit diesen Anschauungen nicht nur vertraut, sondern selbst davon durchdrungen und gesättigt sein. Die Hörer sollen nicht durch den Reiz absonderlicher Vorgänge gefesselt werden, sie sollen die eigene Existenz an einer ehrwürdigen Tradition erneuern und erheben. Kurz, es gelten im Wesentlichen dieselben Ansprüche für den Stoff eines Oratoriums, die an den eines epischen Gedichtes zu machen sind.

So war es mehr als Zufall oder blos persönliche Sympathie, was Händel immer wieder auf die biblischen Geschichten des alten Testamentes zurückführte. Die Macht, mit der das Christenthum in die Geschichte getreten ist, hat diese Tradition an die Stelle nationaler Erinnerungen gerückt, sie bilden eine Vorgeschichte, die den germanischen und romanischen Völkern gemeinsam ist, die jedes mehr oder weniger als seine eigene betrachtet. Hier fand Händel die Elemente, die dem Wesen seiner Kunst völlig entsprachen und an denen er zugleich ihre Vielseitigkeit darlegen konnte — eine Vielseitigkeit, der gegenüber wir uns auf einige Andeutungen beschränken müssen.

In Israel und Aegypten erzählt der Chor die wunderbaren Begebenheiten, die den Auszug der Kinder Israel begleiteten. Händel betritt hier das bedenkliche Feld der Tonmalerei — der Kern der Darstellung ist für ihn aber die innere Wirkung der Wunder, die immer steigende Spannung, in welche diese Reihe unerhörter Vorgänge versetzt. Er schildert die unwiderstehliche Macht großer Natureindrücke. Die ganze Gewalt der Musik zeigt sich aber erst da, wo jede andere Kunst ihre Mittel erschöpft fände. Der Rückblick auf den wunderbaren Hergang führt zu tieferen Eindrücken, als das Erlebniß selbst, der Jubel der Befreiten läßt alle Wunder hinter sich, in einem Meere von Lob und Dank versinkt die ganze Vergangenheit mit ihren Leiden und Schrecken, sie drin-

gen ihrem Gott in freudiger Erhebung näher, als im Anstaunen seiner Wunder.

Im Samson treten die Chöre der Israeliten und der Philister in charakteristischen Gegensätzen einander gegenüber, die Chorformen machen aber in den streitenden Massen zugleich ein verwandtschaftliches Moment fühlbar, sie vereinigen sich im Preise ihrer Gottheiten. Die Israeliten schauen im Schicksale des Helden das eigene an — ihr Zuspruch giebt ihm die Kraft zu der großen That, mit welcher er seine Laufbahn beschließt. Das Volk erhebt sich am Heldenthum, am Gedanken des Ruhmes, des opferfreudigen Patriotismus.

Im Judas Maccabäus drängt das Pathos der Freiheit, das sich der Massen bemächtigt, den Helden selbst in den Hintergrund. Wir hören die Klagen eines Volkes um einen dahinsterbenden Helden und das verwaiste Vaterland, den Ruf nach einem Mann voll Muth und Geist, wir erleben den Aufschwung, als er sich findet und keine andere Wahl läßt, als Freiheit oder Tod, die Erregung des Kampfes, die Wechselfälle desselben, die läuternde Gewalt so großer Erlebnisse, die Majestät des Sieges. Wenn es eine politische Musik giebt, so ist es diese — die politische Erhebung tritt der religiösen ebenbürtig zur Seite.

Jephtha, der erst verstoßene, dann in der Noth zurückgerufene, ist der Held eines verwandten Drama's. Er opfert die Tochter seinem patriotischen Gelübde. Eine tiefbewegte Familiengruppe, zerrissen durch eine unerwartete Fügung, macht den großen Fragen des Vaterlandes das Interesse streitig — der Chor versinkt in Betrachtungen über den Wechsel irdischen Daseins, die Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse, die Nothwendigkeit, sich ihnen zu beugen.

Wohin aber Händel auch seine Kunst führen mag, immer gewinnt er einen klaren und freudigen Schluß, er scheidet nicht verzagt von dem Schauplatz irgend eines Erlebnisses, in frohe Zuversicht, thatkräftige Erhebung weiß er jede Erregung aufzulösen.

Es ist hier nicht am Orte, noch näher auf die genannten Werke und die übrigen ihrer Art einzugehen — nur wenige Bemerkungen, welche das Vorausgeschickte zu erheischen scheint, mögen hier noch Platz finden.

Die biblischen Figuren sind ächte, große Typen menschlicher Kraft und Leidenschaft mit fest ausgeprägter Physiognomie, sie sind aber zugleich nur der zusammengefaßtere, compendiösere Ausdruck für das, was in Allen lebt. Händel giebt diesem Verhältnisse häufig so künstlerischen Ausdruck, daß er ihnen zuerst allein die Motive in den Mund legt, die der Chor dann aufnimmt und weiter entwickelt. So angelegte Gestalten bewegen sich in den polyphonen Formen weit natürlicher — das Figurenwerk in

ihrem Gesange erscheint als Etwas Beiläufiges, als ein Zierrath, der Nichts verdeckt oder verdunkelt, während er Gestalten geringeren Wuchses erdrücken müßte. Diese Einzelnheiten treten ferner neben dem Chore in ein anderes Licht. Der oft gezogene Vergleich zwischen den mittelalterlichen Domen und der älteren Musik bewährt sich auch hier. Betrachtet man die krausen Verzierungen der gothischen Architectur in ihrem natürlichen Zusammenhange mit den gewaltigen Constructionen, welche sie schmücken, so rechtfertigen sich die befremdlichen Einzelbildungen durch den Eindruck der Stileinheit, der sich aus dem Ganzen aufdrängt. Aehnlich gewinnen dieselben Formen im Oratorium eine ganz andere Bedeutung, als in der Händelschen Oper, die des Chores und mit diesem eines großartigen, Alles auf die richtigen Verhältnisse zurückführenden Hintergrundes entbehrt.

Die weltliche Kunst, der Händel in der Oper nachjagte, findet erst im Oratorium ihre wahre Stelle: zu arm und unentwickelt, um für sich selbst etwas zu sein, gewinnt sie in episodischen Formen große Bedeutung. Sie erstarkt an den großen Gegensätzen, denen sie ihre Gebilde hier gegenüber zu stellen hat. Händel's Instrumentalmusik erhebt sich hier zunächst zu bestimmter Charakteristik, welche ihr sonst noch abgeht. Die Märsche, deren Rhythmen die Bewegungen einer Menge zu regeln scheinen, in deren Klängen das wiederhallt, was einem öffentlichen Hergang Sinn und Charakter giebt, die Festmusiken, in denen er das Orchester am Jubel des Chores Theil nehmen läßt — sie sind innerhalb des Kreises der Instrumentalmusik dasselbe, was jene Chöre in ihrem Bereiche sind, der Ausdruck für das Leben der Massen. Ihnen zur Seite stehen jene pastoralen Zwischensätze, welche das Fortschreiten der Handlung hin und wieder unterbrechen, einen erwünschten Ruhepunkt mit friedlichen, idyllischen Aussichten gewähren. Schlichte, volksthümliche Wendungen stellen sich in Sätzen dieser Art den reichen polyphonen Formen zur Seite — der Chor oder einzelne Chorgruppen greifen diese Motive auf, aus den Chören der Jungfrauen und Kinder namentlich klingt der Volksgesang mit seinen naiven, rührenden Weisen deutlich wieder, wenn sie feierliche Momente verherrlichen helfen sollen, deren ganzen Ernst sie noch nicht zu fassen vermögen.

Den Händelschen Epen fehlt es aber auch nicht an ausgeführteren Episoden, die großen historischen Figuren und der Chor ziehen sich gelegentlich zurück, um freier bewegten Gestalten Raum zu lassen. Treten dann, wie z. B. im Josua, Liebespaare auf den Schauplatz, so kann es nicht darauf ankommen, die Leidenschaft in ihrer verzehrenden Allgewalt, in ihren Ausschreitungen zu malen. Händels Kunst war ihren techni-

schen, wie ästhetischen Eigenthümlichkeiten nach einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, sie vermag nur die Grundzüge kräftig anzudeuten, einzelne Momente zu fixiren; dem flüssigen Wesen der Leidenschaft, das sie von unscheinbaren Anfängen bis zu räthselhaften Verirrungen forttreibt, kann und mag er auf diesem Wege nicht folgen. Aber dazu hat er die volle Kraft, an der ersten Quelle zu schöpfen, den unschuldigen Beziehungen jugendlicher und reiner Naturen Töne zu leihen, die Vereinigung zweier unbefangener, ungetrübter Gemüther zu verbundenem Sein darzustellen. Dies geschieht in wenigen, treffenden Zügen in den erwähnten Episoden. Hierin erschöpft sich nach dieser Seite hin im Wesentlichen seine Fähigkeit. Die Frauen spielen in seinem eigenen Leben gar keine Rolle, es wird Nichts von irgend einer vertrauteren Beziehung berichtet, die für ihn eine Macht geworden wäre — seiner Anschauung war nur Reinheit, Lauterkeit und Unschuld solcher Verhältnisse zugänglich. Dem Verfänglichen gegenüber finden wir seine Kunst ungelenk, seine darstellende Kraft versiegt an Stoffen, die ihn weiter führen: er wird breit und schwerfällig, während ihn die Schilderung jener ersten Regungen zu schlagendem Ausdrucke und weit über das technische Herkommen hinaus führt. Durch volksthümliche Anklänge, einfach melodischen Gesang nähert er sich hier am meisten den Ausdrucksformen der späteren Zeit. Dies ist die weltliche Kunst, über welche er wirklich gebieten und die er deshalb auch in den Werken walten lassen konnte, welche sich weitabliegende, höhere Ziele stecken. Bach hat dies Gebiet kaum betreten.

Diese Eigenthümlichkeit macht zugleich am deutlichsten, daß die vielfach herrschende Meinung eine irrthümliche ist, welche die Händel'sche Musik ihrer Stoffe und ihres Stiles wegen der Kirchenmusik zurechnet. Sie hat mit dieser Berührungspunkte, in der Hauptsache aber eigentlich Nichts gemein. Das religiöse Element ist ihre Seele, wie es den Geschichten der Bibel ihren wahren Werth giebt. Für die alten Völker war es die Lebensluft, in der sie athmeten, die mächtige Wurzel ihrer Bildung, von der Alles ausging, und auf die Alles zurückwies. Gerade darum beengt es die freie Bewegung der Helden dieser Periode nicht, wie in späteren Zeiten, wo die Schößlinge, die es aus dem geschichtlichen Boden hervorgetrieben hat, zu feindseliger Selbständigkeit neben ihm aufgewachsen sind und es in dogmatische Einseitigkeit und Engherzigkeit zurückgedrängt haben. Die Händel'sche Kunst greift es in seiner ursprünglichen Form auf und hält sich von jeder engeren Beziehung zum Cultus und zum Bekenntniß frei. Aufstrebend zum Höchsten, Jenseitigen, über die Schranken der Wirklichkeit Hinausliegenden, knüpft sie überall an das Allen Gemeinsame an, sie sucht ihren Inhalt an den Urquellen der Geschichte, nicht in

den Doctrinen der theologischen Kaste. Sie ist deshalb wesentlich historische Kunst und bewährt diesen Charakter selbst da, wo es sich um erbauliche Zwecke handelt. Chrysander hebt treffend hervor, daß die Händel'schen Psalmen im Tempel der Juden, wie in christlichen Kirchen gesungen werden können. Die kirchliche Färbung des polyphonen Stiles ändert hierin Nichts: sie dient der Händel'schen Auffassung ohne Zwang und widerstrebt nur dem theatralischen Ausdrucke.

Händel wurde auf diese Richtung hingeleitet nicht durch eine Reihe von Reflexionen, sondern durch sein ganzes persönliches Wesen, seine vielseitige Bildung, vor Allem aber durch seinen Protestantismus. Diesem verdankt er zunächst das volle Verständniß des biblischen Wortes, die freie und geistige Auffassung desselben — aus protestantischem Geiste ergeben sich die weiteren Eigenthümlichkeiten seiner Kunst. Es ist protestantisch, wenn der Schwerpunkt überall in den frei und reich bewegten Chor gelegt wird, wenn alle Einzelbildungen gegen die Gemeinschaft Aller zurücktreten und diese als die wahre Trägerin des geistigen Lebens erscheint. Vom Katholicismus hat Händel Nichts angenommen, als die Unbefangenheit, welche den religiösen Aufschwung mit der Freude an den schönen Dingen der Welt, an allem Menschlichen vereinbar findet — ein Zug, der dem ascetischen Bach ganz fremd ist. Er kommt aber auch bei Händel nur episodisch zur Geltung — der Grundzug ist Ernst, energisches Eindringen, sicheres Auffassen, freie Behandlung auch der höchsten Fragen der Kunst, das letzte Ergebniß dieses Verhaltens, wie schon oben hervorgehoben, ist die größte Machtentfaltung der Persönlichkeit, ihr Durchscheinen durch Alles, dem sie selbst erst Gegenständlichkeit gegeben hat.

Sein persönliches Bekenntniß hat Händel im Messias niedergelegt in künstlerischer Form. Als es ihn drängte, die heiligste aller Traditionen mit seiner Musik zu verherrlichen, fühlte er seine plastische Kraft unzureichend. Er wagt nicht, einen so tief in die Geschichte und darüber hinaus eingreifenden Moment ernsthaft zu dramatisiren und zu localisiren, die vergegenwärtigende Kraft der Kunst hält er diesem Stoffe nicht gewachsen im charakteristischen Gegensatze zu Bach, den nur die Passionsgeschichte zu darstellender Production anregte. Händel wird klar, daß die Musik ihre höchste und reinste Macht in lyrischen Formen bewährt, daß sie dem lyrischen Schwung vertrauen muß, wenn sich die Schranken fühlbar machen, auf die sie früher oder später bei gegenständlicher Haltung stoßen muß. So giebt er es auf, eine Passion, einen Tod Jesu zu schreiben, er bindet sich nicht an die Erzählung eines Evangelisten, noch an ein kirchliches Herkommen. Er wirft einen Blick über die ganze Geschichte von den Verheißungen durch die Propheten an bis zum Erscheinen und

Leiden des Erlösers, dessen Opfer in seinen Folgen noch über die Gegenwart hinausragt. Er feiert den Messias, den ahnungsvoll erwarteten, endlich erscheinenden, dann verkannten und gekreuzigten, den siegreich erlösenden. Nur selten fixirt die Darstellung irgend einen historischen Moment seines Lebens, sie wendet sich immer schnell wieder in betrachtender, klagender oder preisender Weise ganz zu der hohen Gestalt zurück, deren Verherrlichung der Zweck des Ganzen ist. Alle Stimmungen, die mit dem Christenthume in die Welt getreten sind, entwickeln sich nach einander in voller Breite meist im Anschlusse an mystische Sprüche der Propheten, die nur lose an einander gereiht werden; die menschlichen Seiten der Tradition werden dazwischen kräftig hervorgehoben, Alles wird aber in Lob- und Triumphlieder aufgelöst, welche am Schluß in einem erhabenen, mystisch dahinrollenden Amen verklingen. So entstand ein ganz eigenartiges, in seiner Weise einziges Werk, das aus der religiösen Anschauung Händel's hervorwächst, sich aber dieser Anschauung gemäß zugleich als fähig erweist, die mannichfachsten Momente, die ihr aus der Geschichte zuströmen, in sich aufzunehmen und in die gewaltige Bewegung mit fortzureißen, mit der es vorwärts gedrängt wird nach dem hohen Ziele, welches ihm gesteckt ist. Was die Confessionen zu Formeln erstarren lassen, ist Händel lebendig und flüssig — dogmatische Fragen werden berührt, sie verschwinden aber schnell in dem mächtigen Strome, der an dem Hörer vorüberfluthet. Allem kirchlichen Wesen bleibt Händel auch hier fern: ihm ist die Kunst selbst der Tempel, den er der Gottheit errichtet — wo ihr Geist waltet, fühlt er sich dieser nahe.

Diesen Standpunkt hat sich Händel persönlich errungen — in der Zeit liegt wenig, was darauf hinführen konnte. Das religiöse Leben in England war zwar mannichfach angeregt, die Freidenker und Deisten hoben die ethische Bedeutung des Christenthums hervor, aber in einseitiger Weise; der Methodismus, der die englische Staatskirche aus ihrem Schlummer zu erwecken suchte, aber ebenfalls das dogmatische Wesen auf sich beruhen ließ, verlor sich in Absonderlichkeiten. In Deutschland standen sich die beiden Extreme einer starren Orthodoxie und eines weichlichen Pietismus gegenüber. Nirgends ein ähnlicher Reichthum großartiger Anschauungen, lebendigen Verständnisses der christlichen Traditionen, wie ihn der Messias bietet. Das darin niedergelegte Bekenntniß ist seitdem von Millionen aufgenommen worden, er ist, in vierzig bis fünfzig Ausgaben verbreitet, Händel's populärstes Werk geworden.

Nach alledem hat Händel dem Schattenbilde einer universalen Kunst nicht nachgejagt, seine durch und durch germanische Natur und sein protestantischer Sinn prägen sich vielmehr erkennbar genug in seinen Werken

aus. Die ästhetische Vielseitigkeit, welche den Deutschen späterer Perioden geläufig wurde, geht ihm sowohl in seinen künstlerischen Anschauungen, als in seiner Technik, die dazu viel zu fest und charaktervoll ist, ab. Er vertieft sich in seine Stoffe, aber er verliert sich nicht darin, er naht sich ihnen mit seiner vollen persönlichen Ueberzeugung. Es ist derselbe Händel, wenn er eine Geschichte aus dem alten Testamente, oder eine Sage der altclassischen Mythologie zu bearbeiten unternimmt. Es ist ihm kein Bedürfniß, für die fremde griechische Welt nach einem anderen charakteristischen Tone zu suchen, nur in ganz vereinzelten Momenten giebt ihm sein künstlerisches Divinationsvermögen neue Weisen ein, welche sich dem Geist der Antike verwandt zeigen. Seiner Zeit erschienen die griechischen Heroen und Götter noch nicht in dem heiteren Glanze, in welchem wir sie anschauen lernten: ihr waren sie nur ein poetischer Luxusartikel, den sie sich mit Reifrock und Perrücke nach dem neuesten Geschmacke auf der Bühne vorführen ließ. Den Homer glaubte sie am besten in der Pope'schen Uebersetzung kennen zu lernen. Diesen Einflüssen konnte sich Händel unmöglich entziehen; die altclassischen Oratorien bringen es, wie die Opern, nur zu schönen Einzelnheiten. Man tritt Händel mit diesem Zugeständniß um so weniger zu nahe, als es noch Niemand gelungen ist, dies Gebiet musikalisch zu bewältigen, und als gute Gründe dafür sprechen, daß dies überhaupt ein vergebliches Bemühen ist.

Die Engländer lieben es, Händel ganz als einen der ihrigen zu betrachten, da er sich in ihrem Lande naturalisiren ließ — wir dürfen ihn zu den unsrigen zählen seiner Abstammung und Bildung nach. Es war eine deutsche Eigenthümlichkeit, daß er die mannichfachsten Bildungselemente vom Auslande in sich aufnahm. Er reiht sich ganz den großen deutschen Meistern an und er blieb seinen englischen Zeitgenossen, wie sehr er auch mit dem Lande verwachsen sein mochte, doch immer ein Fremder. Er lernte die englische Sprache wohl künstlerisch handhaben, aber nie geläufig wie ein Einheimischer sprechen; dies, sein aufbrausendes, häufig anstoßendes Wesen, sein sarkastischer Witz, dem er nie Fesseln anlegte, und seine Gleichgültigkeit gegen herkömmliche Formen zeichneten ihn in England immer als eine abstechende Erscheinung aus. Die Ueberbürdung mit Geschäften, seine unausgesetzte Production ließen ihn die glänzende Stellung, die er zuerst in der Gesellschaft eingenommen hatte, ganz aufgeben, er lebte in späteren Jahren mit wenigen Freunden und seinem treuen Gefährten, dem Deutschen Christoph Schmidt. Dies mußte seine Erfolge an einem Orte, wie London, ungemein erschweren — auch hier wurde ihm die größte Förderung aus dem eigenen Charakter. Für private Interessen ließ ihm die Kunst keinen Raum, aber der Sinn für das Gemein-

nützige, der Trieb zur Wohlthätigkeit war stets in ihm rege. Mitten in seinen Calamitäten finden wir ihn unter den Gründern einer Gesellschaft für bedrängte Musiker, auch in den Zeiten eigener Noth giebt er einen Theil seiner Concerte zum Besten milder Stiftungen. Hierdurch wurde Händel eine populäre Figur, und erzwang sich die Achtung seiner Gegner. Sein Testament theilte sein Vermögen unter seine Verwandten, seine Diener, seine Freunde, unter Dichter und Musiker, die er beschäftigt, und jene wohlthätigen Institute, die er bei Lebzeiten unterstützt hatte. Sich selbst bestimmt er darin ein Monument in der Westminster-Abtei, die englische Nation aber erkennt den Anspruch, den er damit erhebt, ohne Widerrede an: man weist ihm seinen Ruheplatz im Poetenwinkel neben Shakspeare, Milton, Dryden, Gay an.

In England lebte Händel in seinen Oratorien fort, er ist eine der Traditionen dieses Landes geworden — in Deutschland wurde er erst nach und nach bekannt, und durchgedrungen ist er nur im protestantischen Norden desselben. Von hier aus lernten ihn Mozart und Beethoven kennen — der erstere suchte den bekanntesten seiner Werke den Reiz reicherer Instrumentirung zu verleihen, der letztere sprach auf seinem Todtenbette aus, als er Händel's Werke aus England übersendet erhielt, in ihnen sei die Wahrheit. Solchen Meistern war seine Bedeutung klar — Talente zweiten und dritten Ranges glaubten hin und wieder, ihn übersehen zu können. Vom Norden Deutschlands ist denn auch Alles — theilweise mit Hülfe Englands — zu Stande gebracht worden, was die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages zu seiner Ehre zu erheischen schien.

In Leipzig ist eine Gesellschaft zusammen getreten, um eine deutsche Ausgabe seiner Werke herzustellen. Es ist derselben der beste Erfolg und die ausgedehnteste Unterstützung zu wünschen, da die gangbaren Ausgaben theils auf nicht zuverlässige Quellen gegründet, theils mehr oder weniger willkürliche Bearbeitungen der Originale sind. Die geschilderten Eigenthümlichkeiten seines Schaffens machen aber die Lösung der Aufgabe zu einer sehr schwierigen; es gilt, die Bedürfnisse und den Kreis der Interessen derjenigen zu berücksichtigen, deren Hülfe für das Unternehmen in Anspruch genommen wird, und auf der anderen Seite, der Händel'schen Production vollkommen gerecht zu werden. Die unterrichteten, sachverständigen und pietätsvollen Männer, welchen die Leitung überlassen worden ist, werden dafür Sorge tragen, daß in allen zweifelhaften Fällen die Rücksicht auf praktische Kunstzwecke den Ausschlag gebe, und daß dieser nationalen Angelegenheit auch der Schein einseitig gelehrter Tendenzen fern gehalten werde. Soll die neue Ausgabe die bisher gebräuchlichen in

der Praxis verdrängen, so werden namentlich die von anerkannten Meistern gegebenen Instrumentirungen darin aufzunehmen sein.

Das inzwischen in Halle errichtete, von Heidel in Berlin modellirte Standbild hat auf dem alterthümlichen Markte der Stadt eine glückliche und ehrenvolle Stelle erhalten. Es giebt Händel's sterbliche Hülle getreu nach den besten Quellen wieder — eine kräftige, energievolle Gestalt mit großen, männlichen Zügen, in stolzer, imposanter Haltung, in der kleidsamen und charakteristischen Tracht der Zeit. Er scheint im Begriff zu sein, eines seiner Werke — den Messias, dessen Partitur auf einem zierlichen Notenpulte neben ihm liegt — der Welt vorzuführen. Innere Erregung scheint sich des Mannes, trotz der sicheren und festen Haltung, bemächtigt zu haben — in der ganzen Figur liegt Etwas von der Spannung, die er fühlen mochte, wenn ihm seine großen Conceptionen zum ersten Male vor aller Welt im vollen Glanze der Aufführung erschienen. Das Bewußtsein, daß die Impulse, die hervor nach der Außenwelt drängen, durch seine Kunst künstlerisches Maaß, harmonische Gestaltung erhalten haben, daß sie in der geläutertsten Form, in idealer Schönheit an das Licht treten werden, ist ebenso entschieden angedeutet, und giebt dem Ganzen überwiegend plastische Ruhe. Die Aufgabe ist so auf das Glücklichste gelöst — das Monument gereicht der deutschen Kunst in jedem Sinne zur Ehre. —

Die Zukunft des Zollvereins.

Mit Recht hebt Herr v. Viebahn im ersten Theile seiner trefflichen „Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands“ (S. 252 ff.) hervor, wie, abgesehen von den materiellen Vortheilen für Handel und Gewerbe, insbesondere auch die Form des deutschen Zollvereins auf das Gesammtwohl der betheiligten Länder wohlthätig eingewirkt habe, wie die Gründung dieses Vereins ein dem Particularismus abgewonnener Sieg gewesen, dessen moralische Früchte sich in vermehrter Selbstachtung und gehobener Vaterlandsliebe der Deutschen kundgäben. Und mit gleichem Recht weist er weiterhin die dem Verein nach verschiedenen Richtungen hin gemachten Vorwürfe zurück. Theils seien dieselben unbegründet, theils bei weiterer Fortentwicklung zu beseitigen. „Nur aus einseitiger Auffas-

sung der Verhältnisse" — fügt er hinzu — "kann dem Gedanken einer dauernden Spaltung unter den Staaten des Zollvereins, soviel sich für jetzt übersehen läßt, Raum gegeben werden." —

Auf keinen Staat gewiß findet der angeführte Schlußsatz triftigere Anwendung als auf Preußen. Aber ein Anderes ist es, auf eine dauernde Spaltung hinarbeiten oder Anlaß dazu geben, ein Anderes, sich auf die Möglichkeit einer solchen vorbereiten. Diese Möglichkeit liegt vor. Daß eine Mißstimmung zwischen den vereinten Staaten besteht, läßt sich nicht abläugnen. Daß diese Mißstimmung eine künftige Spaltung in Aussicht stellt, ist eine ausgesprochene — wenn auch bisher nur erst andeutungsweise ausgesprochene Thatsache. Daß endlich die Zwietracht zunächst von denen ausgeht, welche auch auf anderem Felde feindselig gegen Preußen aufzutreten lieben, bleibt Niemandem verborgen, der dem Gange der Ereignisse mit aufmerksamem und unbefangenem Auge gefolgt ist. Es ist der Zweck dieser Zeilen, näher darauf einzugehen, durch welche eigenthümlichen Verhältnisse der Fortbestand des Zollvereins bedroht wird, das wahre Gewicht und die vermuthlichen fernern Wirkungen derselben abzuwägen, — zu prüfen endlich, durch welche Heilmittel das Uebel glücklich beseitigt oder wenigstens auf ein unschädliches Maaß zurückgeführt werden kann. Wir wünschen so lebhaft wie irgend Jemand, daß es zu einer Trennung nicht kommen möge; wir sind überzeugt, daß die richtige Erkenntniß des eignen Vortheils überall schließlich eine günstige Entscheidung herbeiführen werde; wir glauben aber auch, daß nicht unzeitige Nachgiebigkeit von Seiten Preußens, sondern dessen Festigkeit in Behauptung billiger Anforderungen am meisten das fernere Gedeihen des Vereins befördern wird. Möchten die nachstehenden Bemerkungen zu einer fruchtbringenden Discussion anregen und den Berufenen Anlaß geben, das Material für den neuen Bau benutzbar zu machen.

Seit mehreren Monaten schon tagt eine neue Conferenz der Bevollmächtigten des Zollvereins, — die vierzehnte seit dessen Bestehen. Daß ihr wichtige Gegenstände zur Berathung vorliegen, ist bekannt; auch das Wenige indeß, was über ihre Wirksamkeit bisher verlautete, läßt befürchten, daß ihr Schicksal dem ihrer Vorgängerinnen ähnlich sein werde. In rascher Folge haben die letzten Jahre uns Generalconferenzen vorgeführt. Bogenreiche Foliobände legen Zeugniß ab von der Thätigkeit der Bevollmächtigten. Leider entsprechen die Resultate, welche als Folge einheitlicher Uebereinstimmung in das verkehrtreibende Publicum drangen, oder sonst praktische Geltung erlangten, diesen umfangreichen Schriftstücken nicht. Erhebliche wie unerhebliche Anträge in reicher Auswahl erhielten die allgemeine Zustimmung der Mitglieder nicht, wurden vergeblich, wenn auch noch so gründ-

lich discutirt, ohne daß sich überall für die Ablehnung ein Grund finden ließe, der auch außerhalb der berathenden Kreise eine durchgreifende Geltung sich verschafft haben würde. Es ist bekannt, welches klägliche Geschick die Anträge wegen Ermäßigung oder Aufhebung der Durchgangszölle traf, — ein Geschick, welches auch die neuesten Verhandlungen, trotz alles Andringens der Handelswelt nicht zu ändern vermochten. Man erinnere sich ferner der außerordentlichen Vorliebe, mit welcher das Leipziger Contirungs-System gegen die vereinten Angriffe anderer Mitglieder hartnäckig vertheidigt wurde. Zum Schlusse kam es eben nur zu einem Compromiß, wenig befriedigend für den einen wie für den anderen Theil. Waren hinter dieser Contenwirthschaft wirklich solche Gefahren für das gemeinsame Interesse verborgen, so war wenig Ursache vorhanden, auf eine Vertheidigung zu hören, die nicht einmal durchweg siegreich aufzutreten vermochte. Handelte es sich bei den Conten nur um Förmlichkeiten, die eben nur von der hergebrachten Weise des übrigen Zollvereins abwichen, dann lohnte es des beharrlichen Angriffes nicht, und es war besser, die Empfindlichkeit einer unter dem Beifall ihrer Meß-Granden plaidirenden Regierung zu schonen: — dem ersten Meßplatze der Welt kann man schon eine Eigenthümlichkeit gönnen. Man erinnere sich ferner an die Vorliebe der hannöverschen Regierung für den Harburger Seehandel, dem sie durch ein ausnahmsweises Abfertigungsverfahren beizuspringen für zulässig hielt: auch hier kam es zu einem wenig erfreulichen Compromiß. Der Streit endlich darüber, ob die Befugniß, wegen unrichtiger Declaration zu strafen, dem persönlichen Richter des Declaranten am Grenzeingangsamte, oder des Waarenempfängers am Bestimmungsorte zustehe — ein Streit, um so unerquicklicher als der Gegenstand von untergeordneter Bedeutung war, hat gar kein Ende gefunden: sogar ein wohlgemeinter Vermittelungsversuch scheiterte dabei!

Dem aufmerksamen Beobachter kann nicht entgehen, daß die Stellung der Vereinsglieder zu einander früherhin eine bessere war. Die Protocolle der älteren General-Conferenzen beweisen unzweideutig, in welch' ungleich günstigerer Lage sich insbesondere Preußen damals befand. Einen nicht geringen Antheil an dieser Veränderung hat man gelegentlich wohl denjenigen Persönlichkeiten zugeschrieben, welchen früherhin die Vertretung Preußens im Verkehr mit den Vereinsstaaten anvertraut war: ein allzuklares Hervortreten mit dem natürlichen Uebergewicht Preußens habe jezuweilen das Gefühl der Selbständigkeit verletzt, und allmählich eine gewisse Gereiztheit erzeugt. Aber weder aus diesem in die Vergangenheit zurückgreifenden Motiv, noch aus dem andern Vorwurf, den man Preußen zu machen liebt, daß es mit seiner Verwaltung „zu sehr an Formen hänge

und überall Werth auf übertriebenen Kamaschendienst lege« — nicht, wahrlich, aus solchen und ähnlichen Gründen, mehr Vorwänden als Gründen, wird die auffallende Zwietracht im Schooße des Vereins erklärlich, eine Zwietracht, welche offenbar auch die jetzige General-Conferenz an einer zu befriedigenden Lösung ihrer Aufgaben hat scheitern lassen. Wir verweisen hier darauf, daß neuerlich Würtemberg das unter den Vereinsstaaten verabredete Verbot der Ausfuhr von Pferden aufhob, gegen die von Preußen ausgesprochene Ansicht und ohne vorher auch nur eine Anzeige davon nach Berlin gelangen zu lassen. Die Bedenken Preußens waren nicht schwer zu erkennen und ohne Zweifel im nationalen Interesse begründet: daß man demohnerachtet auch die gewöhnlichen Rücksichten außer Augen setzte, beweist unsers Dafürhaltens, daß man verletzen wollte. Wir verweisen ferner auf die bekannte Interpellation des Freiherrn v. Lerchenfeld in der bayrischen Kammer, wodurch er Auskunft begehrte über die Haltung der Regierung zu den preußischen Anträgen wegen Herabsetzung der Zölle auf indischen Zucker, Roheisen und Baumwollengarn. Der edle Freiherr hat sich keine national-ökonomischen Lorbeeren erworben durch die seltsame Motivirung seines Antrages und die unglücklichen Ausfälle auf den Freihandel. Offenbar, daß derselbe seine Gründe nur in ein national-ökonomisches Gewand zu kleiden gedachte, hinter welchem Jeder nach seinem Sinne sich zurechtfinden möge. Bereits im Jahre 1851 hob eine österreichische Depesche dringend hervor, die bisherige Absonderung Oesterreichs vom übrigen Deutschland möge aufhören und die Besorgniß beseitigt werden, daß durch Annahme des Freihandels-Systems in Deutschland eine principielle Spaltung herbeigeführt werden könne. Die Erinnerung an diese Aeußerung wird die Antwort des bayrischen Ministers um so interessanter erscheinen lassen: daß die bayrische Regierung bisher bei derartigen Verhandlungen über die Zollvereinsverträge dahin getrachtet habe, mehr und mehr an Oesterreich anzulehnen; diesen Standpunkt gedenke sie auch ferner festzuhalten. Und eine solche Erklärung wurde gegeben, unmittelbar nachdem die staunende Welt gesehen, mit welcher Erbitterung Oesterreich das bundesfreundlich ihm zugewendete Preußen öffentlich beschimpfte, und wie es seinen Haß in einer Weise zu erkennen gab, die an den alten Spruch gemahnen konnte: odi quem laeseris!

Kein Zweifel also: die Veranlassung zu der Spaltung im Zollverein liegt tiefer, als man bisher anzunehmen geneigt war. Unsers Dafürhaltens ist sie das nothwendige Ergebniß der ursprünglichen Zusammensetzung des Vereins, die unvermeidliche Folge seiner Organisation und seiner Entwicklung. Deshalb würden auch die gewandtesten Unterhändler und Vertreter nicht vermocht haben, ein anderes Resultat herbeizuführen; die Kri-

sis konnte vielleicht auf einige Zeit hinaus verzögert werden, aber gänzlich zu vermeiden war sie nicht. Wir begrüßen es als einen günstigen Zufall, daß ungewöhnliche Ereignisse die Entscheidung schon jetzt in den Vordergrund gerückt haben.

Der Anschluß der kleinen deutschen Staaten an Preußen zur Bildung eines gemeinsamen Zollverbandes wurde hervorgerufen durch das unabweisbare Bedürfniß der gewerbthätigen und handeltreibenden Bevölkerung. Mit jedem Friedensjahre wuchsen Handel und Gewerbe kräftiger, mit jedem Jahre aber machten sich auch die Schranken der damaligen politischen Eintheilung mehr geltend, — und der Zustand der Dinge wurde unerträglich. Am meisten litten natürlich diejenigen Staaten, welche einer glücklichen Abrundung entbehrten und welche von den Hauptabsatzwegen abgeschnitten waren. Einen ungestörten Zugang zur Seeküste zu haben, mußte als ein kaum erreichbarer Wunsch betrachtet werden. Es ist gar nicht zu ermessen, welche Folgen es gehabt hätte, wenn man bei der Isolirung noch längere Zeit geblieben wäre. Heutzutage erfreut man sich eines weitausgedehnten Eisenbahnnetzes: schwerlich dürfte auch nur der vierte Theil derselben zu Stande gekommen sein, wenn nicht bereits vor dreißig Jahren das Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen sich so lebendig bethätigt hätte. Der neuesten Zeit gehören die seltsamen Schwierigkeiten an, welche die hessische Regierung beim Ausbau der Deutz-Gießener Eisenbahn erhob; die Prätensionen, bei denen die nassauische Regierung hinsichts des Ausbaues der rheinischen Eisenbahnen lange genug beharrte, sind ein immer wiederkehrender Gegenstand der Zeitungsdiscussion gewesen; der auffallende Widerstand, welchen die lippesche Regierung der Durchführung eines preußischen Telegraphendrahts entgegensetzte, würde nur die Lachlust erwecken, wenn er nicht einen sehr betrübenden Hintergrund hätte. Solche Ereignisse konnten die letzten Jahre in der Blüthe des Zollvereins bringen: möge man daraus abnehmen, was geschehen wäre, wenn die staatlichen Interessen noch länger so weit auseinandergehalten wären, wie dies vor dreißig Jahren geschah. Allerdings würde die Macht der materiellen Bedürfnisse ihren überwältigenden Einfluß in jedem Falle geltend gemacht haben. Niemand aber vermag zu ermessen, wieviel kostbare Zeit darüber vergangen sein würde, welche bedauerlichen Opfer an leiblichen und geistigen Gütern es gekostet hätte und auf welchem Wege das Ziel schließlich erreicht worden wäre. Auch ohnedies ist ja, bei aller Bereitwilligkeit von einer Seite her, die Bildung des Zollvereins nur langsam, nur nach bedenklichen Kämpfen von Statten gegangen, und Jahre lang dauerte der Widerstand, bis man sich der Erkenntniß unvermeidlicher Nothwendigkeit nicht mehr zu verschließen vermochte. Auch dann noch entschloß man sich erst, nachdem

die Erfahrung zur Genüge gelehrt hatte, daß eine Gefährdung der souveränen Selbstständigkeit der Einzelstaaten nicht zu befürchten sei. Danach unterliegt keinem Zweifel, daß damals bereits die politischen Folgen einer Zolleinigung sorgfältig erwogen wurden: sorgfältiger wahrscheinlich auf Seiten derjenigen Staaten, welche sich anzuschließen hatten und im Anschlusse an Preußen einen Verlust zu erleiden befürchteten. Gleichwohl darf man annehmen, daß sich diese Staaten ebenso wie die übrige Welt in den Wirkungen der Einigung täuschten. Der ziemlich heftige Widerstand zwar, welcher von liberaler Seite in den Kammern geübt wurde, war von politischen Motiven eingegeben; er beruhte auf der Besorgniß der politischen Abhängigkeit des constitutionellen Kleinstaates von dem absolutistischen Preußen. Allein im Ganzen war man sehr weit entfernt, die politische Tragweite der neuen Verträge zu übersehen. Ueberwiegend galten dieselben zunächst als ein großartiges Experiment auf dem Gebiete der National-Oekonomie. Materielle Vortheile zu erreichen, die Einkünfte des einzelnen Sonderstaates erheblich zu vermehren, konnte man mit ziemlicher Sicherheit erwarten; erhielt man ferner einen genügenden Antheil an der inneren Bundesverwaltung, so war man befriedigt, und freute sich des Besitzes einer vollgültigen Stimme, welche jederzeit nach Belieben dem Andringen Preußens eine Schranke zu setzen verstattete. Indessen — je weiter der Zollverein sich entwickelte, desto mehr mußte die Ueberzeugung sich geltend machen, daß er den Charakter einer politischen Körperschaft gar nicht abzulehnen vermöge. Man schließt Verträge, man ernennt diplomatische Agenten, man rüstet überseeische Expeditionen aus: kurz, man geräth zum Auslande in zahlreiche Beziehungen, welche ausschließlich oder vorzugsweise in das Gebiet der Politik gehören. Gerade dem Auslande tritt der Verein als ein geschlossenes Ganze gegenüber; gerade dort, wo der Einzelne so gern im vollen Glanze souveräner Selbstständigkeit erscheint; gerade bei Verhandlungen, für welche jeder so gern das volle Gewicht eines gleichberechtigten, bedeutenden Staates in die Wagschaale legen möchte: gerade da mußte er sich den Vortritt Preußens gefallen lassen, seiner Diplomatie, seiner Flagge sich bedienen. Sobald man deutlicher sah, daß es sich um politischen Einfluß handele, erwachte die alte Eifersucht bei den Regierungen. Zweierlei diente dazu, sie zu vermehren und anzureizen. Für's Erste war nicht zu verkennen, daß die Interessen des gemeinsamen Zollverbandes an manchen Einrichtungen Anstand fanden, bei welchen einzelne Staaten ein Sonderinteresse haben. Wir erinnern hier an die Zölle auf den conventionellen Strömen: auf der Elbe und dem Rhein, sowie an den Stader Zoll. In ähnlicher Weise äußerte sich der Einfluß des Zollverbandes auf die Behandlung zahlreicher innerer Steuern, in Betreff deren man sich beschränkt

oder überbürdet glaubte. Von der anderen Seite aber fehlte es nicht an geheimen Einflüsterungen und unmittelbaren Aufforderungen zum Widerstande gegen Preußen, ausgehend von einem Staate, der so lange ein ruhiger Zuschauer geblieben war und der seinen eigenen Einfluß in Deutschland bedroht sah. Wir sprechen von Oesterreich. Oesterreich, offenbar, erblickt in der preußischen Führung des Zollvereins ein unliebsames Gegengewicht gegen seine Präsidialstellung am Bundestag. Es wünschte daher, entweder den Zollverein zur Bundessache zu machen, oder selbst in den Zollverein zu treten, um auch da an die Spitze zu kommen. Das Eine wie das Andere hat es vergeblich erstrebt. Daher einmal der österreichische Vorschlag der allmählichen Annäherung, welcher zu dem deutsch-österreichischen Zoll- und Handelsvertrag geführt hat; daher andererseits die Bemühungen, dem Gedeihen des Vereins Hindernisse in den Weg zu legen, — es übt einstweilen ein Veto gegen jeden mißliebigen Antrag bei den Zollconferenzen durch die Stimmen der ihm ergebenen Vereinsregierungen.

Das unerfreuliche Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich gehört der Geschichte an. Es ist ebenso alt wie der Staat, der sich ungebeten unter die Großmächte Europas hineingedrängt hat, und der von den andern Staaten, deutschen und außerdeutschen, noch immer mit scheelen Augen angesehen wird. Wie Oesterreich insbesondere das Verhältniß auffaßt, hat es noch neuerdings bewiesen, als es doppelzüngige Verhandlungen mit grobem ungerechtfertigtem Schimpfe krönte, während Preußen mit ehrlicher Offenheit durch einfache Darlegung der Thatsachen seine Würde zu wahren wußte. Vergeblich, sich über die wahre Beschaffenheit der Dinge Illusionen zu machen. Noch immer sind die Lenker des österreichischen Kaiserstaats von der Idee des alten deutsches Reiches befangen, jenes Reiches, welches als das mächtigste der ganzen Christenheit galt, und mit der Krone aller Kronen geschmückt war. Der erträumte Glanz blendet ihre Augen und sie finden im Reiche keine unabhängigen Fürsten, sondern nur eine Versammlung abhängiger Vasallen, gleich den Baronen des Eroberers Wilhelm, verpflichtet zu unbedingtem Gehorsam und zu mannhaftem Heeresbann. Daß Preußen dagegen Einspruch thut, daß es sich als völlig Gleichberechtigten neben Oesterreich zu stellen vermißt, das erregt den Zorn und den Haß um so mehr, als der vermeintliche Herr die Macht des vermeintlichen Dieners sich gar nicht zu verhehlen vermag. Daß man gerade in Deutschland einen Rivalen erwachsen sieht, gerade da, wo man sich als erblichen Herrn anerkannt glaubte, ist allzuschmerzlich, doppelt schmerzlich, weil man das Gefühl hat, daß eigene Fehler dem Rivalen bei seinem Gedeihen forthalfen. Als solcher Fehler mag es jetzt

auch bereut werden, daß nicht zu rechter Zeit gegen die Bildung des Zollvereins Einspruch gethan wurde. Und daß dies nicht geschehen, muß allerdings befremden. Wahrscheinlich hat man sich vor dreißig Jahren auch in Wien über die politische Bedeutung der Zolleinigung getäuscht; möglich auch, daß man überhaupt am Gelingen zweifelte und aus dem Scheitern der preußischen Pläne desto größern Vortheil zu ziehen gedachte. Immerhin mochte man glauben, ausreichenden Einfluß auf eine Verbindung zu haben, an welcher die getreuesten Schildträger Oesterreichs Antheil nahmen. In diesem Sinn, wie gesagt, hat man bisher operirt und mit Bestimmtheit darf man erwarten, daß dergleichen Machinationen sich künftig wiederholen und daß alles Mißlingen nur zu weitern Anstrengungen reizen wird.

Es bedarf keiner besonderen Auseinandersetzung der Gründe, welche einem großen Theile der deutschen Regierungen von jeher mehr Neigung für Oesterreich als für Preußen einflößten, und welche sie den Einflüsterungen des Wiener Hofes zugänglicher machen, als allen Versicherungen und Aufklärungen des Berliner Cabinets. Es genügt auf diese Thatsache hinzuweisen. Offenbar hat Preußen, dessen Rechtlichkeit und Offenheit bei Verwaltung der Zollvereinsangelegenheiten Niemand in Zweifel zieht, seinen eignen Vortheil gelegentlich in übel angebrachtem Zartgefühl und unzeitiger Nachgiebigkeit vernachlässigt. Früher oder später kam es jedenfalls in die Lage, übergroßen Anforderungen seiner Bundesgenossen gegenüberzustehen, und es mochten daher von vornherein ernste Worte und würdige Festigkeit gerathener sein, als Sanftmuth, die als Schwäche ausgelegt wurde. So hat die Mißgunst der kleineren Staaten sich ungestört groß gezogen. Thatsächlich mußten sie sich ohnehin in manchen Stücken Preußen unterordnen. Das aber mag man lieber einem von jeher anerkannten Herrn, als Jemandem, den man gestern noch als seines Gleichen betrachtete und auch heute nicht gern für ein Mehres halten möchte. Dazu im innern Geschäftsgange diese eigenthümliche Straffheit, dieses sorgsame Controliren, diese musterhafte Ordnung, welche die preußische Verwaltung kennzeichnet, welche man rühmt, aber zugleich als eine unbequeme Schranke am eigenen grünen Tisch empfindet, — Grund genug, um den einschmeichelnden Mahnungen des weit bequemern Oesterreichs ein desto williges Ohr zu leihen. So vergessen die Bundesgenossen die einfache Wahrheit, daß beim Wohlergehen des ganzen Körpers jedes einzelne Glied sich wohlbefindet, und daß einseitige Sorge für das Wachsthum einzelner Theile die Gesundheit des Ganzen gefährdet. Man gefällt sich darin, überall hohe Politik zu treiben; man betrachtet Tariffragen als Probleme der diplomatischen Weisheit und findet in dem unbeschränkten Stimmrechte ein

zweckmäßiges Mittel, um dem wenig geliebten und heimlich gefürchteten Genossen Schwierigkeiten aller Art zu bereiten.

Dieses gleiche Stimmrecht aller Mitglieder des Zollvereins gehört denn auch zu den bedeutendsten Vorwürfen, welche man der dermaligen Organisation desselben macht. Der Widerspruch eines Einzelnen soll fernerhin nicht genügen, um jeden beliebigen, auch den heilsamsten Antrag zu beseitigen. Es soll künftig vermieden werden, daß ein Mitglied seine Zustimmung zu dem einen Beschluß durch Concessionen bei einem andern Antrage sich vergüten läßt. Hier sowohl wie bei der Revenüenvertheilung erscheint eine Abänderung der bestehenden Einrichtung nicht nur erwünscht, sondern von der Nothwendigkeit geboten. Was zu diesem Zwecke im Wege der gewöhnlichen Verhandlung zu erreichen sein möchte, würde schwerlich befriedigen. Je mehr anerkannt wird, daß die oben erwähnten Ursachen von entscheidender Wirkung für die jetzigen Zustände gewesen sind, desto mehr muß es einleuchten, daß diese Ursachen auch ferner, auf lange Jahre hin, ihre Geltung behalten und eine friedliche Verständigung vereiteln werden. Die bayrische Regierung wird fortfahren, die Förderung österreichischer Interessen auch ferner als ihre wichtigste Aufgabe zu betrachten und die Zölle wichtiger Einfuhrartikel vom Standpunkte dynastischer Interessen aus zu beurtheilen; sie wird fortfahren, sich den preußischen Interessen feindselig zu zeigen und dazu ihre Stellung im Zollvereine zu benutzen. Mit Bayern gemeinschaftlich operiren Würtemberg und Baden: es würde also, unter der Herrschaft des polnischen Veto, nach wie vor einen dauernden Zwiespalt mit den süddeutschen Regierungen geben.

Mit dem Jahre 1864 läuft die jetzige Vertragsperiode des Zollvereins ab. Ein Jahr vorher muß gekündigt werden. Der Kündigung schickt man ohne Zweifel allgemeine Eröffnungen voraus, welche die Bedingungen des Fortbestandes darlegen und eine vorläufige Verständigung beabsichtigen. Man darf sich nicht mit der Erwartung schmeicheln, daß die süddeutschen Staaten den Vorstellungen, welche bei solcher Gelegenheit wohl gemacht werden, bereitwilliges und geneigtes Gehör schenken. Vielmehr darf man mit Sicherheit voraussetzen, daß die Kündigung der Verträge nothwendig wird, und daß die süddeutschen Staaten, wenn überhaupt, so doch erst in der letzten Stunde ihren ferneren Beitritt erklären werden. Vielleicht verleihen die Ereignisse früherer Jahre ihnen ein gewisses Recht zu der Annahme, Preußen lasse es nicht zum Aeußersten kommen, und ziehe es vor, selbst Concessionen zu machen. Allein die jetzigen Zustände bieten eine ausreichende Garantie dafür, daß Preußen einerseits zwar nichts Unbilliges fordern, andererseits jedoch am Geforderten festhalten werde. Die süddeutschen Regierungen müssen selbst erkennen, daß es weit mehr

in ihrem eigenen Interesse liegt, bei der Zolleinigung mit Preußen zu verbleiben, als in dem Interesse Preußens, sie bei ihrer jetzigen Vertrags-Verbindlichkeit auch ferner zu behalten. Wessen sie sich von Preußen zu versehen haben, geht klar und unzweideutig aus der Ansprache des Prinz-Regenten an das Staats-Ministerium am 8. November 1858 hervor: „—In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indessen einer Reform wird unterworfen werden müssen.“ Daß die Schwierigkeiten solcher Reform nicht unerheblich sind, leidet keinen Zweifel. Gewiß aber verringern sie sich mit dem Austritte der süddeutschen Staaten in hohem Grade. Der innige Zusammenhang, in welchem die Theile von Norddeutschland mit einander stehn, würde eine Verständigung über die Grundlagen der neuen Organisation und über die wichtigsten Tarifffragen wesentlich erleichtern. Vielleicht würde auch der Beitritt Mecklenburgs alsdann erfolgen und wenigstens einigen Ersatz für den verlorenen Süden bieten. Die Ereignisse der neuesten Zeit haben wiederholt die Nothwendigkeit dargethan, daß die norddeutschen Staaten zur Vertheidigung auch gegen äußere Feinde sich auf einander stützen und nicht allzu hohen Werth legen auf den ostentatorischen Kriegseifer der süddeutschen Regierungen. Wenn es ferner die Aufgabe des neuen Zollverbandes sein wird, auch in Betreff der innern Besteuerung eine größere Uebereinstimmung anzubahnen, so wäre die Lösung dieser Aufgabe erreichbarer, sobald der auf Sonderinteressen basirte Widerspruch des Südens nicht mehr zu berücksichtigen wäre. Genug also, Niemand würde ein lebhaftes Bedauern unterdrücken, wenn die süddeutschen Regierungen sich dem Fortbestande des Zollvereines entzögen; aber Niemand wird für ihr Verbleiben einen allzu hohen Preis zahlen wollen und mit übertriebener Hast nach Bundesgenossen jagen, welche ihre Freundschaft nur ungern, nur scheinbar, gleichsam aus Mitleiden schenken. Lieber ein offener Rival als ein feindseliger Genosse.

Und mit welchem Rechte mag denn die süddeutsche Trias einen übermäßig hohen Preis fordern? Gesetzt den Fall, sie zöge sich von der Zolleinigung zurück: welche Aussichten auf ein besseres Loos haben sie denn? Offenbar bleibt ihnen doch keine andere Wahl als: entweder die Bildung eines eigenen Verbandes, oder Vereinigung mit Oesterreich.

Welche Lebensfähigkeit ein derartiger Sonderbund des Südens hat, wurde erprobt in den Jahren vor dem Anschlusse an den Zollverein. Große Anstrengungen wurden damals für die Bildung und Erhaltung eines

Mittelreiches gemacht: sie waren vergebens. Man mag hervorheben, daß seitdem die Fortschritte des Handels und der Industrie bessere Aussichten darböten für die Zukunft eines Sonderbundes. Immerhin. Wir glauben zwar, daß mit diesen Fortschritten auch die Bedürfnisse des Verkehrs nach weit reichenden Verbindungen gewachsen sind. Aber wir wollen die Möglichkeit eines Verbandes nicht bestreiten, der etwa 2000 Quadrat-Meilen und mehr als 7½ Millionen Menschen umfassen würde. Für unsern Zweck genügt es, die Frage zu stellen, ob ein solcher Verein die Wünsche der Regierungen und der Länder besser befriedigen kann als die Verbindung mit Norddeutschland? Und diese Frage muß man ohne Weiteres verneinen. An politischem Gewichte würde keine der drei Regierungen gewinnen, selbst wenn sie auch ferner standhaft zusammenhielten, was doch keineswegs mit Sicherheit zu erwarten ist. Die Einkünfte aus den Zöllen würden sich beträchtlich vermindern, schon deshalb, weil gerade der Süden jetzt in höherem Verhältnisse an den gemeinsamen Einkünften des Zollvereines Antheil nimmt als sich eigentlich rechtfertigen läßt. Diese Zolleinnahme aber zu entbehren, würde um so empfindlicher berühren, als sie auf äußerst bequeme Weise den süddeutschen Staatskassen zufließen und nur durch andere, den Unterthanen viel drückendere Steuern zu ersetzen wären. Den Gewerbtreibenden des Südens müßte die enge Grenze äußerst beschwerlich fallen, besonders nachdem sie sich daran gewöhnt haben, in ungehemmtem Laufe die Küsten der Nord- und Ostsee zu erreichen. Die Industrie würde den gestörten Zufluß norddeutscher Capitalien zu bedauern haben und dafür nach keiner Seite hin einen Ersatz zu finden wissen. Jetzt tragen die süddeutschen Regierungen das Banner des Schutzzolles; sie haben damit, beispielsweise, auch jetzt wieder die Fortdauer der Eisenthenerung erwirkt. Dem Sonderbunde bliebe nichts übrig, als ein rückhaltloses Freihandelssystem zu proclamiren, denn die Erfahrung wie die Wissenschaft lehrt, daß am wenigsten *kleine* Staaten im Stande sind durch Schutzzöllnerei ihr Gedeihen auf die Dauer zu fördern. Oder will Baden dann etwa für alleinige Rechnung Durchgangszölle erheben? Würtemberg seinen Rübenzucker, Bayern sein Eisen durch Schutzzölle vertheuern?

Der Sonderbund also ist entweder gar nicht lebensfähig, oder er erfüllt keine der Hoffnungen, welche allein seinen Abschluß herbeiführen könnten. Sehen wir, ob die *Vereinigung mit Oesterreich* den süddeutschen Regierungen bessere Aussichten gewährt. Im jetzigen Zollvereine steht Bayern an der Spitze einer Anzahl von kleineren Staaten, welche zusammen dem Umfange Preußens etwa gleichkommen. Vereint mit Oesterreich bildet seine Bevölkerung etwa den zehnten Theil des Ganzen, und statt der Vorredner eines Kreises kleinerer Genossen zu sein, wird es mit Würtemberg

und Baden in eine, wahrscheinlich nicht immer erfolgreiche Concurrenz treten. Jetzt nimmt Süddeutschland Theil an den bequemen und sichern überseeischen Verbindungen des Nordens: künftig würde es versuchen müssen, ob Triest auf irgend einem Wege vortheilhaft zu erreichen ist. Sucht der süddeutsche Industrielle künftig Capitalien, so mag er sein Heil in Oesterreich versuchen, wo der Geldmarkt den heillosesten Calamitäten unterliegt. Und damit berühren wir den empfindlichsten Punkt. Wenn alles Andere zu ertragen wäre, so böte doch eine Gemeinschaft mit der österreichischen Geldwirthschaft Raum für die ernstesten Befürchtungen. Eine solche Gemeinschaft wäre bei der Zolleinigung bis zu einem gewissen Grade gar nicht zu vermeiden, und schwerlich würde irgend ein süddeutscher Staatsmann sie freiwillig zu rechtfertigen sich erbieten. Werfen wir dann einen raschen Blick auf die politischen Verhältnisse, so müssen wir hervorheben, daß gerade die süddeutschen Staaten eine Beeinträchtigung ihrer berechtigten Selbstständigkeit von Preußen niemals werden zu besorgen haben. Nicht Preußens deutsche, sondern Oesterreichs österreichische Intentionen bedrohen den Kern dieser Selbständigkeit und das, was den Werth derselben ausmacht. Denn Oesterreich trachtet nach vorwiegendem Einflusse, nach ausschließlicher Herrschaft in Deutschland. Von diesem Einflusse macht es einen wesentlichen Theil seiner Macht abhängig, so lange es sich nicht entschließt, lediglich ein außerdeutscher Großstaat zu sein, und den Schwerpunkt seines Wirkens nach Osten zu verlegen. Daß dies geschehe, wünschen wir dringend: nicht etwa im Gefühle specifischen Preußenthums, sondern in der Ueberzeugung, daß dies die einzige glückliche Lösung der deutschen Verwickelung wäre, daß Oesterreich damit seinen wahren geschichtlichen Beruf erfüllen und sein eigenes Interesse auf das glänzendste wahren würde. Dann — aber freilich nur dann erst hätte ein dauerndes Bündniß mit Deutschland keine Schwierigkeiten. Ein Staat, der sich im Besitze der untern Donau befindet, würde genug des Einflusses auf Deutschland behalten, um seine dortigen Handelsverbindungen zu sichern und den Vortheil freundlicher Nachbarschaft zu genießen. Unseres Dafürhaltens würden die Donaufürstenthümer in solchem Falle der österreichischen Herrschaft nicht entgehen; Niemand würde es wagen, die Erbschaft des kranken Mannes am Bosporus ohne Zustimmung und Antheilnahme Oesterreichs anzutreten, und ein Reich, welches mit einem Fuße am Adriatischen, mit dem andern am Schwarzen Meere stände, würde im Rathe der Europäischen Gewalthaber einer nachdrücklichen Stimme sicher sein können. Allein in Wien scheint man einstweilen von solchen Gedanken fern zu sein, das beweist der Frieden von Villafranca und die neuesten Vorgänge, die ihm gefolgt sind: dafür sprechen auch bedeutsame Stimmen in der Presse.

Die deutsche Vierteljahresschrift brachte in ihren letzten Heften eine Reihe von Aufsätzen, welche sämmtlich auf Untergrabung des preußischen Einflusses in Deutschland und auf Erregung der süddeutschen Eifersucht abzielen. In den „realpolitischen Gedanken aus der Gegenwart“ wird in wunderlicher Weise gegen den s. g. Gothaismus in Preußen angekämpft; es wird ihm eine Bedeutung beigelegt, die er niemals gehabt hat und die er auch jetzt nicht hat; als sein Ziel wird die Zerbröckelung Oesterreichs bezeichnet, und, um diesen Popanz dem süddeutschen Leser recht furchtbar zu machen, weitläuftig auseinandergesetzt, einmal, wie gewaltig die Macht Oesterreichs sei, dann, welche innige Verwandtschaft nach Sitten, Gebräuchen, Interessen und Neigungen zwischen Süddeutschland und Oesterreich bestehe. Dabei wird die Unzulänglichkeit der jetzigen Bundesverfassung ähnlich wie in den neuesten österreichischen Zeitungsstimmen anerkannt, ihre Fortbildung für nothwendig erachtet. Und was wird zu dem Ende vorgeschlagen? — Man kennt das immer von Neuem aufgewärmte abenteuerliche Project: Eintritt der beiden Großmächte in den deutschen Bund mit ihrem ganzen Ländergebiete; Vereinigung der mitteldeutschen Staaten zu einem gemeinsamen Körper, dessen Aufgabe darin bestehe, zwischen Preußen und Oesterreich zu vermitteln und zu versöhnen; schließlich eine Nationalvertretung mit einem Bundesministerium unter Beibehaltung aller souverstaatlichen Einrichtungen u. s. w.! Sehr bezeichnend, daß gerade jetzt wieder solche Vorschläge für einen deutschen Bund gemacht werden, der freilich in Wahrheit nichts Anderes wäre als ein österreichischer, und nothwendigerweise zur Isolirung Preußens führen müßte. Aber freilich, gerade jetzt: wie gern hätte man deutsche Soldaten auf italienische Schlachtfelder geführt, wie gern die deutsche Wohlhabenheit für Habsburgische Zwecke besteuert, und die klingenden Silbergulden gegen werthlose Papierstücke eingetauscht. Bitter genug hat man in Wien empfunden, welches Hemmniß Preußen für die selbstsüchtigen Pläne des Kaiserstaates werden kann. Um so bedeutsamer erscheint eine Aeußerung, welche die deutsche Vierteljahresschrift an einer andern, weniger in die Augen fallenden Stelle bringt. In dem Aufsatze „die beiden Napoleon“ (Heft II. Nr. 87 S. 244) heißt es unter Anderem: „— Man wirft Preußen vor, daß es nicht deutsch genug sei. Wir wollten viel darum geben, wenn es nicht so deutsch wäre, wenn es auch noch für etwas Anderes Sinn und Augen hätte, und Muth, herzhaft zuzugreifen. Wenn es sich z. B. nach weiterer Ausdehnung an der Nord- und Ostsee gelüsten ließe, wenn es ein Auge auf die russischen Ostseeprovinzen, auf Friesland oder auf sonst etwas Anderes hätte: dann könnte man sich verständigen. Eine Hand wäscht die andere. Daß es so gar

gewissenhaft und rechtschaffen, so ganz ohne Selbstsucht und Ehrgeiz ist, das ist das Allerschlimmste. Darüber kommt es nie zu einer kräftigen Action; in dieser Thatlosigkeit muß es versumpfen und ersticken. —"

Das heißt doch deutlich gesprochen! Es verlohnt sich der Mühe zu constatiren, daß dergleichen unter der Aegide des Freiherrn von Cotta in die Welt hineingeschrieben wird. Also wenn Preußen nur wollte, wäre man mit der Theilung schnell fertig! Nur freilich müßte es keinen zu großen Antheil von Deutschland verlangen, es müßte sich mit einer Anweisung auf russische Provinzen begnügen, höchstens noch ein Stückchen Landes an der Nordküste begehren! Und welches Glück winkte dann denjenigen deutschen Staaten, welche durch den Pact der Theilung der österreichischen Umarmung verfielen! Was die Regierungen von Oesterreich zu erwarten hätten, kann die insolente Note an den Herzog von Coburg-Gotha zeigen; welches Schicksal die Bevölkerungen treffen würde, können, um von allen älteren Erfahrungen über die Bedeutung österreichischen Einflusses zu schweigen, die jüngsten Maaßregeln der Frankfurter, der Hessischen, der Hannöverschen Regierung lehren. Zum Glück sind jene Theilungsideen ohnmächtige Velleitäten. Danken wir Gott für die Rechtschaffenheit Preußens, für die selbst seine Feinde in solchen Zeiten ein glänzendes Zeugniß ablegen; danken wir Gott, daß Preußens Herrscher nur nach moralischen Eroberungen trachtet, deren Erfolg sicherlich nicht ausbleiben wird. Es kann nicht fehlen, daß unsern süddeutschen Brüderstämmen die Augen aufgehn, und je fester Preußen auf der betretenen Bahn besonnenen Fortschrittes vorausgeht, desto schneller und deutlicher wird der Süden die innige Verbindung mit dem Norden, den Fortbestand des Zollvereines, als eine unvermeidliche Bedingung seines Gedeihens anerkennen.

Zur Sicherung dieses Fortbestandes vermag nun aber Preußen allerdings wesentlich beizutragen durch diejenigen Einrichtungen, welche für die Reform des Zollvereines in Vorschlag gebracht werden. Zweierlei ist es, wie wir erwähnten, was vor allem der jetzigen Organisation vorgeworfen wird: eine unbillige Revenuenvertheilung, und eine unverhältnißmäßige Antheilnahme der vereinten Staaten an den Beschlüssen. Beide Uebelstände müssen als vorhanden anerkannt werden.

Die Haupteinnahme des Zollvereines fließt bekanntlich aus der Verzollung von Colonialwaaren, Eisen und Wein. Die Einnahme an Zöllen von Kaffee, Zucker, Tabak und Wein beträgt etwa die Hälfte der ganzen Einnahme an allen Eingangszöllen. Eine anerkannte Thatsache ist es, daß gerade von diesen Artikeln der Norden Deutschlands bedeutend mehr verzehrt als der Süden. Rücksichten dieser Art waren es, welche für Hannover ein Präcipuum rechtfertigten. Aus gleichem Grunde würde eine

stärkere Betheiligung des ganzen Nordens an den Revenuen verlangt werden können. Allein unseres Dafürhaltens thut man besser von einer solchen Forderung abzustehen. Die Bewilligung eines Präcipuums sollte überhaupt nur unter ganz eigenthümlichen Voraussetzungen, wir möchten sagen: niemals, erfolgen. Nicht die Rücksicht auf einen einzelnen Einnahmezweig muß die Antheile der Vereinsglieder an der Gesammteinnahme bestimmen, sondern die gegenseitige Förderung des allgemeinen Wohlstandes, welcher die offenbare Wirkung der Zolleinigung ist und seinen Einfluß nicht bloß bei den Zöllen, sondern mittelbar auch bei allen andern Steuern beweist. Mag immerhin Preußen gleichwohl an Einkünften etwas verlieren: die Geldfrage scheint uns eine untergeordnete, und wenn die Fortdauer des Zollvereines im ganzen Umfange dadurch zu erreichen ist, halten wir das Geldopfer für wohl angebracht und keiner weitern Erwähnung werth.

Um so größeres Gewicht hat die Frage, nach welchem Verhältnisse die einzelnen Bundesgenossen an der Verwaltung und den Berathungen sich betheiligen sollen. Bisher hat man häufig genug sich mit einiger Bitterkeit gegen eine gleichmäßige Stimmberechtigung ausgesprochen; man hat es als unvereinbar mit den Interessen des Vereines bezeichnet, daß Stimmen-Einheit zur Gültigkeit der Beschlüsse erfordert werde. Ungeachtet aller Klagen aber ist bisher noch kein ausführbarer Vorschlag zur Beseitigung des Uebels gemacht worden. Wir glauben, daß ein solcher Vorschlag überhaupt in das Reich der Unmöglichkeit gehört. Majoritätsbeschlüsse, welche den Einzelnen binden sollen, würden ohne Zweifel das Uebel vermehren und zu einem Widerstande reizen, für dessen Besiegung es kein Mittel giebt. Denn die Ausführung von Majoritätsbeschlüssen ohne Berechtigung zu Zwangsmaaßregeln läßt sich nicht denken. Die Einführung solcher Maaßregeln aber würde man nirgends lebhafter von der Hand weisen als gerade in Berlin. Majoritätsbeschlüsse setzen überdies eine Stimmenvertheilung voraus, welche dem Machtverhältnisse der einzelnen Staaten wenigstens annähernd entspräche. Preußen seinerseits kann niemals auf eine Betheiligung rechnen, welche in vollem Maaße der wirklichen Macht gleich käme. Zwölf, mit Frankfurt dreizehn, Hauptstaaten nehmen Antheil an der Verbindung. Wird man Preußen jemals die Hälfte aller Stimmen zugestehen, wie es seine Bevölkerungszahl, seine Ländermasse, seine politische Bedeutung rechtfertigen würde? Bayerns Einwohnerzahl beträgt ungefähr soviel als die der drei nächstkleinern Staaten zusammen. Schwerlich wird es den Beifall der letztern finden, wenn man danach die dreifache Stimmenzahl an Bayern gäbe, und ebenso wenig würde irgend einer der vereinten Staaten sich mit weniger als Einer

Virilstimme begnügen. Die Erfahrung lehrt, daß eine Vereinigung der kleinern Königreiche gegenüber von Preußen keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört; Preußen würde es danach für erforderlich halten, auf sich allein soviel Stimmen zu vereinigen, als die übrigen Königreiche zusammengenommen. Doch wir wollen diese Auseinandersetzung nicht weiter verfolgen; wir bezweifeln nicht, daß eine derartige Organisation niemals ins Leben treten wird, und daß, sollte es gleichwohl dahin kommen, mehr Unheil daraus entstehen müßte, als bei der jetzigen Einrichtung. Unter allen Umständen muß auf den guten Willen der Vereinsgenossen gerechnet werden. Man sorge für die Wiederkehr des guten Willens, und es möge dann immerhin bei der jetzigen Gleichberechtigung der Einzelnen verbleiben, für welche ohnehin genug triftige Gründe sprechen.

Zur Erreichung dieses Zieles nun gehe man mit selbstvertrauender Festigkeit, zugleich jedoch mit Klugheit und Billigkeit vor. Die Bevölkerung findet schon jetzt ihr Interesse vielfach an den Zollverein geknüpft: man lasse Einrichtungen zu, welche ihren weitergehenden Wünschen entsprechen und eine lebhaftere Aeußerung zu Gunsten des Zollvereines hervorrufen. Es ist hier nicht unsere Absicht, den oftgemachten Vorschlag einer Notabelnvertretung beim Zollverein zu prüfen. Andere Maaßregeln liegen jedenfalls näher. Den Regierungen kann man eine bessere und eine mehr ins Auge fallende Betheiligung an der innern Verwaltung zugestehen, und damit das Gefühl ihrer vermeintlichen Unterordnung beseitigen. Solche Aenderungen werden nothwendig sein; mit solchen Vorschlägen wird man „moralische Eroberungen“ machen. Es sei uns vergönnt, hierauf vor Allem etwas näher einzugehen. Was wir nachstehend als Vorschläge aussprechen, beruht auf ernstem Nachdenken und praktischer Erfahrung, mag es immerhin gewichtigen Einwendungen unterliegen. Wir machen keinen Anspruch darauf, ganz Fertiges zu liefern.

Zunächst nach Außen hin möge man den zollvereinten Regierungen einen größern Antheil an der Repräsentation sichern. Die Verwirklichung dieses Wunsches findet Schwierigkeiten darin, daß der Zollverein kein eigentlicher politischer Körper ist. Wohl wäre das Beste, wenn der Zollverein selbst durch besondere diplomatische Agenten im eigenen Namen seine Verträge mit andern Staaten abschlösse, wenn eigene Gesandte im Auslande die Angehörigen des Zollvereines zu beschützen hätten, wenn er für seine Zwecke Expeditionen ausrüstete, und die Schiffe seiner Angehörigen unter eigener Flagge könnte fahren lassen. Nach der bisherigen Praxis waren es preußische Diplomaten, welche für Seine Majestät von Preußen, im eigenen Namen und im Namen der mit Preußen zu einer Zolleinigung verbundenen Staaten Verträge schlossen; preußische Diplo-

maten nahmen im Auslande die Interessen des Zollvereines wahr, und preußische Schiffe unter preußischer Flagge wirkten bei ihren Uebungsfahrten auch gelegentlich für die Zwecke des Zollvereines. Bei ernstlichem Wollen dürfte sich schon eine diplomatische Form finden, welche der Gemeinschaftlichkeit der Zollvereinsstaaten mehr Rechnung trägt und die Wünsche der Regierungen befriedigt. Vielleicht wird es wenigstens sich empfehlen, die Verhandlungen mit fremden Mächten stets unter Zuziehung eines zweiten durch die kleinern Vereinsstaaten auszuwählten und gemeinsam bevollmächtigten Diplomaten zum Abschluß zu bringen. Daß in solchen Dingen auch die Form etwas bedeute, läßt sich nicht läugnen. Nehmen wir ein Beispiel aus der Gegenwart. Preußen wird eine Expedition nach Japan und Siam absenden; der mit der diplomatischen Action beauftragte preußische Gesandte wird auch die Zollvereinsstaaten vertreten; der preußische Handelsminister fordert zur Mitsendung von Waaren behufs Anknüpfung von Handelsverbindungen auf. Man setzt hiernach voraus, daß Preußen, welches die Kosten allein trägt, von vornherein auch selbstständig den Beschluß zu einer solchen Expedition gefaßt und den Zollvereinsstaaten nur die Eröffnung gemacht hat, daß dem ernannten preußischen Geschäftsträger auch die Vertretung der Vereinsinteressen übertragen werde oder werden könne. Anders ließ die Sache sich einleiten, wenn die preußische Regierung den übrigen Regierungen des Zollvereines zunächst den Plan zu einem solchen Unternehmen vorlegte, mit dem Bemerken, daß sie ihre Schiffe für jenen Zweck auszurüsten bereit sei; daß die Vereins-Regierungen Gelegenheit erhielten, sich über den Plan selbst auszusprechen und ihn sodann gleichsam als einen gemeinschaftlichen ins Werk zu setzen; daß Preußen zwar seinen Geschäftsträger zur gemeinsamen Action vorschlug, zugleich aber auch die Beiordnung eines von den andern Staaten gewählten Agenten anheimgab; endlich daß die Aufforderung zur Betheiligung Seitens der Industriellen nicht allein durch ein preußisches Ministerialcircular erfolgte, sondern daß sie im Namen der Zollvereins-Regierungen an die sämmtlichen Gewerbtreibenden in den Vereinsstaaten erging. Wir wissen nicht, was wirklich in dieser Angelegenheit zwischen den Regierungen vorging: wir haben es aber auch nur mit dem zu thun, was in das Publicum gedrungen ist, und gerade darin scheint uns bei späteren Anlässen eine Aenderung sehr erwünscht.

Noch Wirksameres läßt sich nach unserem Dafürhalten bei der *innern* Verwaltung der Zollvereinsangelegenheiten einführen. Wir meinen die Herstellung einer *Centralbehörde*, deren Befugnisse über die bloße Abrechnung und Revenuenvertheilung hinausgehen.

Zur Zeit besitzt der Zollverein überhaupt kein gemeinschaftliches Or-

gan. Selbst die Generalconferenzen können als solches nicht gelten, insofern ihre Beschlüsse keine unmittelbare Geltung erlangen, sondern erst nach bewirkter Ratification durch die Einzelregierungen den untergeordneten Behörden mitgetheilt werden. Ihre Protocolle sind überdies schwer zugänglich und für die Oeffentlichkeit gar nicht bestimmt, da sie nicht einmal zur Kenntniß der Localbehörden gelangen und nur den Directivbehörden zugesendet werden. Das Material ist nachgerade ein so umfangreiches geworden, daß auch erfahrene Beamte nur eine mangelhafte Kenntniß davon erlangen. Neuerlich hat man ein Repertorium, d. h. ein Register herausgegeben: ein sehr nützliches Buch, welches einen starken Octavband ausmacht. Verdienstvoller wäre noch die Herausgabe einer Blumenlese, welche die vorzüglichsten Beschlüsse und Verhandlungen in kurzer Fassung übersichtlich zusammenstellte und dadurch sich als ein nützliches Handbuch für alle Beamte, und vielleicht auch für Nichtbeamte erwiese. Bis in die neueste Zeit bestand nicht einmal ein gemeinschaftliches Verordnungsblatt. Jede Vereinsregierung erließ ihre Verfügungen nur für den Umkreis ihres Landes und Ressorts; darüber hinaus wurde nichts davon bekannt, und wo man anderwärts etwas davon erfuhr, hielt man sich nicht für berechtigt danach zu verfahren, oder fand wohl gar einen angenehmen Beweis politischer Selbständigkeit darin, nichts auf dergleichen zu geben. Eine seltene Ausnahme hiervon machen nur die Entscheidungen von Tarifffragen, in Betreff deren die Praxis und die Ansicht einzelner wichtiger Localbehörden Beachtung findet. Neuerdings werden für den Umfang des Zollvereins die „Jahrbücher für Zollgesetzgebung u. s. w.“ herausgegeben. Allein ihre Form erfüllt mehr den Zweck eines nachträglichen Sammelwerkes, als eines gemeinsamen Verordnungsblattes. So wird denn die Uebereinstimmung in der Praxis des Zollvereines nur durch die Vereinsbevollmächtigten und die Vereinscontroleure gewahrt. Allein in der Hauptsache erfüllen sie mehr den Zweck von Inspectoren, welche Regelwidriges verhüten und zur Kenntniß ihrer Regierung bringen sollen, als daß sie auf eine durchgreifende Einheit der Verwaltung hinzuwirken im Stande wären. Ihre Stellen sind daher auch entweder sehnlich begehrte Sinecuren, oder die zuverlässigsten Ursachen zu fortgesetzten Reisen nach Karlsbad. Aus alle dem erklärt sich, daß Verschiedenheiten der Ansichten, Abweichungen in der Praxis häufig genug bei den Hauptämtern des Zollvereins vorkommen, oft zum Aergerniß, oft sogar zum Schaden des handeltreibenden Publicums. Findet die Ausgleichung solcher Differenzen statt, so geschieht es erst nach längerer Zeit und erst durch Vermittelung der höhern Behörden im Correspondenzwege. Allein zuweilen erfolgt eine Ausgleichung überhaupt nicht, entweder weil höhere Entscheidung gar nicht angerufen wird, oder weil die vorgesetzten

Behörden den Fall zu einer Correspondenz mit den Vereinsstaaten nicht für wichtig genug halten. Daß danach der Schein particularistischer Hartnäckigkeit und Unverträglichkeit auch in den untern Schichten genährt wird, leuchtet ein; möglich, daß man hier und da das Gebahren der Beamten als ein nach Wahrung der Selbständigkeit strebendes nicht ungern sieht und in Schutz nimmt.

Schon nach diesen Bemerkungen ergiebt sich, welchen Vortheil eine Centralverwaltungsbehörde dem Zollverein gewähren würde. Auch in *finanzieller Hinsicht* indeß ist der Nutzen nicht zu verachten. Kein Volk der Erde hat so ungeheure Verwaltungskosten aufzubringen, als Deutschland mit seinen unendlichen Landesgrenzen, mit seinen zahlreichen Höfen, seinem Dutzend Kammervertretungen, seinem Hundert Minister. Wo also irgend gespart werden kann, auch im Kleinen, muß man es willkommen heißen. Eine Centralbehörde aber würde ohne Zweifel eine Anzahl von Arbeitskräften in den verschiedenen Ministerien der Vereinsstaaten zur Verfügung stellen; sie würde eine sparsamere Berufung von Generalconferenzen zulassen, und wahrscheinlich auch eine Vertretung der Vereinsstaaten bei den Directivbehörden wie bei den Hauptämtern unnöthig machen. Dazu gehörte nur, daß man ihr die Befugniß ertheilte, Inspectionsreisen im Zollvereine zu machen, ähnlich wie die Mitglieder der Directivbehörden dergleichen innerhalb ihres Bezirkes ausführen.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei diesem Punkte, um die Ausführbarkeit solcher Organisation näher zu beleuchten.

Als Sitz der Centralbehörde würde zunächst Berlin in Frage kommen, und gewichtige Gründe sprächen für diese Wahl. Allein voraussichtlich würden die anderen Staaten dagegen lebhaften Widerspruch erheben. Es ist bekannt, daß die Regierung desjenigen Ortes, an welchem dergleichen Zusammenkünfte tagen, in der Regel einen gewissen Einfluß auszuüben pflegt, auch ohne daß sie dies geradezu beabsichtigt. Es kann nicht befremden, wenn die Vereinsstaaten einen solchen Einfluß nicht an Preußen überlassen wollen. Preußen selbst wird am Besten thun, auch den Schein einer solchen Einwirkung zu vermeiden. Solche Rücksichten werden darauf führen, als Sitz für die Centralbehörde entweder gar keine Residenz oder wenigstens die Residenz eines weniger einflußreichen und nicht unmittelbar an der Vertretung betheiligten Fürsten zu wählen, und zunächst nur darauf zu achten, daß der Ort möglichst im Mittelpunkte des Vereinslandes belegen sei und eine gute Eisenbahnverbindung besitze. In erster Linie werden daher Städte wie Eisenach, Gotha oder Weimar in Betracht kommen; auch Braunschweig würde vermuthlich der allgemeinen Zustimmung nicht entbehren.

Bei Einrichtung der Behörde kommt alsdann in Frage, wie ihre Berathungen und Beschlüsse geregelt werden sollen: ob in collegialischer Form, oder nach dem Muster der Präfecturräthe. Das letztere empfiehlt sich durch größere Schnelligkeit und Sicherheit des Geschäftsganges, und ist eine Form, welche sich bei den preußischen Directionen als zweckmäßig bewährt hat. Gerade bei einer solchen Formation wird es aber für den Willen des Vorsitzenden einer Schranke bedürfen, um so mehr, als die Centralbehörde für den gewöhnlichen Geschäftsgang die letzte Instanz zu bilden hat. In streitigen und bedenklichen Fällen ermächtige man daher den Vorsitzenden, zwar die augenblicklich nothwendige Anordnung nach seinem persönlichen Ermessen zu treffen, lege ihm aber auch zugleich die Pflicht auf, darüber die Entscheidung der Generalconferenz anzurufen. Ebenso bleibe jedem Mitgliede das Recht und die Pflicht, von solchen Fällen seiner Staatsregierung Anzeige zu machen, um sie in den Stand zu setzen, auch ihrerseits Anträge bei der Generalconferenz stellen zu können, oder sich zu Gunsten der Meinung des Vorsitzenden auszusprechen. Um dabei solcher Correspondenz den Schein der Heimlichkeit zu benehmen, würden die Mitglieder in derartigen Fällen ihr abweichendes Votum zu den Acten zu bringen haben, mit dem Bemerken, daß darüber Separatbericht erstattet sei. Daraus würde dann auch folgen, daß die betreffende Regierung von ihrer Ansicht nicht blos dem berichtenden Mitgliede, sondern auch dem Vorsitzenden der Centralbehörde Nachricht gebe. Man erreicht dabei zugleich, daß die Mitglieder sich nicht zu beschwerlicher Privatschreiberei verleiten lassen, welche ohne Zweifel nur zu Mißtrauen und Zwietracht führen könnte. Eine ähnliche Schranke würde der Vorsitzende trotz aller ihm eingeräumten großen Befugniß darin finden, daß er immerhin den Mitgliedern eine gewisse collegialische Berechtigung zugestehen müßte. Offenbar würde keine Regierung es gutheißen, wenn das von ihr bestellte Mitglied einen übergroßen Eifer gegen die andere entwickelte. Ein Vorsitzender, der des richtigen Tactes entbehrte, würde selbst bei sonstiger persönlicher Tüchtigkeit bald von seinem Posten abberufen werden. Ohnehin gelangen alle Angelegenheiten an die Centralbehörde, erst nachdem sie von den sonderstaatlichen Unterbehörden in einer Weise vorgearbeitet worden, welche den particularistischen Neigungen kein großes Feld mehr übrig lassen wird.

Die Besetzung der Stellen wird zunächst davon abhängen, welchen Geschäftsumfang man der Centralbehörde zutheilt. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Einigung sich künftig auch auf gewisse innere Steuern ausdehnen wird, welche zur Zeit die bedauerlichen Uebergangsabgaben veranlassen. Geschieht dies, so wäre kein Hinderniß, auch diesen Abgabenzweig der Centralbehörde unterzuordnen. Jedenfalls darf das Personal nicht

karg zugemessen werden. Man erwäge, daß von den Mitgliedern solcher Behörde ausgebreitete Kenntnisse der verschiedensten Art erwartet werden, welche eine Fortbildung durch Privatstudium erfordern, und man vergesse ferner nicht, daß durch nothwendige Geschäftsreisen öfter Arbeitskräfte vorübergehend ausfallen. Neben dem Vorsitzenden wird jedenfalls ein Dirigent mit bevorzugtem Range und der Stellvertretung in Abwesenheitsfällen erforderlich sein; gelingt es, eine Gemeinschaft der innern Steuern herbeizuführen, so wird eine Theilung in zwei Abtheilungen, für Zölle und für innere Steuern, sich von selbst ergeben und daraus die Anstellung von zwei Abtheilungsdirigenten folgen, welche dem Vorsitzenden untergeordnet sind, und von denen einer als ständiger Vertreter des Vorsitzenden in Abwesenheitsfällen zu bezeichnen wäre. Wenn für die Behörde überhaupt die Zahl von zwölf Mitgliedern beliebt würde, so hätte jeder Vereinsstaat eines zu bestellen, da es nicht Absicht sein könnte, irgend welchen Hauptstaat vom Besetzungsrechte auszuschließen. Die Wahl des Vorsitzenden überlasse man an Preußen, die Wahl des stellvertretenden Abtheilungs-Dirigenten an Bayern; den zweiten Dirigenten möge abwechselnd eines der Königreiche Sachsen, Hannover oder Würtemberg bestellen. Wird eine größere Zahl von Mitgliedern erforderlich, so möge man das Besetzungsrecht nach derselben Reihenfolge — den dreizehnten also an Preußen, den vierzehnten an Bayern u. s. w. — zutheilen, oder eine alternirende Wahl bestimmen.

Die Besoldung würde für gemeinsame Rechnung aus den Kassen des Zollvereines zu bewirken sein. Einen besondern Eidschwur halten wir nicht für erforderlich: eine protocollarische, eideostattliche Verpflichtung zur treuen Wahrung der deutschen Zollvereinsinteressen genügt vollständig und beseitigt alle Bedenken, welche besondere Eidschwüre bei gewissenhaften Staatsdienern so leicht erwecken.

Mehr Schwierigkeiten als alle diese äußern Anordnungen wird wahrscheinlich die Abgrenzung des Geschäftskreises machen. Wir bevorworten, daß wir Competenzconflikte und ähnliche Streitigkeiten über Principienfragen durchweg der Generalconferenz zuweisen würden, und daß unseres Erachtens für den Bestand und das Gedeihen der Einrichtung am besten gesorgt wäre, wenn man ihre Befugnisse so wenig als möglich einschränkt. Ohne in ermüdende Einzelnheiten einzugehen, wollen wir nur soviel erwähnen, als nöthig ist, um die Ausführbarkeit und ein genügendes Arbeitsmaaß erkennen zu lassen. In den Geschäftskreis der Centralbehörde müßte fallen, Alles, was betrifft: die Bewachung der Grenzen, die Uniformirung, Bewaffnung und Disciplin der Grenzbeamten; Hinsichts der höhern Beamten wäre zwar eine besondere Disciplinargewalt auszu-

ſchließen, dagegen die Bearbeitung ſolcher Sachen ſo weit zu fördern, daß motivirte Anträge bei der betreffenden Disciplinarbehörde des Sonderſtaates geſtellt werden können. Weiter gehörte in jenen Geſchäftskreis: Organiſation der Localbehörden, ſoweit nicht das jedem Staate unverkürzt bleibende Beſetzungsrecht in Frage kommt; Abfertigung der ein- und ausgehenden Waaren; Eiſenbahnverkehr mit zoll- oder controllpflichtigen Waaren; Fahrpoſtenverkehr mit dergleichen Objecten; das geſammte Begleitſcheinweſen; der Niederlage- und Freihafenverkehr; Maaß- und Marktverkehr, ſowie alle anderen auf allgemeiner Vorſchrift beruhenden Zollerleichterungen; Tariffragen aller Art mit der Befugniß, das Gutachten von Sachverſtändigen, wie z. B. der techniſchen Deputation in Berlin unmittelbar einzuholen; das Prozeßweſen, ſoweit es die der Centralbehörde überwieſenen Abgabenzweige betrifft; den übergangsabgaben-pflichtigen Verkehr; die Verwaltung der Rübenzuckerſteuer; dazu träte dann die Verwaltung anderer Steuerzweige, welche allen Vereinsſtaaten künftig etwa gemeinſam werden, und die Begutachtung aller der zur Entſcheidung der Generalconferenzen gelangenden Fragen. Mit der Centralbehörde wäre zugleich die Redaction eines, dem ganzen Zollverein gemeinſamen Verordnungsblattes zu verbinden, welches in ähnlicher Weiſe wie das jetzt in Preußen beſtehende „Centralblatt“ allgemeine Anordnungen und Entſcheidungen zur Kenntniß der ſämmtlichen untergeordneten Behörden bringt. An Material kann es nicht fehlen, und ein regelmäßiges Erſcheinen in jeder Woche wird ſich am zweckmäßigſten bewähren.

Wir glauben, daß aus der Einrichtung einer ſolchen Centralbehörde ſich ein großer Gewinn für eine übereinſtimmende Verwaltung ergeben würde; insbeſondere aber glauben wir auch, daß der unmittelbare Antheil, welchen alsdann die Vereinsregierungen an der Verwaltung des Ganzen erhielten, ihnen auch größere Befriedigung gewähren und eine ſorgfältigere Berückſichtigung der gemeinſamen Intereſſen herbeiführen würde. Daß auch in letzter Inſtanz die Generalconferenz zu berathen und zu entſcheiden hat, ſichert durchweg die freie und ungehinderte Beſchlußnahme der einzelnen Regierungen für alle Angelegenheiten von durchgreifender Wichtigkeit.

Soviel über dieſen Punkt, deſſen Bedeutung die lange Auseinanderſetzung entſchuldigen möge. Daß dagegen zahlreiche, auch nicht unwichtige Bedenken auftauchen werden, iſt natürlich. Je lebhafter die Erörterung darüber, deſto erfreulicher für uns. Wir glauben feſt an die Ausführbarkeit, und eine gründliche Beſprechung kann ihr nur förderlich ſein. Was ſonſt in der Organiſation des Vereins etwa verbeſſerungsfähig, tritt dagegen in den Hintergrund: wir erwähnen beiſpielsweiſe nur noch die

Bestimmungen des Cartels, welche den beabsichtigten Zweck nicht erreichen lassen und einer Modification dringend bedürfen.

Wenden wir dann unsern Blick schließlich auf die gemeinsame Zollgesetzgebung, so finden wir in einigen Hauptvorschriften derselben, in einigen Tarifffragen und in Fragen der innern Besteuerung Anlaß zu Abänderungen, welche von der Bevölkerung des Zollvereins gewünscht und deshalb freudig begrüßt werden und der preußischen Regierung zu moralischen Eroberungen verhelfen würden. Einen sehr entschiedenen Ausdruck hat die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden in denjenigen Resolutionen gefunden, welche man auf der Trieſter Versammlung der Abgeordneten deutscher Eisenbahnen zu Ende des vorigen Jahres annahm und der Vereins-Regierung überreichte. Diese Resolutionen gehen freilich sehr weit, wir möchten sagen viel zu weit, und ihre Motivirung verräth an mancher Stelle sogar mangelhafte Kenntniß der vorhandenen Einrichtungen und Vorschriften. Allein es finden sich darin auch sehr richtige Bemerkungen, und sie können als Fingerzeig dienen, daß es im Interesse der Regierungen liegt, das Nöthige und Nützliche lieber von freien Stücken als ein Ergebniß eigener Entschließung zu gewähren, als späterhin dem Andrängen der Betheiligten gleichsam gezwungen nachzugeben. Unsere Zollgesetzgebung stammt zwar erst aus dem Jahre 1838. Allein in diesen zwanzig Jahren hat der Verkehr sich in erstaunlicher Weise verändert. Ohnehin beruhen die Gesetze von 1838 ganz wesentlich auf den preußischen Verordnungen des Jahres 1818. Die preußische Instruction für die Hauptzollämter vom 20. Mai 1818 wird auch in denjenigen Bestimmungen noch festgehalten, wo sie von der Waarenabfertigung redet, trotz dem, daß darin offenbar auf ganz andere Verhältnisse Rücksicht genommen ist, und daß ihre Uebereinstimmung mit den Vorschriften der Zollordnung keineswegs außer Zweifel ist. Zu den Aenderungen, die uns deshalb nothwendig erscheinen, gehören hauptsächlich folgende:

Zunächst eine Vereinfachung oder eine mildernde Behandlung des Declarationswesens. Wer jetzt unvollständig declarirt, muß seine Waare an der Grenze zur speciellen Revision gestellen, oder erlangt die Weitersendung ohne vorheriges Auspacken nur gegen eine Verbürgung, welche er als Spediteur entweder gar nicht zu übernehmen vermag, oder welche ihn mit materiellem Verluste bedroht. Sogar beim Fahrpostenverkehr verpflichten unvollständige Declarationen zur Zahlung des höchsten Zollsatzes der betreffenden Tarifposition, und diese Folge kann nur durch ausnahmsweise Bewilligung beseitigt werden, welche stets mit fatalen Weiterungen verknüpft ist. Aehnlich verhält es sich, wenn verschiedene Waaren in einem Collo verpackt eingehen, und in solchem Falle nicht das Nettogewicht jeder

einzelnen Waare declarirt wird. Nur aus der Praxis kann man erfahren, wie ungemein belästigend dergleichen für den Verkehr ist, namentlich heutzutage, wo vorzugsweise auf Schnelligkeit in der Beförderung gerechnet wird.

Unrichtige Declarationen werden in allen Fällen mit der sehr harten Defraudationsstrafe belegt, auch da wo die Waare wirklich auf dem regelmäßigen Wege eingeführt und der Hebestelle zur Revision vorgelegt wird. Diese Bestimmung trifft namentlich den Eisenbahnverkehr sehr hart. Denn hier ist der Declarant fast niemals bei der Waarenversendung interessirt, kennt die nähere Beschaffenheit der Waare gar nicht, und fertigt seine Declaration lediglich nach den mitkommenden Frachtpapieren, für deren Fehler oder Ungenauigkeit er dann zu büßen hat. Die harte Vorschrift des Zollstrafgesetzes mochte früher ihre volle Berechtigung haben. Wer aber auf dem gebotenen Wege die Grenze überschreitet und seine Waare dem Beamten zur Revision freiwillig übergiebt, sollte heutzutage doch nicht mehr der Vermuthung unterliegen, daß er betrügen wolle, wenn seine Angaben über die Beschaffenheit der Waare etwa nicht den Anordnungen des Zolltarifes entsprechen.

Niederlagen, Zolllager, Privatlager waren früher in erstaunlich enge Schranken gebannt. Neuerdings hat man für die öffentliche Lagerung unter amtlicher Controlle billigere Bedingungen gestellt. Indessen nimmt man immer noch Anstand, diesen öffentlichen Niederlagen ohne Umschweif den Character des „Auslandes“ zu bewilligen. Insbesondere gestattet man Umpacken, Aussondern, Bearbeiten und Vernichten nur unter gewissen Einschränkungen und Voraussetzungen, von denen der Kaufmann gern befreit wäre. Diese Befreiung möge man zugestehen: man erhebe nur von denjenigen Waaren den Eingangszoll, welche wirklich nach der Lagerung von der Niederlage in den freien Verkehr übergehen.

Das Begleitscheinwesen in seiner jetzigen Gestalt verursacht eine ungeheure Schreiberei. Dadurch entsteht in der Waarenabfertigung ein Aufenthalt, der häufig Klagen veranlaßt, wenn er auch nur vierundzwanzig Stunden oder gar noch weniger beträgt. Dem Uebelstande ist leicht abzuhelfen. Das jetzt übliche Formular läßt sich vereinfachen und abkürzen. Die Uebertragung der Erledigungsbescheinigungen in das Duplicat wäre nur zum geringsten Theile erforderlich. Die Ausfertigung besonderer Begleitscheine wäre überhaupt unnöthig, wenn man den Declarationen eine Einrichtung gäbe, welche ihre Benutzung auch als Begleitschein gestattet. Geschieht dies, so läßt sich die Abfertigung in erheblich kürzerer Zeit bewirken, und die Verminderung des überflüssigen Schreibwerkes würde eine Verminderung des Beamtenpersonals ermöglichen.

Die Aufhebung der Durchgangszölle wird so allgemein für nothwendig erachtet, daß es keines Wortes weiter darüber bedarf. Hinzufügen wollen wir nur, daß die Abfertigung der Durchgangsgüter mit der Eisenbahn auf Aufsagezettel bis zum Ausgangs-Amte wesentlich zur Förderung des Durchgangs-Verkehres beitragen würde und allgemein gewünscht wird.

Noch immer giebt es Zollschranken zwischen den einzelnen Vereinsstaaten, welche die Zahlung der sogenannten Uebergangsabgaben bedingen. Man will damit die Benachtheiligung der innern Steuern von Gegenständen verhindern, welche im benachbarten Staate geringer besteuert werden. Dazu gehören Wein, Tabak, Bier und Branntwein; der Verkehr mit diesen Waaren ist nicht völlig frei, unterliegt gewissen Controllen und einer lästigen Nachversteuerung. Wir glauben, daß bei allen diesen Gegenständen — jedenfalls aber bei der Mehrzahl — eine Vereinigung über einen gemeinsamen Steuermodus wohl zu erreichen wäre. Damit fielen die lästigen Zollschranken, und die Gemeinschaftlichkeit der Interessen hätte einen wichtigen Schritt vorwärts gethan.

Wir sagen endlich noch ein Wort über die Competenz der Behörden. Diese ist zur Zeit in Preußen, und soviel wir wissen, auch im übrigen Vereinslande eine sehr beschränkte. Eine große Anzahl von wenig erheblichen Angelegenheiten müssen den Directiv- und den Ministerialbehörden vorgelegt werden, obwohl die Letztern sich im Wesentlichen auf die Ausführung der untergeordneten Behörde zu stützen haben. Dadurch wird der Geschäftsgang ein langsamer, ein schleppender. Aber gerade die Zollverwaltung greift so tief in den öffentlichen Verkehr ein, daß die Entschließungen der Behörden in der Regel nicht schnell genug kommen können. Daher verlangt man vielfach eine Erweiterung der Competenz für die Hauptämter, für deren Dirigenten und für die Directivbehörden. Preußen hat bei dem Bildungsgrade seiner Beamten am wenigsten Ursache, diesem Verlangen zu widersprechen. Die Einrichtung einer Centralbehörde — wir betonen noch einmal das Hauptwort unserer Abhandlung — wird auch in dieser Beziehung günstig einwirken: sie macht eine solche Erweiterung der Competenz zur Nothwendigkeit.

Politiſche Correſpondenz.

Berlin, Ende October.

Der Abſchluß des Zürcher Friedens hat die Congreßfrage in den Vordergrund gerückt. Von den paciſcirenden Mächten, Frankreich und Oeſterreich, wird an die Unterzeichner der Wiener Congreßacte, alſo nicht bloß an die Großmächte, ſondern auch an Spanien, Portugal und Schweden die Einladung ergehen, an einem Congreſſe zur definitiven Regelung der italieniſchen Angelegenheiten Theil zu nehmen. England ſcheint ſeine Theilnahme davon abhängig zu machen, daß das Selbſtbeſtimmungsrecht der Italiener vorher anerkannt werde, und Preußen und Rußland wünſchen zunächſt durch eine Prüfung des Zürcher Tractats ſich davon zu überzeugen, ob er für die Congreßverhandlungen eine Baſis gewährt, auf welcher eine erſprießliche Regelung der italieniſchen Verhältniſſe möglich iſt. Indeß wird das Bedürfniß, zu definitiven, den europäiſchen Frieden beſſer verbürgenden Zuſtänden zu gelangen, den Congreß früher oder ſpäter doch zu einer unvermeidlichen Nothwendigkeit machen, ſo daß es ſich für uns nur noch um die Frage handeln kann, ob es rathſam iſt, das Zuſammentreten deſſelben zu verzögern. So lange die mittelitalieniſche Bewegung im Entſtehen war, hätte die Entſcheidung eines europäiſchen Congreſſes ihr vielleicht mit Erfolg einen Damm entgegengeſtellt; jetzt iſt ſie zu weit vorgeſchritten, als daß ſie ohne Waffengewalt, durch einen bloßen Spruch des europäiſchen Areopags, rückgängig gemacht werden könnte, — und doch, wie es ſcheint, noch nicht ſo weit gediehen, um durch die Wucht bedeutungsvoller und abgeſchloſſener Thatſachen in den Augen eines ſolchen Collegiums begründeten Anſpruch auf Sanction erworben zu haben. Vorausgeſetzt, daß Waffengewalt zu einer Reſtauration ausgeſchloſſen werden ſoll — und hierüber dürften Preußen und Rußland mit England und Frankreich einverſtanden ſein — wird die Entſcheidung des europäiſchen Congreſſes wahrſcheinlich erleichtert werden, je mehr ſie hinausgeſchoben wird.

Die Frage indeß, ob es beſſer iſt, daß der Congreß ſofort, oder daß er ſpäter zuſammentritt, hängt weſentlich mit der anderen zuſammen, welche Stellung die neutralen Mächte auf dem Congreß einnehmen müßten, wenn ſie dem Intereſſe Europas wirkliche Dienſte leiſten wollten. Ermitteln wir, um uns hierüber klar zu werden, zunächſt, was unter den obwaltenden Verhältniſſen zur Zeit wirklich erreicht werden kann.

Der wichtigste Factor für die Entscheidung über das Schicksal Mittel-Italiens ist ohne Zweifel der Wille des Kaisers der Franzosen. Ihn zu beugen, — dazu fehlt in Europa der Entschluß, und bei der Isolirung der andern Mächte auch die Chance des Erfolgs; am wenigsten ist England dazu geneigt, obwol es sich principiell im schärfsten Gegensatz zu dem Pact von Villafranca befindet. Darin liegt die Stärke Louis Napoleon's.

Aber die Pläne des Kaisers von Frankreich sind in ein solches Dunkel gehüllt, daß sich darüber ganz entgegengesetzte Auffassungen geltend machen. In den hiesigen leitenden Kreisen scheint man von der Ueberzeugung auszugehen, daß er eine Annexation der Herzogthümer an Piemont nun und nimmer dulden werde. Ist diese Auffassung richtig, so würde das Gebiet dessen, was im Interesse Italiens erreicht werden kann, allerdings sehr eingeschränkt werden; denn für die Annexation einen allgemeinen Krieg zu entzünden, kann nicht in den Absichten irgend einer europäischen Macht liegen.

Wir können uns indeß nicht überreden, dieser Auffassung beizupflichten. Sie stützt sich möglicherweise auf beweisende Thatsachen, die uns unbekannt sind, und wir können irren, wenn wir lediglich nach dem Bekannten urtheilen. Dieses Bekannte jedoch spricht nicht zu Gunsten jener Auffassung.

Daß die Bewegung in Mittel-Italien, mit Ausnahme der Erhebung der Romagna, während des Krieges dem Willen Napoleon's nicht zuwider lief, beweisen das kaiserliche Kriegsmanifest, die Mailänder Proclamation und die Sendung des Prinzen Napoleon nach Toscana. Die Bewegung ist im Gegentheil von französischer Seite geflissentlich geschürt worden. Ist nun auch Kaiser Napoleon der Mann, Verpflichtungen, die er sich selbst durch seine eignen Handlungen auferlegt hat, kurzweg abzuschütteln, so hat er doch bei dem Abschluß der Präliminarien von Villafranca durch Nichts bekundet, daß er fortan gegen die bisher von ihm beförderte Erhebung der Herzogthümer Front zu machen gedenke. Wäre es ihm in jenem Moment mit der Restauration der Herzöge Ernst gewesen, so hätte er ohne Frage für seine Absicht einen präciseren Ausdruck gefunden als die vage Formel: „die Herzöge werden zurückkehren;" und ein präciser Ausdruck war um so nothwendiger, als jeder Zweifel daran, ob der Kaiser wirklich die Restauration wolle, die Schwierigkeiten vermehren mußte, die sich der Rückkehr der Herzöge in den Weg stellten. Aber der Zweifel in Betreff der Intentionen des Kaisers erhielt im Gegentheil sofort eine Bestätigung: denn jener vagen Formel wurde von französischer Seite eine Interpretation zu Theil, welche ihr jeden reellen

Werth nehmen mußte. Wenn zu jener Zeit irgend ein Act der Bewegung in Mittelitalien Einhalt thun und das Restaurationswerk erleichtern konnte, so war es eine unumwundene Erklärung, daß der Kaiser entschlossen sei, einen Dynastienwechsel oder eine Veränderung der Territorialverhältnisse in Mittelitalien nicht zu dulden. Indem der Kaiser dies unterließ, zeigte er, daß es seinen Absichten nicht zuwider war, wenn die mittelitalienische Bewegung einstweilen ihren freien Lauf nahm. Man wendet uns ein, daß der Kaiser die Verwirrung nur zu dem Zweck wachsen ließ, um der Candidatur seines Vetters Bahn zu brechen. Auch wir sind der Ansicht, daß der Sendung des Prinzen Napoleon nach Toskana ein derartiger Plan zu Grunde lag; aber wir meinen, daß durch den Aufenthalt des Prinzen im Großherzogthum seinen Aussichten bereits das Urtheil gesprochen, daß dem Kaiser bereits zur Zeit des Abschlusses der Präliminarien bekannt war, wie vollkommen die Aufgabe des Prinzen, in Mittelitalien Boden zu gewinnen, gescheitert war. Jedenfalls stellte der einmüthige Sinn, der sich in den Herzogthümern kundgab, es bald außer Zweifel, wohin die Wünsche der Italiener gerichtet waren: das Project einer napoleonischen Dynastie in Italien mußte aufgegeben werden und es blieb dem Kaiser nur die Wahl zwischen dem Anschluß der Herzogthümer an Piemont oder der Restauration der Herzöge. Daß Napoleon sich definitiv für die letztere entschieden, ist durch Nichts erwiesen. Vielmehr sprechen die wiederholten Versicherungen, daß er eine bewaffnete Intervention nicht dulden werde, und die ganze Handlungsweise Sardiniens, das schwerlich auf eigene Hand gegen den Willen seines übermächtigen Verbündeten eine so kühne und feste Politik treibt, insonderheit die doch wol vorher in Paris gebilligten Erklärungen, mit denen Victor Emanuel die Annexations-Beschlüsse der Herzogthümer aufgenommen hat, — alle diese Thatsachen sprechen eher dafür, daß Napoleon einer weitern Vergrößerung Piemonts nicht entschieden widerstrebt. Den überzeugendsten Beweis aber liefert unserer Ansicht nach die Berufung eines Congresses. Wenn Frankreich die Restauration wirklich wollte, so wäre es in dieser Frage mit Oesterreich vollkommen einig, und beide Mächte könnten ihren Willen ausführen, ohne daß irgend ein anderer Staat sich ihnen mit gewaffneter Hand widersetzt hätte. Wird die Frage aber andern Mächten zur Entscheidung vorgelegt, so ist mindestens so viel sicher, daß die drei andern Großmächte eine bewaffnete Intervention Frankreichs und Oesterreichs nicht sanctioniren werden, d. h. daß die Restauration an Aussichten verliert.

Angenehm allerdings wird dem Kaiser Napoleon die weitere Vergrößerung Piemonts nicht sein. Nicht etwa vorzugsweise deshalb, weil

dieser Staat dadurch zu mächtig würde: eingekeilt zwischen zwei Militairstaaten, wie Frankreich und Oesterreich, wird Piemont allein, ohne Alliirte, auch nach seiner Vereinigung mit den Herzogthümern, für Frankreich kein gefährlicher Nachbar werden; es wird im Gegentheil, so lange es mit dem Danaergeschenk der Lombardei in ihrer gegenwärtigen, für die Vertheidigung so ungünstigen Abgrenzung behaftet ist, sich nothgedrungen an Frankreich anlehnen müssen, um den Drang Oesterreichs, das Verlorene wieder zu erobern, in Schranken zu halten. Aber aus Gründen der innern Politik wird dem Kaiser der Franzosen die Vergrößerung Piemonts allerdings sehr unerwünscht sein: in einem größern Staate, in dem mit den Herzogthümern vereinigten Sardinien wird sich das constitutionelle Leben wirkungsvoller entfalten, — eine unliebsame Nachbarschaft für das gegenwärtige französische Regime, — um so mehr, als man es in Frankreich nicht vergessen wird, daß der Boden dieser Freiheit mit französischem Blute gedüngt ist. Aber wie sehr auch diese Betrachtung in den Augen des Kaisers zu Gunsten der Restauration sprechen mag, sie ist doch absolut ungeeignet, zur Rechtfertigung einer solchen Maaßregel vor dem französischen Volk geltend gemacht zu werden. Und einer glänzenden Drapirung der Restaurationspolitik wird der Kaiser schwerlich entrathen können. Ungeachtet aller Friedensliebe hat das französische Volk mit tiefer Verstimmung die Thatsache aufgenommen, daß das von dem Kaiser selbst mit so großer Zuversicht bezeichnete Ziel des italienischen Krieges, trotz der kolossalen Opfer an Geld und Blut, nicht erreicht worden ist; alle Schönrednerei der officiösen Blätter ist unzureichend gewesen, diesen herben Fehlschlag zu übertünchen; der Kaiser selbst mußte sich herbeilassen, den Frieden von Villafranca mit seinen mangelhaften Resultaten als einen Act gebieterischer Nothwendigkeit zu entschuldigen. Jetzt zeigt sich die Möglichkeit, auf dem Congreß das Programm des Krieges seiner Verwirklichung um einen bedeutenden Schritt näher zu führen: — ist es denkbar, daß Napoleon, der Stimmung der französischen Nation zum Trotz, diese Möglichkeit versäumen und das Uebel vergrößern sollte?

Aus diesen Gründen glauben wir nicht, daß eine hartnäckige Parteinahme Frankreichs für die Restauration das Gebiet des für Italien und den Frieden Europas Erreichbaren wesentlich einschränken wird. Welches auch die Taktik sein mag, die der gewandte und rücksichtslose Geist des französischen Kaisers auf dem Congreß einzuschlagen für gut finden wird: unserer Ansicht nach ist hinsichtlich Mittelitaliens das Feld für die Thätigkeit des Congresses in so weit frei, daß kein Congreßbeschluß in dieser Frage auf den bewaffneten Widerstand Frankreichs stoßen wird. Und wenn wir nun die verschiedenen Wege prüfen, die zu

einer definitiven Ordnung der Dinge in Mittelitalien führen können, so überzeugen wir uns bald, daß es im Interesse des europäischen Friedens nur Ein praktisches Mittel dazu giebt, und dieses ist die Vereinigung der Herzogthümer mit Piemont.

Eine Restauration könnte man in verschiedener Weise zu bewerkstelligen suchen. Den kürzesten und durch die obwaltenden Verhältnisse indicirten Weg einer bewaffneten Intervention hat Frankreich selbst als unstatthaft bezeichnet, — und keine europäische Macht, Spanien vielleicht ausgenommen, hat ein Interesse, ihn zu befürworten. Selbst für Oesterreich ist er nicht unbedenklich; denn die französische Cooperation wäre nicht abzulehnen, sie würde französische Truppen auf eine Zeit von ganz unbestimmter Dauer nach den Herzogthümern führen und Mißstände schaffen, deren Beseitigung sich als eben so schwierig erweisen würde, wie die der Occupation Roms. Eine gesunde österreichische Politik müßte es unserer Ansicht nach als ihre nächste Aufgabe betrachten, die französischen Truppen so rasch als möglich ganz vom italienischen Boden zu entfernen: diese Freiheit Italiens liegt sogar vorzugsweise im österreichischen Interesse.

Wird nun eine bewaffnete Intervention abgelehnt, so könnte ein die Rechte der vertriebenen Fürsten aufrecht erhaltender Beschluß des Congresses auf der Erwartung beruhen, daß die Kunde von diesem Spruch des europäischen Areopags in den Herzogthümern die Anhänger der alten Fürstenhäuser zu einer Contre-Revolution ermuthigen und so einer Restauration die Wege bahnen werde. Diese Berechnung kann trügen, — und falls sie nicht trügt, widerstrebt sie unserer Pflicht und unserem Interesse. Sie kann trügen: denn einem solchen Beschluß ist durch die offenkundige Thatsache, daß die europäischen Mächte ihm keine Execution folgen lassen wollen, die Spitze abgebrochen, und seine Wirkungslosigkeit wird noch mehr dadurch gesichert, daß England ohne Zweifel ihm widersprechen, vielleicht sogar gegen ihn protestiren wird. Es ist uns desbalb sehr unwahrscheinlich, daß ein solcher Congreßbeschluß mehr als bloße Restaurationsputsche zu Wege bringt; aber wir setzen den Fall, daß er eine erfolgreiche Contre-Revolution hervorruft, — welches würden die Folgen dieses Ereignisses sein? Die Herzoge wären dann durch einen Bürgerkrieg auf ihre Throne zurückgeführt worden; das Interresse der Selbsterhaltung würde ihnen gebieterisch zunächst die Aufgabe zuschieben, die zu Boden geworfene Partei, die sich ihnen mit gewaffneter Hand entgegengestellt hatte, wirksam niederzuhalten, — eine Partei, die in ihren großen, der Verwirklichung ganz nahen Hoffnungen schließlich auf das Bitterste getäuscht, mit der vollen Gluth italienischer Leidenschaftlichkeit und mit dem

Ingrimm, der von ſo gewaltigen und unerwarteten Schickſalswechſeln unzertrennlich iſt, der neuen Ordnung der Dinge beharrlich widerſtreben wird. Welches wird unter dieſen Umſtänden das Schickſal der Freiheiten ſein, welche von den zurückkehrenden Regenten ihren Völkern in Ausſicht geſtellt werden ſollen? Man wird ſich darüber nicht täuſchen dürfen, daß von politiſcher Freiheit, von der Begründung eines conſtitutionellen Lebens unter ſolchen Verhältniſſen abſolut keine Rede ſein kann; denn das, was in der Bevölkerung jener Länder lebt, iſt der Art, daß die Regierungen unmöglich mitwirken können, es durch Preßfreiheit oder parlamentariſches Weſen zu Tage zu fördern; ſelbſt der wohlwollendſte Fürſt würde ſich nach ſolchen Ereigniſſen gezwungen ſehen, ſeiner Regierung den Charakter ſtrengſter Repreſſion aufzudrücken. Und damit würden die vulkaniſchen Zuſtände fortdauern, die Europa bisher beunruhigt haben und die den einzigen ſtichhaltigen Grund darboten, die italieniſche Frage vor das europäiſche Forum zu ziehen: durch einen Beſchluß, der auf die Herſtellung ſolcher Zuſtände abzielt, würde der Congreß den einzigen Grund ſeiner Competenz zu einem ſchiedsrichterlichen Spruch verleugnen; er würde ſeine einzige Aufgabe, dem Frieden Europas beſſere Bürgſchaften zu bieten, vollkommen verfehlen. Inſonderheit aber ſcheint es uns die Pflicht *Preußens*, ſich von allen Maaßregeln, die von ſo bedauernswerthen Folgen begleitet ſein müſſen, fern zu halten; denn an der Beſeitigung des despotiſchen Regiments in Italien *hat nächſt England kein Staat ein ſo lebhaftes Intereſſe wie Preußen*. Es iſt nicht blos der Ausdruck einer humanen Anſicht, ſondern der Ausdruck eines ſpecifiſch preußiſchen Intereſſes, wenn Herr *von Schleinitz* in ſeine Depeſche vom 24. Juni an die Geſandten in Petersburg und London die Bemerkung einfließen läßt, daß „wirkliche und weitgehende Reformen ein höheres und gerechteres Mittel zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe“ in Italien ſind, als Gewaltmaaßregeln. So gewiß dieſe Bemerkung richtig iſt, ſo gewiß wird jede Speculation, durch einen Congreßbeſchluß auf eine Contre-Revolution in Italien hinzuwirken, verworfen werden müſſen.

Noch auf eine dritte Procedur indeß könnten die reſtaurationsluſtigen Politiker ihre Hoffnung ſetzen; — wir wollen ſie als die Procedur des *ſanften Zwanges* bezeichnen. Man könnte jeder andern Regierung in den Herzogthümern ſeine Anerkennung verſagen, keinen diplomatiſchen Verkehr mit ihr anknüpfen, und durch Chicanen mancherlei Art die ſtaatlich iſolirten Länder und ihre Bevölkerung ſo lange behelligen, bis ſich in ihnen die Ueberzeugung Bahn bricht, daß es für ſie beſſer iſt, aus ihrer ſtaatlichen Aechtung herauszutreten und ſich dem Willen der europäiſchen Mächte zu fügen. Allein, ganz abgeſehen davon, daß ſich Eng-

land nie an einer derartigen Procedur betheiligen wird, die seinen in Bezug auf neue Regierungen bisher befolgten Maximen schnurstracks zuwider läuft, müssen wir diesen Weg für den verkehrtesten halten. Denn der Erfolg würde ein ganz anderer sein, als der erwartete. Verwehrt man es Piemont, den Annexationsbeschlüssen der Herzogthümer Folge zu geben, so wird die nächste Wirkung in den letzteren nicht eine Ausbreitung der Restaurations-Sympathien, sondern der Beschluß sein, sich als unabhängige Republik zu constituiren. Gelingt es der neuen Republik, ein geordnetes Staatsleben zu führen, so hat man der republikanischen Partei auf Kosten der monarchischen Vorschub geleistet; wahrscheinlich aber ist es, daß durch eine solche Wendung der Dinge nur der radicalen Demagogie die Pforten geöffnet werden und daß ein Element die Oberhand gewinnt, dessen Unterordnung unter die constitionelle National-Partei bisher zu den erfreulichsten Erscheinungen in der italienischen Bewegung gehörte. An diese Umwandlung in der Stellung der Parteien würden sich nicht blos für die innere Zustände der jungen Republik, sondern für die Ruhe Italiens Folgen knüpfen, die eine militärische Intervention doch schließlich nothwendig machen müßten. Man würde sich also bei der eben bezeichneten Procedur in einem fehlerhaften Cirkel bewegen: eine militärische Intervention im Princip ablehnen, und doch Maaßregeln ergreifen, welche dieselbe menschlicher Berechnung nach unvermeidlich machen. Dieselben Gründe, welche gegen eine bewaffnete Intervention sprechen, sprechen auch gegen diesen Weg des sanften Zwanges; und außerdem führt der letztere noch durch ein republikanisches Intermezzo, dessen Inhalt eben so wenig erfreulich sein wird.

Wir können uns nach alle dem von keinem der Versuche, auf eine Restauration hinzuarbeiten, ein glückliches Resultat versprechen. Wir führen nur kurz die weitern Consequenzen an: die Wiederherstellung des in den dynastischen Beziehungen wurzelnden überwiegenden Einflusses Oesterreichs, der die Einmischung Frankreichs stets von Neuem provociren wird, die verstärkten Aussichten auf Bildung einer italienischen Conföderation, die mit ihrer Garantie des Besitzstandes auf die Fürsten wie eine Assecuranz gegen die Folgen jeder Art von Mißregierung wirken und die piemontesische Freiheit von Bundeswegen beschneiden wird, — wir führen diese Consequenzen nur kurz an, um daran zu erinnern, daß die Reihe der Uebel mit den von uns oben erwähnten zunächstliegenden bei Weitem nicht abgeschlossen ist, und beleuchten sofort mit ein paar Worten die Bedenken, die sich hinsichtlich einer Annexation der Herzogthümer an Piemont geltend machen.

Das wichtigste Bedenken liegt ohne Frage in einem neuen Bruch des Legimitätsprincips. In der That, — wäre irgend ein Ausweg

denkbar, die Rechte der legitimen Fürsten durchzuführen, ohne dem Interesse Europas zu schaden, — wir würden ihn mit Freuden eingeschlagen sehen, und gern dafür auf manche Vortheile eines anderweitigen Arrangements verzichten. Aber in dem vorliegenden Fall scheint uns die Geltendmachung des Legitimitätsprincips einem noch höher stehenden Princip, ohne welches auch jenes keine Bedeutung besitzt, empfindlichen Eintrag zu drohen: das monarchische Princip wird darunter leiden. Faßt man die Reihe der Ereignisse in's Auge: Zurückführung der Fürsten durch einen Bürgerkrieg oder durch bewaffnete Intervention, ein diesem Beginn entsprechendes Regiment voll Repressivmaaßregeln gegen die bezwungenen Parteien, die durch eine solche innere Politik begünstigte Wiederkehr des österreichischen oder überhaupt des fremden Einflusses, dem jede nicht im eignen Volk festwurzelnde Dynastie anheimfallen muß, endlich eine Conföderation so situirter Fürsten zum Zweck gemeinsamer Maaßregeln, — faßt man diese Kette von Ereignissen, von denen eines das andere nach sich zieht, in's Auge, so wird man kaum darüber in Zweifel sein können, daß man durch das Einlenken auf diesen Weg in letzter Instanz der Revolution und dem Republikanismus in die Hand arbeitet. Das après nous le déluge wird hoffentlich bei den Staatsmännern unserer Tage nicht Platz greifen. Sie werden sich selbst dann, wenn sie den Gedanken an die letzte Katastrophe ablehnen, die Frage vorlegen müssen, ob nach den Enthüllungen, wie diese Fürsten die Staatsgeschäfte behandelt haben, aus ihrer Restauration das monarchische Princip auch in der Gegenwart unbeschädigt hervorgehen kann. Sie werden sich fragen müssen, ob die Anhänger des monarchischen Princips in diesem Jahrhundert überhaupt eine so vollkommen gesicherte Position einnehmen, daß es unbedenklich ist, die Zahl der von ihren Unterthanen verwünschten Regierungen noch durch ein paar ähnliche zu vermehren. Wir brauchen den Blick nicht in weite Ferne zu richten, um daran erinnert zu werden, mit welcher Geschäftigkeit manche Regierungen dahin gearbeitet haben, das Band, welches die Dynastien mit den Völkern verknüpft, zu lösen; solche Erfahrungen wirken weit über den Kreis der einzelnen Länder hinaus, und die letzten, die frischesten Erfahrungen sind es, welche die Gemüther bestimmen und oft auch das bei unbefangener, umsichtigerer Prüfung klar Erkannte wieder verdunkeln. Auf diesem Gebiet blindlings loszustürmen, — wem könnte es rathsam erscheinen?

Das aber wissen wir, daß durch die Vereinigung der Herzogthümer mit Piemont zu einem starken constitutionellen Königthum unter einer Dynastie, welche gezeigt hat, daß sie mit ihrem Volk zu leben und zu sterben weiß, das monarchische Princip die wesentlichste Stärkung erfahren würde, die ihm zur Zeit überhaupt zu Theil werden kann. Schon

der bisherige Entwickelungsgang der Ereignisse hat gezeigt, wie sehr er geeignet war, republikanische Ideen selbst desjenigen Volkes, unter dem sie ihre leidenschaftlichsten Anhänger fanden, zu verflüchtigen, und Männer, welche sich gegen das Königthum skeptisch oder feindlich verhielten, mit dem Wirken einer von freisinnigen Institutionen umgebenen Königsgewalt zu versöhnen. Gelangt diese Entwickelung zu ihrem Ziel, zur Bildung eines großen italienischen Königreichs, so würden die Anhänger des monarchischen Princips — dafür bürgt die erleuchtete Hingebung Victor Emanuel's an seinen königlichen Beruf — den schönsten Triumph feiern.

Abgesehen von dieser heilsamen Einwirkung auf das Fundament unserer Staatenordnung, wird die Vergrößerung Sardiniens auch der praktischen Interessenpolitik nicht unerhebliche Dienste leisten. So lange dieser Staat klein bleibt, wird ihn, wie schon gesagt, die durch den Verlust der Lombardei gesteigerte Feindschaft Oesterreichs stets zur Anlehnung an Frankreich nöthigen; und da zwischen den Machtmitteln Frankreichs und denen Sardiniens ein zu bedeutender Unterschied stattfindet, wird diese Anlehnung ihrem inneren Wesen nach nie ein reines Allianz-, sondern ein Protectoratsverhältniß sein, dem sich Sardinien, in Ermangelung aller andern Stützpunkte, auch unter relativ günstigen Umständen schwerlich entziehen könnte. Denn weder England noch Preußen können auf die Allianz mit einem schwachen Sardinien erheblichen Werth legen: sie droht jene entlegeneren Staaten in mancherlei unangenehme Verwickelungen hineinzuziehen, ohne ihnen dafür in der eignen Stärke des italienischen Alliirten ein genügendes Aequivalent zu bieten. Eine Vergrößerung des Staates dagegen verspricht dies Mißverhältniß — vielleicht für eine nicht ferne Zukunft — zu ändern. Ein starkes norditalienisches Königreich wird sowol für England wie für Preußen unter gewissen politischen Combinationen ein höchst erwünschter Bundesgenoß sein. Deutschland insonderheit hat ein lebhaftes Interesse an dieser Umgestaltung. Im Centrum Europas gelegen, schwebt es stets in der Gefahr, daß, sobald es sich mit seinem westlichen Nachbar in Krieg verwickelt sieht, seine Kraft durch eine drohende Haltung des östlichen Nachbars, und umgekehrt, gelähmt wird, während es seinerseits außer Stande ist, durch ein analoges Allianzsystem einen Theil der feindlichen Macht, mag sie im Westen oder im Osten stehen, zu fesseln und von seinen Grenzen fern zu halten. Ein starkes, mit uns verbündetes Sardinien würde uns die Aussicht eröffnen, daß wir wenigstens gegen die von Westen drohende Gefahr dieses Vortheils theilhaftig werden könnten, — und die durch solche Erfahrungen genährte Ueberzeugung, daß ein mächtiges norditalienisches Königreich ein wichtiges Glied des europäischen Staatensystems bildet, wird hinwiederum auch der

Politik des Turiner Cabinets das Selbstbewußtsein einflößen, daß sie nicht von dem guten Willen Frankreichs abhängig ist.

Wir verhehlen uns indeß nicht, daß ungeachtet aller Gründe, welche gegen die Restauration und für eine Vereinigung der Herzogthümer mit Piemont sprechen, das Berliner wie das Petersburger Cabinet Anstoß daran nehmen könnten, die Rechte der emigrirten Fürsten einfach zu cassiren; in gewissem Grade können wir sogar diesen Bedenken unsere Beistimmung nicht versagen. Aber sie heften sich an die Form, und auf diese Form verzichten wir um so lieber, als wir sie auch aus andern Gründen nicht für die beste halten. Wir wünschen nicht, daß der Congreß die Vereinigung der Herzogthümer mit Piemont decretire; wir wünschen vielmehr, daß er die böse Praxis, vom grünen Tisch die Länder zu zerschneiden und die Stücke nach einseitigen Grundsätzen zusammen zu koppeln, aufgebe und Europa einen bessern Dienst leiste, indem er das Princip der Nichtintervention proclamirt, — im Allgemeinen und speciell für den vorliegenden Fall, — und demgemäß dafür Sorge trägt, daß die französischen Truppen den italienischen Boden so schnell wie möglich verlassen. Ist es richtig, daß der Zürcher Frieden nicht die Rückkehr der Herzöge stipulirt, sondern sich damit begnügt, die „Rechte" derselben zu „reserviren", so würde der eben bezeichnete Weg auch mit dem Wortlaut des neuen Tractats vereinbar sein. Dieses Mittel löst die vorhandenen Schwierigkeiten mit Einem Schlage, — und baut künftigen vor.

Sicherlich könnten wir uns Glück wünschen, wenn die deutsche Frage auf eine ebenso einfache Weise zu lösen wäre. Aber uns Deutschen fehlt leider, was den Italienern so wesentlich zu Hülfe kommt, — die Einheit des Wollens und die Entschlossenheit, die Mittel zu ergreifen, welche dem gemeinsamen Zweck, der Einigung, Macht und Freiheit des Volkes dienlich sind. Diese Einheit des Wollens ist bei uns erst zu schaffen, und wir sehen, daß noch nicht einmal das Feld für die dazu erforderliche geistige Arbeit von störenden Hindernissen frei ist. Dem wirksamsten Mittel, der mündlichen Erörterung in Vereinen, tritt die verschiedenartig gestaltete Gesetzgebung über das Vereinswesen an manchen Orten hemmend in den Weg. Fast überall ist es während der langen Reactionsperiode dem bis in's Unglaubliche vervielfachten Verwaltungsapparat gelungen, die Zahl der von der Regierung unabhängigen Berufsklassen auf ein Minimum zu reduciren, und fast überall besitzen die Regierungen die Mittel, die Kundgebung und Verbreitung mißfälliger Ansichten durch gouvernementale Einwirkung zu inhibiren. So sind schon jetzt den Männern, die ihre Theilnahme für eine Bundesreform öffentlich kund gegeben haben, Verwarnungen, Einschüchterungen, materielle Beeinträchtigungen mancherlei

Art zu Theil geworden. Wir haben das Unglaubliche erlebt, daß ein deutscher Fürst, der die Bundesverfassung für verbesserungsbedürftig erklärte und seine individuelle Bereitwilligkeit zu den Opfern zu erkennen gab, welche der Macht und Einheit des Volkes förderlich sein könnten, von einem österreichischen Minister des Vertragsbruchs bezichtigt und durch eine Rechtsverwahrung behelligt wurde. Ja, noch mehr! Wir sollten vollkommen irre werden an der Welt und mußten es lesen, daß ein Regent den Bewohnern einer Stadt, welche eine Bundesreform für nöthig erachteten, für den Fall, daß sie bei solchen Ansichten und Bestrebungen beharrten, androhte, er werde ihren für dringlich erachteten Bedürfnissen, — für deren Beseitigung zu sorgen uns doch Regentenpflicht scheint — keine Abhülfe zu Theil werden lassen. Verwirrt fragten wir uns, wo und wann wir lebten? ob Solches unter den Auspicien eines monarchisch regierten Staatenbundes geschehen sei und geschehen dürfe? Denn kaum hat je ein Republikaner eine geringere Meinung von der Heiligkeit der Regentenpflichten an den Tag gelegt.

So haben sich die Hindernisse, welche sich der nationalen Bewegung entgegenstellen, schnell und in überraschender Weise demaskirt. Es ist sonnenklar geworden, daß vorerst in den einzelnen Ländern auf dem Gebiete der innern Reform eine Herkulesarbeit vollbracht werden muß, ehe für eine ersprießliche Reform der Verfassung des Gesammtvaterlandes mit Aussicht auf Erfolg gewirkt werden kann. Möge die Nation jetzt den männlichen Muth bewähren, vor dieser mühevollen Arbeit nicht zurückzuschrecken! Möge sie nicht in Zukunftsträume versinken, weil sie erkennt, daß das wirkliche Leben zu dornenvoll, daß die Gegenwart zu trübe ist! Acht Jahre hat man gebraucht, das gewaltige Rüstzeug der Reaction zusammenzuschleppen; aber die liberale Partei kann sich das Zeugniß ausstellen, daß sie den Gegnern die Arbeit recht sauer gemacht hat; jetzt winken günstigere Auspicien, und eine ungleich kürzere Frist wird genügen, der freien Bewegung wieder Raum zu verschaffen.

Es wird jetzt, wo die für ein wirksames Streben nach Bundesreform unerläßlichen Vorarbeiten offenkundig geworden sind, unseres Mahnrufes nicht mehr bedürfen, daß die nationale Bewegung ihre Kraft auf die Erledigung dieser uns zunächst obliegenden Aufgaben concentrire. Der Winter steht vor der Thür, mit ihm die Sessionsperiode für die Landesvertretungen; verabsäumt man jetzt die Vorbereitungen, um die nächste Legislaturperiode auch für die nationale Sache zu einer ersprießlichen zu machen, so ist der Verlust des nächsten Monats gleichbedeutend mit dem Verlust eines Jahres. Wähler und Abgeordnete mögen sich regen, und sich untereinander verständigen über ein planmäßiges Zusammen-

wirken, wie es den eigenthümlichen Verhältnissen der einzelnen Länder und der Landesgesetzgebung entspricht.

Die Aufgabe ist eine doppelte: eine besondere und eine gemeinsame. Die besondere bezieht sich auf Reformen im Innern, welche der freien Entwickelung des Volkslebens, insonderheit der Selbstständigkeit des Einzelnen und der einzelnen Berufsklassen zu Statten kommen; vorzugsweise hier werden die Abgeordneten durch umfassende und unzweideutige Kundgebungen der Wähler so unterstützt werden müssen, daß sie wirklich als Repräsentanten des Volkes erscheinen und mit dem vollen Gewicht ihres Berufs zu wirken im Stande sind. Die gemeinsame Aufgabe wird sich darauf erstrecken müssen, auf das Verhalten der eigenen Regierung am Bundestage einzuwirken und dasselbe einer wachsamen parlamentarischen Controle zu unterziehen. Ist auch eine eigentliche Bundesreform zur Zeit noch nicht zu erwarten, so zeigt sich doch schon jetzt, daß in nächster Frist wichtige Angelegenheiten, welche das Schicksal der Nation nahe berühren, in Frankfurt zur Erörterung und Entscheidung kommen werden, — Angelegenheiten, die nur dann eine befriedigende Erledigung finden können, wenn die Nation die ihr verfassungsmäßig zustehenden Mittel, auf die Regierungen einzuwirken, nicht unbenutzt läßt. Schädlich und verwirrend würde es sein, hier unstät umherzutappen und unruhigen Geistes möglichst viel Neues in Anregung zu bringen; Ersprießliches wird man nur dann erreichen, wenn man den eben vorliegenden Aufgaben seine volle Thätigkeit widmet; Ein wirkliches Resultat ist besser, als zehn kühne, aber fruchtlose Ansätze.

Die Wichtigkeit der bevorstehenden Verhandlungen des Bundestages, die schon jetzt hervortretende Divergenz in den Ansichten der Regierungen über das Bedürfniß einer Bundesreform und die dafür maaßgebenden Gesichtspunkte, und endlich die Nothwendigkeit, für jene parlamentarische Controlle eine authentische Unterlage zu gewinnen, machen, wir wiederholen es, eine Veröffentlichung der Bundestags-Protokolle unumgänglich. Immer mehr bricht sich diese Ueberzeugung Bahn; in den verschiedensten Ländern, mit Einschluß Oesterreichs, hat man dieselbe mit Nachdruck geltend gemacht; Bürger von Weimar haben sie, wenigstens hinsichtlich der Verhandlungen in der kurhessischen Angelegenheit, in einer warmen und loyalen Adresse an ihren Großherzog befürwortet und dadurch bekundet, daß sie von praktischen Gesichtspunkten ausgehen. Seit unserer letzten Correspondenz sind noch zwei Umstände eingetreten, welche in uns die Ueberzeugung befestigt haben, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die fortdauernde Heimlichkeit der Bundestagsverhandlungen die verderblichsten Folgen nach sich zu ziehen droht. Erstens hat es sich klarer herausgestellt,

daß ungeachtet aller Uebereinstimmung der Nation eine befriedigende Erledigung der kurhessischen Frage, wie sie von Preußen durch den Antrag auf Herstellung der Verfassung von 1831 erstrebt wird, noch immer im höchsten Grade zweifelhaft ist, und wir fürchten sehr, daß diejenigen, welche auf eine Verschleppung der Angelegenheit zu Gunsten irgend eines kläglichen Compromisses hinarbeiten, zu ihrer eigenen Entschuldigung sich bemühen werden, das öffentliche Urtheil irrezuleiten und durch Verdunkelung der Thatsachen auch hier einen verderblichen Meinungszwiespalt zu erzeugen. Zweitens hat die Motivirung des von den Regierungen der Mittelstaaten eingebrachten Antrages auf Revision der Bundeskriegsverfassung uns eine authentische Belehrung darüber gegeben, in welchem Sinne diese Regierungen das Streben nach einer Bundesreform auszubeuten beabsichtigen. Wenn sie den Grund des Uebels nicht in der Bundesverfassung erblicken, sondern in dem Mangel an aufrichtigem Willen, sie durchzuführen, und in dem Mangel an Bestimmungen, welche den »lebendigen Vollzug« der Bundesbeschlüsse sichern, so legen sie dadurch ihre Ueberzeugung an den Tag, daß dem Streben der Nation durch eine verschärfte Bundespolizei und eine wirksamere Executions-Ordnung genügt werden könne. Wir brauchen kaum hervorzuheben, auf welche gefährliche Bahn diese Politik einlenkt. Statt diejenigen Angelegenheiten, bei denen es sich unmittelbar um die höchsten Güter der Nation, um ihre Unabhängigkeit und Macht handelt, — statt die militärische und diplomatische Leitung durch Bildung einer einheitlichen Centralgewalt jedem gefahrenschwangeren Zwiespalt zu entrücken, wünscht man die Gefahr des Zwiespalts bestehen zu lassen, aber zur Ueberwältigung desselben Straftruppen und eventuell innern Krieg häufiger auf der Tages-Ordnung zu sehen. Wo man das Streben der Nation nach Macht durch ein so sonderbares Mittel zu befriedigen trachtet, — durch ein Mittel, welches ihre Unabhängigkeit in viel höherem Grade gefährdet, als die bisherige Unthätigkeit, — da thut in Wahrheit die äußerste Wachsamkeit noth, um solchen Bestrebungen bei Zeiten die Maske abzunehmen und der Nation den Umfang des Unglücks zu enthüllen, dem sie durch solche Mittel entgegengeführt wird.

Neben der Veröffentlichung der Bundesprotocolle als einer Lebensbedingung für die Reformbestrebungen steht die kurhessische Angelegenheit an der Spitze der Fragen, bei denen eine umfassende Mitwirkung der Nation unerläßlich ist. Auch hier haben die Bürger von Weimar durch ihre Adresse an den Großherzog, und die würtembergischen Abgeordneten durch ihre Eingabe an den ständischen Ausschuß der Nation ein leuchtendes Beispiel gegeben, wie man für deutsche Ehre und deutsches

Recht praktisch zu wirken sich bemühen soll. Wenn die Kurhessen, ungeachtet des Druckes, der auf ihnen lastet, mit ihrer unvergleichlichen, muthvollen Beharrlichkeit auch jetzt wiederum ihre Stimme unerschrocken für Herstellung ihrer Verfassung von 1831 erhoben haben; wenn sie, ungeachtet der ihnen daraus erwachsenden Gefahren, dennoch der Pflicht ehrenfester Männer genügen zu müssen glaubten, selbst einer Regierung gegenüber, bei welcher ein solcher Schritt am Wenigsten auf guten Erfolg rechnen durfte: so fragen wir erstaunt, weßhalb man es an andern Orten, wo die Ansichten der Regierung über die Verfassung von 1831 zweifelhaft, aber nicht absolut hoffnungslos sind, verabsäumt hat, dem tapfern Hessenstamm durch eine loyale und freimüthige Kundgebung seiner Erwartungen zu Hülfe zu kommen. Offenbar ist das Volk durch seine eigne Uebereinstimmung hinsichtlich dieser Frage in den Irrthum geführt worden, denselben, dem kurhessischen Recht günstigen Einklang auch bei den deutschen Regierungen vorauszusetzen. Sollte uns noch eine Frist gewährt sein, den nachtheiligen Folgen dieses Irrthums vorzubeugen, so könnten wir nur dringend empfehlen, dem Beispiel der Bürger von Weimar und Stuttgart überall, wo man der Zustimmung der Regierungen zur Herstellung der Verfassung von 1831 nicht gewiß ist, schleunigst Folge zu geben. Es wird berichtet, daß vorläufig sich nur die Hansestädte, Oldenburg, Weimar und Coburg im Sinne des preußischen Antrags ausgesprochen zu haben: das Feld für eine heilsame Einwirkung ist also noch immer sehr groß.

Nächst diesen beiden Angelegenheiten ist jetzt durch den von den Regierungen der Mittelstaaten eingebrachten Antrag die Bundeskriegsverfassung officiell zur Sprache gebracht. Anträge auf Stärkung der Wehrfähigkeit unseres Vaterlandes sind uns bekanntlich auch durch das Programm in Aussicht gestellt worden, in welchem die preußische Regierung die ihrer Ansicht nach uns zunächst obliegenden Aufgaben bezeichnet hat; aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß hier ein Gebiet gefunden sei, auf dem sich nun wirklich mehrere Regierungen in wirklicher Einstimmigkeit freundschaftlich begegneten. Denn in dem Antrage der Mittelstaaten findet sich auch nicht die Spur einer Andeutung, daß auch nach der Meinung der Antragsteller die Bundeskriegsverfassung einer Verbesserung bedürftig sei; er wird vielmehr lediglich dadurch motivirt, daß sich in der jüngsten Zeit, neben andern beklagenswerthen Ansichten über die Bundesverfassung im Allgemeinen, auch über den Werth der Bundeskriegsverfassung eine ungünstige Meinung verbreitet habe. Inzwischen, — welches auch die Absichten der Antragsteller gewesen sein mögen, — die Frage ist amtlich angeregt, und die preußische Regierung kann sich dessen nur freuen. Ueber den Geist, in welchem die Regierungen der

Mittelstaaten das deutsche Heerwesen etwa modificirt sehen möchten, haben die öffentlichen Blätter in ihren Mittheilungen über die Münchener Verhandlungen interessante Andeutungen gebracht; darnach wollte man auch hier nicht auf Herstellung einer einheitlichen Leitung und einheitlichen Organisation, sondern darauf hinarbeiten, daß die Contingente der kleinern Staaten mit denen der Mittelstaaten vereinigt würden; dadurch soll »die entsprechende Verwendung der Wehrkraft des Bundes zu dessen Schutz gesichert werden!« Diese Angaben sind indeß noch nicht hinlänglich beglaubigt, so daß wir uns enthalten, auf eine weitere Erörterung des Gegenstandes einzugehen.

Fassen wir aber endlich den gegenwärtigen Stand der deutschen Bewegung im Allgemeinen ins Auge, so fällt zunächst auf, daß ihr Fortschritt doch bedeutend genug gewesen ist, um auf eine Anzahl deutscher Regierungen lebhaften Eindruck zu machen: sie haben sich beeilt, ihn durch die Maaßregeln, mit denen sie ihrer weitern Verbreitung entgegen treten, zu bezeugen, daß sie in ihr eine beachtenswerthe und möglicher Weise folgenreiche Erscheinung erblicken. Auch die Thatsache, daß die Regierungen der Mittelstaaten lediglich durch die »verbreiteten Meinungen« zu ihrem Antrage bestimmt wurden, ist ein der wachsenden Bedeutung der nationalen Bewegung gezolltes Anerkenntniß, von dem wir Act nehmen. Eine weitere Genugthuung gewährt uns, die wir die Lebenskraft der Reformbewegung nur in der praktischen Richtung auf das unmittelbar Vorliegende, in einem planmäßigen und schrittweisen Vorgehen erkennen, die solide Thätigkeit, wie sie in Kurhessen, in Stuttgart, in Weimar hervorgetreten ist. Dies ist der Weg nicht des unergiebigen Hoffens und Wünschens, sondern der tüchtigen, ununterbrochenen Arbeit, die einen mannhaften Sinn erfreut und nährt; hier wird es nicht an Mühe, doch auch nicht an Erfolgen fehlen, die den Muth erfrischen zu neuer Anstrengung. Das war die Gefahr, daß sich die nationale Bewegung auf die dürre Haide entlegener Speculationen verirrte: jetzt, wo sie in echt politischem Sinn der Anziehungskraft des Realen folgt und klaren Auges die Aufgaben der Gegenwart betrachtet, um sie mitwirkend zu lösen, — jetzt sind wir getrosten Muthes.

Zu F. G. Welcker's Jubiläum.

Es ſcheint in der unerſchöpflichen Lebenskraft des Alterthums, deſſen hervorragendſte Schriftſteller und Künſtler im hohen Alter ihre größten Werke geſchaffen haben, etwas Verjüngendes und Erfriſchendes zu liegen, das ſich den Pflegern der claſſiſchen Studien bis in die Gegenwart hinein mitgetheilt hat. Zwar fehlt es nicht an traurigen Ausnahmen; denn Reiſig, O. Müller, C. Hermann, Schneidewin wurden in der Blüthe der Jahre fortgerafft, aber Männer wie Heyne, J. H. Voß, Creuzer, G. Hermann erfreuten ſich des friſcheſten Alters, und die Wirkſamkeit unſerer Veteranen Thierſch, Boeckh, Welcker umfaßt ein halbes Jahrhundert. Und wenn das deutſche Volk noch jugendlich hoffen darf, daß die Zukunft die Auswüchſe tilgen wird, die den markigen Stamm an ſeinem vollen Gedeihen gehindert haben; wenn es auf die kräftige Wurzel, aber eben ſo ſehr auf das veredelnde Reis vertrauen darf, das die antike Bildung ihm eingepfropft hat, — ſo geziemt es ihm, derjenigen Männer dankbar zu gedenken, welche der Pflege jener Pflanzung getreulich obgelegen haben.

Ein Lehrer der Nation, Fr. Gottlieb Welcker, feierte am 16. d. M. den Tag, an dem er vor funfzig Jahren als ordentlicher Profeſſor der Philologie in Gießen zu lehren begann. Seine Schüler ſind außerordentlich zahlreich, nicht über Deutſchland allein verbreitet, zum Theil wieder akademiſche Lehrer geworden. Welcker's Name iſt in Europa bekannt und geehrt, — ſeine Schriften wirken belehrend und anregend auch jenſeits des Oceans. Eine gründliche Würdigung ſeiner Verdienſte gehört, wie dieſe ſelbſt, der Geſchichte an, aber Sache der Zeitgenoſſen iſt es, ein Zeugniß davon abzulegen, was ſie ihm verdanken.

Welcker's Bildungsgang war ein hoch begünſtigter. In jungen Jahren nach Italien gereiſt, entwickelte er ſich als Lehrer und Lernender unter W. v. Humboldt's und Zoega's Augen; ſchon in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre wurde ihm eine Profeſſur in Gießen übertragen. Dann, als ihn nach kurzer Unterbrechung ſeiner Wirkſamkeit, um im Befreiungskriege mitzukämpfen, ſein männlicher Unwille über einen undeutſchen Collegen in eine vorübergehende Unannehmlichkeit verwickelt hatte, wurde er im Jahre 1816 nach Göttingen und im Jahre 1819 von da nach Preußen, worauf ſein Auge ſchon zuvor gerichtet war, an die neue Rhein-Univerſität berufen. In Bonn hat er mit unverdroſſenem Eifer, mit ſteigendem Anſehen und wachſendem Erfolg geſchrieben und gelehrt, zweimal in finſtern Zeiten, als es eine Ehre war, wegen ſeiner Geſinnung verfolgt zu werden, in ſeiner Wirkſamkeit auf kurze Zeit geſtört, ſeit dem Jahre 1844 vorübergehend auf wiſſenſchaftlichen Reiſen abweſend.

Seine Stellung in der Wiſſenſchaft bezeichnet zunächſt eine vorwiegende Liebe zur griechiſchen Cultur. Zwar iſt er in allen Zeiten und Litteraturen zu

Hause, aber seine Forschung concentrirt sich auf das Griechenthum, das er bis in dessen römisches Nachleben verfolgt. Vor seiner Seele schwebte ein Ideal, das sich immer bestimmter verkörperte und allmählich seinen vollen Umfang gewann. Er wollte ursprünglich, von theologischen Studien ausgehend, eine Geschichte der griechischen Religion schreiben, fühlte aber bald die Nothwendigkeit, die Poesie und Kunst der Griechen in seinen Plan aufzunehmen, weil er ihre Zusammengehörigkeit und die Unmöglichkeit, eins ohne das andere zu begreifen, erkannte, und diese Trias: die Kunst der Griechen in ihrer Religion, die Poesie in der Kunst, Kunst und Religion in der Poesie vereint, ist seine Lebensaufgabe geblieben, zu welcher frühere Arbeiten Studien und Bausteine waren. Diese drei Factoren konnten natürlich nur das freie Griechenthum harmonisch und ungetrübt durchdringen: daher jene eben berührte Beschränkung sich unwillkürlich ergeben mußte. Das Griechenthum, gesondert von fremden, barbarischen Einflüssen, in seiner originellen Entwicklung nach jenen drei Seiten zu erfassen, war Welcker fast ausschließlich bemüht und berufen, denn seine Leistungen auf dem Gebiete der Alterthümer und der Text-Interpretation, so rühmlich auch namentlich die letztern sein mögen, sind mehr als Vorbereitungen zu jener größern Aufgabe zu betrachten und Andern ebenso sehr, wenn nicht noch besser gelungen. Aber jene Trias hat Niemand fruchtbarer erfaßt und lebendiger in ihren Wechselbeziehungen darzustellen vermocht, ja es läßt sich kühn behaupten, es ist ihm Niemand darin als völlig gleich an die Seite zu setzen. Dies Ideal hat Welcker stets vor Augen; dahin bahnt er sich den Weg durch unzählige Einzelforschungen; führt einer der versuchten Wege in's Holz, so schlägt er unverdrossen den andern ein, der ihn sicher ans Ziel führt. Wenn ihn aber die Festigkeit auszeichnet, womit er diese Grundanschauung von der Einheit der griechischen Geistesentwicklung nach jenen drei Seiten festhält, so sagte ihm sein reifes und gesundes Urtheil, was Humboldt warnend und mahnend dem Freunde einschärfte, von selbst, daß nur unzählige und unbefangene Detailuntersuchungen jenes vorausgesetzte Bild zu einem lebendigen und wahren machen konnten. Daher die auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß dieser vorzugsweise synthetische Forscher doch meist den analytischen Weg in seinen Abhandlungen zu betreten scheint. Aber nicht allein betrachtete er jedes Einzelne im Zusammenhange mit dem großen Ganzen, sondern es wurde ihm jedes Einzelne wieder zum Ganzen, und mit derselben Liebe, womit der Naturforscher die unscheinbarsten Pflanzen beschreibt, verfolgte er die griechische Poesie bis in trümmerhafte Inschriften und bis in ihre mittelmäßigen Epigramme hinunter. Und weil er dabei den Blick von dem großen Ganzen der griechischen Cultur nie abwandte, wohnte seinen Untersuchungen eine erobernde Kraft inne, welche selbst den kühlen Kritiker, der, wenn er an den gegebenen Stoff hinantrat, im Einzelnen gegen Welcker Recht haben mochte, unwillkürlich zu dessen Gesammtanschauung hinüberzog.

Was Welcker ursprünglich sich zur Aufgabe machte, die Darstellung der griechischen Religion, hat er in seiner Mythologie systematisch am spätesten zu behandeln angefangen. Seine frühesten Arbeiten bezogen sich auf die griechische Literatur, und es eröffnet sich mit ihnen eine lange Reihe glän-

zender Abhandlungen und größerer Werke, die wir nach dem Inhalte ordnen wollen.

Es versteht sich von selbst, daß Welcker, der zerlegenden Kritik Wolf's und seiner Nachfolger von Grund aus abhold, an dem Ein-Homer festhielt. Er hat das große Verdienst, das gesammte auf Homer beruhende Epos, sowohl den komischen Margites, als insbesondere die sogenannten Kykliker der ersten funfzig Olympiaden, in das rechte Licht gestellt und über den Kyklos selbst eindringliche Untersuchungen angestellt zu haben. Mögen dabei auch zweifelhafte, mögen auch einige unrichtige Behauptungen ausgesprochen sein: den Gehalt und die Bedeutung der nachhomerischen Epiker hat er zuerst gebührend hervorgehoben und in einzelnen Aufsätzen über die Kypria, die Thebais, wie in seinem großen Buche »der epische Cyklus oder die homerischen Dichter« den Plan, die Composition und selbst den Stil jener Dichter aus wenigen Fragmenten, der Sage selbst und ihrer späteren Behandlung meisterhaft entwickelt. Was er sonst Homerisches geschrieben hat, berührt theils, wie die Abhandlung über Ilion, Topographisches, theils streift es, wie der Aufsatz über die Molioniden und der sehr geistreiche über die Phäaken als Todtenschiffer, in das mythologische Gebiet hinüber.

Eben so wichtig sind seine Leistungen für die lyrische und die verwandte elegisch-epigrammatische Poesie, zuerst durch die reichhaltige Sammlung und die sachgemäße Erklärung der Fragmente von Alkman, Hipponax u. A., dann durch feine und tiefgelehrte Untersuchungen über den Linos, die Elegie, die Dichter Archilochus, Sappho, Alcäus, Stesichorus, Anakreon, Ibykus u. A. Auch durch diese Schriften geht der Eine Grundgedanke hindurch, daß, wie sich die griechische Dichtkunst überhaupt organisch als ein Ganzes entwickelt hat, auch aus den Trümmern dieser herrlichen Gedichte und den historischen Nachrichten genug ermitteln lassen müsse, um die Lücke, welche zwischen der Blüthe des Epos und des Dramas liegt, auszufüllen. Es ist Welcker in hohem Grade gelungen, den verschiedenen Lyrikern ihre Stelle in der Literaturgeschichte anzuweisen, insbesondere dem Stesichorus nach Art und Kunst, als dem Vereiniger des epischen Inhalts und der lyrischen Form in chorischer Aufführung, dem Theognis, dessen gnomische und elegische Gedichte Welcker in einer eigenen Ausgabe behandelt und im Zusammenhange mit den politischen Zuständen der Vaterstadt des Dichters Megara, die er in den lehrreichen Prolegomenen darstellt, als Erguß auch seiner persönlichen Stimmung würdigt. Charakteristisch für Welcker's Richtung auf das Ganze ist der Versuch, die durch mehrfache Umstände zerrissenen Bestandtheile dieses Gedichts in eine größere Harmonie durch Umstellungen zu bringen. Eine eigentliche Rettung sind seine Arbeiten über Sappho, deren Caracter er in einer berühmten Abhandlung gegen aneldotenhafte Beschuldigungen erfolgreich gerechtfertigt und gegen spätere Angriffe des gelehrten Schotten Mure mit Wärme vertheidigt hat. Auch dieser edle Eifer, nicht zu dulden, daß die Welt das Strahlende schwärze, den er mit Jacobs gemein hat, gehört zu denjenigen Eigenschaften, die Welcker's Einfluß auf die studirende Jugend zu einem überaus segensreichen gemacht haben. Mit demselben Fleiße wandte er auch seine tiefe Kenntniß Pindar's, den

seine Jugendarbeiten schon in's Auge gefaßt hatten, dazu an, die Art, wie Dissen die Einheit des Planes, die Anknüpfung der schwungvollen Mythenerzählung und der sittlichen Aussprüche an persönliche Verhältnisse des Siegers und seines Geschlechtes nachzuweisen suchte, als die wahrhaft fruchtbare gegen G. Hermann's Ausstellungen auch durch Fortsetzung dieses Verfahrens hinzustellen. Wie es sich auch mit Dissen's Methode verhalten möge, Welcker's eigene Aufsätze über den Plan mehrerer Pindarischen Oden sind Meisterstücke von Geschmack und Divination. — Die glänzendste Seite seiner Thätigkeit zeigte seine Behandlung des antiken Dramas, namentlich der Tragödie, als deren einsichtigsten Kenner und Beurtheiler man ihn kühn bezeichnen darf. Der Tragödie widmete er nach einem doppelten Gesichtspunkte einen großen Theil seines Lebens. Einmal suchte er den Zusammenhang aufzuzeigen, worin die Dichter mit dem Schatze der durch das Epos und die Lyrik verarbeiteten Sagenwelt und der darin enthaltenen religiösen Vorstellungen standen, und auch hier die Continuität der hellenischen Geistesentwicklung zur Anschauung zu bringen. Zweitens suchte er die tragische Kunst selbst von ihrer Entstehung bis zum Verfall und in den römischen Nachahmungen vollständig erkennbar zu machen und zu diesem Behuf den Plan und Inhalt auch der verlorenen Stücke herzustellen, wodurch ein umfassendes Urtheil über die verschiedenen Dichter begründet wird. Ein Muster, wie die erhaltenen Stücke behandelt werden, liefert die berühmte Abhandlung über den Ajas des Sophokles. Mit umfassender Gelehrsamkeit wird zuerst die Fabel erörtert, gezeigt, wie sie von den kyklischen Dichtern dargestellt, wie in den lautern Charakter des Helden durch Zorn und Uebereilung eine Wandlung gebracht wurde, wie Aeschylus den Prozeß um die Waffen Achill's, den Selbstmord des Helden und durch die nachfolgenden Begebenheiten in Salamis die Sühnung des Unglücks trilogisch aufgeführt haben mag, und dann die Art auseinandergesetzt, wie Sophokles den Charakter des den Athenern verwandtschaftlich theuern Heros aufgefaßt hat. Sophokles nahm von dem Kykliker Lesches den Wahnsinn auf, legte in die Uebereilung des Helden das Tragische seines Geschicks, ließ durch seinen Untergang die Gerechtigkeit der Götter an den Tag treten, und durch die trotz entgegenstehender Leidenschaften und Rechtsgründe durchgesetzte Bestattung des Ajas die Versöhnung herbeigeführt werden. Mit wahrer Weisheit bringt Welcker in die Intentionen des Dichters ein und zeigt ihre planmäßige Durchführung mit überzeugender Klarheit auf. In ähnlicher Weise hat Welcker einige Stücke des Aeschylus bearbeitet. Aber seine bedeutendste Leistung ist die »äschylische Trilogie Prometheus« nebst dem »Nachtrag« dazu (1824—26), eines jener epochemachenden Bücher, dessen Kern durch heftige Streitigkeiten mit G. Hermann erprobt und befestigt worden ist. Nach einer eingehenden Besprechung des erhaltenen gefesselten Prometheus und der verlorenen Stücke, die zu derselben Fabel gehörten, stellt Welcker Alles, was sich über die übrigen Tragödien Gewisses und Wahrscheinliches ermitteln ließ, zusammen, und gelangt zu dem Resultat, daß des Aeschylus Trilogien ein Ganzes bildeten, welches eine Idee oder einen Mythus in den zwar selbständigen, aber doch erst in ihrer Verbindung vollendeten Tragödien darstellte, und durch die großartigen Scherze des Satyrdramas über verwandte

Argumente gleichsam im Contraste verdeutlichte. Das Göthe entlehnte Motto, daß der Deutsche sich nur stellenweise zu entzücken pflege, weist auf die Absicht des Verfassers hin: es zeigt, daß auch in der dramatischen Poesie keine blos äußerlich nebeneinander liegenden Stücke Platz hatten, sondern daß in jener Dreieinheit die maaßvolle Harmonie des Griechenthums durchbrach. Mit lebhaftem Eifer griff der gründlichste Kenner der Sprache des Aeschylus, Hermann, diese Theorie an: er behält in manchen Dingen Recht, weil sich nicht läugnen läßt, daß Welcker aus Titeln und Bruchstücken oft gewagte, mitunter unbegründete Schlüsse zog; mit lautem Beifall begrüßten die Geistesverwandten O. Müller und Dissen die Entdeckung, und mehrere Jahre hindurch hielt der mit scharfen Waffen geführte Streit die philologische Welt in Athem. Aber das Aechte in dem neuen Systeme brach sich Bahn, Namen von Trilogien wurden durch glückliche Zufälle bekannt, andere ließen sich wahrscheinlich machen, und unablässig arbeitete Welcker an der Vertheidigung und Vervollkommnung seiner Ansichten. Jetzt ist in der Hauptsache die Uebereinstimmung der Gelehrten hergestellt: man nimmt an, daß Aeschylus in seinen Trilogien einen ähnlichen Weg verfolgte, wie der, zu dem sich Schiller im Wallenstein gedrängt sah, daß in dem ersten Stücke der Trilogie die Verwicklung, im Mittelstück die Haupthandlung, am Ende die Beruhigung eintrat, oder daß wenigstens verschiedene Handlungen einen Grundgedanken zum Ausdruck brachten. Mit bewunderungswürdiger Sorgfalt geht Welcker in einem drei Bände umfassenden Werke „Die griechische Tragödie mit Rücksicht auf den epischen Cyclus geordnet“ (1839 bis 1841) die übrigen Tragiker durch und verfolgt die Tragödie bis in die römische Literatur hinein; die Masse von Einzelnheiten ordnet sich durch die epischen Quellen. Er zeigt, wie bewußt und absichtlich die meisten Stoffe aus dem reichhaltigen Born des Epos geschöpft werden, und wie sich dergestalt durch das Drama ein Faden schlingt, welcher auch die späteren Productionen an den Anfang der griechischen Cultur anknüpft. Hätte Welcker nichts als diese Arbeiten veröffentlicht, er würde als einer der fruchtbarsten Forscher über die griechische Literatur zu gelten verdienen.

Ebenso eindringlich wird das Satyrdrama in jenen Schriften behandelt, sein Zusammenhang mit dem Dionysossystem und der attischen Tragödie nachgewiesen und der Inhalt verlorner Stücke muthmaaßlich ermittelt, über die dorische Komödie in der schönen Abhandlung über Epicharmus Licht verbreitet, und ihre Verschiedenheit von der attischen hervorgehoben. Auch mit Aristophanes hat sich Welcker viel beschäftigt und von einigen Komödien Uebersetzungen geliefert.

Erwähnen wir kurz seine sinnigen Aufsätze über Aesop, über den Sophisten Prodikus, als Vorgänger des Sokrates u. A., so haben wir auch so den Kreis der von der erstaunlichen Thätigkeit des Mannes zeugenden Schriften noch nicht erschöpft; denn er hat sich auch mit den alten Aerzten, Epigrammen auf Inschriften u. dgl. beschäftigt. Was diesen Abhandlungen wohl vorgeworfen ist, eine verwirrende Ueberfülle der Behandlung, das ist, wenn es anders ein Fehler ist, Fehler des Reichthums, der die Körner nicht zählt, sondern mit voller Hand

ausstreut, und auch diejenigen, welche das Einzelne bemängeln, machen sich die großen Totalergebnisse mit Recht zu Nutzen.

Dieselbe Richtung nehmen Welcker's Studien über die alte Kunst, worin er wohl unbestritten die erste Stelle der jetzigen und vorigen Generation einnimmt, indem er die umfassendste Kenntniß der Literatur und der Monumente mit einem feinen künstlerischen Urtheil vereinigt. Die alte Kunst ist ihm eine der Poesie ebenbürtige, von ihr genährte Blüthe des griechischen Geistes, worin dieselben Ideen, welche sich durch die Dichterwerke hinziehen, und die religiösen Vorstellungen im sinnlichen Gewande erscheinen. Sie hat sich ebenso gesetzmäßig und historisch entwickelt, ist aus der bevorzugten Anlage der griechischen Nation durch eifriges Ringen und Mühen zu jener universellen Mustergültigkeit herangewachsen, welche auch den geringsten Werken ein eigenthümlich classisches Gepräge aufdrückt, die Anfänge der christlichen ebenso wie die moderne Kunst genährt und bestimmt hat. Die Aufgabe des Archäologen ist, das einzelne Werk mit Rücksicht auf die Kunstgeschichte und die Gesammtbildung des Zeitalters zu betrachten, seine Erklärung verlangt eine genaue Kenntniß der Literatur, um die in Tempeln, im Volk und durch die Dichtkunst überlieferten oder umgestalteten Sagen, Legenden und Vorstellungen, welche dem Monumente zu Grunde liegen, so wie des Vorraths an Denkmälern, um durch Vergleichung das künstlerische Original, durch Unterscheidung den Begriff des zu erklärenden Werkes festzustellen. Mit vollem Recht eifert Welcker gegen die Versuche, die Archäologie als eine besondere Disciplin von der Philologie loszureißen, wodurch beide Betrachtungsweisen einseitig, die Erkenntniß des Alterthums lückenhaft, die Methode der Kunsterklärung ebenso seicht werden würde, wie die der philologischen Interpretation trocken. Wir sehen auch hier seinen Blick auf das Ganze gerichtet, kein Theilchen ist unwichtig, aber auch das Bedeutendste verliert, wenn man es vereinzelt betrachtet, an Werth. Welcker erwarb die genaueste Kenntniß der Monumente, sowie auch jene Richtung auf die gelehrte Erklärung in Rom unter Zoega's Leitung, dessen Schriften und Nachlaß er mit großer Pietät bearbeitete. Nach allen Seiten hat er dann das Gebiet der Kunst- und Künstlergeschichte, das Technische der Malerei, die Composition der Bildwerke, mit besonderer Vorliebe aber die Sculptur und nächst ihr die Vasenmalerei durchforscht. Nach einigen alsbald nach seiner Rückkehr aus Italien gegebenen Proben, nachdem er Zoega's Werk über die römischen Basreliefs deutsch zu bearbeiten begonnen hatte, begründete er in Göttingen 1818 die Zeitschrift für die alte Kunst und nahm seit 1829 an den Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom, der archäologischen Zeitung u. a. Zeitschriften lebhaften Antheil. Noch in reifem Alter vervollständigte er durch Reisen nach Frankreich, England, Italien, Griechenland seine Kenntniß der Denkmäler, und, im Einklange mit seiner Gesammtrichtung, des Bodens, auf dem sie erwachsen sind. Um die Topographie von Athen hat er sich bei diesem Anlaß eifrig bemüht. Seine Arbeiten sind so umfangreich, daß wir verzichten müssen, sie erschöpfend aufzuzählen. Sie zeichnen sich durch Reichthum des Materials, besonnene Kritik und einen durch tiefste Gelehrsamkeit geleiteten, wahrhaft divinatorischen Blick in die Motive der Erfindung, eine weise Einsicht in die Gesetze des Stils, der Com-

position und der Ausführung aus. Was zunächst die Kunstgeschichte anlangt, so hat Welcker außer scharfsinnigen Untersuchungen über das Zeitalter einzelner Meister vor Allem sich bemüht, die berühmtesten Werke unter den verlorenen, wie jene untergegangenen Meisterwerke des Dramas, nach Beschreibungen und Nachahmungen herzustellen. Insbesondere haben seine Arbeiten über den Schild des Achilles, wie ihn Homer, und den des Herkules, den Hesiod beschreibt, über den Kasten des Kypselos, den amykläischen Thron, die Gemälde Polygnots, theils unmittelbar, theils durch die Anderen gegebene Anregung dazu geführt, daß man sich von jenen Werken eine ziemlich befriedigende Vorstellung machen kann. Ferner hat er in der von Heyne gebührend hervorgehobenen, von Anderen in ihrer Bedeutung verkannten Gemäldegallerie des Philostratus die Beschreibung wirklich vorhanden gewesener Kunstwerke nachgewiesen, und die Ausgabe von Jacobs 1825 mit einem Commentar ausgestattet, der als ein Muster sachlicher Erklärung und als ein vollständiges Repertorium ähnlicher Denkmäler betrachtet werden darf. Aber ungleich wichtiger sind seine Beschreibungen der ganz oder stückweise erhaltenen Monumente in den unter dem Titel „Alte Denkmäler“ (1849 ff.) gesammelten Abhandlungen. Die Entdeckungen der Giebelgruppen von Statuen in Aegina u. a. O. hat er zu einer durchaus originellen Behandlung dieses erst in unserem Jahrhundert wieder bekannt gewordenen Theiles der alten Sculptur benutzt. Die Art, wie er die Erfindung, den Plan, den Stil dieser reichen Gruppen entwickelt, wie er die Gesetze der Composition nachweist, die verlorenen nach der Analogie der erhaltenen und in diesen die fehlenden Theile herstellt, ist meisterhaft, und die Darstellung ebenso anziehend wie gründlich. In dem Aufsatze über die Gruppe der Niobe z. B. wird die Form und der Inhalt der Sage erforscht, die verschiedenen Exemplare, die auf das Original zurückgehen, verglichen und gewürdigt, die von bedeutenden Männern aufgeworfenen Zweifel an die ursprüngliche Aufstellung der Gruppe in einem Giebel widerlegt, die Idealbildung der Niobe, die Handlung, die Composition vortrefflich entwickelt. Aber vor Allem ragt die classische Behandlung der Giebelgruppen des Parthenon hervor. Man muß die reiche Literatur über diese Wunderwerke kennen, um die edle Einfachheit und Sicherheit zu würdigen, womit Welcker aus der Religion und den Localsagen Athens auf die Intentionen des Künstlers zunächst schließt und ihre Ausführung verdeutlicht, wie er die Geburt der Athene auf der einen, ihren Streit mit Poseidon um die Vorstandschaft über Athen dargestellt sein läßt, von der Erkenntniß des Ganzen aus die einzelnen Figuren benennt und ihr Verhältniß zur Haupthandlung bezeichnet. Ebenso belehrend sind seine Abhandlungen über die Sculpturen von Olympia, den Diskuswerfer, den Laokoon, eine Statue des Sophokles u. s. w., die Erklärungen von Reliefs und Vasenbildern. Nach Gelehrsamkeit, Kunsturtheil und Form verdienen diese Schriften dem Besten, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat, beigesellt zu werden. Ein unschätzbares Verdienst hat sich Welcker endlich um die Popularisirung der alten Kunst durch das von ihm begründete Museum von Gipsabgüssen in Bonn, die erste planmäßige Sammlung der Art an einer Universität, und den trefflichen Katalog desselben erworben, der eine weite Verbreitung und mehrfache Nachahmung gefunden hat.

Die Mythologie, derjenige Theil der antiken Cultur, wovon Welcker's Studien ausgegangen sind, hat sich am spätesten von seinem Herzen losgelöst. Hatten schon einige kleinere Schriften, über eine kretische Kolonie in Theben, der Anhang zu Schwenk's etymologisch-mythologischen Andeutungen den Weg seiner Forschung bezeichnet, so ist erst 1857 der erste Band seiner Mythologie erschienen, deren Vollendung von dem günstigen Geschick, das seine wissenschaftlichen Arbeiten begleitet hat, zu hoffen steht. Auch in ihr dringt er mit glänzendem Erfolg auf die Totalität. In Zeus erkennt er den Einen Gott der Griechen, unter welchem sich durch den Einfluß des lebendigen Naturſinns, späterer Reflexion und die Localisirung der Culte in verschiedenen Abstufungen der vielgliederige Polytheismus entwickelt hat. Es ist ein System der griechischen Religion und doch eine historische Betrachtung, sowie eine einsichtsvolle Darstellung der Factoren, welche zur Vollendung des Gebäudes beigetragen haben. Auch hier am Abschluß seiner wissenschaftlichen Thätigkeit jenes erfolgreiche Erfassen der Einheit, des Ganzen, das »früher ist sein Theil.«

Diese unabläſſige Geistesarbeit, deren Resultate wir in einer kurzen Uebersicht zu skizziren versuchten, sahen seine Schüler lebendig vor sich in ihrer Bewegung. Sie nahmen daran regen Theil und fühlten sich nicht allein durch die reiche Belehrung, die ihnen mit vollster Treue und Liebe gegeben wurde, sondern auch durch den Reiz der Unmittelbarkeit und Frische mächtig angezogen, der sie in Welcker's Vorträgen anwehte. Wagten sie es dann selbst in eigenen Versuchen ihm nachzustreben, so fanden sie stets ein bereitwilliges Ohr, liebreiche Förderung und väterlichen Rath, und es bildete sich zwischen ihnen und ihrem Lehrer ein wohlthuend inniges Verhältniß, das auch Ferne und spätere Jahre nicht zerrissen. Dem Ausdruck ihrer Pietät hat das eben gefeierte Jubiläum den erwünschtesten Anlaß gegeben. Der beste Wunsch aber, der dabei laut werden kann, ist der, daß dem Mann, dessen Blick und Sinn stets auf die Totalität gerichtet war, auch das Leben vollendet und vollendend sich schließe. Denn was sonst nach antiker Anschauung zum Glücke gehört, davon hat er das Beste aus eigener Kraft sich errungen: eine höhere Hand möge gnädig das Uebrige gewähren!

Aus Oesterreich.

20. October.

Zehn Jahre lang durfte man uns zumeist wegen der musterhaften Geduld, wie wir eine schlechte Regierung schweigsam ertrügen, rühmen, jetzt kann man zu unseren übrigen guten Eigenschaften eine neue treffliche hinzufügen: die ausgebildete Kunst, zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen. Wir haben in Solferino ein doppeltes Jena gefunden; wie Jena aber Preußens Wiedergeburt hervorrief, so steigt auch aus Solferino für uns eine »neue Aera« empor, und da das Kaiserthum vor dem jungen Königreiche natürlich etwas voraus haben muß, so begnügen wir uns nicht mit Einem Stein, sondern sehen die Staatsmänner schaarenweis erstehen, die die Neugestaltung Oesterreichs (zum wie vielten Male?) in's Werk setzen sollen. Vom Ministerpräsidenten bis zum Tagschreiber herab fühlt sich Alles zum Reformator berufen, von der Militärkanzlei des Kaisers angefangen bis zur Finanzwache herab soll Alles vom Hauche frischer Schöpfungskraft berührt werden. Man muß zugeben, daß das Reformwerk nicht in leeren Worten verläuft, zu wirklichen Thaten wenigstens die Einleitung, scheinbar ernst und aufrichtig, genommen wird. Es geschieht des Guten vielleicht zu viel auf einmal. Wir hatten eine Zeit, wo wir keinen Morgen erwachen konnten, ohne uns von einem neuen Gesetze beglückt zu finden. Jetzt bringt beinahe jeder Tag die Kunde von dem Zusammentritte der Vertrauensmänner. Das Tiroler Landesstatut, die Gemeindeordnung, die Steuerreform, der Civilprozeß, das Gewerbegesetz, die bürgerlichen Rechte der Juden und Protestanten und noch gar vieles Andere bilden den Gegenstand der Berathungen verschiedener Commissionen, welche in Wien oder in den einzelnen Provinzen tagen und aus sogenannten Vertrauensmännern von der Regierung zusammengesetzt wurden. Wenn man alle diese Vorbereitungen betrachtet, den Ernst gewahrt, mit welchem Jedermann die Ueberzeugung ausspricht: es müsse endlich anders werden in Oesterreich; wenn man die zahllosen Geständnisse anhört, daß der bis jetzt eingeschlagene Weg ein Irrpfad gewesen, die entschlossene Gesinnung der Bevölkerung entdeckt, sich die unerträgliche Lage zu erleichtern, so sollte man doch wahrlich an einen guten Ausgang des Reformwerkes glauben. Die beiden Factoren, welche politische Veränderungen wesentlich begünstigen, die Noth der Regierung und der Wille des Volks sind ja beide in ausreichendem Maaße vorhanden. Irrthümlich wird der schimpfliche Ausgang des italienischen Krieges der schlechten Führung und mangelhaften Verpflegung des Heeres allein zugeschrieben. Sie tragen unstreitig eine große Schuld. Der künftige Geschichtschreiber wird sich mit der Erklärung des Schlachtenglückes kurz fassen können. Der Tagesbefehl, daß jeder Soldat, der auf dem Marsche Wasser trinkt, auf Allerhöchsten Befehl vierzig Stockprügel erhält, — er konnte sich an den sechs Weinkreuzern in seiner Tasche den Durst löschen — die ihm gestellte Alternative, am Fieber zu sterben oder vor Durst und Ermattung zu fallen, überheben den Historiker der Mühe, Niel's Klugheit und Mac Mahon's Geistesgegenwart

und Clam-Gallas' Unfähigkeit oder anderer österreichischer Feldherren Feigheit ausführlich zu schildern. Aber noch ganz andere Schäden kamen zu Tage. Die Waffenbrüderschaft unter den höheren Befehlshabern erwies sich ebenso sehr als Mythus wie die Verläßlichkeit der Soldaten. Den Maulbeerbäumen und den Taschen der eigenen verwundeten Officiere waren namentlich die kroatischen Regimenter gefährlich, dagegen dünkte es ihnen höchst unvorsichtig, den Franzosen die Brust aus allzu großer Nähe zu zeigen. Gleich schlechten Trost boten die Zustände in den vom Kriegsschauplatz entfernten Provinzen. Die materiellen Hulfsquellen drohten zu versiegen, den Behörden waren die Zügel aus den Händen gefallen, ihre Thätigkeit war nur noch eine Tretmühlbewegung, bis in die entlegensten Kreise der Gesetzgebung erstreckte sich der Einfluß kopfloser Bestürzung, die ohnehin schwüle Stimmung wurde durch das böse Gewissen der Polizei übertrieben und als unmittelbar drohende Gefahr dargestellt. Vor Allem in Ungarn, wo die meist auch der Landessprache unkundigen Beamten, die sogenannten Bachhusaren, in jedem Roßhirten einen wiedererstandenen Honved, in jedem derben magyarischen Fluche das Losungswort der Verschwörung zu erkennen vermeinten. Die Thränen von Villafranca galten nicht allein dem demüthigenden Ausgange des Feldzuges, sondern auch der betrübenden Nothwendigkeit, die Unbrauchbarkeit der bis dahin festgehaltenen Regierungsweise bekennen zu müssen. In den letzten Sommermonaten wurde die Rechnungsprobe aus dem zehn Jahre waltenden System gezogen. Sie zeigte die Rechnung als falsch, sie zwingt die ganze Rechnung, jeden einzelnen Posten neu anzuschreiben. Bieten nun aber nicht gerade die außerordentlichen Umstände, unter welchen die Reformgedanken geboren wurden, eine genügende Bürgschaft für den Ernst des Entschlusses? — Daß es große Opfer kostete, das Schuldbekenntniß abzulegen, nur nach langem Sträuben und Zögern die ungewohnte Stellung des reuig Büßenden angenommen wurde, wer kann dies befremdend finden? Sind doch erst wenige Monate vergangen, seitdem die Regierung durch Czörnig's Mund die Vollendung des Neubaues Oesterreichs verkündigen ließ, seitdem das Ministerium seinen zehnten Geburtstag als ein Jubelfest feierte, seitdem Herr Bernhard Meier im Auftrage Bach's seinen berüchtigten »Rückblick auf die jüngste Entwicklungsperiode Ungarns« veröffentlichte, in welchem nur Licht, reines, glänzendes Licht und nicht der geringste Schatten zu erblicken war — und nun muß die Regierung sich selbst Lügen strafen und alles zu eigenem Ruhm Gesagte widerrufen! Es ist natürlich, daß man nur der dringendsten Noth sich fügte. Nun aber das Eis gebrochen ist, kann man doch ein festes Beharren auf dem betretenen Wege hoffen. Die süddeutsche Presse hielt an diesem Gedanken fest und sieht Oesterreichs Stern in verjüngtem Schimmer strahlen, die nicht Einheimischen überhaupt hegen Wohlwollen und Vertrauen, — wir Oesterreicher allein haben keinen Glauben, in Oesterreich allein urtheilt man mit trauriger Einmüthigkeit wegwerfend über das angebliche Reformwerk. Nicht etwa, daß blos die liberale Richtung des neuen Ministeriums bezweifelt würde. Darüber haben wir uns keinen Augenblik einer Täuschung hingegeben. Schlimmer als dieses. Es zieht die feste Ueberzeugung durch unsre Herzen, daß die Regierung keinen leitenden Gedanken besitzt, unfähig ist zu irgend welcher positiven Schöpfung,

nur fest im Schwanken, nur klar in der Rathlosigkeit, nur glücklich in dem Verderben und Auflösen des Bestehenden. Wir sind uns des Gewichts dieser Behauptung wohl bewußt, wir haben niemals muthwilligen Anklagen das Ohr geliehen, in müßigen Frondeurs nie politische Weise verehrt. Wir würden das Mißtrauen gegen die Regierung und ihre Pläne gering anschlagen, wenn es nur im schwatzhaften Wien sich regte, wir würden es auf die Rechnung blinder Vorurtheile oder leidenschaftlicher Verblendung schreiben, wenn dasselbe von dem mürrischen Prag, von den alten Sitzen nationaler Opposition, von Pesth, Krakau, Venedig ausginge. Aber eine Thatsache, die täglich von zahlreichen und glaubwürdigen Zeugen berichtet wird, können wir nicht abläugnen, können nicht verhehlen, was in allen Provinzen, unter allen Ständen laut und bei jeder Gelegenheit ausgesprochen wird. Reisende, welche die feste Burg der Loyalität, das wegen seiner Mustertreue hochgerühmte Tirol besucht haben, wissen sich vor Erstaunen nicht zu fassen, welchen hohen Grad die Unzufriedenheit hier bereits erreicht hat. Dem Ministerium selbst erschien die hier herrschende Mißstimmung so bedrohlich, daß sie von allen Steuern die verhaßteste, die Weinsteuer, zurücknahm und eine besondere Commission zur Untersuchung der Verhältnisse absendete. Wenn in Tirol, wenn in dem verzogenen Schooßkinde der Regierung, in Triest, die vertrauensvollen Freunde des Ministeriums so gut wie gar nicht vorhanden sind, — welchen Geist kann man von der magyarischen und slavischen Bevölkerung erwarten? Das Mißvergnügen in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen stammt nicht von heute und gestern. Daß es noch besteht, durch die Steuererhöhung, die dauernd zu werden droht, gleichfalls stieg, kann nicht befremden. Dasselbe ergreift aber, wie eine ansteckende Krankheit auch die Stände, welche vorzugsweise als Stützen des Thrones galten. Unsere polizeigeängsteten Gemüther werden in der Nähe eines Officierkreises regelmäßig auf die härteste Probe gesetzt, da die Aeußerungen desselben alles Maaß gewohnter Opposition überschreiten. Und wollen wir etwa in klericalen Kreisen Erhebung suchen, so werden wir mit dem bitteren Witzworte empfangen: Oesterreich gleiche einer Todtenmesse, denn auch da gebe es „nulla gloria, nullum credo, sed summum offertorium et in fine nulla benedictio." Der Scherz ist nicht geistreicher, als viele andere, welche die letzten Wochen geboren haben, aber sein Ursprung in hohen geistlichen Sphären, seine Verbreitung durch kirchliche Würdenträger verleihen ihm eine besondere Bedeutung. Also auch hier hat der Unglaube an die Zukunft, die Verdammung der bestehenden Regierung ihre Heimath.

Unbeirrt von der feindseligen öffentlichen Meinung könnten die gegenwärtigen Machthaber immerhin durchgreifende Verbesserungen vornehmen und durch die That die ihnen entgegenstehenden Vorurtheile besiegen. Lassen wir die Ereignisse selbst sprechen und die bekannten Charaktere der Minister, ihr bisheriges Wirken entscheiden, ob zu solchen Erwartungen irgend eine Berechtigung vorliegt.

Zunächst war es allerdings der Sturm der öffentlichen Meinung, durch die Kriegsunfälle angefacht, durch die Rathlosigkeit der Regierung zu offenem Ausdrucke ermuthigt, welcher Aenderungen in der Administration räthlich machte. Einig darüber, daß es anders werden müsse, haben die öffentlichen Stimmen

doch weder deutlich noch einmüthig über die Richtung der Aenderungen sich ausgesprochen. Höchstens das wurde allgemein zugestanden, daß zunächst Ungarn beschwichtigt werden müsse. Da auch an entscheidender Stelle die Ueberzeugung von der Unbrauchbarkeit des herrschenden Systems keineswegs vorhanden war, sondern blos dem äußeren Drängen nachgegeben wurde, so war es klar, daß diejenige Partei, deren Einfluß auch früher nicht völlig gebrochen war und welcher es gelang, zuerst das Ohr der wichtigsten Persönlichkeit zu gewinnen, den Sieg davon tragen werde. Des Schicksals Gunst entschied für die am Hofe zahlreich vertretene altadlige Partei: Bach's Centralisationstendenzen seit jeher widerstrebend, war auch sie für eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse. Sie schloß sich also dem allgemeinen Rufe nach Reformen an, machte aber denselben wohlklingend, indem sie auf die Bestimmung des Adels, den Thron zu stützen, hinwies, und die Stärkung der monarchischen Macht durch die Hebung ihres Ansehens versicherte. Der gänzliche Stillstand der Regierungsmaschine, der unmittelbar nach dem Waffenstillstande eintrat, verzögerte den Triumph der Partei, doch lehrten die Namen der Ministercandidaten: Wolkenstein, Martinitz, daß ihren Ansprüchen alles Ernstes Rechnung getragen werden sollte. In der letzten Stunde erst schien an entscheidender Stelle die Bestellung eines reinen Adelsministeriums Bedenken erregt zu haben. Ohne die Partei vollständig zurückzuweisen, wurde ihr dennoch in dem Ministerium selbst in Hübner ein Gegengewicht geschaffen.*) Die schroffe Weise, wie Graf Martinitz bei Seite gesetzt wurde, erregte bei seinen Standesgenossen großes Mißvergnügen; es ist uns nicht bekannt, ob der edle Graf gerechten Grund zur Klage besitzt; wir wollen daher auch jedes Urtheils darüber uns enthalten. Dagegen können wir uns nicht versagen, eine wohl begründete Vermuthung auszusprechen, welche geeignet scheint, einiges Licht auf die Situation zu werfen.

Wenige Tage nach dem Rücktritt des Grafen Martinitz wurde in Prag eine Brochüre unter dem Titel: Sustine et abstine veröffentlicht. Der Verfasser bezeichnete sich einfach als einen österreichischen Edelmann. Man rieth auf den einen und den anderen, durch beschränkten Sinn und engherzige Ansichten bekannten Aristokraten. Niemand wollte sich zu dem Büchlein bekennen. Zuletzt tauchte die Meinung auf, es habe ein böswilliger Liberaler sich auf Kosten des Adels einen schlechten Spaß erlaubt und die Schrift zur Verhöhnung des adeligen Standes geschrieben. Wir müssen dieser Ansicht entschieden widersprechen: ihr adliger Ursprung, der Ernst der Auffassung ist keinem Zweifel unterworfen. Noch mehr. Der anonyme Verfasser giebt als den Kern der gegenwärtigen Schrift ein im Jahre 1848 an seine Standesgenossen gerichtetes Schreiben an. Wir erinnern uns eines solchen, wir erinnern uns ferner, daß der böhmische Nationalausschuß die Veröffentlichung desselben anfangs hinderte und daß damals der Graf Heinrich Clam-Martinitz zur Autorschaft sich bekannte.

*) Unser Correspondent konnte die wenig Tage nach dem Datum seines Schreibens erfolgte Entlassung des Ministers leider nicht mehr besprechen: wir glauben nichts desto weniger, daß seine Enthüllungen das beste Licht auf dieses Ereigniß werfen, welches später des Näheren zu beleuchten unser Correspondent nicht unterlassen wird. A. d. R.

Jenes Schreiben zeigt mit der Broschüre: Sustine et abstine eine große Verwandtschaft. Entweder also hat der »österreichische Edelmann« an dem Grafen Martinitz ein Plagiat geübt, — oder der letztere hat auch die fragliche Broschüre geschrieben, und wir besitzen in derselben den wichtigsten Theil seines Ministerprogramms. Das Letztere nehmen Wohlunterrichtete an und fügen hinzu, daß Freiherr Hübner, der eigentliche Vertrauensmann der Krone während der Ministerkrisis, gerechten Anstoß nahm an einem Collegen, welcher nur dem alten ächten Adel politische Geltung in Oesterreich gestatten wollte, von einem adligen Reichsrathe, adligen Provinzialsynoden träumte, und vom Selbsterhaltungstriebe geleitet, das Thörichte und Lächerliche des vom Grafen Martinitz vertretenen Programms nachdrücklich betonte. Wie viel Wahrheit diese Vermuthung in sich birgt, werden die künftigen Tage lehren; genug, daß der Sieg des Freiherrn Hübner zur Thatsache geworden ist. Alexandre est mort, vive Alexandre lautete der Gruß, als Hübner's Erhebung zum Minister bekannt wurde. Man wußte, daß Alexander Hübner dieselbe Rolle in der neuen Regierung spielen werde, wie Alexander Bach in der alten. Ihre Portefeuilles führen zwar nicht die gleichen Namen, wohl aber sind beide der That nach dirigirende Minister. Noch in einer anderen Beziehung jedoch werden Bach und Hübner mit einander verknüpft. Beide sind Emporkömmlinge. Wir ehren die persönliche Kraft, welche in einem wesentlich aristokratisch angelegten Staate trotz aller Hindernisse eine hervorragende Stellung sich eroberte, und finden unser Interesse an dem Mann doppelt angeregt, wenn wir erfahren, daß vor einem halben Menschenalter auf der Welt nur ein familienloser Schabenheferl existirte, und wie der Freiherrnstand, so der Name Hübner selbst das Werk späterer Tage und eigener Verdienste ist. So unbefangen urtheilen aber nicht einflußreiche, geburtsstolze Kreise in Oesterreich und hat auch Hübner nicht den Haß, der seinem Vorgänger gewidmet wurde, auf sich geladen, so ist doch das Mißtrauen gegen ihn rege und erschwert ihm die Aufgabe, zwischen adligem Sondergeiste und dem beliebten neufranzösischen Polizeisystems zu vermitteln, in hohem Grade. Bis jetzt ist ihm dieselbe nicht gelungen, alle bekannt gewordenen Maaßnahmen und sogenannten Reformen sind die einfache Fortsetzung der unglücklichen Experimente, mit welchen der österreichische Staatskörper seit zehn Jahren heimgesucht wurde.

Kein Einsichtiger hegt gegen den Freiherrn Hübner den Verdacht liberaler Gesinnungen. Die mannichfachen herzlichen Beziehungen desselben zur Familie Pilat haben die bekannten daselbst herrschenden Anschauungen unerschütterlich feste Wurzeln in ihm treiben lassen. Wer außerdem besonderer Beweise für den Hübner'schen Absolutismus bedarf, erinnere sich an sein verhängnißvolles Wirken im November 1848 am Olmützer Hoflager, an seine offen ausgesprochenen Sympathien für Louis Napoleon's innere Politik während seines Pariser Aufenthalts. Die angebliche Preßfreiheit, welche seine Verwaltung Oesterreich wiedergeschenkt hat, macht unsere Ueberzeugung nicht schwankend. Es ist wahr, die Wiener Zeitungen rühmen selbst ihre Freiheit, aber sie haben auch früher über ihre Freiheit viele Worte verloren und waren doch der widerlichsten Bedrückung ausgesetzt.

Nach wie vor findet die ungeschminkte Wahrheit die Thüre der heimischen Presse verschlossen und müssen — diese Zeilen sind auch ein Beweis dafür — alle Seufzer, Klagen und Erörterungen in die Fremde flüchten. Der Unterschied allein besteht zwischen Sonst und Jetzt, daß ehedem die inneren Angelegenheiten überhaupt unbesprochen blieben, während gegenwärtig mit scheinbarem Freimuthe gleichgültige Fragen besprochen werden, um die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Lebensfragen abzulenken. Noch deutlicher offenbart sich der herrschende Geist in der Weise, wie das Bach'sche Gemeindegesetz umgewandelt wird, und in der Reihenfolge der verheißenen Reformen.

Die Grundsätze des ersteren sollen unangetastet bleiben, nur an die Durchführung des Einzelnen soll die verbessernde Hand sich wagen. Als ob nicht gerade die grundsätzlichen Bestimmungen des Gesetzes die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen hätten! Man glaube nicht, dieselben besäßen keine praktische Bedeutung. Von einem bekannten Vertreter adliger Interessen, gleichzeitig dem hartnäckigsten Ankläger der liberalen Partei, wurde so eben eine Verständigung an den grundbesitzenden Adel veröffentlicht, die sich über die Vortheile der Abtrennung des herrschaftlichen Gebietes von der Landgemeinde ausspricht. Man entsetzt sich wahrlich über diesen Cynismus. Der adlige Grundbesitzer, so heißt es darin, werde durch die Abtretung in den Stand gesetzt, alle Lasten auf die angrenzende Dorfgemeinde zu wälzen. Er müsse nur seinen Insassen das Heirathen verbieten, nur durch Taglöhner die Arbeit vollführen lassen, so werde er das Proletariat den Gemeinden zuschieben, aller Sorge und aller Ausgaben ledig werden. Auf solche Art wird der Grundsatz des Bach'schen Entwurfs von der Scheidung des Herrengutes und der Unterthanengemeinde verwerthet! In einer anderen grundsätzlichen Bestimmung wird die Patrimonialgerichtsbarkeit versteckt eingeführt. Alle diese Grundsätze hat aber auch das neue Ministerium zu Recht bestehen lassen. Und selbst die einzelnen Verbesserungen, welche dem Bach'schen Entwurfe hinzugefügt werden sollen, — in wessen Hände wurde die Berathung derselben gelegt? In jene von der Regierung ernannten Vertrauensmänner, oder, wie sie das Volk mit derber Anspielung nennt, „Vertrauten". Wir kennen alle Namen der einberufenen Vertrauensmänner und haben — die nichtssagenden Vertreter des Bauernstandes ausgenommen — nicht Einen gefunden, der nicht auch dem Ministerium Bach als Vertrauensmann gegolten, nicht während der verflossenen schweren Leidenszeit für die Weisheit der Regierung geschwärmt hätte. Wenn es nicht uns, unsere Rechte und unser Eigenthum träfe, wir würden herzlich lachen über die Ironie, wie die Reform des Gemeindewesens in das Werk gesetzt wird. Spricht es nicht z. B. von unendlichem Wohlwollen, daß der Statthalter von Böhmen, um den Vertrauensmännern „die Arbeit zu vereinfachen," die ihm passenden Verbesserungen selbst bezeichnet und redigirt, zeigt es nicht von vorgeschrittenen Ansichten, daß er vor dem Beginn der Berathungen erklärt, keine Majoritätsbeschlüsse anerkennen zu wollen, und beweist er nicht seine zarte Sorgfalt für das politische Gewissen der Vertrauensmänner, daß er sie unter die Controle eines gefürchteten Polizeibeamten (wenn auch dieser Mann den Titel eines Statthaltereirathes führt) stellt, welcher blos das eine Verdienst, aber dieses im höchsten Grade besitzt, die Verfol-

gungswuth gegen unabhängig Denkende am weitesten getrieben zu haben? Eine ähnliche Komödie wird auch in anderen Provinzen aufgeführt. Möglich, daß das Ministerium selbst getäuscht wird; das Volk zu täuschen, ist ihm, wie das unumwunden derbe Urtheil über die Vertrauensmänner in den weitesten Kreisen beweist, nicht gelungen. Und nun die Reihenfolge der verheißenen Reformen! Zuerst soll das Verwaltungssystem abgeändert, an das Steuerwesen die bessernde Hand gelegt, in die Finanzen Ordnung gebracht werden. Ist dies Alles aus eigener Machtvollkommenheit von der Regierung zu Ende geführt worden, so wird vielleicht die Ständefrage zur Berathung gelangen. Für uns ist die Einberufung der Stände die Bedingung, der Grundstein einer gründlichen Reform: die Regierung sieht in den Ständen den Juwel, mit welchem das fertig gewordene Haus gekrönt werden soll.

So trennt uns auch hier eine unausfüllbare Kluft, und erweist sich jede Verständigung, alle vertrauensvolle Einigung als gänzlich unmöglich. Die Fabel von den Fröschen, die von Jupiter einen neuen König verlangen, ist in den letzten Wochen in Oesterreich wunderbar populär geworden. Doch wie gesagt, auf eine liberale Politik Hübner's und Rechberg's konnten nur Phantasten Hoffnungen bauen: gerechter war die Erwartung, daß wenigstens der Störenfried Ungarn beruhigt und in das Verhältniß Ungarns zu den anderen Provinzen Klarheit gebracht werde. Der Regierung mußte Alles daran liegen, den Bestrebungen zur Wiederbelebung der altungarischen Zustände keine Handhabe zu leihen. Die Restauration des regnum hungaricum würde gern die schmerzlich vermißten magyarischen Costüme dem Hofe wieder zuführen, rauschende Adelsfeste zur Folge haben, die Luft mit Versicherungen loyaler Dankbarkeit erfüllen, — aber auch die künstliche Scheidewand zwischen Ungarn und den deutsch-slavischen Ländern wieder aufrichten, die kaum gelöste Sprödigkeit der magyarischen Anschauungen zurückbringen und den organischen Staat in ein mechanisches Reich, wo wir die Rolle willenloser Werkzeuge der ungarischen Freiheit zu spielen hätten, verwandeln. Nicht diesen Erwägungen, wohl aber der gerechten Furcht großer Machteinbuße halten wir einzelne Minister zugänglich; viel kräftiger wirkt aber bei allen Machthabern die Angst, ohne Noth den Freiheitsgelüsten des Volkes Vorschub zu leisten. Resignirt, den alten zähen Widerstand aufzugeben, soll doch das zu gewährende Freiheitsmaaß nach Thunlichkeit eingeschränkt werden. An dieser jämmerlichen Lust, zu feilschen, scheitert jeder Versuch, organisches Leben in den österreichischen Staatskörper zu bringen. Die deutschen Erbländer haben nicht geringere Ursache als Ungarn, über Gewissensdruck und Glaubenszwang zu klagen. Die Beschränkungen der Nichtkatholiken erweckten in der letzten Zeit einen so gewaltigen Sturm in der öffentlichen Meinung, daß die Regierung beschwichtigend eingreifen mußte. Das Einfachste wäre nun gewesen, die gleiche staatliche Berechtigung aller Confessionen auszusprechen und die längst verheißene Autonomie der einzelnen Culte einzuführen. Hätte es aber dann nicht geheißen, ein gehaßtes »Grundrecht« sei aus langer Vergessenheit ausgegraben worden? Es wurde also die Form des Provinzprivilegiums gewählt und blos den ungarischen Protestanten ihr altes Recht wiedergegeben. Die Folge dieser Maaßregel war, daß die klugen Magyaren

den politischen Kern derselben herausschälten, die Continuität der Verfassung dadurch anerkannt behaupten und nun zunächst auf die Wiederherstellung der letzteren dringen. Niemals hätte die Sache diese bedenkliche Wendung genommen (bedenklich nämlich für die Einheit Oesterreichs), wenn die Regierung an die Stelle des besonderen Privilegiums das allgemeine Recht treten ließ. Es giebt in Ungarn eine große und durch Intelligenz mächtige Partei, welche einer engeren Verbindung mit den übrigen Provinzen durchaus nicht abgeneigt ist, vorausgesetzt, daß die letzteren die in Ungarn altübliche Summe vom Rechten genießen. Auf dieser Basis wurde bereits im Jahre 1850 zwischen den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten eine natürlich geheim gehaltene Union angebahnt, die gleiche Grundlage wird auch jetzt die Magyaren zur Einordnung in ein Gesammtösterreich willig finden. Sonst ziehen sie mit Recht vor, sich in dem privilegirten Ungarthum abzuschließen. Und leider deutet Alles darauf hin, daß die Regierung aus Furcht, dem Götzen des Liberalismus als Opfer zu fallen, sie in dieser Richtung bestärken wird. Wie sie in Bezug auf die kirchliche Autonomie der evangelischen Kirche ein verschiedenes Freiheitsmaaß aufstellt, so will sie auch für die bürgerlichen Rechte der Juden eine Stufenleiter, je nach den verschiedenen Provinzen einrichten, sie rechtlos in Tirol belassen, beschränkte Rechte in Ungarn und Galizien ihnen einräumen, und nur in Böhmen und Oesterreich den christlichen Grundbesitzern freistellen, — und ebenso soll auch die Theilnahme an dem Steuerausmaaße und der Finanzkontrole in den verschiedenen Ländern einen größeren oder geringeren Umfang gewinnen. Trostlos sind die Aussichten auf die nächste Zukunft, verzweiflungsvoll die Stimmung. Der Ruf, der einzige, der laut wird: Ehrlich und gewissenhaft möge wenigstens die Regierung verfahren, das gegebene Wort nicht so häufig brechen, — dieser Ruf ist ein furchtbares Verdammungsurtheil und schildert am leichtesten die gegenwärtige Lage.

Dennoch dürfen wir nicht behaupten, daß das Volk willenlos und gedankenlos stier dem dunkeln Schicksale sich entgegenführen läßt, daß es nicht seine Vertrauensmänner, seine Führer in künftigen schweren Tagen, sich auserlesen hat, ohne Wünsche, ohne Ziel und Richtung ist. Als der Kremsierer Reichstag mit Waffengewalt aufgelöst wurde, folgten ihm nur die Sympathien beschränkter Kreise. Das Blut, womit sich einzelne Mitglieder moralisch besudelt hatten, die Dummheit und Gewissenlosigkeit, welche andere auszeichnete, warf einen tiefen Schatten auf die ganze Körperschaft. Allmählig erst wichen die Schatten. Die Unwürdigen hat die Zeit und ihr eigenes späteres Leben gerichtet, aber eine Genossenschaft von etwa hundert Männern, allen Provinzen angehörig, sonderte sich ab, bewährte in schweren Zeiten ihre Dulderkraft, ihren Bürgersinn und ihre Volksliebe. Ohne daß sie durch öffentliches Wirken glänzen konnte, blieben doch Aller Blicke auf sie gerichtet, stieg sie im allgemeinen Ansehen. Die Mitglieder fühlten ihre Zusammengehörigkeit, einer Freimaurerverbindung nicht unähnlich, verstanden und erkannten sie sich wechselseitig. Wer ihre Namen vergessen, ihre frühere Thätigkeit spurlos vergangen wähnte, fand sich in der letzten Zeit seltsam enttäuscht. Wieder sind die Namen der Besten unter ihnen auf Aller Lippen, man verlangt nicht von der Regierung, daß sie aus ihnen ihre Vertrauens-

männer wähle, aber man läugnet nicht, daß sie vorzugsweise das Vertrauen der Bevölkerung besitzen. Ohne daß sie das Geringste hinzugethan hätten, drängen sich Alle, die zu seufzen und zu klagen und zu verwünschen haben, an sie heran, verlangen Rath, verlangen Trost von ihnen. Warum wenden sich Protestanten und Israeliten mit ihren wohlbegründeten Beschwerden gerade an sie, die ja doch keine Macht zu helfen haben? Warum schüttelt der Industrielle, noch schamerfüllt über das neueste Kunststück des Finanzministers, die Staatsschuld insgeheim um hundert Millionen zu erhöhen, in ihren Busen seinen Grimm und Zorn? Warum führen sie hochgestellte Beamte geheimnißvoll bei Seite, um ihnen zuzuflüstern, daß Gulochowsky ebenso ultramontan sei wie Bach, ebenso beschränkt wie Martinitz, daß ein Fluch auf Allem, was die frühere Verwaltung geschaffen habe, laste, und was die neue Regierung beabsichtige, schwerlich zum Segen gereichen werde? Warum fliegen gerade ihnen alle Staatsgeheimnisse zu und hält es Jedermann für seine Pflicht, sie aufzuklären und über die Vorgänge zu unterrichten? Wahrlich ein bedeutsames Schauspiel! Wir glauben nicht, daß die nächste Zukunft ihre stille und geräuschlose Vertrauensrolle ändern wird, aber alle Welt behauptet, daß, wenn auch auf beschwerlichen und gefährlichen Umwegen, doch endlich den Pfad werde gefunden und betreten werden, auf welchem diese Vertrauensmänner und mit ihnen noch so viele andere verkannte und bei Seite geschobene Besten aus dem Volke ihre Wirksamkeit beginnen dürfen.

Die kurhessische Frage und die Presse.

In der kurhessischen Verfassungsangelegenheit handelt es sich nicht allein um die Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 und die dazu gehörenden ergänzenden und ändernden Bestimmungen, sondern auch um die sogenannten „provisorischen Gesetze," welche schon vor der Verfassungsbeseitigung ohne landständische Mitwirkung erlassen wurden. Man erinnert sich, daß in Folge der Olmützer Uebereinkunft zwei sogenannte Bundescommissare, d. h. ein preußischer und ein österreichischer Bevollmächtigter, die Angelegenheit Kurhessens zu ordnen hatten. Erst am 11. Juni 1851 wurde dazu von der inzwischen vollständig hergestellten Bundesversammlung ein förmlicher Auftrag ertheilt. Derselbe lautete jedoch nur auf „die fernere Leitung und Vorbereitung dieser Angelegenheiten zu ihrer definitiven Erledigung," und ward vorläufig auf sechs Wochen beschränkt. Es leuchtet ein, daß in diesem Auftrage zur Leitung und Vorbereitung nichts weniger als die Ertheilung einer Gesetzgebungsbefugniß, falls der Bundestag dergleichen hätte ertheilen können, zu finden war. Gleichwohl nahmen die beiden Regierungen oder wenigstens deren Bevollmächtigte keinen Anstand, in die wichtigsten gesetzlichen Einrichtungen des Kurstaats einzugreifen und zu dem Ende die erwähnten „provisorischen Gesetze" verkünden zu lassen. Es handelte sich dabei nicht etwa um einzelne bestimmte Bundeswidrigkeiten, sondern um ganze Rechts- und Verwaltungsinstitute, um das Verfahren

und die Zuständigkeit der Gerichte, um die Landespolizei, um die Einrichtung der Verwaltungsbehörden u. s. w., kurz beinahe überall um Dinge, die mit den Grundgesetzen des Bundes in gar keiner Beziehung standen. Zwar wurde die »demnächst einzuholende landständische Zustimmung« vorbehalten; allein eine solche ist niemals erfolgt. Hassenpflug ließ allerdings die Gesetze den von ihm erfundenen neuen Ständen vorlegen; aber noch ehe eine Berathung und Beschlußnahme darüber Statt gefunden hatte, schritt er zur »Entlassung« der Kammern und berichtete dann der Bundesversammlung, daß »die gedachten provisorischen Gesetze ihren ungehinderten Vollzug erhalten,« auch eine »indirecte Anerkennung ihres Inhalts« dadurch gefunden hätten, daß keine der Kammern »es für erforderlich gehalten habe, sich darüber auszusprechen.«

Und durch eine solche, fast wie Hohn klingende Mittheilung ließ sich der Bundestag oder der Bundesausschuß zufrieden stellen. Der jüngst erstattete Bericht gedenkt der provisorischen Gesetze mit keiner Silbe.

Wer Näheres über die saubere Geschichte lesen will, den verweisen wir auf eine kleine Schrift: Die provisorischen Gesetze in Kurhessen —, welche jüngst »zur Information des Bundestags« bei Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen ist. — In einem Anhange findet man eine drastische Zusammen- und Gegenüberstellung einiger Hassenpflug'schen Betheuerungen und Wortbrüchigkeiten. Am 26. Februar 1850 versicherte er den Ständen, daß er zu keinen »Ausnahmemaaßregeln« die Hand bieten werde, am 7. September verhängte er über das ganze Land den Kriegszustand; am 22. Februar versprach er, am Unionswerke sich »auf das Eifrigste« zu betheiligen, im Juni fiel er gänzlich davon ab; am 7. März erklärte er, »daß ohne Mitwirkung der Stände der Bundestag nicht wieder hergestellt werden könne,« ein halb Jahr später nahm er gegen den Willen der Stände daran Theil; am 10. September 1850 betheuerte er, die Regierung sei »ebenso verpflichtet wie fest entschlossen,« die Landesverfassung aufrecht zu erhalten, am 13. April 1852 half er die ganze Verfassung außer Wirksamkeit setzen; am 4., 7., 28. September 1850 wies er auf die »so bald als thunlich einzuberufenden Landstände« hin, am 3. Februar 1851 verbot er die Vornahme von Landtagswahlen u. s. w. u. s. w.

Es ließe sich dieses Treulosigkeitsregister bis in die neuesten Zeiten seiner Wirksamkeit fortsetzen. Als er 1853 seinen »wahren« Ständen einen Gesetzentwurf zur Aenderung der Gemeindeordnung von 1834 vorlegte, weil die alten Gemeindevertreter ihm nicht sicher genug für die Kammerwahlen waren, bemerkte er in den Beweggründen, daß es »nicht zweifelhaft« sein könne: »daß Anordnungen, welche den Bereich der Mitgliedschaft der Gemeinden und die Beschaffenheit der Gemeindeobrigkeit festzustellen bezwecken, in das die landständische Mitwirkung erfordernde Gebiet der Gesetzgebung gehören.« Einige Wochen später aber erließ er ohne ständische Genehmigung eine Verordnung, wodurch einer »großen Anzahl von Personen« das Gemeindewahlrecht genommen wurde.

Und diesen Mann haben Bundescommissare und Bundesausschuß Jahre lang als ihren vornehmsten Leiter und Gewährsmann betrachtet! —

Die preußische Expedition nach Japan und China.

Die Absendung eines preußischen Geschwaders nach den ostasiatischen Gewässern kann jetzt als feststehend angenommen werden, — in diesen Tagen gehen die Fregatte Thetis und der Schooner Frauenlob von Danzig ab, werden einen Abstecher nach den La Plataſtaaten machen und segeln dann um das Cap auf Singapore, wo die Dampfcorvette Arkona, die Ende December unsre Gestade verläßt, sie treffen wird. Ein Transportschiff wird die drei Kriegsfahrzeuge begleiten. Kapitain Sundewall führt das Kommando, Graf von Eulenburg wird an der Spitze der Gesandtschaft stehen. Wir brauchen kaum zu sagen, wie sehr wir diese Expedition loben und ihr Erfolg wünschen. Die Wichtigkeit des Verkehrs mit Ostasien ist seit dem Frieden von Nanking beständig gestiegen, die Ausfuhr nach China jährlich bedeutender geworden, das Reich der Mitte selbst, durch innere Revolutionen erschüttert, tritt aus seiner starren Abgeschlossenheit immer mehr heraus, endlich ist auch Japan durch amerikanische Gewandtheit und Energie eröffnet. Bis jetzt aber hat aus jenen Ländern die Ausfuhr die Einfuhr in hohem Maaße überstiegen, namentlich in den letzten Jahren, wo die schlechten Korn- und Seidenernten in Europa große Bezüge von Reis und Seide von Ostasien veranlaßten, und die Differenz hat in Silber ausgeglichen werden müssen, wodurch ein enormer Abzug desselben von Europa stattgefunden hat. Es ist augenscheinlich sehr wichtig, daß dies aufhöre und der richtige volkswirthschaftliche Austausch von Waaren hergestellt werde, ohne zum Opiumschmuggel zu greifen, der in der Ausfuhr Ostindiens nach China mit 4 Mill. Pf. St. auftritt. Eine solche Gegenseitigkeit ist nur durch vermehrten unmittelbaren Verkehr der europäischen handeltreibenden Nationen mit jenen dichtbevölkerten Reichen zu erreichen, und fortschreitende Handelsverträge, deren Einhaltung und Entwicklung nöthigenfalls mit bewaffneter Macht erzwungen werden kann, sind offenbar das geeignetste Mittel hierzu. Die Bahn für solche ist gebrochen durch vereinte Thätigkeit der Gesandten von England, Frankreich und Amerika, — es ist hohe Zeit, daß Deutschland folge. Seine Kaufleute und Fabrikanten stehen bekanntlich keinen an Rührigkeit und Unternehmungsgeist nach, in allen Weltgegenden finden wir Deutsche, vornehmlich hanseatische Häuser, so auch in China. Im Jahre 1856 führte Hamburg allein von dort ein für circa 2 Mill. Thlr., nach dort hin aus für 270,000 Thlr., die hamburgische Flagge war 1854 in Shanghai die zweite (die amerikanische die erste), und deutsche Schiffe mit ihren intelligenten Kapitänen und Supercargos werden den englischen vorgezogen, deren Eigenthümer deshalb auf erstere sehr eifersüchtig geworden sind. Es ist daher in hohem Grade wichtig, daß diese thatsächlich errungenen Erfolge unter den Schutz von Verträgen gestellt werden, kraft deren die Handelsbeziehungen mit Deutschland sich weiter entwickeln können, und da man jenen Völkern, bei denen noch immer die Neigung zur Abschließung überwiegt, nur durch die Entfaltung einer bewaffneten Macht imponiren kann, so ist die unternommene preußische Expedition ein wichtiges Ereigniß für unsern Handel mit Ostasien. Zum

ersten Male werden sich in jenen Gewässern deutsche Kriegsschiffe zeigen und unsern Kaufleuten das Gefühl geben, daß sie nicht mehr schutzlos dem Belieben der Localbehörden gegenüberstehen. Wir billigen es auch sehr, daß man sich durch die Peihosache nicht hat abschrecken lassen. Denn entweder wird der Zwist gütlich beigelegt durch Nachgeben der Chinesen, oder die Westmächte werden mit den Waffen Genugthuung und wahrscheinlich neue Zugeständnisse erzwingen: — in beiden Fällen ist die Lage für den preußischen Gesandten günstig zur Verhandlung, um dieselben Vortheile zu erreichen. Preußen tritt wie bisher bei Handelsverträgen für den Zollverein auf, ungleich wichtiger aber wäre, wenn sich die Hansestädte anschlössen, denn da fast alle deutschen Häuser in China hanseatische sind und die deutschen Waaren durch sie vertrieben werden, so gäbe ihr Anschluß einem Handelsvertrage erst den rechten Inhalt. Andrerseits glauben wir, daß ein solcher Anschluß im Interesse dieser Republiken wäre, denn sie würden auf diese Weise einen Vertrag erhalten, dessen sie offenbar bedürftig sind. Besonders aber legen wir darauf Gewicht, weil, wenn auch Mecklenburg sich noch anschlösse, dies das erste Beispiel eines durch Preußen abgeschlossenen gesammt-deutschen Handelsvertrages wäre; ein solches Präcedens aber wird die preußische Regierung nicht zu theuer erkaufen, wenn sie auch die Kosten der Expedition allein tragen sollte.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien.

IV.

Dem Frankreich, deſſen heutige Zuſtände wir verſucht haben, in den früheren Abſchnitten dieſes Aufſatzes anſchaulich zu machen, ſtand nun, zunächſt in der lombardiſchen Ebene, der Oeſterreichiſche Kaiſerſtaat kampfgerüſtet gegenüber.

Ein aus ſehr verſchiedenartigen Beſtandtheilen gar eigenthümlich zuſammengefügter Staat, wie die Weltgeſchichte kaum einen zweiten aufzuweiſen hat! — um ſo eigenthümlicher, weil er nicht, wie andere verſchiedene Völkerſchaften umfaſſende Staaten, aus einer Reihe von Eroberungen hervorgegangen war, und folglich auch nicht ein eroberndes Volk, vermöge des Rechtes, welches der Sieg verleiht, und der Ueberlegenheit, die er vorausſetzt, als das herrſchende in ihm zu betrachten war.

Die Anfänge dieſes Staats waren, wie Hormayer das Verhältniß ausdrückt, am Kreuzweg der Nationen, aus bayeriſchen und ſlaviſchen Marken entſtanden; durch Heirathen und Erbſchaften wurden Königreiche nichtdeutſcher Zunge, Böhmen und Ungarn, dieſem Kern angefügt, den ſie an Bedeutung weit überwogen; deutſche Grafſchaften und italieniſche Fürſtenthümer, endlich auch Theile des polniſchen Reichs kamen hinzu, und wenn dann auch mächtige Empörungen, gewaltige Verſuche einzelner Völker, ſich aus dieſem unnatürlichen Verbande wieder loszuringen, Oeſterreich mehr als einmal in den Fall gebracht haben, ſich ſelbſt wiedererobern zu müſſen, ſo blieben doch alle die einſt ſelbſtändigen Elemente des Geſammtreichs geſondert neben einander ſtehen. Sie waren nur durch eine Perſonal-Union, nur dadurch verbunden, daß der Oberherr, der den Einen als Erzherzog von Oeſterreich oder als Graf von Tirol gebot, zugleich König von Ungarn und Böhmen war; ſie blieben mechaniſch an einander gereiht, ohne je organiſch zu einem Ganzen zuſammen zu wachſen.

Es wäre gewiß unter allen Bedingungen nichts weniger als leicht geweſen, dieſe Maſſe zufällig zuſammengewürfelter Provinzen zu einer wirklichen Einheit heran zu bilden; denn wo ſollte für ein gemeinſames Staats-

leben der lebendige Inhalt hergenommen werden? — für ein gemeinsames Staatsleben von Stämmen und Völkern, die in Abstammung und Sprache, in Sitten, Rechten und Ideen auseinandergingen, deren geschichtliche Erinnerungen zum Theil geradezu auf unausgeglichene feindliche Gegensätze zurückführten?

Einmal freilich schien der Gang der Weltgeschichte dem Hause Habsburg die Möglichkeit nahe zu legen, auf der Grundlage seiner deutschen Besitzungen eine mächtige, wahrhaft einheitliche Monarchie zu gründen, wenn auch vielleicht nicht genau in dem Umfang des heutigen österreichischen Staats. Diese Möglichkeit war gegeben, wenn es sich an die Spitze der großen und echt deutschen geistigen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts, an die Spitze der Reformation stellte. Sehr unmittelbar, in der That, sahen sich die Fürsten dieses Hauses dazu aufgefordert, denn nirgends in deutschen Gauen fand die Kirchen-Reformation einen bessern Boden und willigere Aufnahme als gerade in den österreichischen Landen und in Böhmen. Ja, diese Lande wurden im Wesentlichen protestantisch, trotz alles Widerstrebens ihrer Fürsten. Aber diese Gelegenheit wurde versäumt, die Habsburger suchten ihren Vortheil in einer gerade entgegengesetzten Politik, und daraus entsprang, in der Folge der Zeiten, wie auf der einen Seite der gänzliche Ruin Spaniens, so auf der anderen eine kränkelnde Ohnmacht Oesterreichs und unsägliches Unheil für Deutschland. Zu Deutschlands Unglück war zur Zeit der Reformation das Haupt der Habsburger, der Herr der österreichischen Länder, der zugleich die deutsche Kaiserkrone trug, ein Fremder, der für deutschen Geist und deutsches Leben kein Verständniß hatte und sich mit Stolz einen Spanier nannte. Aber auch übrigens konnte dieser Fürst der Reformation nur feindlich gegenüberstehen, denn er war ein Fürst despotischer Art, seine Thätigkeit und sein Streben waren durchaus auf die Gründung eines absolutistischen Staatswesens gerichtet, und er glaubte des Papstes und der Inquisition zu bedürfen, um in Spanien Alles, was sich dort noch von ständischer und städtischer Freiheit erhalten hatte, siegreich niederzutreten. Damit war das Loos geworfen; die schwierige Stellung an der Spitze auseinanderstrebender Völker war verschlimmert durch dies feindliche Verhalten gegen Alles, was sich lebendig und belebend in ihnen regte; mehr und mehr mußten in dieser Lage, in den Gefahren, die sie mit sich brachte, die Sorge für sich selbst der eigentliche Inhalt der Politik des Habsburgischen Hauses werden. Sich selbst im Besitz der Macht zu behaupten, die eigene Herrschaft nach Innen wie nach Außen fester zu gründen und weiter auszudehnen war und blieb die Aufgabe der Dynastie, und nicht der Werth der Dinge an sich, sondern das Verhältniß, in dem

sie fördernd oder hindernd zu diesem Streben standen, entschied darüber, was gestattet und was unterdrückt werden müsse.

Unter den meist schwachen Fürsten, die Karl V. und seinem Bruder Ferdinand auf den Habsburgischen Thronen an der Donau folgten, blieben die Verhältnisse schwankend, ja sie gestalteten sich immer bedenklicher für die Dynastie. Erst als die jüngere, steiermärkische Linie in der Person jenes zweiten Ferdinand's, zu dem in wichtigen Augenblicken hölzerne Crucifixe vernehmbare Worte sprachen, aber nie der lebendige Geist, — erst seit dieser zur Regierung gekommen war, wurde unter der Leitung der Jesuiten und durch die Waffen der katholischen Reichsfürsten und Spanier, der Sieg der Dynastie über ihre deutschen und böhmischen Unterthanen erfochten. Mit welchen Mitteln jedoch und um welchen Preis! Ferdinand II. bebte in seiner finsteren Frömmigkeit vor keinem Mittel zurück, das sein Beichtvater zweckmäßig fand. — Nicht nur Sagen und Mährchen, die im Munde des Volks fortleben, sondern auch sprichwörtliche Redensarten, die sich Jahrhunderte lang erhalten, können zuweilen Aufschluß über die Geschichte der Vergangenheit geben. Das Volk ist heutzutage gut katholisch in Oesterreich, und war es bis auf sehr neue Zeiten herab, ohne daß ein abweichendes Element geduldet worden wäre; eine Redeweise aber, die noch heute unter diesen guten Katholiken mit einer gewissen Gedankenlosigkeit wiederholt wird, bezeugt, in welcher Weise der gegenwärtige Zustand herbeigeführt worden ist. Wenn ein Oesterreicher sagen will, daß Jemand ganz über alles Maaß in unerhörter Weise mißhandelt worden ist, ruft er aus: „Den haben sie katholisch gemacht!“ „Wart' ich werde dich katholisch machen!“ ist die ärgste Drohung, die der katholische österreicher Bauer seinem katholischen Sohn oder Knecht zuzurufen weiß. Bekannt ist, daß unter diesem Ferdinand der ganze steiermärker Adel bis auf sieben Familien ausgerottet wurde, um die Gegen-Reformation zu erzwingen. Um in Böhmen die Herrschaft der römischen Kirche und eine unumschränkte Herrschermacht zu gründen, wurde die alte Aristokratie des Landes, mit Ausnahme weniger Anhänger des hohen Erzhauses Oesterreich auf dem „blutigen Landtag“ zu Prag vernichtet. Man begnügte sich nicht damit, die adeligen Herren hinrichten zu lassen: auch ihre Güter wurden eingezogen und an die „kaiserlichen Feldobristen“, — Reißlaufer aus allen Ländern Europas verschenkt. So blieb nicht nur das Volk in Böhmen ohne Führer, sondern man hatte da auch noch eine neugebildete Aristokratie, die dem Lande und Volke fremd, ihre Stütze nur in der Dynastie suchen konnte. Dieser neue Adel Böhmens besteht überwiegend aus einem seltsamen Gemisch von Spaniern, Italienern, Wallonen und einer ganz besonders großen Anzahl von Irländern.

Ferdinand's Nachfolger, die letzten Habsburger, wirkten fort in seinem Geist. Die Geschichte zeigt sie uns als düstere, unheimliche Gestalten, umgeben und bewacht von Priestern, abgeschlossen in den wunderlich pomphaften Formen byzantinisch-burgundischer Etiquette und schon durch diese fern gehalten von aller Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens, gebannt in einen engen Kreis conventioneller Ideen; unfähig und beschränkt, beseelt von einem unermeßlichen Stolz und einem kirchlichen Fanatismus, der nicht weniger in einem despotischen Instinct als in wirklicher Ueberzeugung wurzelte; unerbittlich in Allem, was dem herrschenden System widerstrebte. Und erreicht, wie gesagt, war der Zweck; die Gegenreformation war gelungen: aber das geistige Leben der Völker Oesterreichs war auf Jahrhunderte hinaus gebrochen! Wie gering ist seither der Antheil Oesterreichs an dem Gesammtleben der Nation gewesen, wie unbedeutend ist sein Antheil an den Ergebnissen der intellectuellen Thätigkeit des deutschen Volks geblieben! Alles, was Oesterreich zu den Schätzen deutscher Kunst und Wissenschaft beigetragen hat, könnte fehlen, und man würde nirgends eine Lücke gewahren. Die weitere Folge aber dieser gewaltsamen Stauung des Lebens war, daß Oesterreich nie eine Macht zu entfalten vermochte, die den durch die Natur und die frühere Geschichte gegebenen Elementen der Macht entsprochen hätte; denn die materiellen Elemente wie des National-Reichthums so der Macht überhaupt, sind an sich todt; erst die Intelligenz und Energie des Menschen, der sie zu beleben und zu verwerthen weiß, erheben sie zu thatsächlicher Wirksamkeit und Bedeutung.

Der Majestäts-Brief der Böhmen war, nach ihrer Niederlage am weißen Berge, glücklich zerrissen, aber es blieb noch eine andere Aufgabe zu lösen, welche die österreichische Regierung bis vor wenigen Jahren beschäftigt hat, und die vielleicht selbst jetzt nicht für abschließend gelöst gelten kann. Die Verfassung des Königreichs Ungarn, eine allerdings seltsame Schöpfung eigenthümlicher Verhältnisse, war zu beseitigen; denn, in gar mancher Beziehung hinderlich, gestattete sie dem König des Landes weder willkürlich zu schalten, noch die Finanzkräfte des von der Natur reich begabten Landes gehörig in Anspruch zu nehmen, und für die Zwecke der Dynastie vollständig auszunützen. Selbst daß sie den Protestanten Schutz gewährte, war den Habsburgern nichts weniger als gleichgültig. Die Empörungen zwar, welche die rücksichtslose Härte der österreichischen, dem Lande fremden Regierung, nur zu oft hervorrief, konnten, wenn sie besiegt waren, als ein willkommener Vorwand dienen, das Land als ein erobertes, seine Verfassung als verwirkt zu betrachten: aber die Furcht vor neuen, allgemeinen, übermächtigen Aufständen gebot dann doch wieder eine

gewisse Mäßigung, so lange namentlich, als jede Empörung in Ungarn auf den nahen und furchtbar geachteten Schutz der Osmanen rechnen durfte, die ohnehin einen großen Theil des Landes als Eroberer besaßen.

Mehr als einmal schon namentlich unter Leopold I. hatte sich die österreichische Regierung mächtig genug geglaubt, Landesverfassung und Recht ohne Umstände zu beseitigen, deren Dasein ignorirt und mit unsanfter, unbegrenzter Willkür in Ungarn geschaltet: aber immer wieder war dann eine Zeit gekommen, wo dringende Gefahr, die sie bedrohte, und die Schwierigkeiten der Lage, in der sie sich eben befand, sie zwangen, den Reichstag der Magyaren wieder zusammenzurufen, die Gemüther nach Möglichkeit zu beschwichtigen, und für die Zukunft das Allerbeste zu versprechen.

In neuerer Zeit ging freilich einer dieser mißglückten Versuche, sich der lästigen Verfassung zu entledigen, aus einem noch anderen Geist hervor. Er bezweckte mehr und Anderes als etwa bloß die bessere fiscalische Benutzung des Königreichs Ungarn. Das war, als nach dem Aussterben der Habsburger mit dem Hause Lothringen ein neues frischeres Leben auf die Throne Oesterreichs gelangt schien. Es war diesmal Joseph II., der Hand an die ungarische Verfassung legte wie an die ständischen Rechte seiner belgischen Unterthanen, aber nicht, wie früher geschehen war, im engsten Einverständniß mit der römischen Kirche, und unter der Leitung der Jesuiten, sondern im offenen Widerspruch mit diesen Mächten; nicht um ein Staatswesen von byzantinischem Charakter fester zu begründen und eine vergehende Zeit festzuhalten, sondern um die Völker, die seinem Scepter unterworfen waren, in das Leben einer werdenden Zeit einzuführen, — gewaltsam freilich und in revolutionärer Weise. Mochte dabei auch manches Mißverständniß obwalten, mochte Joseph II. sich selbst von dem Wesen und Streben dieser neuen Zeit nur einen einseitigen Begriff gebildet haben: immerhin war ihm nicht wie seinen Habsburgischen Vorgängern die Gründung einer nirgends beschränkten despotischen Gewalt an sich höchstes und letztes Ziel, sondern diese Gewalt sollte in seinen Händen anderen, weiter gehenden Zwecken dienen. So empörte sich denn auch gegen ihn nicht etwa Alles, was wahrer geistiger und politischer Freiheit zustrebte, sondern umgekehrt, was in Kirche und Staat den Ordnungen der Vergangenheit anhing, und sein Versuch scheiterte an dem Widerstande der Kirche und der Feudalstände, wie an dem Unverstand der Massen, die für solche Neuerungen nicht reif genug waren.

Nach Joseph's Tod suchte sein Nachfolger überall zu beruhigen und zu begütigen; auch die Ungarn erhielten ihre Verfassung wieder, und behielten sie noch länger als ein halbes Jahrhundert, so wenig sie auch den Wünschen und Ansichten der Regenten entsprach.

Der Schrecken und die Besorgnisse, welche die französische Revolution verbreitete, hatten auch die Lothringischen Prinzen auf dem österreichischen Thron vollends bestimmt, die Wege Joseph's II. zu verlassen und in die Bahnen der Habsburger einzulenken, um, soweit ihre Macht reichte, eine Weltordnung aufrecht zu erhalten oder herzustellen, die der Vergangenheit angehörte. Nur mußte, namentlich was die Mittel des Ausführung anbetrifft, unter den veränderten Umständen, da Manches, was Joseph II. verfügt hatte, nicht ungeschehen zu machen, das Heer von Ordensgeistlichen nicht gleich wieder zu schaffen, das eingezogene reiche Klostergut im Drang der Zeiten nicht zu entbehren war, das Ganze einen weniger kirchlichen, einen mehr polizeilichen Charakter annehmen. Die Bedeutung, welche ehemals der Beichtstuhl als Werkzeug der Regierung gehabt hatte, mußte nun großentheils auf die weltliche geheime Polizei übergehen. Die Polizei wuchs überhaupt zu solcher Alles umfassenden Wichtigkeit heran, daß man sagen könnte, sie war die Regierung; wenigstens war sie deren Schlußstein und Mittelpunkt.

Zwei Jahrzehente lang nahmen die auswärtigen Verhältnisse und Bedrängnisse die Regierung in so ausschließlicher Weise in Anspruch, daß von durchgreifenden Umgestaltungen im Innern schon deshalb nicht die Rede sein konnte; aber auch als endlich der Weltfrieden hergestellt war, lag es in dem System, welches Kaiser Franz und Metternich angenommen hatten, dergleichen im Gegentheil zu vermeiden. Der Widerspruch, in dem sie sich auch zu den berechtigten und vernünftigen Forderungen der Zeit befand, war jetzt wie im siebzehnten Jahrhundert das eigentlichste Wesen der österreichischen Regierung; wie damals der Kampf mit der Reformation, so war jetzt Bekämpfung alles dessen, was in Wien Revolution, revolutionär und liberal genannt wurde, der maaßgebende Inhalt ihrer Thätigkeit. Doch aber vermochte sie sich jetzt nicht zu der hochfahrenden Zuversicht zu erheben, die im siebzehnten Jahrhundert mehr als einmal in ihren Maaßregeln hervorgetreten war, und mied den Schein rücksichtsloser Gewaltsamkeit, den sie damals nicht gescheut hatte. Sie mied ihn schon, um sich auch in dieser Beziehung als der entschiedene Gegensatz zu der Revolution zu bewähren, die ihre Ziele so oft auf den Wegen der Gewalt zu erstreben suchte, und die Schranken des zufällig bestehenden formalen Rechts nicht anerkannte.

Denn der Gegensatz war jetzt wie im siebzehnten Jahrhundert anerkannt, laut ausgesprochen und verkündet; man berühmte sich dieses Gegensatzes, indem Alles, was dem herrschenden System gegenüber stand, geflissentlich, ohne Unterschied, als Frevel gegen göttliches und menschliches Gesetz, und nothwendiger Weise verderblich in seinen Wirkungen

und Folgen bezeichnet und verworfen wurde. Wollte die Revolution nur ein reales Recht als solches anerkennen, nur das, was eben seinem Inhalt nach dem philosophischen Rechtsbewußtsein entsprach, so schrieb Oesterreich das formale Recht auf seine Fahnen; das geschichtlich begründete und verbriefte Recht, gleichviel, wie sein Inhalt beschaffen und wie es entstanden sein mochte, — und damit war alles in einem gegebenen, oder vielmehr ziemlich willkürlich gewählten Augenblick zufällig gerade Bestehende für unwandelbar und geheiligt erklärt.

Die ungarische Verfassung konnte, wie sich von selbst versteht, sobald ein solches Princip proclamirt war, nicht gewaltsam angetastet werden, so wünschenswerth ihre Beseitigung auch scheinen mochte, so verdrießlich es auch war, daß die unbeschränkte fiscalische Benutzung des reichen Landes der Regierung versagt blieb. Im Allgemeinen aber hatte sich die Regierung eine Aufgabe gestellt, deren Lösung bisher doch eigentlich nur in China gelungen ist: die Aufgabe, ein regungsloses Staatswesen, und was dabei vorausgesetzt werden muß, stillstehende gesellschaftliche und Cultur-Zustände zu gründen.

Wie das in der Natur der Sache liegt, wurden die Mittel, das Ideal der Regierung zu verwirklichen, vorzugsweise in der Erziehung und Bildung der Jugend gesucht; auf diesem Gebiet daher wurde der gerade Gegensatz jeder naturgemäßen, gesunden und lebensfrohen Entwickelung der Intelligenz und aller geistigen Kräfte, eine stetige, polizeiliche Ueberwachung und gründliche Zähmung und Disciplinirung des Geistes der Zweck alles Strebens. Alle Schulen, selbst die Universitäten, blieben nach dem Muster geistlicher Seminarien zugeschnitten, nur daß die unabläßig überwachende und bevormundende Leitung nicht einen geistlichen, sondern einen polizeilichen Charakter hatte. Der von Stufe zu Stufe genau vorgeschriebene und streng eingehaltene Studienplan, die unaufhörlich wiederholten Examina bezweckten eine Abrichtung zur Brauchbarkeit für bestimmte, natürlich beschränkte und genau abgegrenzte Berufsthätigkeiten, wie sie dem Staat genehm waren. Der gleichfalls sehr genau überwachten Lehre stellte die Regierung die Aufgabe, die Wissenschaft so viel als möglich auf ein auswendig zu Lernendes zurückzuführen, sich genau innerhalb eines willkürlich, aber bestimmt gezogenen engen Kreises zu halten, jede Aussicht über diesen Kreis hinaus in das Gebiet der wirklichen, lebendigen Wissenschaft zu verbauen, und bei den Schülern die Täuschung hervorzurufen, dieser enge Kreis umschreibe wirklich das ganze Gebiet der Wissenschaft, und es gebe außerhalb desselben nichts. Es wurde weiter Sorge getragen, daß nicht ein böser Geist aus der Fremde die Gemüthsruhe derjenigen Staatsbürger Oesterreichs störe, die der Schule, aber

keineswegs der Bevormundung entwachsen waren; streng suchte sich Oesterreich durch die Censur, durch die vervielfachte Thätigkeit der öffentlichen Polizei und noch mehr durch die der geheimen gegen revolutionäre Einflüsse und deutsche Bildung abzusperren. Das Reisen österreichischer Unterthanen in die Fremde wurde erschwert. Wie selten begegnete man einem Oesterreicher auf Reisen! Wer ein Verlangen bezeigte, sich „draußen“ umzusehen, war schon dadurch verdächtig, und selbst als durchaus zuverlässig und gesinnungstüchtig bekannte Leute bekamen nicht immer ohne Weiteres einen Paß. Was wollten sie denn in der Fremde? wurde unmuthig gefragt; — man sah dergleichen nun einmal nicht gern!

Dem Unbefangenen aber konnte es nicht entgehen, daß dieses System eben durch die Folgerichtigkeit, mit der es durchgeführt wurde, sich selbst auf die Länge unmöglich machen mußte; denn es bedurfte, wie Alles, was möglich und lebensfähig sein soll, tüchtiger, brauchbarer Organe: auf diesem Wege aber wurden die Menschen in Masse zur Unfähigkeit und Charakterlosigkeit herangebildet. Mehr aber als das. Die ängstliche Sperre, die gegen Deutschland und den ganzen Westen aufrecht erhalten wurde, verfehlte auch ihren Zweck; ja sie führte Folgen herbei, die zu den beabsichtigten einen entschiedenen Gegensatz bildeten. Gegen den Einfluß ächter und gesunder deutscher Bildung im Allgemeinen, die Ergebnisse redlicher Forschung und ernsten Denkens auf dem Gebiet der politisch-moralischen Wissenschaften insbesondere, vermochte sich Oesterreich durch solche Mittel wohl abzuschließen, nicht aber gegen die Wirkungen jener frechen und flachen Abenteurer-Literatur, die während der letzten Jahrzehente, durch mancherlei beklagenswerthe Verhältnisse begünstigt, nebenher wucherte. Die Producte dieser Literatur fanden ihren Weg nach Oesterreich trotz aller Sperre und Censur, sie fanden hier sogar ihren eigentlichen Markt und wurden gierig verschlungen wie nirgend sonstwo. Das schriftstellernde junge Deutschland lebte im Wesentlichen von dem Absatz, den seine Werke in Oesterreich fanden. Diese verbotene Literatur übte dann auch ihren Einfluß in einem Umfang, wie er anderswo kaum möglich war. Denn ein großer Theil der gebildetern Stände fühlte sich denn doch gedrückt in den herrschenden Zuständen, in denen Zwang und kleinlich ängstliche Ueberwachung auf jedem Schritt selbst dem blödesten Auge sichtbar wurden. Das machte empfänglich für die Lehre, die hier so keck und anscheinend geistreich auftrat, und bei der im Allgemeinen dürftigen, verkümmerten Bildung, fehlten die Elemente einer durchgreifenden Kritik, die ihre nichtige Hohlheit durchschaut hätte. Nirgends ist im Augenblick der großen Krisis von 1848 mehr in Fäulniß übergangene Unreife, mehr revolutionsselige Ohnmacht zu Tage gekommen, als in Oesterreich.

Daß die verschiedenen Kronländer und Nationalitäten des Kaiserstaats gesondert neben einander stehen blieben, verstand sich in dem System der Regierung von selbst; die gesonderte Existenz der Einen und der Anderen war ja das geschichtlich Gegebene, und als solches Rechtens, — sie gewährte außerdem noch den unschätzbaren Vortheil, daß man je ein Volk durch das andere niederhalten konnte, wenn es Noth that.

Die Polizei und die Armee waren dann die Mächte, welche die Einheit der Monarchie repräsentirten und das Ganze zusammenhalten sollten. Wo die Polizei nicht mehr ausreichte, mußte das Heer eintreten; seine eigenthümliche Organisation schien in dieser Beziehung große Vortheile zu versprechen, und eine unbedingte Zuverlässigkeit zu verbürgen. Dadurch, daß die verschiedenen Nationalitäten, was die Mannschaft betrifft, eine jede in eigenen Regimentern neben einander standen, war die Möglichkeit gegeben, gegen jedes der unter österreichischem Scepter vereinigten Völker im Nothfall einen Theil des Heeres zu verwenden, der vermöge seiner Nationalität dem betreffenden Volk durchaus fremd, vielleicht sogar feindlich gegenüber stand. Dadurch, daß dann umgekehrt in dem Officiercorps jedes einzelnen Regiments die verschiedenen Nationalitäten bunt durcheinander gemischt, noch dazu in germanisirter Gestalt, auftraten, und das deutsche Element überhaupt bei Weitem überwog, schien daneben die Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit des Heers genügend verbürgt.

Bedenklich war nun aber, daß die Regierung selbst ihr laut verkündetes Princip, dem zufolge nur das formale Recht, nur das geschichtlich Gegebene Geltung haben sollte, nicht durchaus folgerichtig, nicht mit vollkommener Wahrheit und Redlichkeit durchführen konnte oder wollte. Denn auch gewisse Elemente des Bestehenden, geschichtlich Gegebenen, standen ihrer Natur nach im Widerspruch mit dem Geist und den Wünschen der Regierung, waren unbequem, und konnten gar leicht einem unheimlichen Streben dienstbar werden. Zwar in den deutschen Landen blieb dem Anschein nach nichts zu wünschen. Was konnte schöner sein als ein böhmischer Postulaten-Landtag, oder die tiroler Landesvertretung, wo bei feierlichen Gelegenheiten Landleute in Waffen, zu ihrer großen Befriedigung, als harmlose Statisten neben dem Thron standen? Galizien und die italienischen Provinzen konnte man als eroberte Länder nach Gutdünken beherrschen und verwalten, ohne sich darum zu bekümmern, was da früher Rechtens gewesen sein mochte. Anders jedoch verhielt sich die Sache in Ungarn und Siebenbürgen, besonders da sich hier nach und nach ein Geist zu regen begann, der die alte Landesverfassung wieder in ihrem ganzen Umfang zu einer lebendigen Wirklichkeit zu machen strebte.

Gewaltsam umgestaltet konnte zu Recht Bestehendes nicht werden, das

verstand sich von selbst: damit war aber nicht gesagt, daß man es sich versagen könne oder wolle, das formale Recht ganz in der Stille ein wenig zu beugen, wo das Noth that, und geschichtlich begründete, aber unbequeme Institutionen ohne Geräusch zu untergraben und ihren Geist zu fälschen, wenn sich das thun ließ. Ein solches Verfahren hatte der Fürst Metternich schon im Anfang der zwanziger Jahre mehreren süddeutschen Regierungen, namentlich der badenschen, in einer bekannten Note in Beziehung auf die parlamentarischen Verfassungen ihrer Länder angerathen. In Oesterreich war es nicht neu; man war da auch schon früher auf einen solchen Ausweg verfallen. Auch Zwistigkeiten der Leute untereinander konnten unter Umständen sehr gelegen kommen, und die erwünschtesten Gründe an die Hand geben, dieses oder jenes veraltete Recht, das zu den Verhältnissen nicht mehr paßte, im Interesse der Ordnung ganz zu beseitigen, und dadurch die Ruhe und allgemeine Befriedigung im Lande neu zu begründen. Die Regierung sah es daher sehr gern, daß die kleinen Nationalitäten slavischen Ursprungs in den ungarischen Nebenländern sich auch zu regen begannen, und nicht durch die Magyaren unterdrückt, oder auch nur bevormundet sein wollten. Der Zwist dieser einander widerstrebenden Nationalitäten wurde von der Regierung absichtlich und mit Berechnung genährt und in Gang erhalten. Der kaiserliche Hof erwartete von diesen fortwährend gesteigerten Reibungen die schönste Gelegenheit, nun endlich auch hier im Interesse der Ruhe und Ordnung vermittelnd einzuschreiten, die ungarische Verfassung zweckmäßig zu verbessern, den Unterdrückten gerecht zu werden, und zu der lang ersehnten willkürlichen Benutzung der Steuerkräfte des schönen Landes zu gelangen. Das Scherzwort, daß die österreichische Regierung zu solchem Ende gewisse Nationalitäten erst erfunden habe, um sie der magyarischen entgegenzustellen, ist nicht ohne gewissen Grund. Das Gefährliche dieses Spiels scheint man in Wien keineswegs nach einem richtigen Maaßstab gewürdigt zu haben; daß die Bewegung je mächtig genug werden könnte, den Thron der Habsburger in seinen Grundfesten zu erschüttern, ja nahezu ganz zu überfluthen und wegzureißen: davon wenigstens hatten die leitenden Staatsmänner keine Ahnung.

Indem nun aber das thatsächliche Thun und Streben der österreichischen Regierung mit ihren ostensiblen Principien nicht selten in einem ziemlich durchsichtigen Widerspruch stand, erschien sie ihren eigenen Unterthanen gegenüber nicht redlich und nicht wahrhaft, und daß man ihr gerade diesen Vorwurf machen konnte, steigerte natürlich ihr moralisches Ansehen nicht. Und ferner. Je weiter sie auf diesen Wegen ging, desto gewichtiger wurde auch das Unheil fühlbar, das sie sich selbst durch das geflissentliche

Niederhalten aller ächten, belebenden Bildung bereitet hatte. Eine Regierung, die sich, den eigenen Völkern gegenüber, eine solche Stellung gab, und in solcher Weise nichts aus der Hand geben, Alles und Jedes leiten und bevormunden wollte, mußte gewiß mehr als jede andere in allen ihren Organen durch eine überlegene Intelligenz imponiren, wie durch energische Tüchtigkeit und einen raschen und entschiedenen Gang ihrer Geschäftsthätigkeit. Anstatt dessen beurkundete, wie schon angedeutet, das österreichische Mandarinenthum in fast allen Zweigen der Verwaltung einen kaum glaublichen Grad allgemeiner Unfähigkeit, und neben peinlicher, unleidlicher Polizei-Quälerei im Kleinen, doch eigentlich eine große Schlaffheit in den wirklich wichtigen Dingen. Es kamen in seinen Maaßregeln und Verfügungen mitunter gar seltsame Mißgriffe vor; hin und wieder traten Erscheinungen zu Tage, wie sie der Volkswitz von Schilda und Schöppenstedt erzählt. Wir übertreiben weder, noch scherzen wir. Man sehe nur bei Schönhals nach und bei dem „Veteranen," der uns Radetzky's Leben erzählt, was für wunderliche Antworten auf des greisen Feldmarschalls Mahnungen und Warnungen von den höchsten Hofstellen „erflossen."

Am Schlagendsten und Erkennbarsten offenbarte sich die Unfähigkeit der Verwaltung in dem Zustand der Finanzen, der trotz des langen Friedens immer ein sehr schlimmer und bedenklicher blieb, ja in mancher Beziehung bei reicher fließenden Hülfsquellen immer schlechter wurde.

Das unübersehbare Heer der subalternen Beamten flößte dann auch noch darum wenig Achtung ein, weil man die Leute als käuflich kannte; selbst dem Richterstande wollte man in dieser Beziehung nicht ganz trauen. Unter den höheren Beamten, Hofräthen und dergleichen, kannte man gar viele, welche geheime Polizei als einträgliches Nebengewerbe trieben.

So stand es um die Moralität des regierenden Personals. Das waren die Zustände, die Oesterreich den Freveln und der Verworfenheit der Umsturz-Partei entgegenzuhalten hatte!

Unter diesen Umständen war es gewiß kein Wunder, daß die Regierung nach und nach einer ziemlich allgemeinen Mißachtung verfiel, und trotz aller polizeilichen Anstalten und Maaßregeln wuchsen ihr die Dinge nachgerade über den Kopf. Anstatt daß alle Verhältnisse sich während des langen Friedens hätten neu befestigen sollen, fand man sich auf Wegen, die zu einer vollständigen Auflösung zu führen drohten. Wie weit man schon in den dreißiger Jahren auf dieser Bahn gekommen war, wie sich damals schon die Zukunft ankündigte, darüber spricht sich ein österreichisches Actenstück jener Zeit in merkwürdiger Weise aus.

Zwei in Oesterreich sehr bedeutende Männer, die Generale Clam-Martinitz und Langenau, hatten im Jahre 1836 eine Denkschrift über

eine verbesserte Armee-Organisation ausgearbeitet. In der Einleitung sagt Langenau, die österreichische Monarchie umfasse drei verschiedenartige Elemente, denn sie bestehe aus dem constitutionellen Ungarn und Siebenbürgen, aus dem eroberten Italien und Galizien und aus den übrigen Erblanden, die als ein Ganzes zu betrachten seien (dessen Natur der General nicht näher bezeichnet). „Nur die aus diesen drei Hauptelementen zusammengesetzte Armee bildet heute noch eine vollkommene Einheit," heißt es dann weiter „und bei ihr allein, ich wage es zu behaupten, kann der Kaiser mit aller Zuversicht auf unbedingten Gehorsam, treue Ergebenheit für jeden Zweck der Regierung rechnen." Die österreichische Armee, meint Langenau, sei die Hauptstütze der „legitimen Interessen" in Europa, da das entfernte Rußland nicht leicht zahlreiche Heere zur Bekämpfung der Revolution an den Rhein bringen könne, Preußen aber nur unter der Bedingung Bedeutendes leisten könne, daß es daheim ganz Herr der Stimmung im Lande sei. Noch wichtiger sei die Rolle der österreichischen Armee im Innern des Reichs, eben weil sie allein die Einheit der Monarchie darstelle; ihr Verhältniß zum Lande sei mit dem keines anderen Heeres zu vergleichen; ihre Aufgabe im Innern lasse sich in kurzen, inhaltsschweren Worten bezeichnen: „Die österreichische Armee kann und soll allein die drei heterogenen Elemente zusammenhalten, aus welchen die Monarchie zusammengesetzt ist; d. h. sie soll in Italien und Galizien durch ihre Existenz jeden Gedanken an das Gelingen einer Empörung, und durch ihre Waffen jeden möglichen Aufruhr im ersten Keime unterdrücken. Sie soll in Ungarn und Siebenbürgen, wenn es einst Noth thun möchte, dem Willen der Regierung Achtung verschaffen. Sie soll endlich für alle Theile der Monarchie, nur immer den Gesammtzweck vor Augen habend, überall den Gesetzen Gehorsam, dem monarchischen Princip aber die Oberhand verschaffen, und, man möge mir die Meinung gestatten, daß selbst in den deutschen Provinzen für die entgegengesetzten Grundsätze kein schwächerer Damm zulässig sein dürfte."

Gewiß ist ein Staat, dessen Zustand uns von den bedeutendsten Generalen seiner eigenen Armee in solcher Weise geschildert wird, eine eigenthümliche und ziemlich anomale Schöpfung zu nennen, gewiß ist sie nichts weniger als ein naturgemäßer, gesunder Organismus. Das Heer aber betreffend, so hat sich dasselbe, wer wollte es nicht anerkennen, unter sehr schwierigen Bedingungen in ehrenwerther Weise als zuverlässig erwiesen; wenn aber General Langenau etwa meinte, daß sich in dieser Armee gar keine Unzufriedenheit regte, so war das ein Irrthum. Lange vor 1848 circulirte ein kleines handschriftliches Werkchen, genannt „das Rieblinger Reglement,"

das, wenn wir nicht irren, schon aus den Zeiten unmittelbar nach dem Kriege von 1809 herrührte, durch gelegentliche Zusätze erweitert von einer Generation Officiere auf die andere überging, und immer mit einer Art von bitterem Behagen genossen wurde. Der Verfasser dieser Blätter hat dies Schriftchen, „Dienst-Reglement für die Armee der freien Reichsstadt Rieblingen“ vor Jahren gelesen; es wurde ihm damals von befreundeten österreichischen Officieren mitgetheilt. Der Witz der Satire lag darin, daß alle Unbilden und Verkehrtheiten, die in der österreichischen Armee vorkamen, hier in der ernsten Form von Dienst-Vorschriften, ausdrücklich anbefohlen wurden. Der erste Paragraph verfügte für ewige Zeiten, daß der Oberbefehlshaber der Rieblinger Armee stets aus dem Patriziergeschlecht „von Kraftlos“ zu wählen sei; als Zeichen seiner Würde und Zeugniß seiner Verdienste, solle ihm sein Stammbaum auf den Rock gestickt werden. Was die Officiere betrifft, wurde kärgliche Besoldung und schnöde, rücksichtslose Behandlung derselben durch die Obern, grobes Ausschelten in Gegenwart ihrer Untergebenen, wo möglich auf dem Exercierplatz, vor der Fronte, und dergleichen vorgeschrieben; doch sollten die Herren Generale, um die nöthige Popularität zu gewinnen, wenn sie gerade bei guter Laune seien, auch wieder herablassend und familiär auftreten: nur habe sich die gnädige Familiarität stets vorzugsweise an die schlechtesten Subjecte und lockersten Taugenichtse zu wenden. Weiter war Nepotismus vorgeschrieben, rücksichtslose Protection und rasche Beförderung windiger junger Herren von vornehmer Geburt, Zurücksetzung altgedienter und verdienter Officiere, Unredlichkeit, Unfähigkeit und ein langsamer, schwerfälliger Gang des Verwaltungswesens, — genug, das Ganze liefert den Beweis, daß die Armee gar manches Gebahren der Regierung bitter genug empfand. Während der kurzen Zeit der Preßfreiheit in Oesterreich erhoben sich dann auch klagende und tadelnde Stimmen alter Officiere: die Regierung sah sich dadurch veranlaßt, die bekannte österreichische militärische Zeitschrift, die so lange Jahre bestanden hatte, Ende 1849 zu unterdrücken. Daß trotz dem allen die Armee sich fest und treu bewährte, ist ein Beweis von Pflichtgefühl und Disciplin, der ihr doppelt zur Ehre gereicht.

Langenau hatte die oben angeführten Worte im Jahr 1836 geschrieben; später hatten sich die Zustände, die er andeutet, natürlich fort und fort gesteigert, und die Regierung war schon einige Jahre vor 1848 in einen Zustand des Verfalls und der Rathlosigkeit versunken, der ziemlich hoffnungslos schien. Man glaubte den Augenblick vorherzusehen, wo die Sache gar nicht mehr gehen werde. Ein hoher österreichischer Beamte bediente sich gegen den Verfasser dieses Aufsatzes des Ausdrucks: es sei schon lange vor 1848 „Alles aus dem Leim gegangen.“

Der Sturm brach herein, das bisherige, so überaus fein und consequent angelegte, sogar etwas marktschreierisch als untrügliches Universalmittel gegen alle und jede Revolutionen angepriesene Regierungs-System erlitt den vollständigsten Schiffbruch, und fast wäre auch das Reich der Habsburger selbst darüber zu Grunde gegangen! Wir erfahren zum Theil erst jetzt, bis zu welchem Grade die Gefahr in manchem Augenblick gesteigert war. Ging die Schlacht bei Sta. Lucia (unter den Mauern von Verona) am 6. Mai 1848 verloren, so blieb die Rettung des Staats kaum noch wahrscheinlich, — und nun erfahren wir, daß das Schicksal dieser Schlacht an einem Haar hing. Oesterreichische Quellen belehren uns, daß der F. Z. M. d'Aspre schon an dem Gelingen verzweifelte und auf dem Punkt stand, den ferneren Widerstand aufzugeben. Ein subalterner Officier, der damalige Hauptmann Kuhn vom Generalstab, bewog ihn auszudauern, und das führte zum Sieg, weil nun Karl Albert von Sardinien, der ein tapferer Soldat, aber kein Feldherr war, die Schlacht abbrechen ließ. Der Umstand, daß der verabredete und erwartete Aufstand in Verona nicht ausbrach, bestimmte ihn dazu. Daß man auch ohne diesen einen Sieg erfechten, und welche Folgen ein solcher an sich haben könne, scheint sich Karl Albert nicht gesagt zu haben; er gab die Sache auf, — damit seine Krieger abkochen konnten, was vor dem Gefecht nicht geschehen war.

Bedenklicher noch war der Kampf mit den Ungarn; Oesterreich unterlag in diesem, und vermochte nicht sich selbst zu retten; es wurde durch fremde Hülfe, durch die Hand des Kaisers von Rußland im Sturz aufgehalten und wiederhergestellt. Die Regierung war dadurch nicht nur dem Untergang entgangen: es fielen ihr nun auch noch alle Vortheile eines Sieges zu, wenn sie denselben auch sehr theuer bezahlt hatte. Vor Allem hatte der in Ungarn angefachte Bürgerkrieg, wenn auch auf gefährlichen Wegen, doch zuletzt im Wesentlichen seinem Zweck entsprochen; man stand nun endlich an dem seit Jahrhunderten erstrebten Ziel, — das Haus Oesterreich herrschte als Eroberer in dem schönen, weiten Königreich und brauchte sich an die alte Landesverfassung nicht weiter zu binden!

Hier war eine Umgestaltung alles bisher Bestehenden durch die augenblicklichen Umstände wie durch die Tradition des regierenden Hauses geboten, als etwas, das sich von selbst verstand: aber auch in den anderen Ländern des Kaiserstaats sah man sich in keiner Weise veranlaßt, das Alte, das in Trümmern lag, wieder aufzurichten und herzustellen. Die Maschine hatte sich als eine höchst unbehülfliche erwiesen; man hatte zu seinem Schaden erfahren, wie schlecht das alte Räderwerk ineinander griff: kurz, das System hatte sich selbst gerichtet; es war an seinen eigenen

Mängeln zu Grunde gegangen. Es hatte sich gezeigt, welche Gefahren es mit sich brachte, die verschiedenen Nationalitäten nach dem bisherigen Grundsatz geflissentlich auseinander zu halten. Sobald sie zu wirklichem Leben erwachten, war die bloße Personal-Union, wie sie bisher bestanden hatte, kein genügendes Band.

Es war also kein Grund, die Gelegenheit zu Neugestaltungen zu versäumen und die Macht dazu aus der Haud zu geben. In der That wurde die Absicht, einen Neubau von Grund aus aufzuführen, laut und entschieden ausgesprochen; Neu-Oesterreich wurde der Welt verkündet, und sollte wie Minerva jugendlich und geharnischt in das Leben treten, in gewissem Sinn als der gerade Gegensatz des Alten. War es bisher Grundsatz gewesen, die einzelnen Kronländer getrennt, und ein jedes derselben in seinem althergebrachten Wesen fortschlummern zu lassen, so schrieb jetzt Neu-Oesterreich die Einheit des Staats, viribus unitis, auf seine Fahnen; alle bisher nebeneinander bestehenden Staaten sollten ineinander aufgehen und zu einer fest zusammengefügten Einheit werden.

Von dem formalen, geschichtlichen Recht, dem bisherigen Princip Oesterreichs, durch dessen Heilig-Erklärung, wenn auch nicht immer Heilig-Haltung sich dieses Reich als der conservative Gegensatz zur Revolution beurkundet, mußte sich die Regierung zu solchem Ende natürlich lossagen. Es geschah nicht thatsächlich und stillschweigend, sondern in laut ausgesprochener Weise. Als die Sonderrechte der einzelnen Kronländer in Bausch und Bogen beseitigt wurden, mußten wir in den officiellen und halboffiziellen Zeitungen (1851) mehrfach wiederholt die überraschende und bedenkliche Erklärung lesen, „soweit die Geschichte reiche, habe das historische Recht stets der politischen Nothwendigkeit weichen müssen; der politischen Nothwendigkeit gegenüber verliere das historische Recht seine Geltung.“

Neu-Oesterreich trat mithin als ein entschieden und eingestandener Weise revolutionärer Staat auf. Ein solches Auftreten und solche Erklärungen waren aber in dem österreichischen Staate offenbar noch viel bedenklicher, als sie in jedem anderen gewesen sein würden. Denn die österreichische Monarchie hat bekanntlich nicht die sichere Grundlage einer Nationalität; ebenso wenig läßt sich ein geographischer Grund ihres Daseins nachweisen; die Donauländer, das Flußgebiet der oberen Elbe, das auf die Verbindung mit der Nordsee angewiesen scheint, und die Po-Ebene jenseits der Alpen gehören sicher nicht vermöge einer geographischen Nothwendigkeit unbedingt zusammen. Einzig und allein in dem so verläugneten und mißachteten historischen Recht liegt für Oesterreich eine mögliche Rechtfertigung seines Daseins, — und diese wurde aufgegeben!

Die Auseinandersetzungen, welche die willkürliche Neugestaltung des Reichs, die rücksichtslose Vernichtung jeder besonderen National-Existenz innerhalb derselben vertheidigen sollten, mußten, der Natur der Sache nach, an einer großen Schwäche der Argumentation leiden, die selbst eine glänzende Rhetorik nicht verkleiden konnte. Die „politische Nothwendigkeit," auf die man sich berief, vor der Alles, auch das Recht, weichen sollte, mußte doch vor allen Dingen näher bezeichnet, bestimmt nachgewiesen, und als höchstberechtigtes Gesetz bewiesen werden: davon war aber nicht die Rede; diese politische Nothwendigkeit und ihre Berechtigung wurde als selbstverständlich und erwiesen vorausgesetzt, um dann alles Beliebige aus ihr zu folgern.

Anfänglich, unter dem Minister Stadion, schien, wie bekannt, der Neubau mit Benutzung einiger constitutionellen und liberalen Ideen ausgeführt werden zu sollen. Die Unterthänigkeit des Bauernstandes, Patrimonal-Gerichte, gutsherrliche Polizei, Frohndienste und Zehnten wurden in summarischer Weise, nicht ohne Opfer für die Berechtigten, beseitigt, und damit waren so ziemlich alle Parteien einverstanden, wenigstens was die Abschaffung der realen Verpflichtungen der Bauern betraf; denn selbst die Berechtigten hatten zum Theil eingesehen, daß diese Verhältnisse nicht ohne die schlimmste Gefahr aufrecht zu erhalten waren; die Ereignisse des Jahres 1846 in Galizien und die neuesten Erfahrungen hatten ihnen diese Einsicht sehr nahe gelegt. Die Regierung hoffte dadurch den Bauernstand, der nun für sich selbst nichts weiter zu verlangen hatte, dem Einfluß aller revolutionären Wühlerei zu entziehen, und selbst in ihm eine Stütze gegen die weiter gehende Revolution zu gewinnen.

In der Verwaltung des Reichs war allerdings eine entschiedene, scharf angezogene Centralisation beabsichtigt, wie sie bisher nicht bestanden hatte, geeignet, eine energische Verwendung aller Mittel der Macht, die das Gesammtreich darbot, für die Zwecke der Regierung zu vermitteln, sowie eine rasche und vollständige Ausführung aller Ministerial-Verfügungen, die nirgends mehr durch die Friction im Innern der Staatsmaschine selbst aufgehalten werden sollte.

Daneben aber sollten freie Institutionen sich lebendig entfalten; vor Allem schien eine vollständige Selbstregierung der Stadt- und Landgemeinden beabsichtigt zu sein; das Gesetz vom Jahre 1849, bestimmt, sie zu regeln, ging von dem mächtigen, großartigen Grundsatz aus: „Die freie Gemeinde ist die Grundfeste des Staats!" Eine parlamentarische Verfassung, am 4. März 1849 octroyirt, nachdem die revolutionären Verfassungsgeber zu Kremsier ihren 18. Brumaire erlebt hatten und auseinandergejagt waren, krönte den Neubau.

Daß die Gemeinde-Verfassung nicht ausgeführt werden könne, mußte Jedem einleuchten, der wußte, in welcher Unmündigkeit das Landvolk in Oesterreich vegetirte; besonders Jedem, der je ein galizisches oder auch nur ein stockböhmisches Dorf gesehen hatte. Die Schwierigkeit wurde dann selbst in den Kronländern, wo die Sache an sich allenfalls gehen konnte, durch den Widerwillen und den stillen Widerstand der Stände, die bald wieder die wichtigsten im Staate sein mußten, bis zur Unmöglichkeit gesteigert. Wie sollten die reichen und mächtigen Fürsten und Herren auf ihren Gütern unter der Polizei-Gewalt ihres eigenen, bisher unterthänigen Dorfschulzen stehen! Das ging nicht, und wenn der Dorfschulze für jetzt auch noch so unterthänig, Hut in der Hand, alle Befehle hinnahm, die der ehemalige Guts- und Gerichtsherr ihm ohne alle Befugniß ertheilte.

Auch das war leicht vorherzusehen, daß die parlamentarische Verfassung des einheitlichen Reichs unmöglich und unausgeführt bleiben werde. Wer konnte glauben, daß man je wirklich den Versuch machen würde, diesen Reichstag zusammen zu berufen, auf dem Italiener, Ungarn, Polen, Klein-Russen, Rumänen, Czechen, Slowaken, Jazygen und Cumanen sich widerwillig in deutscher Sprache über gemeinsame Interessen verständigen sollten, die großentheils erst geschaffen werden mußten. Dadurch, daß die Regierung, in der frischen Erinnerung ihrer neuesten Erlebnisse, aus Furcht vor dem kaum niedergekämpften Geist, daneben »die Selbständigkeit der einzelnen Kronländer und die Gleichberechtigung der Nationalitäten« als Grundsatz aufgestellt, Landtage in den einzelnen Theilen des Reichs versprochen hatte, wurde das an sich kaum Denkbare gewiß nicht erleichtert. Ohne Zweifel sollte dieser Grundsatz benutzt werden, das gefährliche und gefürchtete Ungarn in ohnmächtige Theile zu zerlegen; aber offenbar war damit der Versuch angekündigt, aus Elementen, die sich gegenseitig aufhoben, ein Ganzes zu bilden.

Ob es damit, namentlich mit der parlamentarischen Verfassung, je wirklich Ernst war, bleibt die Frage. Jedenfalls wurden diese liberalen Ornamente wieder abgelegt, sobald man vollständig Herr der Situation zu sein glaubte. Nach zwei Jahren eines in seiner Ungewißheit peinlichen provisorischen Zustandes, wurde die Unmöglichkeit der Ausführung eingestanden und das Unmögliche durch neue rettende Thaten beseitigt. Die »freie« Gemeinde und ihre Selbstregierung verschwanden, um Alles und Jedes einer Unzahl kaiserlicher Beamten zu überlassen; was dem Zeitgeist zu Liebe verfügt war, Schwurgerichte, Trennung der Justiz und Polizei, wurde widerrufen, die parlamentarische Verfassung aufgehoben. Es erschien 1851 ein neuer Organisations-Plan des Reichs, von unverholen

absolutistischem Gepräge, der das Princip der Reichseinheit zu ganz unbedingter Geltung bringen sollte.

Wir übergehen hier das Einzelne, da es schon in einem früheren, von andrer Hand geschriebnen Aufsatz dieser Jahrbücher*) dargelegt worden ist. Nur über die eigentliche Bedeutung der Zustände, deren Bild uns dort vorgeführt ist, haben wir uns klar zu werden. Fragt man, worin sich denn eigentlich Neu-Oesterreich von der alten Monarchie der Habsburger unterscheidet, wie sie zuletzt in Metternich'scher Vollendung vor uns stand? so kann sich aus der unbefangenen Prüfung nur die Eine Antwort ergeben: Es ist, was den eigentlichen Inhalt des Staatslebens anbetrifft, eben schlechthin gar kein Unterschied zwischen dem neugeborenen Oesterreich und dem alten; der letzte und höchste Zweck alles Strebens, dem der gesammte Organismus dienstbar gemacht wird, ist durchaus derselbe geblieben; nur die Mittel, vermöge welcher dieser Zweck erreicht werden soll, sind andere, moderne geworden.

Es gilt jetzt, wie ehemals, die Interessen der Dynastie, und zwar im Sinn einer gewissen einseitigen Partei-Auffassung, aufrecht zu erhalten, den Absolutismus zu wahren und die Sonder-Interessen der bevorrechteten Stände in der Form, in welcher sie sich mit dieser in höchster Instanz maaßgebenden Tendenz vertragen; mit einem Worte, die Aufgabe ist jetzt, wie ehemals, alles das zu schützen und geltend zu machen, was man in den betreffenden Kreisen, sehr willkürlich, ausschließlich als »die legitimen Interessen« bezeichnet. Dasjenige, was eine andere Weltanschauung wohl vor Allem unter die legitimen Interessen rechnen könnte, das Interesse für die geistige Entwickelung der Völker und die Steigerung ihrer moralischen Würde, mußte natürlich auch jetzt wieder als ein feindliches Element abgewehrt und niedergehalten werden.

Die Verschiedenheit der Mittel aber, zu welchen man seine Zuflucht nahm und nimmt, ist allerdings eine durchgreifende. An die Stelle der seltsam verschiedenen und veralteten Einrichtungen, welche die frühere Regierung unwandelbar zu erhalten bemüht war, sollte eine in allen Theilen gleichförmige, streng centralisirte und disciplinirte Verwaltung nach dem Muster des französischen Präfecten-Wesens treten, und in allen Provinzen gleichmäßig Alles umfassen und besorgen.

Das alte Oesterreich stand als ein Absolutismus von byzantinisch-mittelalterlichem Anstrich da, wie er aus den Bewegungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war. Das Ideal, dem das verjüngte Oesterreich zustrebte, war ein Absolutismus nach Napoleonischem

*) Oesterreich in den Jahren 1848 bis 1858; Juniheft, S. 617 ff.

Zuschnitt, der gar keine Geschichte hinter sich hat, kein Bestehendes zu berücksichtigen braucht und das ganze Reich als eine reine Tafel behandeln kann, auf der es außer ihm selbst keine bewegende Macht, und ebenso wenig irgend etwas seine Wirksamkeit Bedingendes giebt.

Aber auch diese Schöpfung ist nicht gelungen, wie die Regierung jetzt, nach einer langen Reihe jahrelang vergeblich wiederholter Experimente, selbst eingesteht. Gutes hätte sich in Oesterreich wohl unter allen Bedingungen von einer solchen Organisation kaum erwarten lassen; denn welche Intelligenz, Urbanität und makellose Redlichkeit des Beamtenstandes gehört nicht dazu, einen solchen Zustand bureaukratischer Vielregierung, allgemeiner und allseitiger Bevormundung erträglich zu machen, und in zweckmäßiger Weise im Gang zu erhalten? Und was für Werkzeuge stehen der Regierung zu Gebote? Keine anderen als immer wieder dieselbe Beamtenschaar, deren Unfähigkeit und Mangel an sittlicher Würde so viel dazu beigetragen hat, das frühere System, das doch die Macht des Gewohnten, Hergebrachten für sich hatte, unhaltbar zu machen. Wir lesen in Mittheilungen, die aus den österreichischen Regierungskreisen hervorgehen, das Geständniß, daß es an „geeigneten Subjecten“ für die Beamtenstellen fehlt.

Schon in diesen Verhältnissen lagen schwer zu besiegende Schwierigkeiten; dann aber mußten die neuen Einrichtungen auch deshalb in der Ausführung auf den mächtigsten Widerstand stoßen, weil eben die „legitimen Interessen“ in ihnen nicht alle ihre Befriedigung fanden. Weder der alte Adel noch zumal die Geistlichkeit konnte mit einer Verwaltungsweise einverstanden sein, der zufolge eine streng centralisirte Bureaukratie alle Elemente des Lebens ohne Ausnahme beherrschen wollte, ohne für irgend eine andere Macht irgendwo Raum zu lassen, und wie die gesellschaftlichen Verhältnisse in Oesterreich beschaffen sind, konnte es weder der Aristokratie noch dem Clerus und seiner Partei an den Organen fehlen, vermöge welcher Ansprüche und Bedenken geltend zu machen waren.

Die Aristokratie, die ihre alte grundherrliche Stellung daheim auf ihren Gütern nicht verschmerzen kann, hat ihre Vertretung in dem neu geschaffenen Reichsrath gefunden, dessen negative Wirksamkeit wenigstens eine sehr große geworden ist, da er die consequente Durchführung des neuen Systems in beständigem und hartnäckigem Kampf mit dem Ministerium unmöglich gemacht hat. Sein eigentliches Ideal, die Rückkehr zu den „patriarchalischen Zuständen“ der Vergangenheit, hat er dagegen nicht zu verwirklichen vermocht, und da somit Alles und Jedes in der Schwebe geblieben ist, hilft man sich in einem endlos provisorischen Zustand ohne sichtbaren Ausgang mit provisorischen Anordnungen und Verfügungen, mit

eilig in der Verlegenheit zusammengeflickten Lückenbüßern von Verordnungen, von Einem Tage zum andern fort, — und wo alles Andere fehlt, tritt die Willkür der Beamten ein; die Dinge gehen wie sie können; bald so, bald anders; bald schlecht, bald gar nicht.

Dem Clerus und der ultramontanen Partei gelang es noch besser. Es fand sich eine Macht, die ihnen zu dem vollständigsten positiven Erfolge verhalf. Diese Macht stand ganz außerhalb des Ministeriums, außerhalb der officiellen, ostensiblen Regierung; sie war dem ähnlich, was man sich zur Zeit der Restauration gewöhnt hatte in Frankreich eine Camarilla zu nennen, und nicht ohne Verwandtschaft mit der viel berufenen „Congregation.“ In Oesterreich wurde dieser Kreis hin und wieder als „die Grafen-Coterie“ bezeichnet, wenn auch in der That nicht ein Graf den Vorsitz darin führte, sondern eine Dame, deren lebendiges Interesse für das Kaiserhaus Lothringen im Allgemeinen, für den Kaiser Franz Joseph insbesondere, nicht zweifelhaft sein konnte.

In diesem Kreise war man ganz einstimmig und entschieden der Ueberzeugung, daß die Polizei, und wenn sie noch so vortrefflich organisirt wäre, nicht genüge, die Revolution zu bändigen; dazu bedürfe es der neu belebten Macht der Kirche. Man hatte es ja mit der Polizei allein versucht; das Unglück war ja eben dadurch herbeigeführt worden, daß der Kaiser Franz und Metternich sich ausschließlich auf diese verließen, und in Beziehung auf die Kirche bei den sogenannten Josephinischen Grundsätzen stehen blieben; dadurch war man zu der Revolution von 1848 gekommen. Nur die Kirche, sagte man, vermag die Menschen zu willigem Gehorsam und gläubiger, gedankenloser Unterwürfigkeit zu erziehen; nur sie vermag die Menschen zu dem heranzubilden, was sie sein müssen, wenn die „legitimen Interessen“ gesichert bleiben sollen. Um das zu können, muß sie selbst erst wieder in mittelalterlicher Macht und Herrlichkeit hergestellt werden. Joseph II. hat der Revolution in Oesterreich die Bahn gebrochen; was er in dieser Beziehung gethan hat, muß ungeschehen gemacht werden.

Ueber das Concordat, das der Kirche eine richterliche Gewalt (in Ehesachen) verleiht, und Schule, Erziehung und Familien-Leben unter die strengste kirchliche Polizei stellt, ist ganz ohne alle und jede Betheiligung des Ministerums mit Rom verhandelt worden. Als merkwürdig müssen wir dabei noch bemerken, daß dieser gewichtige Vertrag zwischen Staat und Kirche schon zwei Jahre vor der Zeit, zu welcher er Gesetzeskraft erhielt und bekannt gemacht wurde, vollkommen fertig war. Schon im Jahre 1853 besaß ein hochgestellter deutscher Staatsmann eine Abschrift des Concordats und machte dem Minister Bach Vorstellungen über das Unheil,

das daraus entstehen müsse. „Sorgen Sie nicht!“ antwortete damals Herr von Bach;“ so lange ich Minister bin, wird dieses Concordat weder unterzeichnet noch publicirt!“ Und wirklich, scheint es, wußte der Widerstand des Ministers das Concordat noch zwei Jahre lang abzuwehren. Auf welche Weise, durch was für Gründe dieser Staatsmann zuletzt doch umgestimmt und für die Maaßregel gewonnen wurde, — können natürlich nur die wenigen unmittelbar betheiligten Personen wissen.

Als erst alle widersprechenden Stimmen in der Nähe des Throns schwiegen, konnte natürlich die leitende Autorität, um welche sich die Grafen-Coterie schaarte, leicht an maaßgebender Stelle in eindringlichen und überzeugenden Worten geltend machen, daß man sich der Kirche anvertrauen müsse, um der Revolution Herr zu bleiben, daß dieser Weg der einzig richtige sei. Auf diese Darstellung, auf Treu und Glauben hin, wurde das Concordat unterschrieben, ohne daß man es auch nur gelesen und sich von seinem Inhalt Rechenschaft gegeben hätte. Der ultramontane Clerus stand am Ziel seiner Wünsche.

Das auf solche Art begründete neue Kirchenrecht ist merkwürdiger Weise das einzige Definitive geblieben, das in Oesterreich im Lauf von zehn Jahren überhaupt zu Stande gekommen ist.

Von den Finanzen sprechen wir nicht; der Jammer ist bekannt genug. Er bedarf um so weniger einer Erläuterung, da wir ja auch außerhalb Oesterreichs Familien genug um uns her sehen, deren Wohlstand theils zerrüttet, theils wenigstens ernstlich bedroht ist, weil sie thöricht genug gewesen sind, einen Theil ihres Vermögens den hoffnungslosen österreichischen Finanzen anzuvertrauen.

Die Zerrüttung war so gründlich, daß selbst ein so ausgezeichneter Finanzmann, wie Bruck, ihr nicht abzuhelfen vermag. Es ist um so weniger Aussicht, daß ihm dies je gelingen werde, da die Weltgeschichte natürlich nicht so gefällig ist, still zu stehen und zu warten, bis Oesterreich mit der Regelung seiner Finanzen fertig ist. Es kamen immer wieder Ereignisse, die den Staat in die zwingende Nothwendigkeit versetzten, das kaum Angebahnte wieder zu stören und zu vernichten und abermals zu verzweifelten Mitteln zu greifen, um sich für den Augenblick Geld zu verschaffen, ohne Rücksicht darauf, was in Zukunft für Unheil daraus entstehen mußte.

So gestaltete sich gar Manches von Tag zu Tag bedenklicher, verworrener. Man hörte im Lauf der letzten Jahre nicht selten, daß sich die Leute in die Zeiten und Zustände unmittelbar vor 1848, unter dem Kaiser Ferdinand zurücksehnten. Es sei zwar auch damals schlecht genug gegangen, sagten sie: aber so arg wie jetzt sei doch die Verwirrung,

die haltungslose Zerfahrenheit aller Verhältnisse nicht gewesen. Und in Mitten dieser schlimmen, kaum zu übersehenden Verwirrung, während in mehr als einem Kronland ein gewaltiger drohender Unmuth gährte, — ließ sich Oesterreich in dem ganzen südlichen Deutschland durch bezahlte Lohnschreiber als einen in der bewundernswerthesten Weise jugendlich kräftig, schön und hoffnungsreich aufblühenden und aufstrebenden Staat verherrlichen und lobpreisen; als einen Staat, in dem die beglückende Gegenwart eine noch viel glänzendere Zukunft verbürge. Durch solche Zeitungs-Dithyramben, die bei jeder Gelegenheit immer wieder von vorn anfingen, ließ Oesterreich für sein Geld öffentliche Meinung für sich machen. So bedenklich es auch um die zerrütteten Finanzen des Reichs stand, so wenig die vorhandenen Mittel ausreichen wollten, verwendete doch die Regierung jährlich gegen eine halbe Million Gulden in gutem Silbergeld auf die Besoldung der süddeutschen Presse. Selbst der Zug nach Holstein war mit großer Gewandtheit benutzt worden, um Verbindungen im nördlichen Deutschland anzuknüpfen, und auch dort dem Einen und dem Anderen, der von seinem Witz und seiner Feder lebt, begreiflich zu machen, was durch ein „inniges Zusammengehen“ mit Oesterreich zu gewinnen sei. Napoleon III. muß schlecht unterrichtet gewesen sein in Beziehung auf den Maaßstab, nach welchem Oesterreich die süddeutsche Presse belohnte; denn als er seinerseits, nachdem der Zwist ausgebrochen war, Schritte that, diese Presse zu gewinnen oder wenigstens milder zu stimmen, war Alles, was zu diesem Ende in seinem Auftrag geschah, so dürftig zugeschnitten, daß der Erfolg, von allem Anderen abgesehen, auch deshalb schon ganz außer dem Bereich der Möglichkeit blieb. So sendete er z. B. der Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung 40,000 Franken! Die wurden natürlich sehr schnöde zurückgewiesen, und in der tugendhaftesten Entrüstung brachte die Redaction die Sache zur Anzeige bei der bayerischen Regierung.

Die große unruhige und kostspielige Thätigkeit Oesterreichs in dieser Richtung war natürlich nichts weniger als ein Beweis der Macht und Sicherheit, von deren Dasein man die Welt überzeugen wollte. Im Gegentheil, es sprach sich darin das Bewußtsein aus, daß man gar wohl in den Fall kommen könne, fremder Machtmittel zu bedürfen, um die eigenen zu ergänzen. Der kaiserliche Hof wollte Deutschland nicht aus der Hand geben, den maaßgebenden Einfluß „draußen im Reich“ behaupten, natürlich nicht in ganz uneigennütziger Weise zu Deutschlands Nutzen und Frommen, sondern theils um da so viel als möglich alle „revolutionären“ Elemente niederzuhalten, die so leicht von dort auf Oesterreich Einfluß üben konnten, theils um, nach guter, alter habsburgischer Sitte, Deutschlands

Gut und Blut im Interesse der „Hausmacht“ Oesterreichs verwenden zu können.

Deshalb predigen denn auch alle Oesterreich ergebenen Blätter ihren Lesern stets auf das Eindringlichste, daß alle und jede Interessen Oesterreichs ohne Weiteres und ohne Unterschied auch deutsche sind. Daß umgekehrt alle deutschen Interessen nicht auch ohne Weiteres für österreichische zu nehmen sind, hat der Wiener Hof allerdings mehrfach durch die That bewiesen, als z. B. in dem deutsch-dänischen Zwist: — indessen davon wird natürlich nicht gesprochen, und es läßt sich nicht läugnen, daß die publicistischen Anstrengungen Oesterreichs, gut berechnet, im Allgemeinen einen bedeutenden Erfolg gehabt haben.

V.

Der Krieg, den Oesterreich mit Bestimmtheit voraussehen mußte, seitdem Sardinien in der Krim mitkämpfen, und dann auf dem Pariser Friedenscongreß die „italienische Frage“ zur Sprache bringen durfte, rückte Schritt vor Schritt heran.

Schon lange vor dem unfreundlichen Neujahrsgruß, der Europa in Bewegung brachte, hatte Napoleon III. gesucht, sich der Neutralität Preußens zu versichern, Rußland aber zu einem Bündniß gegen Oesterreich zu bestimmen.

Beides mußte möglich scheinen. Die Feindseligkeit gegen Preußen, die der Wiener Hof seit vielen Jahren und bis auf die neueste Zeit herab, mehr oder weniger nach des Fürsten Felix Schwarzenberg bekanntem Grundsatz, überall und namentlich in allen deutschen Bundesverhältnissen, wie in Beziehung auf Preußens Händel mit der Schweiz beurkundet hatte, berechtigten in gewissem Sinn wohl zu der Vermuthung, daß man in Berlin geneigt sein könnte, dem bevorstehenden Zwist fremd zu bleiben. Der Preis, der für Preußens Neutralität geboten wurde, war ein sehr hoher; er war namentlich darauf berechnet, wichtige Interessen des gesammten Deutschlands zu befriedigen. Er wurde aber zurückgewiesen, wie es die Würde des preußischen Staats gebot, und die Pflicht, noch wichtigere Interessen Deutschlands im Nothfall wahren zu können.

Was das Bündniß mit Rußland betrifft, so schien die Erbitterung, die dort seit dem orientalischen Krieg gegen Oesterreich herrschte, die Unterhandlungen erleichtern zu müssen. Dennoch wird von beiden Seiten so gesprochen, als sei nie der Versuch zu solchen Unterhandlungen gemacht

worden, und beide Höfe haben das Dasein des allgemein vermutheten Bündnisses in fast officieller Form geläugnet. Nicht eigentlich mit Unrecht, — denn die Diplomatie weiß sich in solchen Fällen so einzurichten, daß man die Wahrheit läugnen kann, ohne doch geradezu eine Unwahrheit zu sagen. Ein eigentliches Bündniß war allerdings nicht geschlossen worden; man hatte sich darauf beschränkt, zu Stuttgart schriftliche Erklärungen auszutauschen, die von beiden Theilen als bindend angesehen wurden. Frankreich hatte sich darin verpflichtet, den Petersburger Hof in den Donau-Fürstenthümern schalten zu lassen, seine Pläne dort, die eingeleitete Wahl eines gemeinschaftlichen Hospodars der Moldau und Wallachei zu unterstützen u. s. w., wogegen Rußland die Verpflichtung übernahm, Oesterreich in dem bevorstehenden Kampf so viel als möglich isolirt zu erhalten, indem es durch Ermahnungen, Drohungen und Demonstrationen jeden möglichen Bundesgenossen der süddeutschen Großmacht von einer thatsächlichen Betheiligung an dem Kampf abzuhalten suchte. Mehr als Drohungen und Demonstrationen versprach die russische Regierung nicht; die Lage des eigenen Reichs war zur Zeit nicht von der Art, daß man geneigt sein konnte, sich muthwilliger Weise in einen europäischen Krieg von ganz unberechenbarer Tragweite zu stürzen.

Diese diplomatischen Vorbereitungen konnten der französischen Regierung genügend scheinen, da nichts weniger als wahrscheinlich war, daß England je für Oesterreich in die Schranken treten werde. Selbst vorausgesetzt, daß die Staatsmänner des britischen Reichs die Nothwendigkeit eingesehen hätten, dem Napoleonischen Verlangen nach einer gebietenden Stellung in Europa sogleich entgegenzutreten und seine ersten Regungen zu durchkreuzen, selbst wenn dabei manches nicht gerade Lobenswerthe oder Erwünschte mit vertheidigt werden mußte, war doch ziemlich darauf zu rechnen, daß die öffentliche Meinung in England sich einem Eingreifen in die Angelegenheiten des Continents, zu Gunsten Oesterreichs, mit bedeutendem Gewicht widersetzen werde. Ein Krieg war unbequem; Oesterreich und sein geistloser, schwerfälliger Absolutismus waren in England verhaßt, die Sache Italiens begegnete dort sehr lebhaften Sympathien; an Einsicht in das wirkliche Wesen und die Bedeutung der Dinge, die auf dem Continent vorgehen, fehlt es in dem Inselreich mitunter nur allzusehr. Das Alles konnte man in Frankreich wie in Oesterreich von 1848 her wissen. —

Nachdem Alles so weit vorbereitet war, mußte der sehr natürliche, aber kaum ganz redliche Wunsch Napoleon's III., nun endlich, nach zehn Jahren, seine Truppen aus Rom zurückziehen zu können, die nächste Veranlassung zu dem Bruch bieten, auf den seine Regierung mit Berech-

nung und Methode zusteuerte. Natürlich konnten die französischen Krieger nicht Rom verlassen, wenn nicht gleichzeitig auch die österreichischen Besatzungen aus den Legationen zurückgezogen wurden, und Beides konnte nicht geschehen, so lange die Entfernung der fremden Streitkräfte unfehlbar den Sieg der Revolution in den päpstlichen Staaten und den Sturz des päpstlichen Stuhls herbeiführte. Es mußten also vom Papst Reformen verlangt werden, die das Fortbestehen seiner Macht ohne die Stütze geliehener Gewalt, und auf diesem Umwege die Erfüllung des kaiserlichen Wunsches möglich machten. Dazu mußte auch Oesterreich seine Einwilligung geben, und dann konnte die Ruhe im Kirchenstaat doch nie gesichert scheinen, so lange sie es nicht auch im übrigen Italien war; und zwar in solcher Weise, daß die Staaten der Halbinsel auf ihrer eigenen Schwerkraft ruhen konnten, ohne daß ihre Regierungen in gewaltsamer Weise durch eine auswärtige Macht aufrecht erhalten zu werden brauchten. Also auch hier Reformen. So knüpfte sich wie von selbst eine lange Reihe von Forderungen an den einfachen Wunsch Napoleon's III.

Von Oesterreich wurde verlangt, es solle, um so wünschenswerthe Zustände möglich zu machen, den Sonderverträgen mit den einzelnen italienischen Staaten entsagen, vermöge welcher es das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner eigenen Grenzen erhalten hatte; das Recht, in diesen Staaten nach Gutdünken zu „interveniren," sobald ihm Ruhe und „Ordnung" und die „legitimen Interessen" in den betreffenden Staaten gefährdet schienen; und endlich das Versprechen ihrer Regierungen, keinerlei bedenkliche Neuerungen einzuführen, dem sogenannten Zeitgeist, den Forderungen der Bevölkerung keine „Concessionen" zu machen. Um diesen Preis hatte nämlich Oesterreich den kleinen Dynastien ihr Dasein in ungeschmälertem Glanz zugesichert.

Ein eigentliches Recht, diese Forderung zu stellen, hatte Napoleon III. allerdings in keiner Weise; aber sie ließ sich doch so darstellen, als ob sie mit dem berechtigten Wunsch Frankreichs, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, in einem gewissen Zusammenhang stehe.

Daß Oesterreich sie ablehnte, war natürlich; die Forderung konnte, sobald sie in peremtorischer Weise gestellt wurde, als eine Verletzung seiner Souveränetätsrechte gedeutet werden, als ein Attentat gegen seine Unabhängigkeit. Aber es lagen auch noch andere Gründe vor, die Zumuthung zurückzuweisen; — sie lagen in der Bedeutung, welche die angefochtenen Verträge für das in Oesterreich herrschende System hatten, und diese Gründe waren in den Augen des Wiener Hofs ohne Zweifel die eigentlich entscheidenden.

Das System nämlich, in welchem Oesterreichs Regierung ihr Heil suchte, konnte schwerlich im Innern des Reichs auf die Länge aufrecht erhalten werden, wenn in den angrenzenden Ländern — und zumal an Oesterreichs verwundbarster Seite, an seiner italienischen Grenze — ein entgegengesetztes herrschte; wenn Regierungen, die alsdann wahrscheinlicher Weise eine Oesterreich feindliche Gesinnung hegten, über die Streitkräfte und Reichthümer dieser benachbarten Lande verfügten. Welche unerträgliche Last steter Kriegsbereitschaft wäre, von allem Uebrigen abgesehen, dem Reich dadurch aufgebürdet worden; welche nie ruhende, gespannte Wachsamkeit nach Innen wie nach Außen! Und ob selbst die äußersten Anstrengungen genügen würden? das blieb dennoch eine Frage, die Niemand mit Zuversicht bejahend beantworten konnte. Da nun aber die österreichische Regierung keineswegs nur die Wohlfahrt des Reichs an sich, in solcher Weise zum Ziel ihres Strebens machte, daß sie etwa die Formen, in welchen es erreicht werden soll, als etwas Untergeordnetes von der Zweckmäßigkeit derselben abhängig machte; da sie vielmehr umgekehrt selbst die Wohlfahrt des Reichs nur in Einer bestimmten Form, innerhalb ihres Systems, und überhaupt nur insofern wollte, als sie sich mit diesem System vertrug; da die entscheidenden Stimmen — die Grafencoterie und ihr Haupt, der ultramontane Klerus und was sich diesen Mächten anschließt — die Erhaltung dieses Systems, der „legitimen Interessen," der Weltordnung, der kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände, die es umfaßt, hoch erhaben über alle anderen Rücksichten stellten und zu dem machten, wofür vor Allem gekämpft werden sollte: — so da war begreiflich nicht zu erwarten, daß der Wiener Hof irgend welche Zugeständnisse machen werde. Er mußte vielmehr suchen, seinen Ordnungen noch weiter über seine Grenzen hinaus Geltung zu verschaffen.

Daß die österreichische Regierung entschlossen war, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, für diese Verträge zu kämpfen, ist demnach natürlich genug; die Zumuthung dagegen, daß auch die Völker anderer Länder Gut und Blut für diese Sache opfern sollten, hatte gewiß ihre sehr bedenkliche Seite; — und doch gingen die Forderungen des Kaiserhofs sogar noch bedeutend weiter, wie wir demnächst sehen werden.

Preußen mußte vor Allem daran gelegen sein, den Ausbruch des Krieges wo möglich zu verhindern; denn daß es ihm auf die Länge nicht werde fremd bleiben können, wenn er einmal ausgebrochen war, das ließ sich vorhersehen. Durfte man doch gewiß Frankreich unter seinem gegenwärtigen Beherrscher am wenigsten ein entschiedenes Uebergewicht gewinnen lassen. Und doch war der Preis, der erkämpft werden sollte, wenn Oesterreichs Politik unverändert blieb, ein solcher, daß der Sieg des Ver-

bündeten für Deutschland und Preußen kaum weniger bedenklich und gefährlich blieb als der des Feindes.

Der natürlichste Gedanke war für die preußische Regierung in solcher Lage, im Verein mit England eine imposante Macht zu bilden, die für die Erhaltung des Friedens eintrat, sich zwischen die streitenden Parteien stellte und den Frieden vor dem Kriege auf billige Bedingungen vermittelte, auf Bedingungen, die einige Aussicht auf Dauer gewährten, um so Europa und vor Allem Deutschland Gefahren zu entziehen, die ihm keineswegs bloß von Einer Seite drohten.

Aber wie die Sachen zur Zeit wirklich standen, war auch davon kaum ein wirklicher Erfolg zu hoffen. Was für Ansichten in England die herrschenden waren, welche Wendung die öffentliche Meinung dort genommen hatte, haben wir bereits erwähnt; es war wenig Aussicht, solchen Staatsmännern wie Lord Derby und d'Israeli begreiflich zu machen, um was es sich auf dem europäischen Festlande eigentlich handelt. Die Herren waren in einen Kampf um ihre Stellen verwickelt, und da war ihre Aufmerksamkeit ganz überwiegend von inländischen Verhältnissen in Anspruch genommen, besonders von den Wahlumtrieben. Man stritt hin und her über eine Parlamentsreform, von der jeder Unterrichtete sehr gut wußte, daß sie durchaus keine wirkliche, praktische Bedeutung habe, da Jeder ohne Ausnahme zugab, daß ein reformirtes Parlament ganz in demselben Geist auftreten und handeln werde, wie das gegenwärtige. Auch war den Leitern der streitenden Parteien an der Sache selbst nicht das Allermindeste gelegen; sie war ein bloßer Vorwand in dem Kampf um die Regierungsgewalt. In solche kleinliche Intriguen verloren, hatte man für die großen Angelegenheiten des Welttheils weder Zeit, noch Aufmerksamkeit, noch Energie in hinreichendem Maaße übrig. England trat zwar, im Verein mit Preußen, als vermittelnde Macht auf, aber es erklärte zugleich, unter allen Bedingungen neutral bleiben zu wollen, — und damit verlor die Vermittlung ihre Macht.

Vielleicht mußte auch noch eine andere Schwierigkeit von Anfang an fast unbesiegbar scheinen. Wenn man erwog, daß man es in Oesterreich nicht bloß mit einer Regierung zu thun hatte, sondern mit dem mächtigen Einfluß eines ultramontanen Klerus, dessen Interessen kosmopolitische sind, der kein Vaterland hat als die Kirche, dem jeder einzelne Staat nur Werkzeug ist für seine höheren Zwecke, und dessen unübertreffliche Zähigkeit die Welt kennt, so durfte man wohl keinen Erfolg hoffen, wenn man nicht darauf gefaßt war, sich im Nothfall drohend auch gegen Oesterreich zu wenden, — und wie hätte Preußen das wollen können!

Indessen, wie schwierig die Sache auch sein mochte: England und

Preußen gingen mit dem redlichsten Eifer an das Werk. Man glaubte viel gewonnen zu haben, als man zu Paris die Zustimmung der französischen Regierung zu vier Punkten erlangt hatte, die der Friedensvermittlung zur Grundlage dienen sollten. Freudig eilte der englische Botschafter, Lord Cowley, damit nach Wien: aber die Art, wie man ihn hier empfing, die bekannten Worte, in denen ihm vorgehalten wurde, daß „Oesterreich keine Vermittler brauche, sondern Verbündete", bewiesen gleich bei dem allerersten Schritt, daß in Wahrheit gar nichts gewonnen sei.

Die österreichische Regierung ließ zwar am Ende sich bewegen, die vier Punkte auch ihrerseits anzunehmen, aber die Bedingungen, unter welchen die Zustimmung des Kaiserhofes erlangt wurde, der Commentar, vermöge dessen Graf Buol diese Punkte in seinem Sinn erläuterte und erweiterte, in Wahrheit theils aufhob, theils geradezu umkehrte, mußten auch jetzt wieder jeden Unbefangenen überzeugen, daß diese Unterhandlungen von Anfang an vollkommen hoffnungslos waren.

Die vier Punkte sowohl als der österreichische Commentar dazu sind allgemein bekannt, sie sind in unzähligen Tagblättern und Schriften aller Art abgedruckt worden; dennoch müssen wir sie auch hier wieder dem Leser in das Gedächtniß rufen, um ihren innigen Zusammenhang mit tiefer liegenden Plänen nachzuweisen, die nicht so allgemein bekannt, oder öffentlich besprochen worden sind. Wir lassen hier demnach die vier Punkte folgen:

1. Mittel, die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Sardinien zu sichern.

2. Räumung der römischen Staaten von den fremden Occupationstruppen und Erwägung der Reformen in den italienischen Staaten. (Hierzu bemerkte Graf Buol: „Man wird die Frage der Räumung der päpstlichen Staaten discutiren können. Der Congreß wird den drei direct betheiligten Mächten die Details der Ausführung überlassen. Man wird die Frage der Verwaltungs-, — wohl zu merken, nicht Verfassungs- — Formen berathen können, um sich über die zu ertheilenden Rathschläge zu verständigen; aber ihre definitive Annahme bleibt an die Entscheidungen der direct betheiligten Staaten gebunden.")

3. Eine Combination, welche die Special-Verträge zwischen Oesterreich und den italienischen Staaten ersetze. (Graf Buol: „Die Gültigkeit unserer Verträge würde keiner Discussion unterzogen werden können, aber wenn alle auf dem Congreß vertretenen Mächte unter sich übereinkommen, ihre politischen Verträge mit den italienischen Staaten vorzulegen, so wird Oesterreich sich dazu ebenfalls herbeilassen. Es wird sich mit den betheiligten Staaten verständigen, um ihre gemeinsamen Verträge

dem Congreß vorlegen zu können und zu prüfen, in welchem Maaße ihre Revision für nützlich anerkannt werden mag.")

4. Die Territorialverhältnisse oder die Verträge von 1815 werden nicht berührt werden. —

Man sieht, daß die österreichische Regierung selbst, was den zweiten und dritten Punkt betrifft, nur eine sehr bedingte Discussion gestattete, ohne in Beziehung auf die Sache selbst das Allermindeste einzuräumen. Noch bedenklicher aber mußte die Wendung scheinen, die sie dem ersten und vierten Punkt zu geben suchte.

In Beziehung auf diesen letzteren bemerkte nämlich Graf Buol: „Wir sind vollkommen einverstanden, daß weder die bestehenden Territorialverhältnisse, noch die Verträge von 1815, noch diejenigen berührt werden, welche in Ausführung dieser Acte geschlossen sind." — Der erste Punkt vollends wurde von der österreichischen Regierung in folgender Weise umgedeutet: „Der Congreß wird die Mittel prüfen, Sardinien zur Erfüllung seiner internationalen Pflichten zurückzuführen, und er wird sich mit den Maaßregeln beschäftigen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Verwickelungen verhüten können."

Weit entfernt, auch nur das geringste Zugeständniß machen zu wollen, forderte Oesterreich vielmehr, daß die Verträge, die ihm das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner Grenzen gewährten, von vorn herein unter die geheiligten und unantastbaren eingereihet würden: mit anderen Worten, die angefochtene Befugniß, die hohe Polizei in ganz Italien zu üben, sollte bestätigt, der Besitz der Mittel dazu ihm von Neuem feierlich zugesichert werden. Es verlangte ferner nicht mehr und nicht weniger, als daß auch Sardinien gezwungen werde, sich, gleich den anderen italienischen Staaten, seinem System zu unterwerfen, und seinen Geboten zu fügen.

Sehr deutlich trat schon hier hervor, daß Oesterreich sich auch nicht darauf beschränkte, seine Stellung einfach zu behaupten, daß es vielmehr über das hinaus, was es bereits besaß, ein Mehr, einen positiven Gewinn im Interesse seines Systems verlangte. Dazu sollten ihm die vermittelnden Mächte, als seine Verbündeten, verhelfen.

Uebrigens kam es, wie bekannt, gar nicht zu dem etwas abenteuerlichen Versuch, ob von einer so verschieden gedeuteten Grundlage aus zum Frieden zu gelangen sei. Rußland leistete seinem Halbverbündeten, Napoleon III., einen erwünschten Dienst, indem es Alles durchkreuzte, was allenfalls für eingeleitet gelten konnte. Anstatt sich den Vermittlungs-Versuchen Englands und Preußens anzuschließen, worauf ein redliches Streben, den Frieden zu erhalten, unmittelbar führen mußte, schlug die rus-

sische Regierung, als ob noch gar nichts geschehen wäre, in Paris einen Congreß der europäischen Großmächte vor, um die „italienische Frage“ zu schlichten.

Napoleon III. bewährte seine bekannte Friedensliebe auch hier wieder auf das Glänzendste; er ging sofort auf den Vorschlag ein, der ihn aller gegen England bereits eingegangenen Verpflichtungen enthob, von den vier Punkten, zumal von der Verpflichtung, die Verträge von 1815 zu achten erlöste, und die unbequeme Vermittlung ohne Bruch mit den Vermittlern beseitigte, mit einem Wort, die französische Regierung in das Element vollkommener Freiheit zurückversetzte, ohne daß sich irgend Jemand deshalb über Frankreich beklagen konnte. Dieser Vorschlag Rußlands kam so gelegen, so zu rechter Zeit, daß es — die Frage ist, ob er Napoleon III. überrascht hat; er konnte möglicher Weise zwischen Paris und Petersburg verabredet sein.

Die österreichische Regierung dagegen konnte von dieser unerwarteten Combination nur sehr unangenehm berührt, und sie mußte wenig geneigt sein, ihre Interessen der Entscheidung eines Congresses zu unterwerfen, auf dem sie gewiß war, nur sehr geringen Sympathien zu begegnen. Sie konnte außerdem glauben, dem Rang und der Würde des Staats überhaupt etwas zu vergeben, wenn sie in gewissem Sinn ein europäisches Tribunal über sich anerkannte; denn bisher waren doch eigentlich nur die Angelegenheiten der Mächte zweiten Ranges durch Congressesspruch geregelt worden. Die Zumuthung, das verhaßte Sardinien schon zum Voraus als ein gleichberechtigtes Mitglied dieser Versammlung anzuerkennen, stand in einem zu grellen Gegensatz zu dem, was man im Rath des Kaisers beabsichtigte, und in dem Commentar zu den vier Punkten so eben gefordert hatte; sie verletzte den Stolz der feindseligen Gefühle, mit dem man bisher auf den Gegner herabgesehen hatte: und wirklich beleidigt durfte sich die kaiserliche Regierung glauben, als Rußland mit dem ganz unerhörten Vorschlag hervortrat: wenn der Wiener Hof sich weigere, möge man sich ohne Oesterreich zum Congreß versammeln, um da im europäischen Areopag das Urtheil über die Großmacht an der Donau gleichsam in contumaciam zu fällen!

Das waren ohne Zweifel sehr gewichtige Bedenken; sie waren aber in dem Augenblick durch Rücksichten einer höheren Ordnung so vollständig überwogen, daß sie in der That nur der Form wegen geltend gemacht wurden. Die Dinge gediehen gar nicht so weit, daß dergleichen im Ernst und wirklich als das eigentlich zu beseitigende Hinderniß in das Gewicht fallen konnten; — wie die Sachen wirklich standen, würde Oesterreich nicht weniger gesucht haben, sich um jeden Preis dem Congreß zu ent-

ziehen, wenn diese Schwierigkeiten auch sämmtlich aus dem Wege geräumt waren.

Die Politik Oesterreichs hatte nämlich von dem Augenblicke an, wo dem Zwist nicht mehr auszuweichen war, eine Wendung genommen, in Folge welcher diese Macht ganz entschieden nicht mehr einfach als der angegriffene Theil betrachtet werden konnte, der sich lediglich in seinem wohl oder übel erworbenen Besitz erhalten will.

Oesterreich wurde der angreifende Theil, und zwar nicht blos der Form, sondern auch dem Wesen und der Absicht nach. Das ist bisher der allgemeinen Aufmerksamkeit meist entgangen; die Andeutungen einzelner Wohlunterrichteter, wie des Herrn v. Bennigsen in der hannöverschen Kammer und des Verfassers der Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca", sind nicht verstanden oder doch nicht, wie sie sollten, beachtet worden, und in Folge dessen hat auch das allgemeine Urtheil über die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland und Preußen meist etwas Unvollständiges behalten, ja etwas Schiefes, das nicht den entscheidenden Punkt trifft.

Man sagte sich nämlich im Rath des Kaisers zu Wien, was sich Jeder sagen mußte, der die allgemeine Lage der Dinge mit unbefangenem Blick übersah, daß nämlich die Vertheidigung in keiner Weise ein irgend genügendes Ergebniß herbeiführen konnte. Was konnte es viel helfen, dem gegenwärtigen Andrang zu widerstehen, sich lediglich der augenblicklichen Gefahr und Verlegenheit zu entziehen, selbst wenn man keine Zugeständnisse zu machen brauchte? Das war doch immer nur ein Palliativ, dessen Wirkung nicht sehr weit reichte. Wenn die allgemeinen Verhältnisse Europas unverändert blieben, mußte man nach wenigen Jahren eines neuen Angriffs gewärtig sein. Und selbst für die Zwischenzeit unsicheren Friedens wurde aller Wahrscheinlichkeit nach ein Grad der Kriegsbereitschaft nothwendig, der die Mittel des Landes weit überstieg.

Hier war kein Ausweg; man mußte zum Angriff übergehen. Damit das System, von welchem die österreichische Regierung nicht lassen wollte, in dem sie das Heil der Welt, ihrer Welt nämlich, sah, im eigenen Lande mit Sicherheit aufrecht erhalten werden könne, mußte es zum siegreichen und herrschenden in ganz Europa gemacht werden; das Princip, das ihm feindlich gegenübersteht, mußte überall niedergeworfen und unterdrückt werden, und darauf, darauf in der That war es abgesehen. So erhoben sich die Ansichten und Pläne Oesterreichs zu einer Großartigkeit und Höhe, — von der sich die süddeutsche Begeisterung nichts träumen ließ.

Natürlich gehörte in diesen Plan auch, daß Sardinien „unschädlich

gemacht" werde. Zu diesem Ende hätte sich Oesterreich gern die Lomelina, den schönen, fruchtbaren Landstrich zwischen dem Ticino und der Sesia, abtreten lassen. Das könnte befremden; man könnte denken, Oesterreich habe italienische Unterthanen genug, und hinreichende Noth mit ihnen: in der That aber wurde die Schwierigkeit, diese unruhigen Unterthanen in Ordnung zu halten, durch die Erwerbung der Lomelina nicht gesteigert, sondern im Gegentheil sehr wesentlich vermindert. Dieser Landstrich ist nämlich ein in früheren Verträgen abgetretener Theil des alten Herzogthums Mailand, und ein großer Theil des reichen mailänder Adels hat, wie sich daraus erklärt, bis auf den heutigen Tag dort einen großen Theil seiner Besitzungen. Mehrere einflußreiche mailänder Familien haben sogar geradezu den Haupttheil ihrer Güter in der Lomelina; in diesem Fall ist namentlich die Familie Boromeo, deren Name in der Lombardei in hoher Achtung steht, wozu die zahlreichen und großartigen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, die von ihr unterhalten werden, und selbst religiöse Ideenverbindungen, Erinnerungen an den Heiligen Karl Boromeo und den fast heilig geachteten, edlen und menschenfreundlichen Cardinal Federigo Boromeo nicht wenig beitragen. Dasselbe gilt von den Familien Litta, Anone, Arese, Trivulzio (Fürstin Belgioioso) und anderen Trägern berühmter Namen. So lange die Lomelina sardinisches Land blieb, so lange die schwarzgelben Grenzpfähle nicht bis an die Sesia vorgerückt waren, durfte Oesterreich nicht hoffen, des mailänder Adels und seines Einflusses vollständig Herr zu werden. Die Regierung hatte eine unbedingt zwingende Gewalt über ihn. Selbst eine Confiscation ihrer Güter, soweit sie im österreichischen Gebiet liegen, zwang, wie die Erfahrung gelehrt hatte, die Herren nicht unbedingt, sich der österreichischen Herrschaft zu fügen; sie waren selbst dadurch nicht zu Grunde gerichtet; nicht einmal der Mittel beraubt, ein standesmäßiges Leben fortzuführen.

Aufhebung der parlamentarischen Verfassung in den sardinischen Staaten; Auflösung des piemontesischen Heeres, das nur in sehr verkleinerter Gestalt fortbestehen durfte; österreichisches Besatzungsrecht in Alessandria; das Recht, zu interveniren, wenn es wieder unruhig würde in Piemont, und die „legitime Ordnung" wieder herzustellen: das Alles verstand sich von selbst. Ließ sich Victor Emanuel dahin drängen, gleich seinem Vater die Krone niederzulegen, so war das um so besser; dem sehr jungen, unmündigen Fürsten, der ihm auf dem Thron folgen mußte, konnten dann gar wohl ein einheimischer, ultramontan gesinnter Kirchenfürst und ein österreichischer General als permanente Rathgeber zur Seite stehen.

Doch das Alles waren Nebensachen, untergeordnete Theile des Plans. Warum es sich eigentlich handelte, das war: Deutschland und zumal Preußen in den Krieg zu verwickeln, den Krieg an den Rhein zu verlegen, mit gewaltiger, überlegener Heeresmacht in Frankreich einzudringen, den Napoleoniden zu Boden zu werfen und zu vertreiben, Heinrich V. und seine befreundete klericale Umgebung auf den Thron seiner Väter zurückzuführen. Ein inniges Bündniß der beiden katholischen Großmächte mußte sich dann wie von selbst ergeben, und die Rückwirkung auf Deutschland konnte nicht ausbleiben. Auch hier mußte dann den »legitimen Interessen« ihr volles Recht, Oesterreichs Gebot unbedingt maaßgebend und sein System durchaus das herrschende werden.

Heinrich V., an den, wie wir früher gesehen haben, selbst die Legitimisten nicht mehr im Ernst denken, wollte man wieder zum allerchristlichsten König von Frankreich machen; in die Hände der Geistlichkeit wollte man die eigentlich maaßgebende und bestimmende Gewalt legen, zu einer Zeit, wo die Begünstigung der Kirche durch Napoleon III. sehr sichtbar böses Blut in Frankreich machte! — Das Alles in dem Wahn, daß diese Restauration nicht der Ausgangspunkt neuer ganz unberechenbarer und gewaltiger Revolutionen sein werde, daß vielmehr von ihr dauernde, zuverlässig friedliche Zustände zu erwarten seien! Ein seltsamer Wahn, der sich gewiß nur durch die Verblendung der Leidenschaft erklären läßt! — ein Wahn, doppelt thöricht, weil er mit der Zumuthung verbunden war, daß das gesammte Deutschland für ihn Gut und Blut opfern solle!

In allen Erlassen, Schriften und Zeitungsartikeln, die für das große Publicum bestimmt waren, durfte vor der Hand natürlich nur von »Vertheidigung unseres guten Rechts,« »gewissenhafter Beobachtung der Verträge« u. dergl. die Rede sein: in den diplomatischen Kreisen jedoch waren die eigentlichen Pläne Oesterreichs schon unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs ziemlich durchsichtig geworden. Die Schritte, welche die österreichische Regierung am deutschen Bundestag that, boten mehr als Eine Gelegenheit, sie ziemlich zu durchschauen, und als Graf Rechberg Ministerpräsident geworden war (im Mai), sprach er es zu Wien amtlich ganz unverholen aus, daß der Sturz Napoleon's III. und die Restauration Heinrich's V. der eigentliche Zweck des Krieges sei. Da einer der hochgestellten Staatsmänner, denen Graf Rechberg diese gewichtige Eröffnung machte, dabei vielleicht so aussah, als ob er seinen Sinnen nicht recht traute, fügte der Minister Oesterreichs mit einer gewissen berechneten Ruhe und behaglichen Bestimmtheit hinzu: „Oui! c'est ce que nous voulons! ni plus, ni moins!"

Auch die officiösen Zeitungen in Oesterreich scheinen damals ihre Verhaltungsbefehle in Uebereinstimmung mit den Plänen der Regierung erhalten zu haben. Dem anderweitig einigermaaßen Orientirten konnte wenigstens nicht entgehen, daß die Sprechweise der Zeitungen, in Beziehung auf den gerade in Wien einst so hoch gefeierten Napoleoniden, eine Umwandlung erfuhr, weit über das Maaß dessen hinaus, was der Krieg mit sich bringt oder erklären könnte. Er wurde in den österreichischen Blättern nie mehr „Napoleon III.“ oder „Kaiser der Franzosen“ genannt, wie bisher; sondern „Ludwig Napoleon“, und bezeichnender „der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs.“ Einige ganz besonders eifrige Tagesblätter verstiegen sich sogar bereits bis zum „Usurpator.“ Das Alles hatte seinen Sinn und seine Bedeutung; es leuchtete auch daraus hervor, daß Napoleon III. in Wien nicht mehr anerkannt sei.

Ueber die Art und Weise, wie die Ausführung des großen Planes herbeigeführt werden sollte, scheinen die verschiedenen Mächte, die wechselnd, eine um die andere, zu Wien den entscheidenden Einfluß übten, nicht ganz Eines Sinnes gewesen zu sein.

Die eine Partei, die im Ministerium eine gewisse Macht übte, hätte gern Rücksichten gegen die Mächte beobachtet, die man zu Verbündeten haben wollte, und das gewünschte Ergebniß der Unterhandlungen mit ihnen ohne allzu starke Reibungen herbeigeführt. Sie wollte England nicht geradezu verletzen und, da man der übrigen deutschen Staaten gewiß zu sein glaubte, Preußen wo möglich mit Gutem dahin gebracht sehen, daß es sich dem Willen Oesterreichs fügte, Lehnfolge leistete und sein Heer der österreichischen Regierung zur Verfügung stellte, um deren Pläne durchzufechten, — wenn auch, ohne sie ganz zu erfahren. So wurde, da der erste am Bundestag gemachte Versuch, Preußen durch einen Majoritätsbeschluß der Versammlung unversehens mit in den Krieg hinein zu verflechten, mißlungen war, die Sendung des Erzherzogs Albrecht nach Berlin herbeigeführt (Mitte April).

Eine andere, viel leidenschaftlichere Partei, die ganz rücksichtslos auf ihr Ziel zuschreiten wollte, fand ihre eigentliche Vertretung auch diesmal wieder außerhalb der officiellen und anerkannten Organe der österreichischen Regierung, in der Grafencoterie und ihrem Oberhaupt. Diese Partei wollte stets auf ihren ersten Plan zurückkommen, Preußen, ohne daß man es fragte oder auf seine Zustimmung wartete, einfach durch einen Frankfurter Majoritätsbeschluß in den Krieg zu verwickeln. Sie wollte das, weil sie Zeit und Verhältnisse günstig wähnte, Deutschland — Preußen nicht ausgenommen — zu einem Complex von Oesterreich abhängiger Vasallenstaaten zu machen, deren Interessen durch Oesterreich beherrsch-

würden, und die ihrerseits für alle und jede Interessen Oesterreichs ohne Erörterung unbedingt einzutreten hätten. Einen Majoritätsbeschluß glaubte man jederzeit herbeiführen zu können; dafür bürgte, was schon vor Jahren zu Bregenz verabredet war. Und Preußen, meinte man, müsse dem Spruch des Bundestages gehorchen; die schöne Begeisterung, die in einem großen Theil von Deutschland aufloderte, werde es dazu zwingen; es könne sich weder vom Bunde losreißen und sich des Verraths am allgemeinen Vaterlande zeihen lassen, noch dem Kampf entziehen, wenn er erst — und sei es gegen seinen Willen — an den Rhein verlegt sei. So rechnete man in Wien auf den Einfluß der herrschenden Stimmung und den Druck der Verhältnisse! Es kam dieser Partei in ihrem leidenschaftlichen Eifer selbst darauf nicht an, gelegentlich einen Erzherzog blos zu stellen, und ihn eine etwas zweideutige Rolle spielen zu lassen, ja man scheute sogar den Bund mit Mächten bedenklichster Art nicht, um zum Ziele zu gelangen. Einer der bedeutendsten und einflußreichsten Staatsmänner Oesterreichs wurde verschiedentlich von befreundeter Seite auf die Schwierigkeit des Beginnens aufmerksam gemacht; man fragte, ob denn auch wirklich die Zustimmung der deutschen Fürsten sicher sei? und verwies auf einen der bedeutendsten dieser Fürsten, von dem man glaubte, daß er für seine Person nichts weniger als österreichisch gesinnt sei. Die Antwort war: gerade dieses Fürsten sei man gewisser als jedes anderen; man kenne die mit gutem Bedacht wohl vorbereitete Stimmung, die in seinem Lande und seiner Armee herrsche; wenn er nicht unbedingt mit Oesterreich gehen wolle, laufe er Gefahr, das Schicksal des Großherzogs von Toscana zu erleben und den Thron einem Agnaten in aufsteigender Linie einräumen zu müssen.

Der Erzherzog Albrecht äußerte sich inzwischen in Berlin mit vieler Mäßigung, indem er von dem eventuellen Krieg Deutschlands gegen Frankreich sprach, wenn er auch allerdings ankündigte, daß sein Hof die Absicht habe, sich mit einem Ultimatum unmittelbar an den König von Sardinien zu wenden. Der Krieg in Italien werde, meinte er — wenn nämlich Preußen diesen Plänen beistimmte — stets nur eine Nebensache sein und Oesterreichs Heer dort mit Leichtigkeit das Feld siegreich behaupten. Der Schwerpunkt der Entscheidung liege in dem Heereszug Deutschlands über den Rhein nach Frankreich, darum werde auch der Kaiser Franz Joseph nicht nach Italien gehen, sondern für seine Person auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz bei seinem Heer am Rhein auftreten. Für diesen Krieg habe Oesterreich nicht weniger als 260,000 Mann in Bereitschaft.

Diese Behauptung war, beiläufig bemerkt, etwas gewagt; man wußte in Berlin sehr gut, daß Oesterreich zur Zeit in Böhmen, wo der größte

Theil dieser Armee schon vereinigt sein sollte, selbst mit Einschluß der ganz unsicheren italienischen Regimenter, nur etwa 80,000 Mann beisammen hatte; die sechsten und siebenten Bataillone der Infanterie-Regimenter, die immer mitgerechnet wurden, um auf recht imposante Zahlen zu kommen, waren eine bloße Vorstellung, eine Idee, zu deren Ausführung man noch nicht einmal die Rekruten beisammen hatte. Auch wurden die Streitkräfte, über welche Oesterreich verfügen konnte, noch dadurch vermindert, daß Ungarn, wo sich vielerlei gefährliche Elemente regten, nicht ganz von Truppen entblößt werden durfte.

Ferner ging der Erzherzog von der Ansicht aus, daß die Bundeskriegsverfassung, auf die Oesterreich sich ein Paar Monate später wieder sehr entschieden berief, nicht ausführbar sei; sein Hof, erklärte er, wolle von ihren Bestimmungen absehen; die beiden norddeutschen Armeecorps sollten unter preußischen, die süddeutschen unter österreichischen Heerbefehl gestellt, und die Einheit der Leitung im Ganzen nicht durch die Ernennung eines Bundesfeldherrn vermittelt werden, sondern durch die Bildung eines Hauptquartiers, in welchem der Kaiser Franz Joseph und der Prinz-Regent von Preußen sich über die Operationen zu verständigen hätten.

Daß Napoleon III. gestürzt und aus Frankreich vertrieben werden sollte, wie Graf Rechberg schon etwas früher angedeutet hatte, und wenig später zu Wien unumwunden, auch gegen den General v. Willisen, aussprach, sagte der Erzherzog in Berlin nicht; er sprach sich gar nicht darüber aus, was denn eigentlich der Zweck des Zuges nach Frankreich sein sollte. Ueberhaupt aber stellte er alle diese Pläne nur hypothetisch hin; nach seiner Darstellung dachte Oesterreich an deren Ausführung überhaupt nur, insofern Preußen ihnen beistimme.

Preußen stimmte ihnen bekanntlich nicht bei, und widerrieth das Ultimatum sowie den Angriff auf Sardinien, den jenes nothwendig zur Folge haben mußte; man suchte den Erzherzog davon zu überzeugen, daß jedes offensive Vorgehen Oesterreichs dessen politische Lage verschlimmern, und ihm namentlich England zum Feinde machen werde, und da Großbritanien sich eben zu der Zeit erbot, auf dem bevorstehenden Congreß für Oesterreichs ungeschmälerten Länderbesitz, wenn auch natürlich nicht für die Specialverträge mit den italienischen Fürsten, einzustehen und jede Einmischung in dessen innere Angelegenheiten, und damit jede Zumuthung, seinen italienischen Provinzen eine selbständige italienisch-nationale Regierung zu geben, abzuwehren, — so schien der erlauchte Botschafter Oesterreichs wirklich überzeugt. Er schied mit Friedensversicherungen.

Und was war der Erfolg? — Sowie man in Wien einigermaaßen übersehen konnte, daß die Sendung nach Berlin nicht unbedingt zu dem

gewünschten Ziel führen werde, ließ man den Erzherzog Albrecht fallen. Der Kaiser Franz Joseph wurde bestimmt, ohne jede weitere Rücksicht sein Ultimatum nach Turin zu senden und am Bundestage neue Schritte in dem früheren Sinne thun zu lassen, um Preußen zum Gehorsam, zu einem Frohndienstkrieg für Oesterreich zu zwingen. Mehr als je wollte der jugendliche Kaiser an der Spitze des Heeres am Rhein, als das sichtbare Oberhaupt Deutschlands, erscheinen.

Graf Buol war gegen diesen übereilten Bruch mit Sardinien, durch den man dem Kaiser der Franzosen den größten Gefallen that. Er machte Vorstellungen; aber der Monarch war durch Stimmen gewonnen, die ihm näher standen und größere Macht über ihn hatten. Wenn wir recht unterrichtet sind, kam es dahin, daß der Kaiser in etwas leidenschaftlicher Aufregung die Scheide seines Säbels gegen das Parquet stieß und sehr bestimmt Gehorsam vorschrieb. Graf Buol erwiederte, daß er allerdings gehorchen, dann aber auch sich von den Geschäften zurückziehen müsse, und als er dann noch veranlaßt hatte, daß einem letzten Vermittlungsversuche Englands zu Liebe die Eröffnung der Feindseligkeiten um einige Tage verschoben wurde, mußte er wirklich dem Einfluß der leidenschaftlicher gesinnten intimen Umgebung des Kaisers weichen.

Preußens Aufgabe konnte fortan keine andere sein, als dahin zu trachten, daß der nunmehr ausgebrochene Krieg einen veränderten Charakter annahm, daß seine Tendenz, die zu Grunde gelegte Absicht, eine andere wurde, daß er auf die Abwehr französischer Suprematie, nicht auf die Restauration des Metternich'schen Systems in ganz Europa gerichtet werde. Es mußte suchen, erst dann, wenn dies gelungen war, in den Kampf einzutreten und lediglich zur Wahrung wirklich deutscher Interessen.

Die Aussichten auf Erfolg waren freilich gering. Man rechnete in Wien noch immer viel zu sicher darauf, daß die Macht der Ereignisse Preußen unbedingt, und ohne daß man deshalb Zugeständnisse zu machen brauchte, zwingen werde, Antheil an dem Kampf zu nehmen. Als der Kaiser nach Italien aufbrach, ermahnte ihn der Cardinal Rauscher zum Abschied, sich weder durch die Ereignisse noch durch Rathschläge der Halbheit irre machen zu lassen und auf dem bisherigen Wege auszuharren; dieser Weg sei allein der rechte, der hienieden zur Besiegung der Revolution und jenseits zur ewigen Seligkeit führe. Franz Joseph selbst erklärte in absichtlich geräuschvoller Weise: er wolle lieber eine Provinz abtreten, als die Specialverträge, d. h. Oesterreichs bisheriges System, aufgeben.

Preußens Bemühungen blieben fruchtlos. Wie Oesterreich nach langen Unterhandlungen zu versprechen schien, daß es auf die Unterjochung

Sardiniens und die permanente Intervention in Italien verzichten wolle, und wie dann plötzlich Graf Rechberg Alles, was man bereits erlangt zu haben glaubte, alle schon gemachten Zugeständnisse ignorirte, als seien sie nie gewesen, um auf die allererste Forderung Oesterreichs, auf die einer unbedingten Lehnfolge Preußens und Deutschlands zurückzukommen: — das ist bereits durch die veröffentlichten Actenstücke vor den Augen der Welt dargethan worden.

Die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland.

(Eine Universitätsrede von Otto Jahn.)*)

— — Dem Land und Volk, welches in einer ununterbrochenen, wenn auch vielfach verdunkelten Tradition überall die Spuren des römischen Alterthums in Sitten und Sprache bewahrt hatte, Italien fiel wie durch natürliche Bestimmung die Aufgabe zu, das unter der Asche fortglimmende Feuer classischer Kunst und Bildung zur hellleuchtenden Flamme zu erwecken. Der Ruhm, diese Aufgabe mit Bewußtsein ergriffen und mit rastlosem Eifer aufstrebende Männer und Jünglinge zur Lösung derselben begeistert zu haben, schmückt den großen Namen des Francesco Petrarcha. Seine dichterische Natur ließ ihn die Schönheit und Fülle der sprachlichen Form, in welcher die römischen Schriftsteller, Virgil und Horaz, Cicero und Livius den Gedanken klar und rein ausdrückten, mit übermächtiger Gewalt empfinden; sie zu erkennen und zu genießen, durch Nachbilden sich anzueignen, schien ihm der höchste Lohn geistiger Anstrengung. Sein Beispiel wirkte zündend auf Männer wie Boccaccio, und wir sehen, wie im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts die begabtesten Männer im eifrigen Gedränge unter lautem Beifall diesem Ziele zueilen. Lateinisch

*) Die nachfolgende Rede wurde am 15. Octbr. d. J. bei der Uebergabe des Rectorats in der Aula zu Bonn gehalten. Wenn dieselbe uns zur Veröffentlichung freundlichst überlassen wurde, so geschah es, weil ihr Verfasser selbst den Wunsch hatte, ein weiteres Publicum für das Thema und die Ideen seines Vortrags zu interessiren. Inhalt wie Form der Rede rechtfertigen, wie wir denken, vollkommen diesen Wunsch und die Publication in unserer Zeitschrift.

A. d. R.

zu reden und zu schreiben gleich den Alten galt als die letzte Aufgabe aller geistigen Bildung, Fürsten und Städte setzten ihren höchsten Stolz darin, für den diplomatischen Verkehr in Rede und Schrift des lateinischen Stils mächtige Männer zu besitzen, und machten einander dieselben streitig; die Secretäre der päpstlichen Curie bilden von Coluccio Salutato und Poggio bis auf die Ciceronianer Bembus und Sadoletus eine lange Reihe der berühmtesten Stilisten. Auch die Darstellung der Zeitgeschichte, welche mit großem Eifer überall gepflegt wurde, eröffnete dem Wetteifer der lateinischen Sprachkünstler ein weites Feld. Mit gleichem Eifer bildete man die Dichter nach; in den Formen und Farben der augustinischen Poesie suchte und fand man für die Gefühle und Empfindungen des Individuums, wie für die großen Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit den befriedigenden Ausdruck, und mit solcher Unbefangenheit gab man sich dem Zauber der antiken Poesie hin, daß in der That eine Nachblüthe derselben zu erstehen schien, die mit gleicher Begeisterung wie jene aufgenommen wurde. Die lateinische Sprache war die am meisten gefürchtete Waffe, nicht allein im gelehrten Streit, sie gab die sicherste Anwartschaft auf den Ruhm der Nachwelt, wer sie beherrschte, war ehrender Auszeichnung und reichen Lohns gewiß.

Aber nicht mühelos war die Freude, welche man im Genießen und Nachbilden der römischen Literatur empfand. Nur vereinzelte Trümmer des großen Schatzes waren erhalten, und mit einem knappen Besitze begann man die Studien des Alterthums. Um so größer war der Eifer ihn zu erweitern. Auch hier ging Petrarcha in unermüdlichem Forschen nach Handschriften unbekannt gebliebener Schriftsteller voran; man beschränkte sich bald nicht auf Italien, auch die verschollenen Klosterbibliotheken Frankreichs und Deutschlands wurden durchforscht, neue Schriften wurden aufgefunden, lückenhafte ergänzt, unlesbar gewordene kamen in besseren Exemplaren zum Vorschein. Nicht ohne Mitgefühl kann man der regen Thätigkeit, welche sich hier entfaltet, der Freude, mit welcher jeder neue Fund begrüßt, dem Eifer, mit welchem er verbreitet und genutzt wird, zusehen; eine urkundliche Geschichte dieser literarischen Entdeckungen würde nicht nur auf die Bestrebungen jener Zeit ein helles Licht werfen, sondern auch für wichtige Fragen der philologischen Kritik eine Grundlage bieten, deren Mangel schmerzlich empfunden wird. Denn in der Weise, wie die aufgefundenen Schriften verbreitet und zugänglich gemacht wurden, tritt uns eine schwache Seite jener enthusiastischen Beschäftigung mit der alten Literatur entgegen. Kein Werk eines alten Schriftstellers ist frei von Entstellungen geblieben, auch die ältesten und besten Handschriften bieten einen durch Nachlässigkeit der Abschreiber, durch die Interpolationen des Schulge-

brauchs oder halbgelehrter Liebhaber, durch die Zerstörungen der Zeit vielfach verderbten Text dar, der erst durch sorgsame Kritik lesbar gemacht werden kann. Von den wesentlichen Erfordernissen methodischer Kritik konnte aber jene Zeit noch keinen Begriff fassen; ganz erfüllt von Bewunderung für die Alten, nur beseelt von dem Wunsch die Schönheit ihrer Werke zu genießen, suchte man auf dem leichtesten und kürzesten Wege diese herzustellen, wo sie Schaden gelitten zu haben schien; im Gefühl, dem Alterthum verwandt und durch staunende Hingebung nahe gerückt zu sein, trug man kein Bedenken mit den Werken desselben wie mit eigenen umzugehen, und je liebevoller man sich in dasselbe eingelebt hatte, um so eher konnte es gelingen etwas hervorzubringen, das den Schein des Antiken hatte. Wer daher eine neu aufgefundene Schrift für sich oder für Gleichgesinnte abschrieb, der setzte da, wo er einen Anstoß nahm, das, was seiner Meinung nach der Schriftsteller hatte sagen wollen oder können, und glaubte dadurch am besten für das Verständniß und den Genuß des Lesers gesorgt zu haben; wenige Abschreiber waren gedankenlos oder gewissenhaft genug, zu respectiren was ihnen überliefert war. So verbreiteten sich von einer Reihe von Schriftstellern, besonders den vielgelesenen und vielbewunderten, Abschriften, welche durch den täuschenden Schein einer unversehrten Schönheit ein durchaus falsches Bild hervorriefen, das erst wie die willkürliche Uebermalung eines alten Bildes weggewischt werden muß, um die zwar verletzten, aber echten Züge des wirklich Ueberlieferten zu erkennen. Der schwerste Schade aber erwuchs den alten Schriftstellern daraus, daß man nicht selten die alten verstümmelten und entstellten Urkunden vor den lesbaren Abschriften vernachlässigte und der Vernichtung Preis gab.

Wie nun ein wahres Genießen der alten Literatur nicht möglich war ohne ein Verstehen derselben, so war man bald auch eifrig bemüht dieses von allen Seiten zu fördern. Von Stadt zu Stadt wanderten die Gelehrten und waren sicher zahlreiche und dankbare Zuhörer zu finden, wo sie alte Schriftsteller erklärten, und ihre Vorträge wurden eifrig nachgeschrieben und verbreitet. In diesen weitläufigen Commentaren gewahrt man die Sorgfalt, mit der man darauf ausging Sinn und Ausdruck im Einzelnsten zu klarem Verständniß zu bringen, sodann auch die Sitten und das Leben der Alten anschaulich zu machen, aus denen ihre Schriftwerke hervorgegangen sind; man verfolgt deutlich, wie der Kreis der Lectüre sich erweitert, wie das Wissen ausgebreiteter, klarer und sicherer wird und allmählich eine Summe von Kenntnissen und Anschauungen, als Grundlage und Voraussetzung des Verständnisses der alten Schriftsteller, sich als ein Gemeingut verbreitet.

Unabweislich führt die Beschäftigung der römischen Literatur den Blick auf die griechische, und schon Petrarcha empfand das tiefe Bedürfniß griechisch zu lernen; zwar sollte er das gelobte Land seiner Sehnsucht nicht selbst betreten, aber er glaubte schon einen Blick in dasselbe zu thun, wenn er einen griechischen Homer und Platon sein nennen und betrachten konnte. Seine Anregung blieb auch hier nicht ohne Erfolg. Strebsame Italiener wie Filelfo und Guarino reisten nach Griechenland, um griechisch zu lernen und Handschriften heimzuführen; byzantinische Gelehrte, Manuel Chrysoloras, Theodoros Gaza, Georgios Trapezuntios kamen nach Italien und konnten es als hohe Gunst gewähren, im Griechischen zu unterrichten. Nachhaltiger wurde der Einfluß griechischer Geistlicher, welche beim Concil zu Ferrara (1438) zugegen waren, und nach der Eroberung von Constantinopel (1453) wurde Italien die Zuflucht gelehrter Griechen, welche als Lehrer und Abschreiber thätig die Kenntniß griechischer Sprache und Literatur verbreiteten. Sie entzündeten eine neu aufflammende Begeisterung, die namentlich im Studium des Platon und der Platoniker eine eigenthümliche, die Gemüther tief bewegende Richtung nahm. Die platonische Akademie in Florenz feierte unter Marsilio Ficino platonische Gastmäler, nicht allein für eine Geist und Gemüth klärende Philosophie hoffte man hier neubelebende Impulse zu gewinnen, excentrische Geister wie Gemistios Plethon konnten wähnen von hier aus eine neue Weltreligion entstehen zu sehen. Die lateinischen Studien erhielten durch die namentlich von Nicolaus V mit systematischem Eifer verfolgte Aufgabe, die wichtigsten griechischen Schriftsteller zu übersetzen und dadurch in weiten Kreisen fruchtbar zu machen, eine unmittelbare Anregung, die Kräfte durch den erneuten Wetteifer mit der in anderer Weise vollendeten Darstellung derselben zu üben und zu stärken. Allein weit wichtiger war der Einfluß der griechischen Literatur dadurch, daß sie eine neue Welt genialer Kunstschöpfungen eröffnete, zu deren Verständniß alle bisherigen Bestrebungen wie eine Vorbereitung erschienen, deren richtige Würdigung auch auf das römische Alterthum ein ungeahntes Licht fallen ließ. Gewannen auf solche Weise die Anschauungen, die Kenntnisse und Fertigkeiten an Fülle und Sicherheit, so wurde auch die Methode befestigt, indem sie sich an einem neuen umfassenden Stoffe bewähren mußte, der fortwährend zu neuer Vergleichung und Prüfung aufforderte; und da die griechische Sprache und Literatur die unmittelbare Nachbildung um vieles schwerer machten als die römische, so ergaben sich hier sehr bald ganz andere Aufgaben und Gesichtspunkte, welche der wissenschaftlichen Forschung zum großen Theil förderlicher waren als jene Versuche der Reproduction.

Nur mit einem Worte deute ich auf den unerhörten Vorschub hin, den diesen Studien die Buchdruckerkunst leistete, welche von Deutschen nach Rom und anderen Städten Italiens gebracht, rasch sich ausbreitete und lange Jahre hindurch vorzugsweise den classischen Studien diente. Die glänzenden Namen der Manutius und Junta, welche sich um Ausbildung der Typographie und die allgemeine Verbreitung der classischen Literatur gleich große Verdienste erworben haben, gehören einer langen Reihe hochverdienter Buchdrucker an, deren Stolz und Schmuck sie bilden. Wie man einst mit unermüdetem Eifer den Handschriften nachspürte und Schriftsteller auf Schriftsteller an's Licht zog, so suchte man jetzt durch den Druck zum Gemeingut zu machen, was nur dem Bereich der alten Literatur angehörte; gar manche Schriften haben jene Ehrenmänner zum Druck befördert, die später selten oder nie wieder gedruckt worden sind. Zwar wurde bei der raschen Vervielfältigung der Autoren nur allzuoft versäumt die besten Quellen zu Rathe zu ziehen, eine schlechte Handschrift wurde abgedruckt, um die bessere vor dem Schmutz der Druckerei zu bewahren, auch waren leichtfertige und willkürliche Revisoren und Correctoren schon damals häufiger als gewissenhafte, so daß viele unzuverlässige Texte in die weite Welt hin verbreitet wurden; allein von unberechenbarem Einfluß war die Anregung für Viele, denen vorher der Zugang zu der alten Literatur verschlossen geblieben war, nun des leicht erworbenen Schatzes sich zu freuen. Als die ersten Aldinen in bequemem Octavformat nach Basel kamen, da umdrängten die Käufer den Frachtwagen, fragten nur: was kostets? und katzbalgten sich noch um die Bücher.

Aber die Literatur war nicht das einzige Vermächtniß des Alterthums. Frühzeitig fing man an auch auf die unmittelbaren Zeugen zu achten, man suchte Inschriften auf, schrieb sie ab und erweiterte durch Reisen und gegenseitige Mittheilungen diese Aufzeichnungen; man sammelte Münzen und Gemmen und begann den erhaltenen Resten der Baukunst Aufmerksamkeit zu schenken. Und allmählich, als die Theilnahme und das Verständniß des Alterthums eine gewisse Ausdehnung und Sicherheit erreicht hatte, öffnete auch die Erde ihren Schooß und gab der überraschten Welt die Werke der bildenden Kunst zurück, welche sie vor der Zerstörung geborgen hatte. Mit gleichem Eifer wie einst nach Handschriften wurde nun nach Kunstwerken gesucht, die seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in staunenswerther Anzahl zum Vorschein kamen und eine neue Welt antiker Schönheit offenbarten. Noch unmittelbarer als bei den Werken der Literatur schien man hier zum enthusiastischen Genuß des Schönen aufgefordert. Hatten die Kunstwerke einst den Tempeln und Wohnungen, Plätzen

und Straßen zur Zierde gedient, so wurden sie auch jetzt wieder zum Schmuck der Palläste und Villen verwendet; und wie man die Schriftsteller nach Gutdünken änderte, um im Genuß des Lesens nicht gestört zu werden, so ergänzte man die nur zu oft verstümmelt an's Licht gezogenen Statuen, um nur die Freude an den schönen Formen nicht zu beeinträchtigen, unbekümmert, ob man das Wahre traf und ob man nicht die Spuren des Rechten vertilgte. Zwar schöpfte vor Allem die wiederbelebte, im hellsten Glanze aufblühende, bildende Kunst aus dieser neu aufsprudelnden Quelle unmittelbar erfrischende Kraft, allein auch der Wissenschaft führte sie neue Belebung zu. Selbst hier war aber kein voller Genuß möglich ohne Verständniß; dieses war nur bei dem Alterthumskundigen zu suchen, der seinerseits in den Kunstwerken mannichfaltige Belehrung und vielfache Anregung fand; und welcher Begabte, dessen Geist und Phantasie durch die antike Poesie gebildet war, konnte von dem Hauche der antiken Kunst berührt werden, ohne die Ahnung einer inneren Verwandtschaft und das Bedürfniß zu fühlen, beide zum vollkommenen Bilde der antiken Schöpfungskraft zu vereinigen?

So fügte man aus den großartigen Trümmern des Alterthums, welche eine rastlose Thätigkeit entdeckt und gesammelt hatte, ein prächtiges Gebäude zusammen, in dem man wie im eigenen Besitz mit Behagen wohnte; man schuf sich ein neues Alterthum, in welchem man lebte. Kein Rest des Alterthums, nach dem man nicht begierig griff, ihn zu untersuchen und aufzuputzen, um sich daran zu erfreuen, ihn sich anzueignen, um daran seine Kraft zu üben, und dadurch wo möglich den Alten gleich zu werden. Nur dieser liebenden Hingebung, dieser uneingeschränkten Bewunderung für Alles, was dem Alterthum entstammte, war es möglich, mit Besiegung ungeheurer Schwierigkeiten einen verhältnißmäßig sehr großen Theil aller Ueberreste des Alterthums zu sammeln, zugänglich zu machen und mit Geist und Sinnen so zu durchdringen und sich so zu eigen zu machen, daß Genuß und Nachbildung möglich wurde. Und dies müssen wir als den so nicht wieder erreichten, eigenthümlichen Vorzug der ersten Jahrhunderte der Alterthumsstudien anerkennen.

Wie hoch man aber auch die Anstrengung und die Arbeit schätzen mag, durch welche allein die ungeheure Masse bewältigt und zu freiem, geistigem Eigenthum gemacht worden war, diese Besitzergreifung und Aneignung war ohne eigentlichen Kampf vor sich gegangen. So nahe verwandt fühlten sich die Italiener den Römern, so lebhaft empfanden sie den Stolz dieser Nachkommenschaft, so mächtig war der Drang der Zeit nach Freiheit im Gebrauch geistiger Kraft und im Genuß geistigen Schaffens, daß die Träger mittelalterlicher Bildung fast ohne Widerstand zurück-

wichen. Die Kirche aber, welche einer Wiedererweckung des Alterthums feindlich gegenübertreten mußte, ließ gewähren, weil sie sich nicht angegriffen sah. Mochten auch aus der Beschäftigung mit den Alten Erzeugnisse der Frivolität wie Beccadellis Hermaphrodit oder Poggios Facetien hervorgehen, mochten manche Gelehrte unchristliche Gesinnungen annehmen — man erzählte sogar von einem heidnischen Privatcultus der römischen Akademie des Pomponius Laetus — mochte der erste Grammatiker Lorenzo Valla seine Kritik auf das neue Testament und gegen die Schenkungsurkunde Constantin's richten, mochten Andere die neugeschärften Waffen auch gegen den Clerus wenden, — es waren Ausschreitungen Einzelner, die Kirche blieb unangetastet auch von denen, die neben ihr hergingen. Man sah das ganze Treiben als ein Leben des Geistes in einer anderen Welt an, wie der Dichter es führt, das Heidenthum der Phantasie schien ungefährlich, und den glänzenden Schmuck, welchen die feinere Geistesbildung, Geschmack an Literatur und Kunst dem Leben gab, mochten die Geistlichen ebenso wenig entbehren als Weltliche. Wie schön und edel aber auch dieses liberale Bestreben war, die Beschäftigung mit alter Literatur und Kunst als den Vorzug der durch geistige Begabung und äußere Stellung im Leben ausgezeichneten Männer zu betrachten, denen es auf solche Weise vergönnt war, im Genießen des Schönen die höchste geistige Befriedigung zu finden, — seine Schwäche war es, daß man den Genuß des Schönen über die Erkenntniß des Wahren setzte, und zu einer Zierde Bevorzugter machte, was Allen geistige Freiheit und Bildung zu verleihen fähig und bestimmt war. Nur die Kraft einer frischen Begeisterung konnte die Alterthumsstudien wie im Fluge freischwebend erhalten — und mit Staunen ermessen wir die Zeit, während welcher sich diese Kraft bewährte —; als sie abnahm, mußte es um so stärker hervortreten, daß denselben der wahre feste Boden nicht bereitet worden war.

Der stets wachsende Stoff erschwerte Genuß und Verständniß, der im ersten Anlauf rasch gemachte Gewinn erwies sich nicht immer als sicher, man mußte sich bemühen, von der Oberfläche in die Tiefe zu dringen, ein Zweifel rief den andern hervor, jede Frage eine neue, und war man anfangs darauf ausgewesen sich des Ganzen zu bemächtigen, so gewahrte man nun, daß das Einzelne gründlicher Erforschung bedürfe, und wandte sich dieser Detailforschung mit verdoppeltem Eifer zu. Allein an dieser sich zu betheiligen, gewährte denen keine Befriedigung, welche einen leichten Genuß suchten, den sie am ehesten in der zierlichen Stilistik der Ciceronianer fanden; von der philologischen Arbeit zog sich das allgemeine Interesse mehr und mehr zurück, und allmählich fiel den Gelehrten als

wenig beneidete Aufgabe zu, wonach früher die Gebildeten gestrebt hatten. Daß die so entstehende, eigentlich philologische Technik und Methode anfangs noch in Italien eifrige Förderung fand, davon legen die Leistungen von Pietro Vettori, Fulvio Orsini, Paolo Manuzio und Carlo Sigoni Zeugniß ab, namentlich Rom blieb durch die unerschöpfliche Fülle seiner Hülfsmittel, durch die Macht der Tradition ein Mittelpunkt philologischer Studien; allein sie wurde zum großen Theil von Fremden, welche die geistliche Hauptstadt hingezogen hatte, gepflegt, Muret war Franzose, Ant. Agostino, Fr. Sanchez Spanier. Im italienischen Volke hatten sie keine Wurzel geschlagen, es fehlte am Nachwuchs, und so schrumpfte auch die Disciplin ein, die Gesichtspunkte wurden enger, die Kenntnisse dürftiger, nur die unmittelbare Anschauung der unvergänglichen Spuren antiker Kunst und Bildung ließ das Interesse nie ganz untergehen.

Die oft gemachte Beobachtung, wie die großen Aufgaben des Menschengeistes von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk wandern, um immer wieder mit frischer Kraft ergriffen und ihrer Lösung näher geführt zu werden, wiederholt sich auch auf diesem Gebiet. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir die Philologie, nachdem sie sich zu einem Fachstudium herausgebildet hatte, auf ihren Wanderungen im Einzelnen begleiten. In merkwürdiger Weise bezeichnen die erlauchten Namen der beiden Scaliger den raschen Durchgang, welchen die philologischen Studien von Italien aus durch Frankreich nahmen, das in Guil. Budé den ersten Vertreter derselben aufzuweisen hat. War der feine und scharfe Geist der Franzosen, ihre leichte Beweglichkeit vorzüglich geeignet, die Kritik zu schärfen, deren sichere Handhabung zu erlangen vor Allem Noth that, so befestigte die tief eingreifende Betheiligung ausgezeichneter Juristen, wie Cujas, Hotmann, Brisson, Pithou das Studium des Alterthums nicht allein in seiner Methode, sondern leitete es auf einen Punkt, von dem aus eine lebendige und sichere Anschauung des antiken Lebens in einer geistig wie praktisch gleich bedeutenden Richtung zu fassen war, und diese innige Verbindung der Jurisprudenz mit der Philologie ist die Grundlage der wahren Methode für beide Disciplinen geworden bis auf den heutigen Tag. Unter den trefflichen Männern, die mit Geist und Scharfsinn an der Ausbildung der philologischen Disciplin nach verschiedenen Richtungen arbeiten, einem Turnebe, Lambin, Derat Mercier, zeichnet sich als Typus echt französischer, geistreicher Lebendigkeit und praktischer Regsamkeit Henri Estienne aus. Für eine ganze Schaar der bedeutendsten Autoren hat er durch die Ausgaben, welche er als Gelehrter und Buchdrucker in einer Person besorgte, den Text festgestellt, welcher bis in die neueste Zeit als Vulgate zu gelten pflegte; fast keine ist

ohne neue Hülfsmittel, welche er auf seinen Reisen unermüdlich herbeischaffte, keine ohne eigne, meist rasch hingeworfene, aber stets geistreiche und anregende Bemerkungen und Aufsätze geblieben. Durch seinen thesaurus linguae graecae, ein staunenswerther Werk des Fleißes und der Forschung, legte er zu einer sicheren Erkenntniß der Sprache, wie sie bis dahin nicht möglich gewesen war, einen so festen Grund, daß man fortan darauf fortbauen konnte. Und diesen Mann trieb der confessionelle Hader aus dem Vaterlande, das auch Isaac Casaubonus und Joseph Scaliger, wie später Saumaise, von sich wies; wie denn in Frankreich die hugenottischen Kämpfe in ihrem Verlauf die eigentlich philologischen Studien zerstört haben. Zwar nahmen die Jesuiten, um sich auch auf diesem Gebiet den überall angegriffenen Gegnern gewachsen zu zeigen, dieselben auf und haben sie durch Leistungen gründlicher Gelehrsamkeit gefördert; allein sie ließen sie fallen, als sie derselben nicht mehr als einer Waffe bedurften, die wissenschaftliche Forschung tritt nur in vereinzelten Erscheinungen mehr zu Tage, und das Studium des Alterthums verkümmerte in den Schulen zu einem dürftigen Bestandtheil einer formalen Bildung.

Als die Stadt Leyden zum Lohn für die heldenmüthige Tapferkeit, mit welcher sie die spanische Belagerung ausgehalten hatte (1575), die Gründung einer Universität erbeten hatte, krönte man die neue Stiftung, indem man Jos. Scaliger berief. Durch die Ueberlegenheit einer genialen Natur und die umfassendsten Studien in den verschiedensten Gebieten hatte Jos. Scaliger eine Anschauung des ganzen Alterthums gewonnen, wie kein Gelehrter vor ihm; auf diesem Standpunkte erkannte er die Aufgaben der Philologie mit klarem Blick, drang in Gebiete der sprachlichen und sachlichen Philologie ein, welche bis dahin fast unbeachtet geblieben waren, und wies durch eigenthümliche Forschungen und neue Entdeckungen der kommenden Generation die Wege. Anziehend durch die Originalität der Darstellung, auch der poetischen in beiden Sprachen, durch die Schlagfertigkeit seiner Methode, leistete er meisterlich, was die Besten seiner Zeitgenossen, ein Lipsius, Dousa, Canter, vermochten. Seine glänzende Combinationsgabe, sein durchdringender Scharfsinn, verbunden mit einem staunenswerthen Gedächtniß und dem Fleiße des Genies, schufen überraschende Aufklärung und fruchtbare Anregung, wohin er seinen Blick wandte, sei es die Untersuchung der alten Zeitrechnung oder die Kritik und Erklärung der alten Schriftsteller; selbst wo Kühnheit und Raschheit ihn fehlgreifen ließen, fördert sein Irrthum den Denkenden. Nicht minder als durch seine Schriften, welche keineswegs das volle Maaß seines Wissens und Könnens bieten und überall auf ein großes Ganze hinweisen, als dessen abgelöste Glieder sie erscheinen, wirkte er durch seine

große und edle Persönlichkeit. Um ihn sammelte sich ein Kreis von begeisterten Jüngern, welche von ihm ohne eigentlichen Unterricht angeregt und berathen, seinem Vorbild nachzueifern strebten. Auch mittelmäßige Naturen wußte er zu heben, allein selbst die Begabtesten reichten nicht an seine Genialität und Vielseitigkeit.

Der Aufschwung aller Kräfte, welchen der Kampf um die Freiheit und die staatliche Existenz in Holland hervorrief, belebte damals auch die philologischen Studien in eigenthümlicher Weise; wiederum wurde philologische Bildung das Kennzeichen höheren Strebens, lateinische Rede und Schrift hatte politische Bedeutung, und lateinische Poesie galt als Nationalpoesie, wie dieses in Hugo Grotius in eigenthümlicher Weise sich ausspricht. Allein mit dem Nachlassen dieser Kraft nimmt auch die holländische Philologie eine mehr materielle Richtung. Die grammatisch kritische Behandlung der römischen Schriftsteller, von Joh. Fr. Gronov und Nic. Heinsius mit umfassender Gründlichkeit und sicherem Scharfblick geübt, verfällt einem geistlosen Mechanismus, die Alterthumskunde artet nach Meursius' Vorgang in ein äußerliches Zusammenordnen von Stellen aus, klar blickende Geschichtsforscher wie Perizonius bilden eine seltene Ausnahme. Eine falsche Vorstellung von Fleiß und Genauigkeit führt immer tiefer in unfruchtbare Kleinigkeitskrämerei, in Sammeln von Phrasen und Citaten hinab.

Deutschland hatte die Alterthumsstudien frühzeitig aufgenommen und gepflegt. Als der erste belebende Frühlingshauch, der erste warme Sonnenstrahl über die Alpen drang, da war schon von treuer Hand das rauhe Erdreich mit der Pflugschaar bearbeitet, welches das Saatkorn aufnehmen und zum Keimen bringen sollte. Nicht Begeisterung für die Schönheit der Form, nicht Verlangen nach geistigem Genießen erweckte den Sinn der Deutschen zu regerem Leben, sondern das Gewissen mit seiner unabweislichen Forderung recht zu denken und recht zu handeln. Der einmal erkannten Pflicht zu genügen, fingen fromme und ernste Männer in den Niederlanden und Westphalen wie am Oberrhein das Gebäude vom Grund an, mit der Erziehung. Die Jugend sollte in strenger Zucht unterwiesen werden, klar zu denken, richtig das Gedachte auszudrücken, tüchtig zu werden durch geistige Uebung, nützliche Kenntnisse zu erwerben und anzuwenden, auf dem kürzesten und einfachsten Wege sollte das erreicht werden. Es gab aber keinen anderen, als durch die spärlichen Trümmer des classischen Alterthums, welche man aus dem Wust und Schutt der mittelalterlichen Scholastik an's Tageslicht ziehen konnte. Das gelang nicht ohne harten Kampf mit den Hütern und Wächtern dieser Scholastik, mit der Geistlichkeit, deren Schäden und Gebrechen aufgedeckt und angegriffen wur-

den. Kein schimmernder Glanz, keine lohnende Gunst ehrte und förderte dieses Streben nach Wissenschaft und Sittlichkeit, der eigenen Kraft vertrauend schritt man ruhig vorwärts, die Schulen füllten sich und verbreiteten strebsame Männer durch Deutschland. Nachdem aber erst ein geistiger Verkehr mit Italien angeknüpft war, bemächtigte man sich mit Eifer der neuen Hülfsmittel, man lernte die lateinische und bald auch die griechische Sprache verstehen und nachbildend gebrauchen. Von Celtes an bis auf Frischlin und Taubmann hat es in Deutschland nicht an Männern gefehlt, die nicht nur mit Sicherheit und Gewandtheit, sondern mit Feinheit und Geschmack lateinische, und dann auch griechische Poesie übten, die in der Kunst des Uebersetzens und Darstellens sich den besten Italienern kühn zur Seite stellen können. Unsere Zeit, im Genuß und im stolzen Bewußtsein der nationalen Literatur, übersieht die Verdienste einer Vergangenheit, welche im erfolgreichen Ringen mit fremden Sprachen den Weg der Herrschaft über die eigenen bahnte. Auch in Deutschland feierte die alte Literatur ihr Auferstehungsfest, allgemein verbreitete sich das Streben nach antiker Bildung, die Freude an deren Besitz, und jeder Gewinn, den sie brachte, wurde treulich der Schule zugeführt. Erblühte hier gleich kein so heiteres Genußleben in Wissenschaft und Kunst, so wurden dem einmal begonnenen Kampfe gegen Unwissenheit und Unsittlichkeit die scharfen Waffen der überlegenen Bildung und Formengewandtheit bereitet. Wie auf einem Kreuzzug für die classische Bildung ziehen die Poeten und Humanisten umher, hier mit lautem Beifall empfangen, dort mit Mühe einen Platz gegen die Scholastik erkämpfend, und als der schmählichste Angriff den ehrwürdigen Reuchlin bedroht, da schaaren sich um den Altmeister die erleuchteten Männer der Wissenschaft, der Kampf für die classische Bildung wird zum Kampf um die geistige Freiheit. Durch Feinheit, Geschmack und Gewandtheit in der Aneignung und Anwendung dieser classischen Bildung, leider auch durch Eitelkeit, Schmeichelei und Zweizüngigkeit stand den begabtesten Italienern Niemand näher als Erasmus. Er verstand die Schwächen seiner Zeit und wußte die Waffen der Gelehrsamkeit meisterhaft zu führen, aber ihm fehlte der Muth der ehrlichen Ueberzeugung, er konnte anregen und noch besser aufregen, aber er hatte nicht die Entschlossenheit der Consequenz. Und dennoch hat er mit allen seinen Schwächen und wohl zum Theil durch dieselben einen unberechenbaren Einfluß auf das Durchdringen der classischen Bildung gehabt, wie ihn der ritterliche Vorkämpfer derselben, der gekrönte Dichter Ulrich von Hutten nicht errungen hat. Aber hatten italienische Gelehrte in giftigen Invectiven alle Kunst der Darstellung zu gegenseitiger Schmähung entwürdigt, so entschied hier die Meisterschaft der Satire den Sieg

der Bildung und überlieferte die Dunkelmänner dem vernichtenden Gelächter.

Doch nicht allein im Kampfe bewährte sich die deutsche Philologie, auch an der stillen Pflege der Wissenschaft nahm sie rüstigen und ehrenhaften Antheil, wie der einzige Name Sylburgs bezeugt; werthvolle Handschriften wurden hervorgezogen und benutzt, die alten Schriftsteller mit kritischer Sorgfalt revidirt und ihr Verständniß gefördert, und was die Officinen von Basel, Heidelberg und Frankfurt für die Verbreitung correcter Ausgaben geleistet haben, stellt sie den Manuziern und Estiennes an die Seite. Theilt aber die deutsche Philologie diese und verwandte Bestrebungen und Erfolge mit der italienischen und französischen, so ist dagegen ihr eigenstes Verdienst das unausgesetzte Bemühen auf Universitäten und Schulen durch gründlichen Unterricht classische Bildung zum wahren Gemeingut der Jugend zu machen und dadurch der Nation zu erhalten. Und dies Verdienst ist um so höher anzuschlagen, je bescheidener es ist, und nicht in äußeren Ehren und Vortheilen, sondern nur im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung seinen Lohn findet. Betrachtet man das Leben und die Wirksamkeit von Männern wie Joach. Camerarius, Ge. Fabricius, Hier. Wolf, Joh. Sturm, Mich. Neander, mit welchem Fleiß und welcher Hingebung sie die Jugend zu gründlichem Verständniß der alten Schriftsteller anleiten und aus diesen Geist und Sitten zu bilden bemüht sind, so wird man von hoher Achtung vor so gewissenhafter Redlichkeit, von innigem Dank gegen die einsichtige Treue erfüllt, mit welcher sie ein Vermächtniß von unschätzbarem Werth behüteten und verwalteten.

Denn seitdem Deutschland durch die Confession in zwei feindliche Hälften gespalten war, erkannte man zwar auf beiden Seiten an daß man der classischen Bildung nicht entbehren könne, allein man kam bald genug dahin sie als ein Mittel für den höheren Zweck theologischer Streitigkeiten zu betrachten, und es konnte kaum fehlen daß man es beiderseits bequem fand, sie auf ein möglichst geringes Maaß zurückzuführen. Der furchtbare dreißigjährige Krieg, der unser unglückliches Vaterland zerfleischte und seine Kraft bis aufs Mark verzehrte, ließ weder Interesse noch Mittel für die Studien des Alterthums übrig. Es war ein Glück daß die Tradition des classischen Schulunterrichts zu fest begründet war um sie ganz zu beseitigen, aber sie waren aufs äußerste verkümmert. Die Jesuiten schränkten sie auf ein bloßes Mittel formaler Bildung ein und hielten daher wenigstens eine Zeit lang auf Fertigkeit der Darstellung; hielten die protestantischen Schulen auch die Philologie nur als Magd der Theologie, so bewahrte doch die im Princip ausgesprochene freie Schrift-

forschung den Keim einer gesunden Grammatik und Kritik. Allein wahrhaft wissenschaftliche Leistungen gehörten zu den Seltenheiten, und die Gelehrsamkeit prunkt meistens wie in Casp. Barths abschreckendem Beispiel durch wüste Massen und Mangel an Geschmack.

Während so die Philologie in Deutschland herabsank, in Holland mit achtbarem Fleiß die Speicher der Gelehrsamkeit füllte, erstand in England, das bis dahin auf diesem Gebiet wenig hervorragende Erscheinungen aufzuweisen hatte, ein Mann, der ein unerreichtes Muster philologischer Kritik in der Behandlung der Texte und der Probleme der Literaturgeschichte aufstellte. Richard Bentley hatte mit der feinsten und eindringendsten Beobachtung die Erscheinungen und Gesetze der antiken Darstellung in Poesie und Prosa nicht nur im Allgemeinen auf's Genaueste erfaßt, sondern war in den individuellen Charakter der Zeiten und der einzelnen Schriftsteller tief eingedrungen. Dadurch fand er den festen Ausgangspunkt für die Ausübung der Kritik, welcher er einen sicheren Boden durch die treffende Würdigung der Tradition bereitete; mit der strengsten Logik verfolgte er den Zusammenhang der Gedanken, mit scharfem Blick entdeckte er Fehler und Entstellungen, Fälschung und Betrug, und mit staunenswerther Schnelligkeit und Sicherheit der Divination fand er die Mittel der Heilung. Zündend wirkte die kraftvolle Genialität seines Geistes, sein leuchtendes Beispiel wurde ein Leitstern für Alle, welche in einer vorurtheilsfrei geübten Kritik die Grundbedingung jeder wissenschaftlichen Methode zu erkennen vermögen. Durch ihn angeregt, waren fortan die englischen Philologen, zum Theil Männer von glänzendem Scharfsinn, bis auf Porson und seine Schüler herab, bemüht durch sorgfältigste Beobachtung der Spracherscheinungen dem kritischen Scharfsinn eine immer festere Grundlage zu bereiten; sein Einfluß erweckte auch unter den Holländern einen neuen Aufschwung der philologischen Studien, welche durch Tib. Hemsterhuis und seine Nachfolger von einem unfruchtbaren Sammeln todten Stoffs zu methodischer Beobachtung und Forschung, zu kunstmäßiger Ausübung der Kritik geführt wurden, wodurch sich auch der fast erloschene Sinn für correcte und geschmackvolle Darstellung von Neuem belebte.

Erst später konnte Bentleys belebender Einfluß sich in Deutschland geltend machen, die Alterthumsstudien mußten neue Kräfte gewinnen, um für eine solche Erscheinung empfänglich zu werden. Und nun bewährte es sich, welch ein Segen es war daß die philologischen Studien in den Schulen heimisch geworden und in wie beschränkter Weise sie fort und fort gepflegt waren: die Keime waren erhalten, aus denen eine neue kräftige Saat heranwachsen konnte, während in Italien und Frankreich die glänzende Blüthe vorübergegangen war ohne fruchttragenden Samen zu hinterlassen.

Das schöne Bild eines redlichen, bescheidenen aber unermüdlichen Strebens die Wissenschaften aus ihrer bedrängten Stellung zu befreien und zu fruchtbarer Wirksamkeit zu bringen ist Jo. Matth. Gesner. Die Anspruchslosigkeit bei rastloser Thätigkeit, die milde Ruhe bei strengen Anforderungen an sich selbst, das stete Bestreben zu nützen und zu helfen, welche ihn im Leben auszeichneten, charakterisiren auch seine wissenschaftlichen Leistungen. Bei den gründlichsten Studien verschmähte er das prunkende Darlegen von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, welches der holländischen Philologie ein stattliches Ansehn gab; er suchte stets auf dem nächsten und einfachsten Wege ein klares Verständniß und ein lebendiges Bild zu gewinnen, weshalb er, über die grammatisch-kritische Erklärung der Schriftsteller hinaus, auch das Leben und die Sitten des Alterthums anschaulich zu machen bestrebt war. So übte er als Rector der Thomasschule in Leipzig und als Professor der neugestifteten Universität Göttingen eine lange segensreiche Wirksamkeit. In ähnlichem Sinne, wenn auch in verschiedener Weise, wirkten in Leipzig Christ, ein scharfsinniger Mann von vielseitigen Interessen und weltmännischer Bildung, und Joh. Aug. Ernesti, ein klarer Denker, correcter Stilist und vorzüglicher Lehrer, der in der Theologie wie in der Philologie die auf Logik und Grammatik gestützte Hermeneutik zur Geltung brachte; bedeutender, aber durch unglückliche Verhältnisse niedergedrückt, Reiske, der durch lebendige Auffassung und freien Besitz der Sprachen die meisten Zeitgenossen übertraf, an glücklichem Scharfsinn keinem wich, und Reiz dessen musterhafter Fleiß und wahre Gründlichkeit nur durch seine ängstliche Bescheidenheit überboten wurden. Alle diese deutschen Philologen standen den Holländern durch das Verschmähen jeder gelehrten Opulenz gegenüber, indem sie in größter Einfachheit und Knappheit dem nächsten Bedürfniß zu genügen strebten; haben sie der deutschen Philologie weniger Glanz verliehen, so haben sie um so erfolgreicher auf die Klarheit, Gründlichkeit und Tüchtigkeit des philologischen Unterrichts eingewirkt. Aber Reiz war zur Erkenntniß von Bentleys Größe gelangt und hatte in seiner stillen Weise dessen Methode erforscht und anzuwenden gesucht, seine Bewunderung trug er mit seiner Lehre auf seinen Schüler Gottfr. Hermann über. Dieser durch die Genialität seiner Natur Bentley nahe verwandt, ergriff in jugendlicher Kühnheit und Kraft die Aufgaben, welche jener gesteckt hatte; mit klarem und scharfem Verstand, mit feinem Sinn für die Auffassung und Darstellung der Alten begabt, in strenger Schule gebildet, forderte er neben der fleißigen Beobachtung der Spracherscheinungen vor allem das Verständniß derselben als gesetzmäßiger Erzeugnisse des Menschengeistes und begründete die rationale Auffassung der Grammatik wie der Metrik. Auch über den Kreis seiner zahlreichen Schüler hinaus

rief er regere Thätigkeit und gesteigerte Leistungen nach dieser Richtung hervor, und die Genialität seiner Kritik, welche er als freie Kunst leicht und glücklich übte, die belebende Frische seiner Darstellung verschafften der deutschen Philologie Glanz und Ehre, wie nie zuvor.

Schon früher hatte die Alterthumsforschung nach anderer Richtung hin einen neuen belebenden Impuls empfangen, der wiederum von Italien ausging, aber durch einen Deutschen. Winckelmann war, von einer angebornen unwiderstehlichen Kunstliebe getrieben, nach Rom gewandert und hatte dort die alte Kunst gleichsam von Neuem entdeckt. Vorbereitet durch philologische und historische Studien gelang es ihm nicht allein die Erklärung der alten Kunstwerke, indem er sie auf das Gebiet der griechischen Mythologie zurückführte, von Grund aus zu reformiren: seinem begeisterten Blicke offenbarte sich zuerst wieder in der bildenden Kunst die Schönheit als dasjenige Element, welchem sie ihr Leben verdankt. Indem er den Wegen nachspürte, auf welchen die Alten die Schönheit bildlich darzustellen bemüht gewesen waren, schuf er die Geschichte der Kunst, in welcher zum erstenmal gezeigt wurde, wie das geistige Leben eines Volkes nach einer bestimmten Richtung hin sich unter dem bedingenden Einfluß der natürlichen und politischen Verhältnisse im Zusammenhange der gesammten Cultur stetig entwickelt. Wenn die Wiederherstellung der Kunst des Schönen von allen Gebildeten als eine Wohlthat empfunden wurde und lauten Wiederhall fand, so war der Gedanke der historischen Entwickelung kein geringerer Gewinn für die wissenschaftliche Forschung. Namentlich der Alterthumskunde war nicht allein ein wichtiges Gebiet neu gewonnen: für die Betrachtung der Poesie, der gesammten Literatur, des Staatslebens ergaben sich neue Gesichtspunkte, die Frage nach ihrem inneren Princip, nach ihrer zusammenhängenden Entwicklung war nicht mehr abzuweisen.

Diese in's Innere dringende Auffassung des geistigen Lebens der Alten gewann eine um so nachhaltigere Wirkung, als sie zusammentraf mit dem frischen Aufblühen der deutschen Dichtkunst, welche mit dem Studium der alten Poesie innig verwachsen war. Klopstock und Lessing waren hervorgegangen aus der philologischen Disciplin sächsischer Fürstenschulen. Jener, der die deutsche Dichtkunst mit edlem Selbstgefühl zu Ehren brachte, entlehnte Form und Farbe von der classischen Poesie, um die nationale zu erhöhen; Lessing löste nicht allein philologische Aufgaben — weit wichtiger ist daß seine Kritik, welche wie ein frischer Wind, der die Luft reinigt und gesund macht, durch die Literatur fuhr, in philologischer Schule ihre Kraft gewonnen hatte: aus der kritischen Würdigung der alten Kunst und ihrer Theorie ergaben sich ihm die Grundsätze,

auf welchen die wahre Kunstübung beruht. Wieland und Herder waren beide mit dem classischen Alterthum vertraut und suchten, jeder seiner Natur gemäß, den Ertrag ihrer Studien der deutschen Literatur zuzuführen. Goethe und Schiller sind zwar keine Philologen gewesen und auf ganz anderen Wegen große Dichter geworden; allein als sie in jenem dichterischen Freundschaftsbunde, welcher der Stolz Deutschlands ist, mit bewußtem Streben nach künstlerischer Vollendung rangen, da suchten und fanden sie in der alten Kunst nicht allein Vorbild und Anregung im Einzelnen, sondern im Studium derselben enthüllten und befestigten sich ihnen die Bedingungen und Gesetze ihres künstlerischen Schaffens, belebte und kräftigte sich der hohe ideale Zug ihrer poetischen Natur. Die Begründer der romantischen Schule aber waren aus eigentlich philologischer Schule hervorgegangen, welche weder ihre Kritik noch ihre Poesie bei allen Verirrungen je verläugnet hat.

Was auch die deutsche Poesie dem Studium des Alterthums verdanken mochte, den reichsten Gewinn brachte sie demselben wieder zu. Mit ganz anderer Empfänglichkeit für das Schöne und Poetische wandte man sich der alten Dichtung zu, als Empfindung und Urtheil durch den unmittelbar in's Gemüth dringenden Genuß der vaterländischen Dichtkunst geweckt und geklärt war, und nicht mehr nur in Bewunderung befangen konnte man in ruhiger Kritik die alte Kunst würdigen. Und nicht allein in der Poesie regte sich das frische Leben, die Philosophie begann eine mächtige, weitgreifende Wirksamkeit zu entfalten, und wenn auch die Versuche, die philologische Forschung in irgend welches bestimmte philosophische System einzuordnen, derselben nie Vortheil gebracht haben, so übte doch die geistige Gährung und die geistige Disciplin, welche das eifrige Philosophiren hervorrief, einen wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Thätigkeit überhaupt, ganz abgesehen davon, daß der griechischen Philosophie nunmehr eine lebendige, in die Sache eindringende Betrachtung zugewandt wurde. Auch die politische Bewegung, welche seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts stets wachsend endlich Alles überfluthete, mußte denen, welche unmittelbar daran betheiligt wurden, das politische Leben des Alterthums, die Entwickelung der Verfassungen unter steten Parteikämpfen, wie die Verhältnisse zu fremden Völkern in einem ganz andern Licht und Zusammenhang zeigen, als die einsame Studirstube. Alles drängte dahin, das Alterthum in seinem ganzen Zusammenhang, in seiner lebendigen Entfaltung aufzufassen.

J. G. Heyne, Gesner's Nachfolger in Göttingen, besaß zwar keine geniale Productionskraft, allein in hohem Grade die Fähigkeit, von den verschiedensten Seiten her sich anregen zu lassen und die mannichfaltigsten

Eindrücke fruchtbar zu verarbeiten. Er hatte einen lebendigen Sinn für das was die Zeit bewegte, und bewährte denselben, wie er der Alterthumskunde aus den Strömungen der Zeit mit regem Eifer neue Quellen zuführte, so auch im Leben durch umsichtigen und muthigen Patriotismus. In der eigentlichen philologischen Technik unsicher, wendete er in einem wohl verstandenen Bedürfniß der sachlichen und ästhetischen Erklärung besondere Sorgfalt zu, und hob in der Erforschung des Alterthums mit richtigem Blick namentlich das culturhistorische Moment hervor; die Mythologie, welche er aus einem lockern Aggregat von Fabeleien zu einer Geschichte der philosophisch religiösen Vorstellungen, wenn auch noch in ungenügender Weise, auszubilden bemüht war, führte er, wie die Geschichte und Erklärung der alten Kunst, in den Kreis der philologischen Disciplinen ein. Sein Verdienst beschränkt sich aber nicht darauf, denselben äußerlich zu erweitern, er suchte mit bewußtem Streben das Alterthum als ein lebendiges Ganze aufzufassen und zu verstehen.

Was Heyne begann, hat F. A. Wolf vollendet. Er war ihm überlegen durch die sichere Methode in Sprachforschung und Kritik, welche ihn überall fest auftreten ließ, und mehr noch durch die höhere Kraft eines wahrhaft schöpferischen Geistes, scharfe Combinationsgabe und eigenthümlich lichtvolle Darstellung. In seinen Vorlesungen umschloß er den ganzen Kreis philologischer Disciplinen, welche das Leben des Alterthums umfassen, dessen vollständige und lebendige Erkenntniß er als das Ziel der Alterthumswissenschaft hinstellte, und regte durch die Energie seiner geistvollen Persönlichkeit die verschiedensten Naturen zu eigenem Forschen an. Seinen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte gaben nicht allein Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Kühnheit, welche eine Grundfrage alter Literatur neu anregten und einer überraschenden Lösung zuführten, ihre weitgreifende Bedeutung, sondern mehr noch die Methode, mit welcher sie geführt wurden. Schritt für Schritt wurde hier untersucht, welche Beglaubigung der als ein wohlerhaltenes Ganze überlieferte Text habe, wie weit zurück man die Tradition desselben verfolgen könne, welches die Grenzen des mit Sicherheit Erkennbaren seien. Sodann aber wurde den Ueberlieferungen des Alterthums selbst gegenüber die volle Freiheit der Kritik in Anspruch genommen, und es wurde darauf hingedeutet, daß die vorurtheilsfreie Betrachtung des Werks allein den richtigen Maaßstab der Beurtheilung ergeben könne. Völlig aufgegeben ist hiemit der Standpunkt einer absoluten Bewunderung des Alterthums und seiner Werke, die nun das Object der prüfenden Forschung wurden; als Endziel erscheint nicht ausschließlich der Genuß an der formalen Schönheit oder dem geistigen Gehalt der Werke antiker Kunst und Literatur, sondern das Erken-

nen und Begreifen des Alterthums in seiner zusammenhängenden Entwickelung nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit; und dahin führt allein der Weg der historischen Forschung auf Grund kritischer Prüfung der Zeugnisse, deren Bedingung die Sicherheit des sprachlichen Verständnisses ist.

Neue Gesichtspunkte, neue Aufgaben ergaben sich nun der Alterthumsforschung. Und als wäre nur auf diesen Zeitpunkt gewartet, so strömte ihr eine Fülle neuen Materials zu. Die classischen Länder, Italien und Griechenland, dann Aegypten und Asien wurden wissenschaftlicher Untersuchung geöffnet und immer mehr zugänglich, unerwartete Schätze alter Kunst, Monumente alter Cultur von jeder Art wurden gewonnen, der Besitzstand der Alterthumskunde wurde ein völlig anderer. Nicht allein das Gebiet, in welchem sie sich zu bewegen hatte, war nach allen Seiten erweitert, mit neuem, erfrischtem Geist wurde sie unternommen. Je mehr das Material anwuchs, um so höher steigerten sich die Ansprüche an die sorgfältigste Genauigkeit in der Behandlung des Einzelnen; die immer mehr in die Breite gehende Detailforschung konnte nur durch eine in die Tiefe gehende Auffassung des Ganzen beherrscht werden; je freier und höher die Idee dieses Ganzen, dem man zustrebte, gefaßt wurde, um so strenger und schärfer mußte die Disciplin der philologischen Methode und Technik in fortschreitender Ausbildung gehandhabt werden.

Die nächste Frage war die nach der Zuverlässigkeit der überlieferten Texte der alten Schriften. Hatte man sich bisher in den meisten Fällen begnügt, den zufällig gebotenen Text nach zufällig gebotenen Hülfsmitteln hie und da zu verbessern, so ergab sich nunmehr als die erste Pflicht, mittelst sorgfältiger, meist sehr mühseliger Vergleichung zu ermitteln, durch welche Tradition ein Schriftsteller erhalten ist, festzustellen, welche Zeugen von einander abhängig sind, daher als selbständige nicht gelten können, welche durch willkürliche Aenderungen und Fälschungen entstellt sind und deshalb kein Zutrauen verdienen, in welchem Verhältniß die echten Zeugen zu einander stehen, wie weit man durch dies Zeugenverhör sich der Quelle selbst zu nähern im Stande sei. Erst wenn die diplomatische Kritik durch Entscheidung dieser Fragen festgestellt hat, was man als auf echter Tradition beruhend ansehen darf, ist es möglich, mit Aussicht auf Erfolg an die Reinigung des Textes von den unvermeidlich ihm anklebenden Fehlern zu denken, die Leistung des methodisch gebildeten kritischen Talents. Die Aufgabe ist bei dem Umfange der alten Literatur, bei der Zersplitterung der Hülfsmittel eine kaum übersehbare; mit wie großem Eifer und Ernst auch dieselbe von vielen Seiten her angegriffen ist, so ist doch erst der Anfang gemacht. Und erst auf dieser sicheren Grundlage ist das Verständniß

der Schriftsteller zu gewinnen, ein Verständniß, das nicht nur im Allgemeinen Wort und Sinn begreifen, sondern die Individualität des Schriftstellers im Ausdruck, im Stil, in der Auffassung und künstlerischen Behandlung seines Stoffes, im Verhältniß zu seinem Volk und zu seiner Zeit, wie im Zusammenhange der ganzen Literatur, aus ihren einzelnsten Zügen zu klarer Anschauung sich vergegenwärtigen will.

Für Geschichte der Literatur konnte nun eine Zusammenstellung biographischer und ästhetischer Notizen über die zufällig erhaltenen Schriftsteller nicht mehr gelten, seitdem man an sie die Forderung stellen mußte, das geistige Leben des Volks, soweit es sich in den Schriftwerken ausspricht, in seiner fortschreitenden Entwicklung unter den Einflüssen der gesammten Cultur, sowohl in seiner ganzen Bewegung, als in den Individualitäten der Schriftsteller zur Anschauung zu bringen. Es ist erst eine untergeordnete, obwohl nur durch mühsame Forschung zu erfüllende Forderung, das gesammte zersplitterte Material kritisch gesichtet zu vereinigen; aus diesem Trümmerhaufen die alte Ordnung wieder herzustellen, den Zusammenhang zu ergänzen, den künstlerischen Charakter und die geschichtliche Bedeutung der Schriftsteller zu würdigen, ein klares Bild des Ganzen zu entwerfen, das kann nur das Resultat vieler von Vielen unternommenen Untersuchungen sein, die allmählich das unermeßliche Reich beherrschen werden.

Auch die geschichtliche Erforschung des politischen und socialen Lebens der Alten, welche man sich gewöhnt hatte, als eine Art von künstlich extrahirtem Präparat aus einzelnen Ueberlieferungen zu betrachten, machte andere Ansprüche. Von der einen Seite muß der, welcher die lebendige Entwicklung des antiken Lebens verfolgt, vertraut sein mit den natürlichen Verhältnissen, unter welchen es sich entfaltet hat, er muß Land und Leute kennen; er muß sich mit den allgemeinen Bedingungen des socialen, mercantilen und politischen Verkehrs bekannt gemacht, Blick und Urtheil nach dieser Richtung hin geschärft haben, um zu beurtheilen, wie sich im Alterthum unter den gegebenen Bedingungen das Leben gestalten und entwickeln mußte. Von der anderen Seite muß er auch hier die Tradition kritisch prüfen, um zu ermitteln, wem er glauben darf und wie weit, wo Täuschung und Lüge, wo Beschränktheit und Nachlässigkeit, wo Scherz und Dichtung im Spiel sei. Was für ein unermeßlicher Fortschritt war es, als Niebuhr klar machte, was als Geschichte gegolten hatte, sei das Erzeugniß der schöpferischen Sage, deren Wesen dem Bewußtsein der Alten selbst nicht klar geblieben war. Auch hier ist es mit dem bloßen Zeugenverhör nicht gethan, auch hier muß die Kritik, wenn sie Lücken und Entstellungen nachgewiesen hat, der Divination den Weg frei machen und ihr die Schranken ziehen.

Einen Zuwachs von neuem Material hat die Literatur neuerdings selten und in verhältnißmäßig geringem Umfange erhalten, nur eine Gattung schriftlicher Quellen, die Inschriften, sind außerordentlich vermehrt und durch methodische Behandlung der Wissenschaft gewonnen. Aber wahrhaft staunenswerth ist die Bereicherung, welche unserer Kenntniß der alten Kunst durch die unaufhörlich zuströmende Fülle von Kunstwerken aller Art fortwährend zu Theil wird. Winckelmann und seiner Zeit war durch die Entdeckung von Herculanum und Pompeji ein neuer Blick in eigenthümliche Richtungen der Kunst eröffnet, sonst war er wesentlich auf Roms Sammlungen angewiesen, die von Werken der echten griechischen Kunst so wenig aufzuweisen haben, daß am meisten unsere gerechte Bewunderung erregt, wie er das Wesen derselben so richtig zu ahnen vermochte. Die Entdeckungen dieses Jahrhunderts in Griechenland, Sicilien und Kleinasien haben uns den Entwicklungsgang der griechischen Kunst nach ihren bedeutendsten Momenten in den Sculpturen von Selinus, Aegina, Olympia, Attika, von Halicarnaß und Lycien in trefflichen und umfangreichen Monumenten vor Augen gestellt, sowie fast im ganzen Umfange des römischen Reiches an verschiedenen Punkten Kunstwerke aller Art in großer Zahl zum Vorschein gekommen sind, welche uns die Ausbreitung der späteren Kunst des Luxus anschaulich machen. Das einzige Mosaikbild der Alexanderschlacht genügte, um die dürftige Vorstellung, welche man sich von der alten Malerei machte, als unbegründet zu erweisen. Viele Tausende von bemalten Vasen, fast in allen Gegenden gefunden wohin der griechische Handel ging, legen ein glänzendes Zeugniß von der künstlerischen Durchbildung des griechischen Handwerks ab und erfüllen uns mit Staunen bei der Betrachtung, in welchem Maaße Sage, Poesie und Kunst das Leben des griechischen Volkes erfüllten. Diese unerhörte Fülle neuer Monumente, welche fortwährend entdeckt werden, steigert die Aufgaben der Kunsterklärung und der Kunstgeschichte in's Unendliche und führt der Sagenforschung, der Poesie, der Anschauung der verschiedensten Lebensthätigkeiten reichen Stoff zu, der nur in der Gesammtbetrachtung des Alterthums seine Erledigung finden kann.

Fast nach keiner Richtung hin übte die wahrhaft geschichtliche Forschung und Auffassung einen so durchgreifenden Einfluß als auf die Mythologie. Hatte man früher die Mythen als willkürlich ersonnene Fabeleien, als ein müßiges Spiel von Dichtern, als absichtliche Verhüllung philosophischer Gedanken oder als entstellte Geschichte betrachtet, so stellte sich bei tieferem Eingehen heraus, daß der Mythus eine aus der Natur der Menschengeistes nothwendig hervorgehende Schöpfung eines poetisch begabten Volks ist, welches von den Eindrücken der umgebenden Natur, der es sich

hingegeben fühlt, lebhaft ergriffen sein Verhältniß zu dieser, zu der höheren Macht, welche es in der eigenen Brust wie in der Natur mit unwiderstehlicher Gewalt gleichmäßig wirken sieht, nicht in klaren Begriffen aufzufassen und wiederzugeben vermag, sondern Erlebtes, Empfundenes, Gedachtes, Erfahrungen der äußeren Welt und des eigenen Gemüths unwillkürlich ahnungsvoll zusammenfaßt und das Ganze als ein Geschehenes im Mythus niederlegt. So birgt der Mythus in seinem Kern, der aber mit der ihn umgebenden Hülle unzertrennlich verwachsen ist, die Summe von höheren Anschauungen und Erfahrungen, welche den Geist eines noch jungen Volks beschäftigen, er bildet die festwurzelnde Grundlage seines religiösen Glaubens, seiner Poesie und seiner Kunst; die Aufgabe der Mythologie aber ist es ebensowohl den Spuren dieser ersten Regungen des dichtenden und begreifenden Menschengeistes nachzugehen und die Entstehung des Mythus aus den mannichfachen zusammenwirkenden Momenten zu erfassen, als ihn auf seinem langen Entwickelungsgange durch die ganze Culturgeschichte des Alterthums, welches ihn nie aufgegeben aber fortwährend umgebildet hat, in jeder Gestalt und Form zu verfolgen.

Endlich nahm auch die Erforschung der Sprache selbst eine veränderte Stellung ein. Anfangs hatte man die alten Sprachen erlernt als das Mittel die Schriftsteller zu verstehen, man hatte sie sich angeeignet um sie als Mittel der Darstellung im Wetteifer mit jenen anzuwenden. Beide Wege hatten durch immer sorgfältiger ins Einzelne gehende Beobachtungen die Erscheinungen des Sprachgebrauchs auch in seinen feinsten Nuancen mehr und mehr zum Bewußtsein gebracht, man hatte einerseits die logischen Gesetze der Sprache, andrerseits den Bau ihrer Formen immer klarer erkannt, man war auch hier zu der historischen Betrachtung fortgeschritten, welche die allmähliche Entwicklung der Sprache wie sie unter dem Einfluß der das nationale Leben bestimmenden Verhältnisse im Volk und bei dem einzelnen Schriftsteller sich ausbildet. Einen wie hohen Grad von Feinheit und Sicherheit aber auch die Kenntniß der alten Sprachen durch unermüdliche Arbeit gewonnen haben mag, diese sind doch nur innerhalb gewisser Grenzen, insofern sie als fertig ausgebildete Sprachen ein Mittel künstlerischer Darstellung geworden waren, erforscht. Die historische Betrachtung dringt tiefer, sie faßt die Sprache als die erste geistige Schöpfung des zum Bewußtsein gelangten Menschen, sie fragt nach der Entstehung der sprachlichen Formen, von welchem Punkt aus, auf welchem Wege die Sprache so geworden ist, wie wir sie als eine fertige kennen lernen. Auf diese Fragen giebt keine einzelne Sprache vollständige Auskunft, alle sind in Trümmern, lückenhaft, entstellt auf dem langen Wege ihrer Tradition zu uns gekommen. Das trat in unabweislicher

Klarheit besonders da hervor, als die eigene Muttersprache zum Gegenstand historischer Untersuchung gemacht und die Wandlungen, welche sie durchgemacht hatte, in ihrem gesetzmäßigen Verlauf dargelegt wurden. Und nachdem die verschiedensten Sprachen in den Bereich dieser Forschungen gezogen waren, da ergab sich wie eine jede nur als ein Individuum zu betrachten sei, die untereinander in verschiedenem Grade verwandt Gruppen, Familien und Geschlechter bilden, deren ursprünglicher Zusammenhang, deren allmähliche Trennung und selbständige Fortbildung in sicheren und deutlichen Spuren zu erweisen ist. So nimmt die Sprachkunde einen hochwichtigen Platz in der historischen Forschung ein; in Zeiten, wohin kein Zeugniß der Literatur, kein Denkmal der Kunst reicht, da hat die Sprache ihre weithinragenden Merkzeichen aufgerichtet.

Je tiefer die Forschung in dunkle Zeiten hinabsteigt, um so stärker fühlt sie das Bedürfniß durch Vergleichung analoger Verhältnisse Licht zu gewinnen. Daher hat die über die meisten Völker des Abend- und Morgenlandes ausgebreitete historische Forschung von allen Seiten her besonders die Aufänge der Cultur der classischen Völker zu beleuchten gesucht, wobei man ebensowohl eine ursprüngliche Verwandtschaft als Uebertragung fremder Elemente annahm; wie sich eine vergleichende Sprachforschung entwickelt hat, so strebt man einer vergleichenden Mythologie, einer vergleichenden Archäologie, einer vergleichenden Culturgeschichte entgegen, und bemüht sich auch der Alterthumsforschung den großartigen Weltcharakter aufzudrücken, welchen die Erfindungen unseres Jahrhunderts dem mercantilen und socialen Verkehr mehr und mehr verleihen. So hoch gesteckte Ziele, so ins Ungeheure ausgedehnte Mittel erwecken ein stolzes Gefühl, allein ihnen gegenüber geziemt es sich wie dem Individuum so auch der einzelnen Disciplin die Zucht der Beschränkung zu üben, welche aus richtiger Schätzung der menschlichen Fähigkeiten hervorgeht. Keine mechanische Erfindung wird die Kraft des Geistes steigern, den Blick des Geistes schärfen; Ueberspannung wirkt Schwäche und Vernichtung. Auf das Ganze, dem anzugehören sich Jeder bewußt sein soll, den Blick gerichtet halten, im Einzelnen tüchtig sein nach dem Maaß der Kraft, ist die Aufgabe für den der in der Wissenschaft wie im Leben wirken will.

Schiller an seinem hundertjährigen Jubiläum.

E. Palleske, Schiller's Leben und Werke. 2 Bände (Berlin, Franz Duncker).
J. Scherr, Schiller und seine Zeit. Prachtausgabe in 4. Volksausgabe in 12. (Leipzig, O. Wigand.)
J. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen (Leipzig, Herbig).
K. Gödecke, Göthe und Schiller (2. Aufl. 1859, Hannover, Ehlermann).
K. Fischer, Die Selbstbekenntnisse Schiller's und Schiller als Philosoph. Zwei Vorträge (Frankfurt a. M., Sauerländ).

I.

Längst war in unserm Vaterlande die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag in Aussicht genommen, als das Geräusch der Waffen zugleich mit allen festlichen Veranstaltungen auch die festliche Stimmung zu übertäuben drohte. Die Wolken indeß verzogen sich; den Ehren des Dichters ist kein Abbruch geschehen; es war und ist uns Zeit gegönnt, an dem Anblick seines Lebens und Geistes uns für kommende Ereignisse zu stärken.

Wir sind geneigt, in der That, die Umstände zu preisen, unter denen diese Säcularfeier begangen worden ist. Sie kommen dem Dichter sowohl wie uns selbst zu Statten; denn sie nöthigen uns, ihn von Neuem mit ernsterem und über das Gemeine erhobenem Gemüthe zu betrachten. Nicht Schiller's, fürwahr, ist die Schuld, daß sein Name Manchem als eine Trivialität gilt. Wenn die Klänge und die Ideen seiner Dichtungen durch den populären Gebrauch und durch die Gewohnheit des Besitzes abgeschliffen sind, so ist die Mahnung jüngstvergangener Tage eben recht gekommen, diese Schätze von Frischem zu untersuchen, sie der trivialen Betrachtung, dem trivialen Lobe und nicht am wenigsten auch der trivialen Tendenz zu entreißen, um sie fortan höher zu achten und besser zu verwerthen.

Der richtige Weg dazu ist, Dank dem geschichtlichen Zuge unserer Literatur, nicht verkannt worden. Man hat gefühlt, daß es kein besseres Mittel gebe, den Dichter gleichsam zum zweiten Mal für die Nation geboren werden zu lassen, als wenn man ihr sein Lebensbild vorführte, ihr mit dem Dichter den Menschen zeigte, den Menschen, wie er aus sich und aus seiner Zeit sich entwickelte, wie er war und wurde und strebend sich vollendete. Zu den allbekannten älteren Lebensgeschichten hat sich so eine Anzahl neuer gesellt. Mehrere von diesen kündigen sich ausdrücklich,

und zwar die von J. Scherr auch äußerlich — durch ein fast allzu prächtiges Gewand — als Jubelschriften an. Auch den Stil des eben genannten Buches möchten wir einen Festtagsstil nennen. Wesentlich neue Gesichtspunkte haben wir nicht in demselben gefunden. Neue Forschungen liegen weder der Charakteristik von Schiller's Zeit, noch der Darstellung seiner persönlichen und künstlerischen Entwicklung zu Grunde. Wohl aber hat der Verfasser mit großer Geschicklichkeit das gedruckt bereitliegende Material zusammengefaßt und dasselbe in bunter Schilderei und lebendiger Erzählung zu einer Biographie gestaltet, deren Motive sich im Ganzen auf dem Niveau des gebildeteren populären Interesses für Schiller bewegen. — Einen sehr entgegengesetzten Eindruck macht die Schrift von Julian Schmidt. Niemand erwartet von dem Verfasser der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts einen Panegyricus auf Schiller und Niemand eine glatte Erzählung oder eine stätig fortschreitende Entwicklung. Auch die Erzählung wird hier zum Urtheil, und auch die Entwicklung gleicht einem Faden von tausend Knoten. Die Stärke des Verfassers ist offenbar nicht die Combination, und wiederum ist auch sein Respect vor den Thatsachen größer, als sein Sinn für dieselben. Er hat dagegen einen zur Virtuosität ausgebildeten Sinn für die Einzelwahrheit, für dasjenige, was wir das Empirische im Ideellen nennen möchten. Sein Buch daher ist schwach und höchst ungleichmäßig in der Composition: kaum wird man den Titel correct finden können. In der Erzählung ist es ohne Leichtigkeit und Anmuth; nur zu oft, wo es die Darlegung des Factischen gilt, flüchtet es mit unverhüllter Unbeholfenheit oder Bequemlichkeit zu der lästigen und breiten Manier des nackten Excerpirens. Dazwischen jedoch ist eine Fülle der frappantesten Bemerkungen und Aperçüs eingestreut; auch diese zwar zum Theil von einer Härte, daß man gegen ihre Richtigkeit aus der Tiefe und dem lebendigen Zusammenhang des Ganzen Einwendungen erheben möchte —: ihre Summe nichts desto weniger erscheint als ein so respectables Aggregat von Richtigem, daß es der Wahrheit mindestens sehr nahe kömmt. Denn zutrauensvoll legt hier ein sittlich gesunder und durchaus tüchtiger Sinn seinen eigenen, oft erprobten Maaßstab an den Dichter und seine Werke. So kann es nicht fehlen, daß sich ein reicher Gewinn ergiebt; ist doch in vieler Beziehung das Beurtheilte von verwandter Natur, ist es doch überdies von so gediegener Beschaffenheit, daß es der umstandslosesten Behandlung ebenso gut gewachsen ist, wie es andrerseits noch die zarteste und anschmiegendste belohnt. — Den strengeren biographischen Zweck verfolgt am meisten das Palleske'sche Werk. Wir verdanken demselben zahlreiche neue Feststellungen, wie sie durch die Benutzung bisher unbekannter Documente oder

noch nicht erschöpfter Quellen möglich wurden: der Geist gewissenhafter und fleißiger Forschung charakterisirt in erster Linie die Arbeit. Solcher Fleiß entspringt aber aus der liebenswürdigsten Wärme, die den Verfasser für seinen Gegenstand beseelt. In der That, die Liebe für seinen Helden ist unzweifelhafter als die Reife seines Urtheils. Während er auf der einen Seite nur allzu oft in den Fehler des Panegyrikers und Apologeten um jeden Preis verfällt, so gelingt es ihm doch nicht durchweg, die wahrhaft epochemachenden Wendungen und den inneren Gang von Schiller's Leben eindringend nachzuzeichnen und zu klarer Anschauung zu bringen. Oft, insbesondere in den rein erzählenden Partien, ist das Detail Herr über ihn geworden. Wichtiges und Unwichtiges tritt mit gleichem Werth neben einander auf, und die mosaikartige Zusammenstellung ergiebt kein charakteristisches Bild. Wir müßten ferner wünschen, daß die Liebe für den Gegenstand auch stark genug gewesen wäre, um die Eigenliebe des Verfassers etwas mehr in Schranken zu halten. Ein Subjectivismus macht sich sowohl in der Darstellung als zwischen derselben bemerklich, welcher der Geschichtschreibung schlecht ansteht. Es sind nicht gerade die lichtvollsten und treffendsten Entwicklungen, welche uns mit der meisten Prätension vorgeführt werden. Damit verbindet sich eine Tendenz der Herabsetzung früherer Arbeiten, die z. B. dem bei aller Pedanterie verdienstlichen Hoffmeister gegenüber nichts weniger als motivirt, und eine Tendenz der Polemik, die z. B. der Schmidt'schen Kritik gegenüber viel mehr gereizt als durchschlagend und siegreich ist. Dieselbe subjective Färbung bezeichnet die schriftstellerische Form unsers Buchs. Es giebt schöne Stellen in diesem Buche, Stellen, die uns den Redner und Dichter verrathen, aber sie wechseln mit anderen, in denen der unnatürliche, gesuchte und bald poetisch, bald philosophisch geschraubte Ausdruck keineswegs wohlthuend wirkt. Dem Ganzen endlich fehlt es an ebenmäßiger Durcharbeitung. Es mag individuelle Gründe haben, daß nicht nur der Dramatiker Schiller vor dem Geschichtschreiber und Philosophen, sondern auch der Theaterdichter vor dem Dramatiker bevorzugt ist. Noch anders verhält es sich mit dem offenbaren Mißverhältniß zwischen der Oekonomie des ersten und des zweiten Bandes. Wir geben unbedenklich dem rascheren Fluß und der knapperen Behandlung im zweiten Bande den Vorzug, aber wir haben darum nicht weniger den Eindruck, daß der zweite Band so kurz nur wurde, weil der erste so lang geworden, daß der Verfasser früher an's Schreiben ging, ehe er seines Stoffes vollständig mächtig war.

Doch es kann unsere Absicht nicht sein, die neueste Schillerliteratur — geschweige denn die unbedeutenderen Gelegenheitsschriften darunter — erschöpfend zu kritisiren. Die genannten Werke sollen uns vielmehr zur

Anknüpfung, und sie werden uns überdies zum fortlaufenden Anhalt für die Skizze dienen, die wir selbst im Folgenden von der Entwicklung und dem geistigen Gehalt dieses großen Lebens zu entwerfen vorhaben. Sämmtliche neuere Lebensgeschichten des Dichters haben vor den älteren den ungeheuren Vorsprung, daß inzwischen — um von allem Andern zu schweigen — durch den Briefwechsel mit Körner die unschätzbarste Quelle für die Erkenntniß des inneren Lebens, der intimsten Beziehungen, Regungen und Wandlungen des Dichters eröffnet wurde. In dieser Hinsicht wird unsere Aufgabe sich darauf beschränken, die entscheidenden Momente mit möglichster Schärfe und mit möglichst treuem Verständniß hervorzuheben. In der Beurtheilung aber des Schiller'schen Genius und seiner Werke machen sich bis auf diesen Augenblick zwei Richtungen bemerkbar. Fast mit dem Tode Schiller's hat eine neue Epoche des deutschen Lebens begonnen. In Consequenz dieser Epoche und späterer nationaler Erfahrungen hat sich allmählich eine realistische Denkweise bei uns ausgebildet, die dem idealsten unserer Dichter theils mit nüchterner Kritik, theils mit vornehmer Nichtachtung entgegengetreten ist. Andererseits hat sich dem gegenüber ein Eifer der Rettung und Vertheidigung geregt, der eine gute Sache durch Parteilichkeit und Enthusiasmus zu verderben droht. Unbekümmert um den Streit der Parteien hat sich die Popularität des Dichters im Ganzen und Großen sicher erhalten. Es wird eine Rechtfertigung dieses Nationalurtheils bedeuten, wenn wir zweitens versuchen, zwischen altklugem Tadel und jugendlichem Preise das richtige Gleichgewicht herzustellen. —

Es giebt wenig Lebensbeschreibungen großer Männer, deren Anfang nicht einen peinlichen Eindruck machte. Die Begierde, den Genius von seinem Ursprung an und schon in den allerersten Stadien seines Werdens zu belauschen, macht den Biographen entweder zur Beute des Mythus oder verführt ihn zu kecken Deutungsversuchen. Löst sich dann der Mythus vor einer Kritik, wie sie Boas an der Kindheitsgeschichte Schiller's geübt hat, in eine Reihe sehr gleichgültiger und gewöhnlicher Hergänge auf, so sollte man sich billig auf die Untersuchung beschränken, was die Heimath und das elterliche Haus dem Kinde auf seinen Lebensweg mitgegeben haben. Schiller's Schicksale und seine Bildung waren so, daß sie den Schwaben in ihm nicht auswachsen ließen. Er spricht selbst von seiner „Entschwäbung", und doch hat namentlich Vischer mit Glück auf diejenigen Töne seiner Poesie hingewiesen, die ein Landsmann des Dichters noch anders empfindet, als wir Andern. Bedeutsame Züge knüpfen Schiller's Bild an das seiner Eltern. Sanft und fromm, schlicht und anspruchslos, innig und treu, so wird die Mutter geschildert. Von dem,

was die eigenthümliche Größe des Sohnes bezeichnet, finden wir mehr noch in dem Vater die Spuren. Ernste Pflichttreue, eine gewisse unruhige Strebsamkeit, ein arbeitsvolles Hinausdrängen über das Nächste charakterisiren ihn. Ein geistiger Sinn, ein lebhafter Bildungstrieb, verbunden mit einem Zuge zur Bizarrerie hebt ihn über seinen Stand und über das Alltägliche hinaus. Es ist Poesie genug in dieser Erscheinung; Poesie auch in den Eindrücken, die dem Knaben während des Aufenthalts der Eltern in Lorch durch die romantisch-anmuthige schwäbische Landschaft zu Theil wurden. Während der Schulzeit in Ludwigsburg kamen die Eindrücke des prächtigen Hoftheaters hinzu: — man darf annehmen, daß die Bestimmung des Knaben zum Theologen bereits ernstlich bedroht war, als die Wünsche der Mutter, seine eigene Meinung und der Unterricht der Schule noch ganz auf dieses Ziel hingerichtet waren.

Wie dem sei: erst mit der Zeit, wo der Vierzehnjährige für die militärische Pflanzschule des Herzogs Karl Eugen eingezogen wurde, beginnt die Entwicklungsgeschichte des Dichters deutlicher zu werden. Man hat sich neuerdings, in dem Streben nach historischer Treue und Gerechtigkeit, darin gefallen, die Tendenzen des Herzogs und den Geist seines Instituts in günstigerem Lichte darzustellen. Mit demselben, ja mit noch größerem Rechte jedoch würde man das Erziehungssystem Friedrich Wilhelm's I. entschuldigen oder vertheidigen. In den allgemeinen Bedingungen der Zeit findet ohne Zweifel der landesväterliche Despotismus Karl Eugen's seine Erklärung; ja, wir mögen die Energie des Mannes bewundern, der es, nachdem er in seiner Jugend gewaltthätig im Freveln gewesen war, in seiner zweiten Regierungshälfte seinem eignen heißen Blute abgewann, im Freveln mäßiger und gewaltthätig vorzugsweise im Wohlthun zu sein. Allein Tyrannei drückte allem seinem Thun ihren Stempel auf, und eigenwillige Härte vergiftete sein Wohlwollen wie seine Wohlthaten. Ein Zögling der Akademie, ein jüngerer Freund Schiller's, Wilhelm von Wolzogen, hat uns in seinem Tagebuche eine Anekdote überliefert, die uns von den Gefühlen, die der Herzog in seinen Untergebenen erweckte, eine Vorstellung geben mag. Im Begriff, nach Paris zu reisen, war Wolzogen aus einem der Thore von Stuttgart gefahren. Unweit von seinem Wege ist eben der Herzog mit der Einrichtung eines Mannövers beschäftigt. Um jeden Preis muß eine Begegnung mit dem Fürsten vermieden werden, und unser Reisender läßt daher seinen Wagen vorausfahren, um zu Fuß in anderer Richtung einen Umweg einzuschlagen. Es war überflüssige Mühe gewesen; denn bald zeigte es sich, daß nur die Adjutanten des Herzogs auf den Weg zugekommen waren. Erst nach anderthalb Stunden indeß kann Wolzogen seinen Kutscher wieder einholen. „Der

Bursch" — sagt das Tagebuch — "war nämlich infolge einiger früheren Erfahrungen von einem so panischen Schrecken vor dem Herzog besessen, daß er sich nur in weitester Entfernung vor ihm sicher glaubte!" So gefürchtet war der Fürst, den die Zöglinge der Militärschule gelehrt wurden, ihren Vater zu nennen und höher zu verehren, als die eigenen Eltern. Was ist die pedantische Zucht und Clausur einer Klosterschule gegen das Schicksal dieser Zöglinge, das auserlesene Spielzeug und die bevorzugten Lieblinge Karl Eugen's zu sein! Das Bild dieses fürstlichen Schulmeisters, der am Arm seiner Maitresse die Säle der Anstalt durchwandert, um sich seiner Creaturen, der Dressur und der dressirten Huldigungen derselben zu freuen, — dieses Bild gehört zu den widerwärtigsten, die wir kennen. Wie immer die Anstalt übrigens versorgt sein mochte — nimmermehr war das ein gesunder sittlicher Boden, auf welchem eine Natur wie die Schiller's sich an den hohlen Stil der crassesten Schmeichelrednerei gewöhnen mußte, während er im Stillen bereits die Feder zu seinen Räubern angesetzt hatte.

Diese Natur half sich, wie sie konnte. Wenn Schiller nach zweijährigem Aufenthalt in der Akademie die erste Gelegenheit benutzte, um sich von der Jurisprudenz zu der Medicin hinüberzuwenden, so war es wohl ursprünglich damit nur auf eine Flucht vor dem Pedantismus und der Trockenheit jenes ersteren Studiums abgesehn, in Wahrheit jedoch wurde das neue Studium für ihn zugleich zu einer theilweisen Rettung vor dem Erziehungszwang, dem Formen- und Paradedienst des Instituts überhaupt. Es war in etwas die Einflüsterung des Mephistopheles an den Scholaren dabei im Spiel. Er suchte oder er fand wenigstens in der Medicin die naturmäßigste Disciplin, diejenige, die ihren Eingeweihten am meisten Licenzen und die ihm am meisten Entschädigung für die Entbehrungen, Beschränkungen und Gênen innerhalb des maschinenmäßigen Getriebes der Anstalt verhieß. In diesem Sinne trieb und nutzte er sie. An ihrem Materialismus zuerst ersättigte er seinen Durst nach dem Idealen — das medicinische Studium concurrirte mit der Dichtkunst, ihn über die Regel- und Zwangswelt der Akademie hinauszuheben.

Die Dichtkunst und die schöne Literatur war nach dem Plane der Anstalt nur als ein Mittel zur Dressur und als ein Prunkstück zugelassen: sie wurde darum nicht weniger zum Vehikel eines Geistes, der mit dem Geiste jener Dressur auf's Schärfste contrastirte, ihn untergrub und verhöhnte. In der Gemeinsamkeit des Lebens auf der Militärschule schlossen sich die ersten Jugendfreundschaften, und sie schlossen sich — ähnlich wie in jenem Göttinger Kreise — um die Standarte der Poesie. In der französischen, in der jüngeren deutschen Literatur der Zeit, da eben wehte die

Luft, nach deren Genuß es diese Jünglinge gelüstete. War dieselbe doch wesentlich das Product derselben Verhältnisse, der gleichen Engen und Härten, die sich im Kleinen in Herzog Karl's Erziehungsinstitut wiederholten. An der Ursprungsstätte des absolutistischen Staates hatten sich am raschesten die verderblichen Wirkungen desselben, mit dem Schimmer der Macht die Verderbniß des Gemüths und die Verstimmung des Gewissens entwickelt. Ebendort hatte zuerst ein geistiger Horizont sich gebildet, der diese Zustände drohend umspannte und beleuchtete. Die Philosophie und die Satire hatten den Kampf begonnen. Zur bewegenden Macht aber wurde die graue Weisheit des Materialismus und der Spott Voltaire's, als Beides durch Rousseau in die Sprache des geistreichen Herzens übersetzt wurde. Es ist ein in der Hauptsache durchaus richtiger Griff, wenn Kuno Fischer den jugendlichen Schiller fast ausschließlich aus Rousseau zu erklären versucht hat. In Rousseau vollendete und formulirte sich die Denkweise des Jahrhunderts. Er allererst gab dem Ziel des allgemeinen Sehnens den richtigsten und scheinbar verständlichsten Namen. Er nannte es mit demselben Namen, den auch die aufklärerischen Theorien der Zeit an der Stirn trugen. Dem bisherigen Streben, die Natur zu erkennen, gab er die ergreifende Wendung, sie zu empfinden, zu lieben und praktisch herzustellen. Wenn man bis dahin das Natürliche überwiegend dem Uebernatürlichen, so setzte er es überwiegend dem Geschichtlichen gegenüber. Die Natur war ihm Alles, was er in der geschichtlichen Welt schmerzlich vermißte — sie war nichts Andres als der Widerschein seines eignen eigensinnigen, verletzlichen, aber laut und heftig pulsirenden Herzens. So verherrlicht er die schöne einsame Natur; so träumt er sich in Zustände, wie sie vor aller Geschichte gewesen; so flüchtet er sich in die reinen Empfindungen von Freundschaft und Liebe, wie sie nur in den Zwischenräumen der geschichtlichen Welt einen Platz haben; so wird er auf der einen Seite zum Hypochonder und Misanthropen, und so entwirft er auf der andern Seite das Programm der Revolution.

Durch zahlreiche Canäle drangen die Einflüsse Rousseau's auf den jungen Dichter ein. Aus dem Liede von Fingal hauchte ihn dieselbe melancholische Natur und dieselbe elementare Empfindungsweise an, deren Pikanterie er in der neuen Heloise gekostet hatte. Verwandte Töne klangen ihm aus dem Schwung und Schwulst der Klopstock'schen Oden und aus den musikalischen Gemälden der Messiade entgegen. In dem Werther, welcher zündend in den poetischen Kreis der Akademie hineinfiel, war mehr als Rousseau. Hier zum ersten Mal brach die Empfindsamkeit ganz wahr aus den tiefsten Tiefen einer bewegten und schmerzlich erschütterten Menschenbrust hervor, wahrer, wie wir denken, als die jungen Aka-

demiker es zu verstehen vermochten — auch Göthe wurde ihnen durch Rousseau interpretirt. Ergänzt und modificirt aber wurden die Rousseau'schen Einflüsse durch Andres. In das Geleise des geistreichen Materialismus trieb den Jüngling, wie wir bereits sahen, sein Studium. Und weiter. Nicht die weiche Sehnsucht nach dem Natürlichen und Idyllischen vermochte ihn auszufüllen. Schon in dem Pathos der Klopstock'schen Oden fand er eine andre Saite angeschlagen. Feurige Jugend träumt heroische Thaten, um die Kluft zwischen der verachteten und peinlichen Wirklichkeit und dem Ideal des Herzens auszufüllen. Von dem Hirtenleben ist das Heldenleben die Kehrseite — die oppositionelle Phantasiestimmung setzt sich aus idyllischen und aus heroischen Träumen zusammen. Ihre erste Nahrung finden die letzteren in den auch von Rousseau gepriesenen Heldenbildern des Plutarch. Noch directer aber darf der Dichter der Räuber das Pathos des Thatendranges aus der zeitgenössischen Literatur schöpfen. Neben dem Werther stand der Götz. Wir bezeichnen mit diesen Namen die beiden entgegengesetzten und doch wieder zusammenklingenden Grundtöne der damaligen Literaturstimmung. Dem empfindsamen trat seit dem Ausgange der sechziger Jahre der pathetische Naturalismus zur Seite. Auf dem Gebiete des Drama's bekanntlich fand der letztere seinen natürlichen Tummelplatz; an Shakspeare glaubte man das dramatische Complement zu Rousseau zu besitzen; — ihn und seine Natürlichkeit nachzuahmen, zu überbieten wurde die Losung unserer dramatischen Sturm- und Drangliteratur. Unseren Schiller sehen wir ganz in die Atmosphäre dieser Literatur eingetaucht. Nur erst wenig war er für jetzt im Stande, aus der ersten Hand zu schöpfen. Shakspeare war ihm nicht Rousseauisch genug. Der große Dramatiker — wir dürfen diesem späteren Selbstgeständniß auf's Wort glauben — empörte ihn durch die Naivetät seiner Natürlichkeit. Nur das durch den Verstand reflectirte Bild der Natur begriff er, nur das abstracte Pathos, nur den puren Sturm und Drang. Er las also, ja er studirte den Briten, aber seinem Geschmack und Bedürfniß sagten einstweilen viel besser jene übertreibenden Imitatoren Shakspeare's zu. Eins der Stücke, die er frühzeitig verschlang, war Gerstenberg's Ugolino. Mächtig wirkten auf ihn die Stücke von Klinger. Ein gutes Zeugniß für seinen Verstand, daß er daneben doch die correctere Structur, die feinere psychologische Motivirung, den sorgfältig ausgearbeiteten Dialog von Leisewitz' Julius von Tarent zu schätzen wußte, und daß er nicht versäumte, in dieselbe Schule zu gehn, die Leisewitz so sichtlich zu gute gekommen war, — in die Schule des Dichters von Miß Sara Sampson und Emilia Galotti.

Wie sich nun unter solchen Einflüssen die innere Welt des Dichters gestaltete, davon liegen uns zweierlei Documente vor. Nur kaum ließen die wissenschaftlichen Probearbeiten Schiller's den künftigen Meister der Prosa und den Entdecker wichtiger philosophischer Sätze ahnen: laut verkündete seine erste größere poetische That der Welt, daß hier ein dramatisches Talent ersten Ranges aufgestanden sei.

Es ist gut beglaubigt, daß die ersten Ansätze zu den Räubern schon im Jahre 1777 gemacht wurden, daß aber während zweier Jahre das Project jenes Stückes wieder zurückgeschoben wurde, und daß in dieser Zeit die medicinischen Studien alles Ernstes von dem jungen Manne betrieben wurden. Er hoffte, schon im Jahre 1779 mit seinem Cursus zu Ende zu kommen, und so schrieb er vorschriftsmäßig seine Dissertation: „Philosophie der Physiologie.“ Ihre ganze Haltung indeß war nichts weniger als vorschriftsmäßig. Der Schrift wurde das Imprimatur versagt, weil sie nach dem Urtheil der Professoren bei allen Spuren von Geist dunkel, überstiegen, voll verwegener Systemsucht und voll Unbescheidenheit in der Kritik fremder Ansichten war. Das Urtheil war begründet. Soweit wir dasselbe nach dem erhaltenen Fragment controliren können, so strebte der junge Autor mit allseitig unzulänglichen Kräften über das, was gelehrt und gelernt wird, hinaus, um auf seine eigene Hand das Getriebe des physisch-geistigen Lebens systematisch zu erklären. Er setzte der auf Erfahrung und Wissen beruhenden Doctrin einen kecken, trotz aller Schematik und aller zur Schau getragenen Methode verworrenen und unzusammenhängenden philosophischen Traum entgegen, — gegen die Medicin der Schule ein seinsollendes eignes System, angeknüpft an den hochgegriffenen Gesichtspunkt von der Bestimmung des Menschen. Immerhin mag man finden, daß schon in diesem neuerungssüchtigen Dilettantismus der titanische Geist der Räuber vorspukt: — in viel näherer Beziehung zu diesem Stück steht ein etwas späteres wissenschaftliches Specimen des jungen Candidaten. Nach dem erhaltenen Repuls nämlich steigerte sich begreiflich seine Sehnsucht nach Befreiung, und diese Stimmmg war es, die ihn jetzt in die Welt seiner Phantasien, zu den bei Seite gelegten Blättern seines Drama's zurückführte. Inhalt und Entstehungsweise der Räuber war ganz Insubordination. Ungeachtet des bevorstehenden Examens, aller Inspection zum Trotz brachte er sein Stück von Scene zu Scene vorwärts. Was Wunder, wenn daneben die neue Dissertation, die er nach dem Fiasko der ersten zu schreiben hatte, eine keineswegs reglementsmäßigere Physiognomie bekam. Jedes Blatt der neuen Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen“ hätte eigentlich den Lehrern der Anstalt sagen müssen, daß man diesem Eleven

umsonst den Shakspeare confiscirt habe, ja, daß es seltsam zugehen müsse, wenn derselbe nicht bereits selbst irgend ein dramatisches Opus unter der Feder habe. Die Abhandlung, um es kurz zu sagen, war wesentlich eine physiologisch-psychologische Studie des Dramatikers. Die Beispiele, mit denen sie den Connex der physischen und geistigen Natur des Menschen zu belegen sucht, sind überwiegend nicht vom Krankenbett, sondern von der Bühne entnommen. In diesem Sinn wird Gerstenberg's Ugolino, Shakspeare's Julius Cäsar, — wird die angebliche Tragödie eines englischen Dichters: Life of Moor citirt. Es kann hier und an anderen Stellen scheinen, als ob der Poet mit dem Mediciner nur seinen Spott treibe, — die Wahrheit ist, daß Beide im Einverständniß sind, daß Beide sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Von dem Mediciner hat der Dichter „den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele“ gelernt; hierauf legt die Abhandlung den Hauptaccent; nur mit Hülfe der englischen Moralphilosophie tritt sie von hier auf die mittlere Ansicht zurück, die das menschliche Wesen aus einem Compromiß zwischen Leib und Seele construirt, und flüchtet endlich, bei der Frage der Unsterblichkeit angelangt, zu der Auskunft, welche Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“ als eine Hypothese hinstellte.

Und nun wenden wir das Blatt! Es ist uns vergönnt, in den poetischen Spiegel zu sehen, zu welchem jener medicinisch-philosophische Versuch die glanzlose Folie bildet. Das Erste, was uns aus diesem Spiegel entgegenblickt, ist die Physiognomie von Franz Moor. Die Dissertation citirt die Worte des Junkers, und der Junker wieder nimmt seine Weisheit, beinahe wörtlich, aus der Dissertation. Nur wenig geht die Menschenkenntniß, die der Dichter mit der Schöpfung dieser Figur an den Tag legt, über die des theoretisirenden physiologischen Anfängers hinaus. Er ist hier wie dort Dilettant, und die Folge ist, daß er uns in Franz Moor jenes seltsame Ungeheuer vorgeführt hat, von dem er selbst gestand, daß es die Natur niemals so hervorbringen könne. Nicht blos an diesem Einen Punkte indeß berührt sich der Dichter und der Mediciner. Es wimmelt bekanntlich in diesem Stück von Rohheiten, Nacktheiten und Gräßlichkeiten. Die Rennomistereien und Bestialitäten der Spiegelberg und Genossen haben denselben physikalischen Hintergrund wie die verbrecherische Sophistik des Junkers: das Drama macht in erschreckender Weise Ernst mit jenem forcirten Cynismus, den Jeder aus der Conversation junger Mediciner kennt. Selbst Amaliens Liebe ist davon angesteckt, ja man kann die psychologische Anschauung, der die Regungen der Seele zu einem Gegenstande sinnlich zergliedernder, bis auf's Fleisch schneidender Betrachtung geworden sind, in fast alle Scenen und Charaktere des Stücks hineinverfolgen. Zu-

weilen, ja häufig ist es hier, wie in den übrigen Erstlingsstücken, der dramatischen Phantasie des Dichters gelungen, aus dieser Tendenz nach dem natürlich Wirklichen sich zur Darstellung des Wahren zu erheben. Einen gesunden Realismus jedoch, der dem Dichter später abhanden gekommen sei, vermögen wir nicht mit Julian Schmidt darin anzuerkennen. Nicht das Detail kann hierentscheiden, sondern die Zeichnung der Charaktere im Ganzen. Es finden sich Adern des echtesten Goldes in diesen: im Ganzen sind sie aus der weichsten Masse, aus Phantasien und Empfindungen, aus Stimmungen und Abstractionen zu ziemlich unförmlichen Gebilden zusammengesetzt. Wenn jener physiologische Realismus dem Dichter später fehlte, so schärfte sich sein Auge dagegen für die Auffassung der historischen und moralischen Wirklichkeit. Was er auf der einen Seite verlor, gewann er auf der anderen reichlich wieder. Er wurde um sodramatischer, je mehr er das Drastische verschmähte, und seine Figuren wurden um so viel wahrer, je mehr sich das Interesse für das, was sie ihm bedeuteten mit dem Interesse für ihren realen Kern und Stoff in's Gleichgewicht setzte.

Mit dem naturalistischen Moment jedoch, bei dem wir bis hieher verweilten, hängt auch der Gesammtcharakter der Räuber auf's Engste zusammen. Man hat das Stück als ein erstes Selbstbekenntniß des Dichters bezeichnet, und noch neuerdings ist dieser Gesichtspunkt von Kuno Fischer ebenso sinnreich wie elegant durchgeführt worden. Es wird, denken wir, dabei sein Bewenden haben dürfen. Das Stück trägt durchaus die Farbe jener Weltansicht, die der Dichter unter dem persönlichen Druck seiner Erziehung doppelt begierig aus seinen Lieblingsschriftstellern in sich eingesogen hatte. Karl Moor spricht als dramatische Figur die eigensten Sentiments des Dichters aus, wenn er Pfui über das tintenklexende Säculum ruft, in welchem sich die Menschen die gesunde Natur durch abgeschmackte Conventionen verrammeln und in welchem das Gesetz zum Schneckengange verdorben habe, was Adlersflug geworden wäre. Der heißblütige Knabe wagt es, an dieses Gesetz sich nicht zu kehren und den Flug des Adlers zu fliegen. Der abstracte Heroismus wird seine Moral und tritt mit souveränem Trotz der Moral der Welt entgegen. Um den geringen Preis, daß zahlloses Blut an den Fingern des Räubers klebt, ist dieser Räuber übrigens der Tugendhafte, der bessere Mensch, und die Welt, gegen die er Krieg führt, ist dagegen, aller ihrer Gesetzlichkeit zum Hohn, voll Unsittlichkeit und Heuchelei, voll Scheinheiligkeit und Spitzbüberei. Nicht das Vorwort, worin Schiller seinem Drama den frommen Zweck als Aushängeschild mitgiebt, „das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen“ — nicht dies Vorwort, sondern das poetische Nachwort: „Monument Moor's des Räu-

bers" offenbart uns des Dichters intimste Stellung zu seinem Stück. Danach ist Moor der "majestätische Sünder", der, über Ruhm und Schande erhaben, ein Gegenstand der Bewunderung und des Mitleids sein soll. Des Mitleids. Denn nur nothgedrungen spielt er die Rolle des Rebellen und Zerstörers. Angesichts der "gesunden Natur" ist er zahm wie ein Kind. Er ist nicht nur ein großmüthiger Räuber — er ist auch frömmer, weichherziger, zärtlicher, treuer, gewissenhafter als alle andern Sterblichen. Sein ganzer Heroismus ist im Grunde Sentimentalität — Sehnsucht nach dem Paradies der unschuldigen, ursprünglichen Natur, und seine blutige Laufbahn ist fortwährend von idyllischen Anwandlungen unterbrochen. Das ist, wir wiederholen es, in der That ein Selbstbekenntniß des Dichters. Was Julian Schmidt dagegen einwendet, scheint uns in keiner Weise zutreffend. Denn schon richtig: Schiller war nicht so sehr Karl Moor, als er der Dichter des Karl Moor war. Es ist ferner wahr: er hat nicht allein diesen, sondern er hat gleichzeitig andere Charaktere aus seiner Subjectivität heraus erschaffen. Es ist wahr endlich: er verhielt sich so durchaus dramatisch zu seinen Schöpfungen, daß er sich ebenso jetzt mit ihnen identificirte, wie er sich dann wieder ihnen gegenüberstellte. Er dichtete bekanntlich seine Figuren, indem er sie mit ekstatischem Gebahren selbst tragirte. Er trat dann wieder aus der Rolle des Dichters und Acteurs in die des Recensenten hinüber und führte vor den Augen des Publicums in einer Selbstkritik mit seinem eignen Stück Komödie auf. Ist diese gesticulirende Lebendigkeit aber eine Instanz gegen oder für die Wesensverwandtschaft von Karl Moor und dem Dichter? Das gerade ist ja das Charakteristische des Letzteren, daß er ganz und gar in der Selbsttäuschung dramatischer Leidenschaftlichkeit aufgeht. Das andererseits ist das Charakteristische auch der Figur des Räubers, daß er nur die Einbildung eines großen Mannes, daß seine Entschlüsse, seine Grundsätze, seine Handlungen sammt und sonders nur objectivirte Empfindungen und Phantasien sind. Wenn man mit Recht sagen kann, daß die verbrecherische Gesinnung Karl Moor's nicht im Gemüthe des Dichters lag, so muß man mit demselben Rechte sagen, daß auch das Gemüth Karl Moor's von dem eigentlichen Gifte dieser Gesinnung frei ist. Niemand behauptet, daß Karl Moor die Selbstdarstellung von Schiller's Charakter sei: einen fertigen Charakter, feste Ueberzeugungen und Grundsätze hatte der junge Mann noch nicht darzustellen; er bestand ganz aus Stimmungen und Einbildungen, aus flüssigen Meinungen und unklaren Sehnsuchten. Das Glänzendste und Wunderlichste davon drängte es ihn, in einem bunten, in einem selbst wieder flüssigen und schwankenden Bilde zu fixiren: — dieses Bild war der Räuber Karl Moor.

Und doch: auch von dem, was später zum Charakter werden konnte, liegen die ersten Anzeichen in diesem merkwürdigen Stück. Gerade die Leidenschaft, der Ernst der Phantasie, womit einer paradoxen Weltanschauung Gestalt gegeben wird, verräth einen ganz andern Hintergrund. Die schlichte Rechtschaffenheit des alten Daniel ferner, und die Beredsamkeit des wackeren Pastor Moser — auch das gehört zu den Selbstbekenntnissen des Dichters. Diese simple Moral, diese bibelfeste Frömmigkeit: es sind theure Erinnerungen seiner Kindheit, deren Kern auch noch in späterer Zeit gegen den skeptischen Verstand und gegen die gaukelnde Phantasie des Mannes Stand gehalten haben. Mehr aber als das. Zum Drama formen und schließen sich diese prächtigen dramatischen Scenen gerade nur durch den bewußten Conflict zwischen der Phantasiemoral, die sein Herz und zwischen der prosaischen Moral, die sein Gewissen erfüllt. Er selbst weiß zuletzt am besten, daß es ein Rechnungsfehler ist, wenn Karl Moor durch die Heldenthaten in den böhmischen Wäldern die Welt meint verbessern und die Vorsehung rechtfertigen zu können. Durch den Hauptheldeu selbst wird am Schlusse des Stücks die Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge als das ausgesprochen, was sie in Wahrheit ist, als ein verwegenes und verbrecherisches Spiel, das nur durch das Opfer des Frevlers gesühnt werden kann. Die Elendigkeit des Bestehenden hat zum Relief für die Größe des Helden gedient, aber in diesem Bestehenden selbst giebt es einen ideellen, unantastbaren Kern: — wir wissen, wenn wir dieses Stück aus den Händen legen, daß der Verfasser desselben nicht in Verwilderung, weder in ästhetischer noch in sittlicher Verwilderung untergehen wird. —

Erst nach seiner Entlassung aus der Akademie hatte Schiller die Räuber vollendet. Er war, mit einer armseligen Gage als Regimentsmedicus angestellt, aus einem herzoglichen Eleven ein herzoglicher Diener geworden. Jetzt erst, gerade während sie äußerlich in etwas gelockert schienen, wurde es Ernst mit seinen Fesseln. Eine gefährliche Situation! Die verkümmerten Studentenjahre mußten ja nachgeholt werden, und Schiller that sein Bestes, sich schadlos zu halten. Von seiner ärztlichen Praxis bringt er uns selbst auf die launigste Weise den übelsten Begriff bei. Sein Zuhause wird uns von Scharffenstein als ein malerisches Quodlibet von Armseligkeiten geschildert. Der Dichter wohnte und wirthschaftete mit einem ehemaligen Commilitonen zusammen, und beide waren darin einig, daß Ordnung und gute Oekonomie mit Freiheit unverträglich sei. Die Akademie aber war nicht blos ein Gefängniß, sondern auch eine Art Kloster gewesen. Bekanntlich verdankt diesem Umstande die Hauswirthin des Dichters, eine damals dreißigjährige Hauptmannswittwe, die

Unsterblichkeit. Durch das wunderlichste Quidproquo verwandelte sie sich mittelst der naiven Phantasie des Dichters in seine Laura: es entstanden jene grandiosen Liebesgedichte, in denen Sinnlichkeit und Metaphysik die Stelle der Liebe vertreten. Auch andere Motive aus den Räubern aber fing der junge Dichter an mit seinen Cumpanen in Scene zu setzen. „Wie wär's", sagt Roller in der zweiten Scene des ersten Acts, „wenn wir uns hinsetzten und ein Taschenbuch oder einen Almanach oder so was Aehnliches zusammensudelten und um den lieben Groschen recensirten, wie's wirklich Mode ist?" Regimentsmedicus Schiller hatte schon auf der Akademie dann und wann ein Gedicht drucken lassen: er redigirte jetzt eine Zeit lang eine Art politischen Wochenblattes und gab noch nach dem Erscheinen der Räuber eine poetische Anthologie heraus, um in dieser alle überschüssigen Lebenssäfte zu Versen und ein übersprudelndes Talent zu Gelde zu machen. Wie seltsam es klingen mag: die Schlechtigkeit dieser Gedichte ist ihre beste Entschuldigung. Man sieht durch dieselben in eine Verwilderung, in eine Lebens- und Gemüthsverfassung, die uns entsetzen müßte, wenn es nicht offenbar wäre, daß der Dichter seine Empfindung gleichsam nur in der Person seiner Phantasie reden läßt, daß er auch hier mehr Dramatiker als Lyriker ist. Wir stimmen nichts desto weniger Gödeke bei: es war gut, daß Schiller durch einen plötzlichen Ruck aus einer Atmosphäre herausgehoben wurde, die seiner Phantasie eine so ungesunde Nahrung zuführte und früher oder später auch seiner sittlichen Natur gefährlich zu werden drohte. Die Veranlassung zu der Katastrophe waren die Räuber. Enthusiastisch hatte die Menge das Stück aufgenommen, das am 13. Januar 1782 zum ersten Mal über die Mannheimer Bühne gegangen war. Nur in der Ordnung war es, daß der Herzog von Würtemberg nicht ganz wie die Studenten und wie das große Publicum darüber urtheilte; war er doch nichts weniger als ein Alphons von Ferrara, wenn er auch gern ein Ludwig XIV. von Frankreich gewesen wäre. Es mußte also wohl eine Collision geben zwischen dem Dichter und zwischen dem Geschmack und dem Despotismus des Fürsten. Zum Ausbruch kam dieselbe durch die politische Denunciation, die sich an eine der harmlosesten Stellen des Dramas knüpfte. Es erfolgte die herzogliche Weisung, die dem Vogel das Singen verbot, die den Dichter von seinem Beruf, von all' seinen Hoffnungen und Ruhmesaussichten absperrte. Sein Ungehorsam zog ihm eine Verschärfung des Verbots und einen vierzehntägigen Arrest zu, — und jetzt war das Dienstverhältniß und die Poesie so gegeneinandergestellt, daß eins dem andern geopfert werden mußte. Es ist überflüssig, die Flucht zu erzählen: dieses Stück Dichterleben ist in Jedermanns Gedächtniß, seit der treue Gefährte dieser Flucht ihr liebenswürdigster Erzähler geworden ist. Auch über Dalberg's Be-

nehmen aber ist das Urtheil festgesetzt. Obgleich Schiller die beste Legitimation seines Dichterberufs — den während des letzten Sommers in Stuttgart entstandenen Fiesko — nach Mannheim mitgebracht hatte, so wollte doch der freiherrliche Intendant nichts davon wissen. Bei seinem ersten Schritt in's Leben, den Fuß auf der Schwelle, sah sich der junge Mann zurückgewiesen, enttäuscht, und zum zweiten Mal enttäuscht. Frühzeitig sollte er erfahren, welcher von den »beiden Tugendwegen« ihm zumeist zu gehen bestimmt sei. Man schriebe mit größerem Recht vor seine, als vor Göthe's Biographie das Wort des griechischen Dichters, daß nicht erzogen wird, wer nicht geschlagen wird. Schon jetzt begann sich dies Wort zu bewähren. Ihn irren nicht die bedenklichen Mienen und das Kopfschütteln der Freunde. »Ein vortrefflicher Kern« — wir wiederholen die Worte von Gervinus, — »eine heitere Männlichkeit, Ehre, Standhaftigkeit und ein wahrhaft gefaßtes Gemüth spiegelt sich bei jeder Gelegenheit in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen in der damaligen Lage ab.« Er erscheint uns auf einmal ein ganz Anderer, ein Besserer und Größerer, als während der Stuttgarter Zeit; — ein ganz Anderer auch, müssen wir hinzufügen, als ein Jahr später. Durch den Entschluß, seine Fesseln zu sprengen und an seinen Dichterberuf den ganzen Einsatz seiner Existenz zu wagen, hatte sein sittlicher Geist Schwung und Spannung bekommen. Treu zahlte der poetische Genius für jenen Entschluß zurück. Eben jetzt stand derselbe in jugendlicher Kraft und Unbefangenheit dem Menschen zur Seite; er stützte seinen Muth; er hüllte ihn, wie Athene ihre Lieblinge, in eine schützende und unsichtbar machende Wolke. Inmitten aller Noth verkehrte der Dichter mit den Bildern seiner Phantasie. Sein Geist arbeitete rastlos. Er hatte während der Flucht den Gedanken zu einem neuen Trauerspiel ergriffen — ihn beschäftigte der Plan von Kabale und Liebe. In der heißesten Arbeit an seinen Stücken sehen wir ihn in Oggersheim; — er ist endlich, nachdem auch der umgearbeitete Fiesko zweimal von Dalberg zurückgewiesen worden, in die Nothwendigkeit versetzt, das Asyl in Bauerbach aufzusuchen, das eine edle Freundin, Frau von Wolzogen ihm gleich anfangs für den äußersten Fall zur Verfügung gestellt hatte.

Deutlich genug nun spiegelt sich das Leben, die innere Gestalt und Entwickelung des Dichters während der eben skizzirten Periode in den neuen zwei Dramen, deren letztes erst in Bauerbach zum Abschluß kam. Es scheinen auf den ersten Blick nur Variationen auf das Thema der Räuber. Auf einen Wink von Rousseau wird Fiesko zum Helden des zweiten Stückes, und Fiesko ist gleichsam ein andrer Karl Moor. Auch er dürstet vor Allem nach Größe, welches Verbrechen dieser Größe auch

anklebe; auch über seinen Geist fliegen wechselnd erhabene und schmelzende Empfindungen; er ist ein Ausbund von Genialität, ein verwegener und leichtsinnig großmüthiger Lebensspieler, ein politischer Virtuos, ein Mann von imponirender Gewalt für Männer, von bezauberndem Eindruck auf Weiber. Hier beginnt, wie uns dünkt, der Unterschied von dem früheren Stück. Auf den Helden selbst, auf den „wollüstigen“ Fiesko ist etwas von dem übergegangen, was in den Räubern ganz auf die Umgebung des Helden abgelagert war, und was sich auch hier in Julia und Gianettino, in Calcagno und Hassan stärker concentrirt. Man erinnere sich, wann und in welcher Atmosphäre das Stück entstand. Nur so erklärt es sich, daß Verrina gegen Fiesko zu kurz kam, — die Herabstimmung des Ideals: statt Brutus Alkibiades. Denn nicht etwa, als ob die Alkibiadeszüge nur unwillkürlich in die Physiognomie des Fiesko gerathen wären, als habe der Dichter eigentlich ein kaltes Napoleonsgesicht zeichnen wollen, als habe er diesen Charakter „nach einem andern Modell angelegt, nach einem andern gedichtet.“ Von Hause aus vielmehr war sein Herz und sein Blut bei dieser Schöpfung betheiligt: der politische Intrigant würde ihm nie zum Vorwurf geworden sein, wenn nicht der sinnliche und wandelbare Mensch sein Interesse gewonnen hätte. Keinen Fortschritt ferner bezeichnet das neue gegen das ältere Stück, wenn wir nach der Idee des Ganzen suchen. Wie unklar der Dichter sich selbst war, wie sehr ihm effectvolle Scenen zur Hauptsache wurden, geht unter Anderm aus der Bereitwilligkeit hervor, mit der er den ursprünglichen Schluß zum Behuf der Aufführung durch das Aufsetzen einer neuen Erhabenheits- und Großmuthspointe verstümmelte. Es ist unnöthig, von der Unnatur namentlich der Frauencharaktere des Stücks zu reden. Kein ethisches Motiv endlich und kein natürlicher Zusammenhang entschuldigt hier wie in den Räubern einzelne Gräßlichkeiten, — jene forcirte Leidenschaft und jene grimmassirende Sprache, die sich ganz ähnlich bei Klinger und Gerstenberg finden. Aber Eins, nichts desto weniger, entschuldigt und entschädigt für alle diese Sünden. Es war der erste Versuch des Dichters, seine Phantasie auf der gegebnen Unterlage der Geschichte arbeiten zu lassen. Er wurde innerlich der Geschichte, oder auch nur der „Staatsaction“, die er zunächst in der Geschichte sah, mit nichten Herr. Er scheiterte bei dem Versuch, seine eigene innere Welt mit der Welt der historischen Thatsachen in Einklang zu bringen; die eine durchkreuzte vielmehr und verwirrte an allen Punkten die andere. Allein ein richtiger Instinct war es doch gewesen, der ihn schon jetzt auf das Feld geführt hatte, auf welchem später seine besten Lorbeern sprießen sollten, und erprobt hatte sich in dem Kampfe mit dem ungefügigen Stoffe sein Talent zur dramatischen

Technik. Man muß bei Schöll oder Palleske nachlesen, wie eng er sich an das Ueberlieferte anschloß, um die ungemeine Geschicklichkeit zu bewundern, mit der er die historischen Hergänge zu einer Reihe dramatisch wirksamer, beweglich ineinander greifender, schlagfertig zum Ziele drängender Scenen verarbeitete. Er mußte diese Kunst später erst wieder entdecken: die Leichtigkeit, mit er sie diesmal übte, ist ihm kaum wieder zurückgekehrt.

In wieder andere Schranken faßte sich die Excentricität des jungen Dichters in seinem dritten Erstlingsstück. Nicht blos, daß er dasselbe direct und von Hause aus den Forderungen der Bühne anpaßte, gegen die er in der ersten Vorrede zu den Räubern und wenig später in dem Aufsatz „über das gegenwärtige deutsche Theater“ sich fast ebenso souverän aufgelehnt hatte, wie gegen die Welt der Conventionen, — nicht dies nur, sondern das alte Motiv, der Gegensatz von Natur und Convenienz, spielt selbst in einem engeren und bestimmter bezeichneten Raume. Nicht der socialen Ordnung in Bausch und Bogen, sondern der an den Standesunterschied geknüpften Unnatur macht diesmal der Dichter den Krieg. Nicht in einen maaßlos aus- und übergreifenden Charakter, der „entweder ein höherer Mensch oder ein Teufel“ sein mußte, sondern in zwei, zwar schwärmerisch, aber unschuldig liebende und glaubende Herzen verlegt er die Leidenschaft und die Empörung gegen jene Unnatur. Das macht: auch dies „bürgerliche“ Trauerspiel lehnt sich an Geschichte — an die selbsterlebte Geschichte des Dichters an. An die Stelle der bloßen Zustände, deren phantasirtes Spiegelbild die Räuber waren, sind ernstere Erlebnisse getreten. In Folge dieser Erlebnisse ist zunächst die Gemüthsverfassung des Dichters eine andre geworden. Lady Milford zwar ist ein ziemlich frappantes Seitenstück zu Karl Moor — eine Sünderin mit Tugendaffecten, eine Heldin mit Schäferphantasien. Im Ganzen jedoch steht diese heroische Figur im Hintergrunde; mehr denn gleichberechtigt stehen neben ihr die leidenden Sentimentalitäten mit vereinzelten heroischen Aufwallungen. Das ist das Eine. Noch wichtiger ist, daß die „Ordnung der Dinge“, jene Ordnung, die in den Räubern als ein unbestimmtes Phantom erschien, eine ganz realistische Gestalt gewonnen hat. Erst Kabale und Liebe commentirt uns die Räuber, indem es uns in der Verdorbenheit und dem Zwang der damaligen socialen Verhältnisse, in der Verworfenheit der kleinen deutschen Höfe, in der Niedertracht der Regierungen und dem Verbrechen ihrer Werkzeuge die Dinge zeigt, welche in den Räubern nur gemeint oder vielmehr nur dunkel und allgemein empfunden worden waren. Es hatte sich früher mit aller Empörung des Dichters gegen die geltende Welt und ihre Gesittung die servilste Huldigung vor

dem Fürsten vertragen, dem die poetische Phantasie unwillkürlich und gewohnheitsmäßig einen höheren Glanz lieh. Nach dem, was er jetzt erlebt hat, ist diese Unklarheit gewichen. Nicht freilich, um eine ungroßmüthige Rache zu nehmen, sondern einfach weil er jetzt die Wirklichkeit der Dinge sehen und greifen gelernt hatte, stellte er in Kabale und Liebe die Würtemberger Verhältnisse und den Stuttgarter Hof dar, entnahm er der Erscheinung Herzog Karl's und der Gräfin von Hohenheim die Züge, die sich dann von selbst von ihrer individuellen zu mehr typischer Bedeutung erweiterten. Ein Zeichen nebenher, daß er überhaupt inzwischen ein Stück Welt mehr gesehen, ist die unübertreffliche Figur des Musikus Miller; hier in der That offenbart sich ein Realismus, von dem wir ebenso zugeben wie bedauern müssen, daß er dem späteren Schiller abhanden gekommen ist. Aber nie freilich sind auch so grell die lebensvollen Charaktere neben die hohlen, die Wirklichkeiten neben die personificirten Empfindungen und Phantasien gestellt worden. In Schranken faßt sich der Dichter in diesem Stücke nur, um dieselben ebenso oft zu überspringen, ja zuweilen scheint es, als ob innerhalb des engeren und deutlicher umzirkten Terrains die Maaßlosigkeit nur um so ärger toben wolle. Vor Allem aber: die schlechte Welt, der er entfliehen will, hat sich dem Dichter verdeutlicht — zu der besseren, nach der er sich hinsehnt, fehlt ihm das Muster und die geschichtliche Folie; nur von seinem eignen unfertigen Selbst vermag er die Gestalten von Ferdinand und Louise zu copiren.

Und eben dieses Selbst ist es, was den Flüchtling jetzt in seinem Asyle quält. Einsam inmitten einer verschneiten Landschaft war er in der Verfassung: „ganz seiner Seele zu leben.“ Gerade in dieser Seele hatte er Pein und Sturm mitgebracht — er hatte nur allzuviel noch von seinem Ferdinand von Walter in sich. Wenn die Aufregung der letzten Wochen ihn getragen und in Spannung gehalten hatte, so spannte ihn die Ruhe und das Alleinsein ab. Seiner weicher gestimmten Seele entsinken die kühnen Entwürfe künftigen Ruhmes, um Träumen idyllischen Glückes Platz zu machen. In wandelbarer Laune wirft er sich unaufhörlich zwischen Enthusiasmus und Niedergeschlagenheit hin und her. In leidenschaftlich empfindsamen Briefen schüttet er sein volles Herz vor Frau von Wolzogen aus; im Mißverständniß seines überschwänglichen Suchens nährt er eine Flamme zu deren Tochter und quält er sich mit Grillen der Eifersucht; — dann wieder faßt er auf den unschuldigsten Anlaß ein Mißtrauen gegen seine Beschützerin und ist im Begriff, sich einem Herrn von Wurmb in die Arme zu werfen, einem Manne, der die Räuber fast auswendig weiß, der — so schreibt er — „auf den ersten Anblick sein Busenfreund geworden ist.“ Wohl hat er Recht, wenn er an seinen nach-

maligen Schwager, den Bibliothekar Reinwald in Meiningen schreibt, daß das Ganze seiner gegenwärtigen Situation „den Klang seines Gemüths verfälscht habe.“ An diesem nämlich, einem gesetzten, hypochondrisch-peinlichen, dabei jedoch empfänglichen und zuverlässig theilnehmenden Manne hatte das aufgeregte Wesen des Jünglings noch am meisten Halt. Im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit diesem sammelt und erholt er sich gelegentlich: diesem theilt er auch seine poetischen Pläne mit. Sie waren das Product und der Widerschein seiner dermaligen Stimmung. Seine Wahl entscheidet sich, — unter Zurückstellung des Konradin und der Maria Stuart — für den Don Carlos. Gerade unter der romanhaften Form, in der St. Real's Novelle ihm diesen Stoff entgegenbrachte, erkannte er in dem Infanten seines Gleichen. Den in dem peinlichsten Conflict des Herzens und der Verhältnisse sich aufreibenden, den weichen, enthusiastischen Jüngling, liebend wie Julius von Tarent, brütend über Thaten, aber thatenlos wie Hamlet — diesen Don Carlos concipirte er jetzt als sein eigenstes Ebenbild. Wie verschieden dieser neue Charakter von dem frevelhaft verwegenen Karl Moor, oder dem übermüthig selbstvertrauenden Fiesko! Und wie charakteristisch auch die Art und Weise, wie er jetzt diesen Stoff ergreift! Er ergreift ihn mit dem Gefühl der bedürftigsten Liebe. Der Winter hatte kaum eine dichterische Stimmung in ihm aufkommen lassen; mit dem Annahen des Frühlings jedoch beginnt es wieder mächtig in ihm zu treiben: im April 1783 ist er voll von seinem Gegenstand; „ich habe ihn“, schreibt er an Reinwald, „statt meines Mädchens, ich trage ihn auf meinem Busen und schwärme mit ihm durch die Gegend herum.“

Alles in Allem genommen war es gut, daß er nicht lange mehr in dieser Gegend schwärmen sollte: es war hohe Zeit, daß er in die Welt und unter Menschen zurückkehrte. Der berechnende Dalberg, der jetzt den Flüchtling nicht mehr scheute, den Dichter zu brauchen gedachte, gab wider Erwarten den Anstoß — eine Reise nach Mannheim führte zu Schiller's Engagement als Theaterdichter.

Nicht groß nun waren für das Mannheimer Theater die Resultate dieser Erwerbung. Krankheit lähmte die Thätigkeit des Dichters: innere und äußere Zustände lähmten seine dichterische Kraft, hemmten die Vollendung des dritten, für das erste Jahr neben Fiesko und Luise Millerin bedungenen Stückes. Allzu ideal andrerseits faßte der Dichter die Theaterwelt auf. Wohl war jener Aufsatz über die Wirksamkeit einer „guten stehenden Schaubühne“, mit dem er seine Aufnahme in die kurfürstliche deutsche Gesellschaft bezeichnete, etwas wie eine Schuldeclamation, aber doch verbarg sich hinter der rhetorischen Ausführung der ideale Sinn des

Verfassers. Mit Gesichtspunkten aber wie der, daß die Bühne die Aufgabe habe, das Vergnügen zu humanisiren und das Spiel ästhetisch zu adeln, stand er in allzu abstracter Höhe über der dramaturgischen Praxis. Seine Wirksamkeit als Mitglied des Theaterausschusses lehrte ihn die breterne Welt nicht blos von ihrer Glanzseite kennen, und mit dem Plan der Herausgabe einer dramaturgischen Zeitschrift scheiterte er zuletzt an der Kargheit des Intendanten. Es lag in der Natur der Sache, daß ein solches Verhältniß nicht von Dauer sein konnte — keiner von beiden Theilen war geneigt, es über das Probejahr hinaus zu verlängern.

Wäre es nur ebenso leicht gewesen, der ganzen Mannheimer Existenz ledig zu werden! Ein wahrer Knäuel von Verbindungen und Verbindlichkeiten hatte ihn umstrickt. Mit Schrecken gedachte er noch lange nachher seiner Verwicklung in die Theaterwirthschaft und nicht ohne Schaam seiner Coulissenbeziehungen. Einen einzigen Stern, und doch einen trügerischen Stern gab es in diesem Leben. Charlotte von Ostheim, geboren 1761 zu Waltershausen, war schon als Kind von der reizbarsten Organisation. In ziemlich früher Jugend hatte sie Vater und Mutter verloren. Niemand war einer Heimath und elterlicher Liebe so bedürftig wie sie: statt dessen war sie von einer Pflege und Erziehung in die andre übergegangen, und in reichlichen Thränen hatte sie als Mädchen den Schmerz des Verwaistseins ausgeweint. In unablässiger Phantasiethätigkeit suchte ihr Geist seitdem vergebens einen Schwerpunkt, suchte Nahrung und Entschädigung in den Mythen der Vorzeit, in den Träumen der Dichter, in den Symbolen der verschiedensten Bekenntnisse und Religionen. Denn ihrem Verlangen nach Liebe war auch später kein natürliches und festes Ziel beschieden gewesen. Ohne Neigung war sie in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre dem Major von Kalb vermählt worden, um durch diese Vermählung den Familienbesitz sichern zu helfen. So kam sie mit unbefriedigtem und verwundetem Gemüth im Mai 1784 nach Mannheim. Schon einmal — in Bauerbach — hatte Schiller die anziehende Gestalt, die weichen und feinen Züge dieses Gesichts mit den blauen träumerischen Augen gesehn. Man erneuerte die Bekanntschaft. Zwei warme und gleich ziellose Herzen, zwei gleich entzündliche und dem Enthusiasmus der Liebe wie des Ideals unbeschützt offene Seelen standen sich gegenüber und flossen ineinander. Ein reines, aber schwärmerisch unklares, abwechselnd zur Grenze der höchsten Leidenschaftlichkeit sich steigerndes Verhältniß entspann sich. Wir sind zur Beurtheilung desselben vorzugsweise auf das eigne — auf das poetische Zeugniß des Dichters angewiesen. Die stürmischen Ausbrüche seines Carlos sind die dramatische Uebersetzung dessen, was er selbst empfand. Unvermerkt schob sich der Situation seines neuen

Stücks sein eigenes Verhältniß zu Charlotte von Kalb unter; für sie sind ganze Scenen des Don Carlos geschrieben, und wenn der Charakter der Elisabeth mehr Wahrheit und Weiblichkeit enthält, als seine sonstigen Frauencharaktere, so ist es deshalb, weil wesentliche Züge desselben dem Bilde der Geliebten abgeschaut sind. Noch vorsichtiger aber als jene Carlosscenen ist das lyrische Selbstbekenntniß, die erschreckende Heftigkeit in der „Freigeisterei der Leidenschaft“ auf die Wirklichkeit zu deuten. Auch als Lyriker, wir müssen es wiederholen, war der jugendliche Schiller Dramatiker, war er er selbst in der Rolle eines Andern. Mit der monologischen Form wechselt dabei eine dialogische. Da zumal, wo er Ueberzeugungen ausdrücken soll, ist der noch unfertige und unentschiedene, aber stets zur lebhaftesten Repräsentation geneigte Geist des Dichters gezwungen, sich zu spalten. Er vertritt z. B. — in jenem Jugendaufsatz „der Spaziergang unter den Linden“ — mit gleichem Interesse die düstere Ansicht Wollmar's und die lebensheitere Edwin's. Er ist noch später, in dem philosophischen Gespräch im „Geisterseher“, weder ausschließlich der Meinung des Prinzen, noch ausschließlich der Meinung von dessen Mitunterredner. Nur wenn man dies festhält, wird man auch jenes seltsame, mit der „Freigeisterei“ ungefähr gleichzeitige Gedicht, „die Resignation“ nicht mißverstehen. Auch dies Gedicht ist weder, wie die Einen wollen, eine Empfehlung, noch, wie Andere wollen, eine Verhöhnung der Resignation. Es ist dem Dichter ganz einfach Ernst mit dem, was er dem auftretenden Genius in den Mund legt. „Genuß“ und „Glauben“ sind ihm zwei gleichberechtigte Standpunkte: eine Wahl zwischen beiden hat er praktisch noch nicht getroffen. Wer aber so dramatisch dachte und dichtete — wie hätte ein Solcher nicht auch das Leben mit dramatischem Pathos auffassen sollen? — das Leben, und vor Allem die Liebe? Es giebt keinen größeren Gegensatz als die Art, wie Göthe in seiner Jugend liebte, und wie Schiller liebte. Das Verhältniß zu Friederike, zu Lotte, zu Frau von Stein ist jedesmal ein innigstes Anschmiegen; es erfüllt die ganze Seele des Dichters — er lebt von seiner Liebe. Bei Schiller, wie anders! Da giebt es ein enthusiastisches Aufflammen: aber das entzündete Feuer durchwärmt ihn weder noch verzehrt es ihn; er liebt jedesmal nicht so sehr den Gegenstand selbst, als das, was seine Sehnsucht, seine Leidenschaft, seine Imagination aus dem Gegenstande macht. Sein idealisirendes Pathos schwebt beständig über seiner Liebe; er liebt nicht, wie Göthe, mit lyrischer Innigkeit, sondern mit dramatischer Lebendigkeit und Beweglichkeit. Er liebt eben deshalb gleichzeitig Wesen der verschiedensten Art, fortgerissen bald von seiner Sinnlichkeit, bald bestimmt von geistigeren und tieferen Bedürfnissen. „Es ist sonderbar“, so schreibt er wenige Jahre

später an Körner, „ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, — und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln.“ In eben dieser Weise, wie man mit Recht bemerkt hat, lieben auch die Helden in seinen ersten Stücken. Ferdinand von Walter schwankt einen Augenblick zwischen dem Bürgermädchen und der Maitresse. In das Spiel mit Doria's Schwester ist offenbar — zwar nicht das Herz, aber die Sinnlichkeit Fiesko's ganz ernstlich verwickelt. Im Don Carlos endlich geht die reine und bescheidene Hoheit der Königin neben der koketten Pracht und der zudringlichen Leidenschaft der Prinzessin Eboli her; der Prinz ist auf dem Punkte, untreu zu werden, und der Dichter ist es doppelt, wenn er sich in der Rolle des Pagen schon vorweg von dem schönen Munde einen Kuß geraubt hat. Auch in Mannheim, in der That, hat dieser Carlos-Schiller neben seiner Königin eine, oder gar mehrere Eboli. Er macht den Anbeter der liebenswürdigen Schauspielerin Katharina Baumann, und noch über seinen Mannheimer Aufenthalt trägt er sich mit einer Leidenschaft zu Margarethe Schwan, der schönen Tochter seines Freundes des Buchhändlers, einer Leidenschaft, die bekanntlich — sollen wir sagen so ernst, oder so wenig Leidenschaft war, daß er einen Heirathsantrag darauf wagte.

Genug des Einzelnen: — diese Mannheimer Existenz war eine zerstreuende und aufreibende, eine unwürdige, freuden- und hoffnungslose Existenz. Zum zweiten Mal ist dem Dichter der Versuch eines festen Berufes fehlgeschlagen; von alten und neuen Schulden gedrückt, ist er außer Stande, einen festen Lebensplan, ein irgend bestimmtes Ziel in's Auge zu fassen. Theaterliebschaften und Theaterfeindschaften. Unter so vielen Menschen, die ihn reizen, kein einziger, dem er sich mit ganzer Seele anschließen und der ihn zugleich leiten könnte. Um so niederdrückender das Alles, weil er fühlt, daß er die Schuld nicht mehr blos auf das Geschick, sondern zu einem Theil auf sich selbst zu schieben hat. Schon ist er daran, sich ganz diesen trübseligen Betrachtungen zu überlassen — mehr als einmal ist er versucht, sein Eigenstes und Bestes, seinen Dichterberuf und seinen Genius zu verwünschen.

Zuviel Licht jedoch hatte dieser Genius bereits ausgestrahlt — der Reflex desselben sollte jetzt mit dem Dichter zugleich dem Menschen zu gute kommen. Es war in der ersten Woche des Juni 1784, als Schiller durch eine seltsame Postsendung überrascht wurde. Ein Kreis ihm völlig unbekannter Menschen — Christian Gottfried Körner und dessen Braut, Minna Stock, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber — diese trugen ihm plötzlich in der liebenswürdigsten Weise den Ausdruck ihrer Verehrung und ihrer Sympathien entgegen. Ein Brief von Körner's Hand vollmetschte die begleitenden zarten Geschenke. Es war

eine Huldigung, die man dem Genius darbrachte, eine Antwort aus begeisterter Seele auf die erhebenden Eindrücke, die man von Schiller's Muse empfangen hatte. Solcher Huldigung jedoch war der Dichter in diesem Augenblick nicht gewachsen. Nichts kann seine damalige Gemüthslage besser veranschaulichen als der Umstand, daß er solch' einen Brief volle sieben Monate unbeantwortet lassen mochte. Er fühlte sich nicht, solchen Menschen eben jetzt unter die Augen zu treten: das Barometer seiner Selbstachtung und Selbstzuversicht war auf Null gesunken. Immer wieder nichts desto weniger trat jener an sein besseres Selbst gerichtete Gruß tröstend und mahnend vor seine Erinnerung. Von daher entnahm er, als er nach der Lösung seines Verhältnisses zum Theater sich zur Herausgabe der Rheinischen Thalia entschloß, das Pathos für dieses neue Unternehmen. Die einzelne Erfahrung generalisirend, warf er sich mit jugendlichem Sanguinismus und mit der stürmischen Beredsamkeit seiner Lieblingshelden — dem Publicum in die Arme. Es war gleichsam eine zweite Flucht; er wechselte zum dritten Mal den Herrn; — er appellirte an die unsichtbare Gemeinde Derjenigen, die seine Dichtungen ergriffen, deren Herz er durch die hinreißende Sprache der Leidenschaft bewegt und mit dem seinigen sympathisiren gemacht hatte. Fast allgemein ist man übereingekommen, in dieser Wendung bloße Rhetorik, in dem Programm der Thalia nichts als eine Stilübung zu erblicken. Man könnte mit demselben Rechte Alles, was je aus Schiller's Feder geflossen, in die gleiche Kategorie stellen. Die Wahrheit ist: dieses Programm war die erste Antwort auf die Körner'sche Sendung; nur unter der Form der Freundschaft mit dem Publicum konnte die Journalistik eine höhere Bedeutung für ihn gewinnen, und nur in der Form einer — wir möchten sagen, heroischen Erklärung vermochte er diesem Gefühl der Sympathie zu genügen.

Und nun erst konnte auch die idyllische Seite dieses Verhältnisses zu ihrem Rechte kommen. Nun erst, in einer wehmüthigen Stunde, die ihm das Unerfreuliche seiner derzeitigen Lage besonders nahe brachte, wagte er die Leipziger Freunde um Verzeihung zu bitten, und gestand er, daß ihre Briefe und Geschenke das Trostreichste gewesen, was ihm während der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren. Körner's zweiter Brief befestigte in Schiller den Glauben: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du! Und von Tage zu Tage drückender ward ihm nun der Mannheimer Horizont. „Meine Seele", schrieb er am 22. Februar 1785, „dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe." In dem Leipziger Kreise hoffte er das Alles zu finden. Wie rührend bat er, daß man ihn aufnehmen möge,

wie bescheiden suchte er die Erwartung der Freunde von sich herabzustimmen, wie zuversichtlich versprach er sich von dieser Revolution seines Schicksals, daß er ein ganz anderer Mensch, und — so fügt er mit bescheidenem Muthe hinzu — daß er anfangen werde, Dichter zu werden!

Sein Glauben sollte nicht betrogen werden. Diese Menschen gehörten wirklich zusammen. Zwischen Körner und Schiller entspann sich eine Freundschaft, die von der edelsten Schwärmerei geknüpft, von der Besonnenheit ausgebaut und von der Treue durch's Leben festgehalten wurde. Menschlich hat dem Dichter kein Andrer näher gestanden. Nur Körner's Theilnahme versagte nie; sie bewährte sich ebenso bei den häuslichen und persönlichen Angelegenheiten — und zwar am preiswürdigsten bei jenen, die am leichtesten sonst die Freundschaft beeinträchtigen — und ebenso bei den höchsten, den idealen und sittlichen Angelegenheiten. Seinem Fach nach Jurist — er wurde bereits 1783 in Dresden als Consistorialrath angestellt — war er schon dadurch zum praktischen Rathgeber geeignet; er war es noch mehr durch die unbedingte Zuverlässigkeit und Bravheit, durch die Gleichmäßigkeit, Ruhe und Ueberlegtheit seines Wesens, durch die Nüchternheit seines Verstandes, durch die Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er, bei aller Sicherheit seines Selbstgefühls, dem höher angelegten Freunde sich hingab. Unablässig zudem strebte dieser Mann in regem Bildungstriebe über die Schranken seiner Berufsthätigkeit hinaus. In Wissenschaft und Kunst ein vielversuchter Dilettant, machte er zwar immer von Neuem die Erfahrung seiner Unschlüssigkeit beim Produciren, aber nur, um sich desto mehr zum promptesten Beurtheiler fremder Production zu bilden. In das Leben des Poeten brachte er das unerläßliche Stück Prosa; das schöpferische Genie desselben begleitete er mit einer zwar nicht erschöpfenden, aber stets begründeten Kritik. Ein reiner und geübter Sinn für Poesie und Kunst, eine behende Urtheilskraft befähigte ihn, trotz einer gewissen Trockenheit, im Ganzen sehr wohl dazu, der Mentor nicht blos für den Menschen, sondern auch für den Dichter und Schriftsteller zu sein.

Unschätzbar, daß sich unserem Dichter gerade jetzt, wo er dessen am bedürftigsten war, ein solcher Führer darbot. Glückliche Fügung, daß Körner gerade jetzt in der angeregtesten, in jugendlich poetischer Stimmung war, da er, dicht vor der Vereinigung mit seiner Braut, am Ziele langgenährter Wünsche stand. Diese Stimmung wurde von dem anderen Paare getheilt: — Schiller reiste zu den glücklichsten Menschen. Mitte April 1785 empfing ihn Huber in Leipzig; nur besuchsweise findet sich gelegentlich auch Körner ein; der Dichter schlägt in dem nahen Gohlis seinen Sommerwohnsitz auf, mit der Thalia und dem Carlos beschäf-

tigt. Selige Stunden, die er da, im Vollgefühl des neuen Glückes, mit den Leipziger Freunden und Freundinnen verbringt! Wir mögen etwas davon mitempfinden, wenn wir den Bericht Schiller's an Körner über solch' einen Tag lesen, wie der zweite Juli — wie begeisterte Entschlüsse, „den edlen Wettlauf zum Ziele von vorn anzufangen", enthusiastische Versicherungen treuer Freundschaft von Munde zu Munde laut wurden, und feierliche Andacht endlich Alle zu einer freudetrunkenen Gemeinde vereinte. Ja, in die Mitte dieser Gemeinde werden wir versetzt, wenn wir den Hymnus lesen, in welchem Schiller das Credo derselben zusammenfaßte. Denn aus solchen Stimmungen und in solcher Umgebung erwuchs das Lied an die Freude — jenes seltsame Gedicht, das die Wonne der Freundschaft preist und die Liebe zu den Millionen verkündet, das die Harmonie aller Wesen und den Urquell aller Harmonie in jubelnden Klängen feiert, das in die Freude der klingenden Pokale den Gedanken der Theodicee, den Glauben an eine allgemeine Versöhnung, das Gelübde erhabener Tugend und die Hoffnungen der Unsterblichkeit mischt. Das sind nicht die Töne tiefer und mächtiger Empfindung, sondern es sind die durcheinandertaumelnden Laute trunkener Ekstase. Nur im Zustande der bakchantischen Entzückung gelingt dem Dramatiker ein lyrischer Erguß. Aber er gelingt ihm wirklich: das Lied an die Freude hat in den jüngsterlebten Tagen der Festfeier die Probe seiner begeisternden Kraft auf's Glänzendste bestanden.

Anfang August endlich hatte Körner seine Braut heimgeführt; hieran knüpfte sich die Uebersiedelung Schiller's von dem einsam und herbstlich gewordenen Gohlis nach Dresden. Beinahe zwei Jahre, bis zum Juli 1787, lebt er nun in der Nähe der Körner'schen Familie. Er hat im Winter eine eigene Wohnung in der Stadt; während der Sommerszeit lebt er großentheils in Körner's Weinberg bei Loschwitz an der Elbe, in einer Gegend, der er selbst eine „schwesterliche Aehnlichkeit mit dem Tummelplatz seiner frühen dichterischen Kindheit" absah. Hier und in dieser Zeit wurde endlich der Carlos vollendet. In Bauerbach, im Frühjahr 1783, war das Stück zuerst in Angriff genommen. Um Weihnachten des folgenden Jahres las er den ersten Act am Hofe zu Darmstadt in Gegenwart des Herzogs von Weimar vor und verdiente sich damit die Ernennung zum Sachsen-Weimar'schen Rath. Bruchstückweise erschienen die fertigen Scenen in der Thalia. Von Mannheim war die Arbeit mit nach Gohlis, von Gohlis nach Dresden gewandert. Wiederholt hören wir jetzt den Dichter klagen, wie langsam er damit weiter rücke. Im December 1786 ist die Ausarbeitung bis in die letzte Scene des Marquis Posa mit der Königin vorgeschritten — allein welch' ein Abstand zwischen der

Begeisterung, mit der er drei Jahre früher für seinen Helden, wie für eine Geliebte, schwärmte, und der Kälte, mit der er jetzt die letzte Hand anlegt! „Ich zweifle“, schreibt er, „ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag der Empfindungen, von denen ich eigentlich dabei durchdrungen sein sollte. Wissentlich muß ich mich übereilen. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist Alles!“ In solcher Verfassung kommt er endlich zum Schluß; — es ist nur noch die Correctur der Druckbogen, die ihn beschäftigt, als er sich mit dem frühsten Frühjahr des folgenden Jahres zu einem mehrwöchentlichen Landaufenthalt in die Einsamkeit nach Tharand geflüchtet hat.

„Ein dramatisches Werk,“ so sagt Schiller selbst in einer oft citirten Stelle der Briefe, die er später zur Rechtfertigung und Verständigung über den Don Carlos in Wieland's Merkur erscheinen ließ, „kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein.“ Zu lange, gesteht er, habe er sich mit dem Stücke getragen, und während dieser Zeit habe sich in ihm selbst Vieles verändert; er habe ein ganz anderes Herz zu dem vierten und fünften Acte, als zu den drei ersten mitgebracht. Dieses Geständniß, in der That, sagt Alles. Nur der Lebensgang Schiller's, seine inneren und äußeren Schicksale erklären uns die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Dichtung; nur aus dieser Dichtung wiederum können wir eine letzte Aufklärung über die innere Entwickelung, über die Revolution gewinnen, die mit ihm persönlich vorgegangen war.

Nicht jedoch, wie wir jetzt dieses Drama lesen, sondern wie es ursprünglich gedruckt ward, müssen wir es uns zu diesem Behufe gegenwärtig halten. Noch jetzt ist es für eine Bühnenaufführung von übermäßiger Länge —: es war in der Ausgabe vom Jahre 1787 noch einmal so lang. Zum Theil war diese luxuriirende Breite eine Folge des Verses, den der Dichter hier zuerst in Anwendung brachte, zum Theil jedoch hing sie mit den inneren Motiven zusammen, die der ersten Entstehung des Stücks zu Grunde lagen. In noch ganz anderem Sinne als die früheren war dieses, wie J. Schmidt mit Recht sich ausdrückt, ein „Drama der Stimmungen.“ Für den Ausdruck von Stimmungen ist die Lyrik die naturgemäße Form; die dramatische verhält sich incommensurabel dazu, sie wird sich mit allem Aufwand kein Genüge thun und auch auf dem weitesten Raum nicht leisten, was das Lied auf dem knappsten leistet. Die zerstreute, zerflossene, selbstquälerische Stimmung, jene Hamletsstimmung Carlos-Schiller's war von allen Stimmungen der Welt die am wenigsten dramatische. Von einer bloßen Stimmung aber hatten zur Zeit der ersten Conception unseres Stücks auch die Ideen des Dichters etwas an

sich — auch diese Ideen waren unreif, unklar und unselbständig. Don Carlos sollte daher ursprünglich nicht blos die Freigeisterei der Liebe, sondern noch eine andre Freigeisterei in Scene setzen und illustriren. Das Stück sollte recht eigentlich ein Tendenzstück werden. Die Absicht des Dichters war, wie er an Reinwald schrieb, „in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen.“ Und er hielt Wort. In dem Beichtvater König Philipp's hatte er sich sein Opfer erlesen. Alles, was in dem Jahrhundert der Aufklärung gegen Pfaffentrug und Priesterheuchelei declamirt wurde, legte er seinem Carlos gleich in dem ersten Dialog mit Domingo in den Mund. Man darf sagen, daß die religiöse Freigeisterei des Infanten um Vieles radicaler ist als etwa die Denkweise Nathan's; — der Prinz ist im Zeitalter der Inquisition und unter der Regierung Philipp's II. nahezu ein Voltairianer, dem Pfaffenthum und Christenthum ungefähr gleich gilt.

Gerade dieser tendenziöse Radicalismus nun konnte bei der späteren Ueberarbeitung am leichtesten beseitigt werden. Auch noch mehr hätte die Ueberarbeitung thun können; allein selbst was den äußeren Zusammenhang der Handlung anlangt, giebt es bekanntlich Widersprüche in unsrem Stück, die noch heut bezeugen, wie wenig der Dichter, als er die letzten Acte hinzufügte, die früheren im Sinne hatte. Und doch ist das nur die Nebensache. Denn nicht nur vergessen hatte er die Maschinerie des dramatischen Hergangs —: herausgelebt hatte er sich aus dem ursprünglichen Plan, aus der Stimmung und dem Pathos des Stücks. Kein unbefangener Leser, der nicht fühlte, daß die Composition des Ganzen ungleich, daß die Exposition in der zweiten Hälfte dunkel und unklar ist. Den Grund haben wir bereits gehört. Sich selbst, wie er bis zum Ende seines Mannheimer Aufenthalts war, charakterisirt er, wenn er in den Briefen über Don Carlos den Infanten charakterisirt: „Ein weiches, wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, rein und unschuldig, voll Muth und Delicatesse — nur das Eine nicht, nur weise nicht.“ Seinen eigenen damaligen Zustand im Wesentlichen schildert er, wenn er die Situation seines Helden schildert: „In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab; zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht — so findet ihn die erste Liebe.“ Allein nun die Wendung des Dichters von Mannheim nach Dresden, die Entfernung von Charlotte, der Wechsel seines Umgangs, die Berührung mit tüchtigeren und gesetzteren Menschen, die Eroberung eines Freundes, wie Körner! „Carlos selbst“ — um wieder die eigenen

Worte Schiller's zu hören — „war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen.“ Mit dem Wechsel des Helden aber wechselt nun natürlich der ganze Plan des Stücks. Was anfangs als eine bloße Episode gemeint gewesen — die Pläne der beiden Freunde für Menschenrechte und Menschenfreiheit — das wird nun zur Hauptsache; was anfangs die Hauptsache gewesen — die Liebe des Infanten zu seiner Mutter — das wird nun zu einem zu überwindenden Interesse herabgesetzt. Die Selbstentwickelung des Dichters wird zur Entwickelungs- und Erziehungsgeschichte seines Carlos. Wie ursprünglich die bessere Liebe des Prinzen über die buhlerischen Künste der Eboli siegen sollte, so läßt er ihn nun durch die Ideen und die Tugend seines Posa auch über jene bessere Liebe Meister werden. Für diese Ansicht von der Sache tritt Schiller selbst als Gewährsmann ein. Wir denken, es giebt keinen besseren. Ein vortrefflicher Advocat in eigener Sache, zeigt er sich hier, wie sonst, noch vortrefflicher als Kritiker. Einen schlechten Dienst, fürwahr, erweist man ihm, wenn man den Dichter auf Kosten des Kritikers retten will: — es ist eine handgreifliche Paradoxie, wenn Palleske den Don Carlos für „einen der wunderbarsten Organismen, die je aus eines Dichters Seele gekommen“, die Briefe über Don Carlos für eine „Concession an die flache Kritik und die stofflichen Sympathien der Zeit“ erklärt!

Aber freilich, obgleich unser Stück, ästhetisch betrachtet, nichts weniger als ein wunderbarer Organismus ist, so fehlt es darum doch nicht an einer inneren Continuität zwischen den Motiven der ersten und denen der letzten Acte. Es ist eben die Continuität des sich entwickelnden, lebendigen Menschen, die Einheit zwischen dem vierundzwanzigjährigen und dem siebenundzwanzigjährigen Dichter. Schon der Carlos der ersten Acte ist nicht eine bloße Hamletsnatur: auch in ihm schon leben, wenn auch zurückgedrängt, die weltbeglückenden, menschheitbefreienden, reformatorischen Ideen des Posa. Ja, jene Liebe selbst, in welcher das Herz sich gegen die Convention auflehnt, hat zum Kern ihres Interesses denselben Gedanken, der in den späteren Acten nur universalisirt, der nun endlich auf die relativ berechtigtste Formel gebracht wird. Durch diese Formulirung gerade bildet der Don Carlos den Abschluß der ersten Periode des Dichters. Es ist ein weiter Abstand, aber es ist dennoch ein Zusammenhang zwischen dem Räuber Moor und dem Malteserritter. Wenn jener gegen die bestehende Ordnung der Dinge eine kindische und verbrecherische Opposition macht, so erhebt sich Posa gegen die Ordnung, wie sie unter König Philipp bestand, gegen den die Menschheit entwürdigenden katholisch-spanischen

Despotismus; in seinen Mitteln ist, oder soll wenigstens eine verständige politische Wahl und Ueberlegung sein, und seine Ziele sind wesentlich rein und sittlich. Das Ideal des Malteſers ist die Herstellung eines Reiches der reinsten Humanität, der Verbindung des höchsten Glücks des Ganzen mit der höchstmöglichen Freiheit der Individuen. In diesem kosmopolitischen Ideale läutern sich nun die radicalen Invectiven des Infanten gegen Pfaffenthum und Priesterwirthschaft. Bis auf einen gewissen Grad wenigstens sucht der Dichter dem Auftreten dieses Idealismus historische Wahrscheinlichkeit und durch das Anknüpfen an den Befreiungskampf der Niederlande einen historischen Hintergrund zu geben. Aber wohlgemerkt freilich: es sind noch viel mehr die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, der Geist der Zeit, deren Kind der Dichter selbst war. Der Zweck des Marquis Posa ist nicht wesentlich verschieden von dem, was Maurer und Illuminaten erstrebten, von dem, was in dem Kopfe eines Joſeph II., in der Einbildung eines Dalberg lebte, von dem, was den idealen Gehalt der französischen Revolution bildete. Ausdrücklich gestand Schiller, daß er es nicht für einen Raub an der Kunst achte, wenn er den Versuch gemacht habe, „Wahrheiten, die Jedem die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaft waren, in das Gebiet der Dichtung hinüberzuziehen.“ Er gestand damit, daß sein Stück noch immer, ja, daß es nun erst recht ein Tendenzstück sei. Aber aus einem Tendenzstück im kleinen war es jetzt ein Tendenzstück im großen Stile geworden.

Ein Tendenz-, ein Principienstück großen Stils, und doch noch immer ein Drama der Stimmungen! Der Abschluß einer Periode, und doch noch so wenig abgeschlossen in sich! Als das Product eines Uebergangszustandes steht es auf einem bei jedem Schritt von Neuem wankenden Boden, und wankend ist ebendeshalb — auch Poſa's Charakter. Dieser Posa, um es kurz zu sagen, hat sich noch keineswegs mit seinen Idealen in ein volles Gleichgewicht gesetzt. Wie der Held der ersten Acte bereits viel von dem Malteſer, so hat umgekehrt dieser noch viel von dem Prinzen an sich. Durch seinen Idealismus selbst zum politischen Intriguenspiel verführt, verdirbt er sich alsbald dieses Spiel durch die Wärme des Enthusiasmus, durch die poetischen Regungen, die ihn — wir wollen sagen, die den Dichter in der Ausführung dieses Charakters überraschen. So ist Posa mit all' seinen erhabenen Maximen ein Stümper gegen König Philipp, trotz aller Superiorität, die er gegen Carlos annimmt, nur um Weniges reifer und entwickelter als dieser. Auch ihn beherrscht noch der Eindruck des Moments, auch er ist von Stimmungen und Phantasiebildern fortzureißen. Seiner Rolle nicht gewachsen, in seinen politischen

Entwürfen durch seine kosmopolitischen Ideen, in seinen Ideen durch seine Gefühle gekreuzt und genirt, bleibt ihm einzig der Ausweg eines Opfers, das er mit gebrochenem Herzen bringt. Es ist eine gewaltsame und ebendeshalb wehmüthige Lösung des Conflicts. Nicht freudig und heiter, sondern mit einem trüben Blick auf das Leben, das er hinter sich läßt, in der Stimmung der Resignation „hüllt er sich in die Größe seiner That.“ So ist Posa — denn eben so war Schiller in der Zeit, wo er seinen Carlos vollendete. Er hatte den großen Schritt aus dem Phantasie- und Gefühlsleben des ersten Jünglingsalters in den sittlichen Ernst des Mannesalters gethan, aber noch fehlt viel, daß er zu vollkommener Männlichkeit ausgereift wäre. Scheidend wirft er einen thränenschweren Blick zurück. Noch schmerzen ihn die Wunden des Sieges, den er über so manche Täuschungen und Thorheiten seiner Jugend davongetragen; noch vermag er sich nicht heiter dieses Sieges zu freuen — noch ist er seines neuen Glaubens, seiner Vorsätze, seiner Zukunft nicht sicher. Nur Eins, zum Glück, hat er vor seinem Helden voraus: — er überlebte die Katastrophe seiner Tragödie, und die Zeit wird kommen, wo wir sein Gemüth mit der Welt versöhnt, wo wir ihn selbst daher zu neuen und vollendeteren Schöpfungen reif und rüstig finden werden.

Politische Correspondenz.

Berlin, Mitte November.

Ueber die Bedeutung der Breslauer Zusammenkunft haben sich sehr divergirende Urtheile vernehmen lassen. Während man auf der einen Seite überschwängliche Hoffnungen an dieses Ereigniß geknüpft hat, sind auf der andern nicht blos ernste Bedenken laut geworden, man ist sogar so weit gegangen, von einem Verrath zu sprechen, den Preußen an der deutschen Sache begangen habe. Noch seltsamer ist es, daß selbst in dem Lager derjenigen, welche jenes Ereigniß zur Anschwärzung Preußens ausbeuten zu müssen glauben, die widerstrebendsten Auffassungen nebeneinanderlaufen: bald soll in jener Zusammenkunft der Kern einer Quadrupel-Allianz liegen, welche die vollständige Isolirung Englands bezweckt; bald soll dieselbe einen so feindseligen Charakter gegen Frankreich tragen, daß dem französischen Kaiser nichts Anderes übrig bleibe, als Oesterreich mit unauflöslichen Banden an sich zu fesseln; und Oesterreich selbst soll sich dadurch dermaßen bedroht fühlen, daß es sich Frankreich in die Arme werfen müsse.

Wir täuschen uns nicht darüber, daß diese sonderbaren Ansichten großentheils der Abneigung gegen Preußen und seine Regierung entstammen. Wir wissen auch recht gut, daß sie fast überall von denen, die sich am Eifrigsten für ihre Verbreitung bemühen, nicht wirklich gehegt, sondern nur als geeignetes Agitationsmittel benutzt werden. Nichtsdestoweniger werden sie hier oder dort Eindruck machen, und es bleibt Pflicht, ihnen die Wahrheit gegenüber zu stellen, wie einfach diese auch ist und wie nahe sie auch liegt.

Unter allen Allianzen, die im europäischen Staatensystem vorkommen können, giebt es ohne Frage für Deutschland keine bedrohlichere als die Allianz Frankreichs mit Rußland; und leider müssen wir hinzufügen, daß gerade zu dieser Allianz in manchen natürlichen Verhältnissen mächtige Triebfedern vorhanden sind. Gleich nach dem Ausgang des orientalischen Krieges gewann diese für Deutschland so bedenkliche Annäherung beider Staaten festeren Boden; die Abkühlung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Frankreich und England erleichterte sie; die gemeinsame Antipathie gegen Oesterreich, die gemeinsamen anti-englischen Interessen im Orient gaben ihr neue Stärke. Bei dem Ausbruch der italienischen Verwickelung schien die Freundschaft Frankreichs und Rußlands ihren Culminationspunkt erreicht zu haben. Es ist bekannt, daß die eifrigen Bemühungen Preußens, zwischen dem Petersburger und dem Wiener Cabinet eine Annäherung zu Wege zu bringen, vollkommen scheiterten; bekannt, daß die preußische Regierung Grund hatte, für den Fall eines aggressiven Vorgehens gegen Frankreich sich auch nach Osten hin ernstlich vorzusehen. Und so lange die Gefahr, welche den europäischen Frieden bedroht, von Paris ausgeht, würde ein Einvernehmen Frankreichs und Rußlands auf die Haltung Deutschlands stets einen mehr oder minder lähmenden Druck ausüben. In dieser höchst mißlichen Situation ist dadurch ein bedeutungsvoller Umschwung bezeichnet worden, daß Kaiser Alexander sich in Bezug auf die zur Zeit schwebenden europäischen Fragen, gerade in Bezug auf die durch die französische Politik angezettelten Verwickelungen — mit dem Regenten von Preußen zu verständigen suchte. Dadurch wurde thatsächlich bekundet, daß das Einvernehmen zwischen Frankreich und Rußland gelockert sei, — und das ist für Deutschland ohne Frage ein erfreuliches Ereigniß. Sollte die Annäherung Rußlands an Preußen eine fester begründete werden, so würden wir den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil genießen, für den Fall einer von Westen über uns hereinbrechenden Gefahr unbesorgt über unsere volle Kraft verfügen zu können.

Denn die Besorgniß vor dem Wiederaufleben einer reactionären Tendenz-Politik ist wohl nicht ernstlich gemeint. Jedenfalls ist sie ein Anachronismus. Der Prinz-Regent huldigt jener Politik nicht; und daß auch Kaiser Alexander ihr fern steht, bezeugen seine großartigen Reformpläne. Auch ist der Anlaß zu jener Zusammenkunft nicht von Preußen, sondern von Rußland ausgegangen: sie ist nicht ein von Preußen gesuchtes und deshalb auch nicht ein vielleicht durch Concessionen, die unsern Interessen widerstreben, erkauftes Ereigniß.

Im Gegentheil: es kann nur Beruhigung gewähren, daß bei der italienischen Frage, welche in Breslau fast ausschließlich zur Sprache gekommen zu

sein scheint, die Interessen beider Staaten im Wesentlichen zusammenfallen, daß also eine Verständigung über ein gemeinsames Auftreten auch als natürlich erscheint. Wenn Rußland den überwiegenden Einfluß Oesterreichs auf der italienischen Halbinsel mit größerer Mißgunst als Preußen betrachtete, so stimmt es doch mit Preußen vollkommen in dem Bestreben überein, daß jener Einfluß nicht durch den französischen einfach ersetzt werde; und bei *diesen* Bestrebungen wird das *größere Interesse* vielleicht auf Seiten *Preußens* liegen. Sardinien nicht in Abhängigkeit von Frankreich gerathen zu lassen, ist ein Gebot der preußischen wie der russischen Politik: der Erfolg derselben wird Preußen sogar noch mehr als Rußland zu Statten kommen. Welches also auch die Verabredungen der beiden Regenten über die italienische Angelegenheit sein mögen: in ihren *Zielen*, ihren *Absichten* werden sie uns willkommen sein können.

Hierauf aber — glauben wir — beschränkt sich auch die Bedeutung der Breslauer Zusammenkunft. Spricht man, statt von einer Lockerung, sofort von einer Auflösung der französisch-russischen Allianz, und will man in dem zu Breslau erzielten Einvernehmen sofort ein Freundschafts-Bündniß zwischen den beiden hier vertretenen Staaten erblicken: so verkennt man wohl, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen Frankreich und Rußland auf einer ziemlich beträchtlichen Summe gemeinsamer Interessen beruht, welche keiner der beiden Staaten auf längere Zeit aus dem Auge verlieren kann. Die gegenwärtige und nur zeitweilige Entfremdung wurzelt in dem Umstande, daß augenblicklich gerade eine Frage wie die italienische das Centrum der europäischen Politik bildet und daß die Gefahr einer Napoleonischen Suprematie der Situation Europas zur Zeit das charakteristische Gepräge aufdrückt. Eben so periodischer Natur scheint uns die Annäherung an Preußen zu sein; sie ist eben nur ein der gegenwärtigen Constellation entsprechendes Ereigniß. Und das Einverständniß Preußens und Rußlands über die zur Zeit wichtigste Frage schließt keineswegs aus, daß den beiden Kaiserreichen nicht andere Berührungspunkte *bleiben*, deren Bedeutsamkeit eine vielleicht nahe Zeit in ein helleres Licht stellen kann.

Hinsichtlich des *materiellen Inhalts* der Breslauer Verabredungen stützen wir uns auf die Mittheilungen öffentlicher Blätter. Sind wir auch der *Tendenz* derselben — einer Ausbreitung des französischen Einflusses entgegen zu arbeiten — unsern vollen Beifall schuldig, so wird sich doch schon aus den Ansichten, die wir in unserer vorigen Correspondenz ausgeführt haben, ergeben, daß wir uns mit den Specialitäten nur zum Theil einverstanden erklären können. Allerdings muß uns die Hauptsache, daß auch Rußland und Preußen eine bewaffnete Intervention in Mittel-Italien ausschließen wollen, zu großer Beruhigung gereichen. Aber es scheint doch, daß beide Staaten in Bezug auf die Rechte der mittelitalienischen Fürsten zu Beschlußnahmen geneigt sind, deren moralisches Gewicht eine Annexation der Herzogthümer an Piemont außerordentlich erschweren, wo nicht unmöglich machen würde. Durch die Berichte, die in der letzten Zeit über die Zustände in Mittelitalien zur Oeffentlichkeit gelangt sind, können die Besorgnisse nur verstärkt werden, die wir bereits früher an einen solchen Mittelweg geknüpft haben. Die Ungewißheit über ihr endliches Schicksal versetzt die Bevölkerung jener Länder in eine stets wachsende

Unruhe und Aufregung; immer schwieriger wird es den provisorischen Regierungen, unter so mißlichen Verhältnissen Ordnung und Gesetzlichkeit aufrecht zu erhalten; und jemehr die Hoffnung auf die Herstellung eines kräftigen monarchischen Regiments unter dem von dem Volke erkorenen Herrscherhause erblaßt, desto hoffnungsvoller und eifriger regen sich die republikanischen Elemente. Und den letztern wird das Heft aller Wahrscheinlichkeit nach in die Hand fallen, wenn jede Aussicht auf Annexation durch einen Congreßbeschluß abgeschnitten wird. Daß aber durch eine Wendung zu Gunsten der republikanischen Partei das Loos jener Länder nicht definitiv entschieden wird, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen: bei dem im Kirchenstaate angehäuften Zündstoff wird der Brand leicht über ihre Grenzen hinübergreifen und — wir fürchten es sehr — solche Zustände erzeugen, welche einer bewaffneten Intervention auch in den Reihen derer Anhänger verschaffen werden, die ihr zur Zeit auf's Entschiedenste widerstreben. Dann werden den Herzogthümern wieder die verhaßten Fürsten mit Gewalt aufgedrängt werden, d. h. es werden in Italien wieder die revolutionsschwangern Zustände restaurirt werden, die bisher Europa beunruhigt haben und deren Beseitigung, wir wiederholen es, für den Congreß den einzigen Rechtfertigungsgrund bildet, sich überhaupt mit der italienischen Frage zu beschäftigen.

Die neuesten Ereignisse — die entschiedene Erklärung Frankreichs gegen die Regentschaft des Prinzen v. Carignan, wie der Rücktritt Garibaldi's — scheinen in Mittelitalien eine solche Wendung zum Schlimmeren in unmittelbare Nähe gerückt zu haben. Es ist zwar schon oft vorgekommen, daß man den Erklärungen des Pariser Cabinets, so weit sie der italienischen Sache ungünstig zu sein scheinen, in Italien, wohl auf Grund vertraulicher Interpretationen, eine mildere Deutung als anderswo gab, und wir haben geglaubt, bei unserer Beurtheilung der Sachlage auf diese Erscheinung besonderen Werth legen zu müssen. Das Auftreten des Kaisers Napoleon nach Unterzeichnung des Züricher Tractats hat indeß auch in Turin offenbar Befremden und Verwirrung erregt; auch dort also scheint man es für ernstlich gemeint zu halten; und auf Mittelitalien wird es voraussichtlich noch ungleich störender einwirken. Während der französische Protest gegen die Errichtung einer Regentschaft, welche die gegenwärtige Situation Mittelitaliens nur in der bisher eingeschlagenen Richtung weiter entwickelt, dadurch motivirt wird, daß vor dem Congreß keine neue vollendete Thatsache geschaffen werden solle, bringt diese unerwartete Störung des bisherigen Entwickelungsganges möglicherweise durch einen völligen Umsturz der gesetzlichen Ordnung eine andere »vollendete Thatsache« zu Stande, welche die Situation von Grund aus ändert. Wir können es nicht mehr für unmöglich halten, daß der Congreß bei seinem Zusammentritt eine völlig veränderte Sachlage vorfindet, welche allen bisherigen Bestrebungen den Boden entzieht und ganz andern Beschlüssen das Wort redet. Sollte diese Befürchtung sich nicht verwirklichen; sollte es den provisorischen Regierungen gelingen, auch während dieser Krisis die öffentliche Ordnung ungeachtet des Stoßes, den sie durch die Ablehnung der Regentschaft erlitten hat, aufrecht zu erhalten: so würden wir nur bei der schon früher von uns ausgesprochenen Ansicht beharren

können, daß es für den Congreß das Rathsamste sei, sich einfach auf die Sanction des Princips der Nicht-Intervention zu beschränken. Denn nur auf diesem Wege — noch einmal — könnten sich die europäischen Mächte vor dem Mißgeschick bewahren, zur Vermeidung eines Uebels — der bewaffneten Intervention — Beschlüsse gefaßt zu haben, durch die sie um so sicherer in jenes Uebel würden hineingedrängt werden.

Und eine derartige strenge Selbstbeschränkung des Congresses wird noch mit andern Vortheilen verknüpft sein. Schon jetzt liegen Andeutungen vor, daß auf einigen Seiten die Neigung vorherrscht, auf dem Congreß Angelegenheiten zur Sprache zu bringen, die mit der italienischen Frage nicht in der geringsten Verbindung stehen, und so würde sich uns die unerfreuliche Aussicht eröffnen, daß der Congreß neue »Fragen« ausbrütet, vielleicht unheilvollere als diejenige, zu deren Erledigung er zusammentrat. Hier kann auch eine anscheinend unbedeutende Concession den Eintritt auf das Gebiet der »Revision der Verträge« eröffnen, — auf ein Gebiet, auf welchem der Friede Europa's sicherlich nicht gedeiht. Solchen Eventualitäten kann man nur dann vorbeugen, wenn man von vorn herein entschlossen ist, die Thätigkeit des Congresses auf ein möglichst eng umfriedetes Terrain einzuschränken und selbst die einzige, dem Congreß obliegende Aufgabe so aufzufassen, daß es sich bei derselben lediglich darum handelt, das Verhältniß der europäischen Mächte zu der Bewegung in Mittelitalien durch Sanction des Princips der Nicht-Intervention zu constatiren, nicht aber durch specielle und dispositive Bestimmungen über das Schicksal fremder Länder zu verfügen. —

Während sich die Aussichten Mittelitaliens in der letzten Zeit einigermaßen umdüstert haben, ist in derjenigen deutschen Frage, welche die Aufmerksamkeit der Nation vorzugsweise in Anspruch nimmt, entschieden eine Wendung zum Bessern eingetreten. Die kurhessische Angelegenheit ist an den Bundestags-Ausschuß zu neuer Berichterstattung zurückgewiesen worden. Hätte die Bundesversammlung die Anträge ihres Ausschusses angenommen, so wäre damit die Beseitigung des alten hessischen Rechts in einer auf gesetzlichem Wege nicht mehr zu redressirenden Weise definitiv entschieden worden; die Zurückweisung an den Ausschuß belebt die Hoffnung, daß die Bundesversammlung nicht geneigt sein wird, den Knoten durch eine Octroyirung wider den Willen des Landes zu durchhauen, daß sie vielmehr auf eine vernünftige Lösung desselben Bedacht nehmen wird. Zwar ist jene Zurückweisung auf Grund verschiedener Motive erfolgt: aber diese Motive sind nicht der Art, daß ihre Ausgleichung unmöglich wäre. Preußen, die sächsischen Herzogthümer, Oldenburg und die Hansestädte sind der Ansicht, daß einfach auf den Boden der Verfassung von 1831 zurückzugehen sei, die andern Staaten wollen fortdauernd an die Verfassung von 1852 anknüpfen, in diese jedoch alle oder möglichst viel von denjenigen Bestimmungen der Verfassung von 1831 aufnehmen, welche dem Bundesrecht nicht widerstreiten. Beide Auffassungen setzen voraus, daß vom Bundestage selbst eine detaillirte Prüfung der Verfassung von 1831 nach den Principien des Bundesrechts vorgenommen wird; beide führen vielleicht praktisch zu demselben Resultat, — zu zwei Verfassungsentwürfen, in welchen einige, und genau dieselben Bestimmun-

gen der Verfassung von 1831 beseitigt oder modificirt sind; und das von den zuerst genannten Staaten empfohlene Verfahren würde dann nur den — principiell allerdings höchst bedeutenden — Vorzug besitzen, daß das neue Verfassungsrecht Kurhessens an altes, unzweifelhaftes Recht anknüpfte, während auf dem andern Wege nur eine Basis gewonnen würde, deren Rechtsbeständigkeit durch die triftigsten Gründe angefochten werden könnte. Die Wahl zwischen den beiden Wegen wird unserer Ansicht nach noch dadurch erleichtert werden, daß eine unbefangene detaillirte Prüfung der Verfassung von 1831 ergeben wird, wie unbedeutend die Zahl der Bestimmungen ist, die vom Standpunkt des Bundesrechts einer Beanstandung unterliegen dürften; denn das abschreckende Gemälde, welches die kurhessische Denkschrift von jener Verfassung entwirft, ist eine durch Uebertreibungen und Auslassungen bis zur Unkenntlichkeit entstellte Carricatur.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Bundestag bei seinem Beschluß vom 27. März 1852, durch den er die kurhessische Verfassung von 1831 außer Wirksamkeit setzte und die Octroyirung einer neuen Verfassung anordnete, die Grenzen seiner Competenz überschritten hat. Nach den klaren Vorschriften der Bundesgesetze mußte der Bundestag, falls ihm die Verfassung von 1831 wirklich bundeswidrige Bestimmungen zu enthalten schien, diese Bestimmungen speciell bezeichnen und die kurhessische Regierung auffordern, eine Abänderung derselben auf dem in der Verfassung selbst vorgeschriebenen Wege herbeizuführen. Erst nach fruchtloser Anwendung dieses verfassungsmäßigen Mittels stand ihm das Recht einseitiger Anordnung zu, und wiederum lediglich in Bezug auf die bundeswidrigen Bestimmungen der Verfassung, nicht auf die ganze Verfassung; was in der letztern den Bundesgesetzen nicht widersprach, unterlag absolut nicht der Cognition des Bundes, und er war nicht befugt, es nach Gründen politischer Zweckmäßigkeit zu ändern. Die Behauptung, daß sich in jener Verfassung das Bundeswidrige von dem Statthaften nicht füglich sondern ließe und daß deshalb die ganze Verfassung außer Kraft gesetzt werden müsse, ist ein nichtiger Vorwand. Denn der Bundestag hat die Verfassung von 1831 nie einer speciellen Prüfung aus diesem Gesichtspunkt unterzogen, und deshalb konnte und durfte er jene Behauptung nicht aufstellen. Auch war es ihm mit der letztern offenbar nicht Ernst, und deshalb ist ihm das Unglück begegnet, daß sich sowohl der Ausschußbericht, wie der Wortlaut des Bundesbeschlusses in fortlaufendem Widerspruch mit jener Behauptung befindet. Denn die octroyirte Verfassung von 1852 wird regelmäßig als eine „revidirte“ bezeichnet; welche andere Verfassung könnte dann wohl dieser Revision zum Grunde gelegen haben, als die von 1831? Eine Revision der letzteren muß also doch möglich sein, und sie ist factisch von der kurhessischen Regierung im Einvernehmen mit den beiden Bundescommissaren ausgeführt worden — freilich nicht nach dem Prüfstein der Bundeswidrigkeit, sondern nach der subjectiven Doctrin der Herren Haffenpflug und Uhden über die Qualitäten einer Verfassung, mit der sie und ihresgleichen regieren könnten. Was nun den genannten Herren an der Hand ihrer Doctrin möglich war, wird hoffentlich auch der Weisheit des Bundestags an der Hand der Bundesgesetze nicht zu schwierig sein. In keinem Falle durfte er vor eigner Prüfung der incriminirten Verfassung als feststehend annehmen,

daß eine Aufgabe, der sich die Herren Hassenpflug und Uhden gewachsen gezeigt hatten, seine eigenen Kräfte übersteige. Dem Bundestagsausschuß kann man wenigstens nachrühmen, daß er an einer Stelle seines Berichts eine etwas würdigere Auffassung an den Tag legt. Wenn er dem Bundestage empfiehlt, „für jetzt“ von einer genaueren Prüfung der Verfassung von 1831 abzusehen, so scheint er eine solche Prüfung doch nicht als eine Arbeit betrachtet zu haben, die man dem Bundestage bei seinen schwachen Kräften überhaupt nicht ansinnen dürfe.

Wir brauchen es wohl nicht ausdrücklich auszusprechen, weshalb der Bundestag es im Jahre 1852 ablehnte, selbst den Maaßstab der Bundesgesetze an die Verfassung von 1831 anzulegen. Nicht darauf kam es ihm an, etwaige bundeswidrige Bestimmungen auszuscheiden, sondern die Rechte der kurhessischen Stände im Allgemeinen dermaaßen zu beschneiden, daß ein exemplarisch reactionäres Regiment, das Ministerium Hassenpflug, mit ihnen auskommen konnte. Eine specielle Bezeichnung der bundeswidrigen Bestimmungen wurde vermieden, damit gleichzeitig mit diesen durch eine Verurtheilung in Bausch und Bogen auch eine Anzahl sehr statthafter und gut begründeter Anordnungen, welche der ministeriellen Willkür eines Hassenpflug Schranken setzten, über Bord geworfen werden konnte. Deshalb erklärte der Bundestag, daß eine Ausmerzung des Bundeswidrigen aus der Verfassung von 1831 für ihn zu schwer sei, und daß die von den Herren Hassenpflug und Uhden bewirkte Revision im Allgemeinen wohl den Anforderungen entsprechen werde. Auch eine Prüfung der einzelnen Bestimmungen dieser revidirten Verfassung wurde klüglich in die Zukunft geschoben: störende Erinnerungen an die Verfassung von 1831 hätten dabei kaum umgangen werden können.

Hat nun der Bundestag sowohl dadurch, daß er unter Umgehung des landesverfassungsmäßigen Weges sofort mit eigenen Anordnungen vorschritt, wie dadurch, daß er nicht blos die bundeswidrigen Theile der Verfassung, sondern die ganze Verfassung außer Kraft setzte, die Grenzen seiner Competenz überschritten: so kann dieses Verfahren nur durch die Annahme in ein milderes Licht gesetzt werden, daß er durch seinen Beschluß eben nur ein Provisorium herzustellen meinte und den kurhessischen Ständen die von ihm selbst umgangene Aufgabe zuschob, ihre verfassungsmäßig begründeten und dem Bundesrecht nicht widerstreitenden Rechte, soweit dieselben in die octroyirte Verfassung nicht Aufnahme gefunden hatten, ihrerseits zur Geltung zu bringen. Die Competenzüberschreitung — es ist wahr — wird auch in diesem Falle nicht beseitigt; aber sie wird minder schroff und jedenfalls erklärlicher. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Bundestag die Verfassung von 1852 wirklich nur als ein Provisorium betrachtete. Denn er beschloß, diese Verfassung den hessischen Ständen „zur Erklärung“ vorzulegen; nicht etwa blos zur „gutachtlichen“ Erklärung, wie die Bundescommissare beantragt hatten; denn — so motivirt der Bundestagsausschuß seinen Antrag, dieses Beiwort zu beseitigen — es könne sonst scheinen, daß der Bundestag überhaupt keine ständische Berechtigung in Kurhessen anerkennen wolle, während es doch möglich sei, daß die hessischen Stände derartige Rechte theils aus älteren Gesetzen, theils auch aus den bundesgemäßen Bestim-

mungen der Verfassung von 1831 nachweisen könnten. Einem solchen Nachweise sah der Bundestag also entgegen, und er sprach demgemäß nicht blos von der verlangten ständischen »Erklärung«, sondern auch von den »etwaigen weiteren Verhandlungen«, die durch eventuelle Anträge der Stände veranlaßt werden konnten. Hieraus ergiebt sich, daß es nicht die Meinung des Bundestags war, durch die provisorische Verfassung von 1852 das ältere, in der Verfassung von 1831 begründete kurhessische Recht schlechthin und in seinem ganzen Umfange beseitigt zu haben; er stellte vielmehr eine Geltendmachung dieses ältern Rechts, soweit es den Bundesgesetzen nicht widersprach, den hessischen Ständen anheim, lehnte demgemäß eine Billigung aller einzelnen Bestimmungen der provisorischen Verfassung ab und behielt sich ausdrücklich die definitive Entscheidung der Verfassungsfrage vor. Und noch ein zweiter Grund scheint den Bundestag bewogen zu haben, von der Octroyirung einer definitiv gültigen Verfassung Abstand zu nehmen. Er deutet ihn in den Worten seines Beschlusses an, welche von seinen Bestrebungen für eine endliche »befriedigende« Erledigung des Verfassungsstreits sprechen. Unter einer »befriedigenden« Erledigung konnte unmöglich eine unter dem Widerspruch des Landes erfolgende Aufdrängung einer Verfassung verstanden werden. Die Zustimmung einer wie immer gearteten Landesvertretung war dazu ein unerläßliches Kriterium; nur im Hinblick auf eine solche Zustimmung war es möglich, die Eventualität »weiterer Verhandlungen« der Stände voraussetzen, da diese keinen andern Zweck haben konnten, als eine Vereinbarung mit der Regierung herbeizuführen. Durch die Geltendmachung der nicht bundeswidrigen, in der Verfassung von 1831 begründeten Rechte der Stände, wie durch eine Vereinbarung zwischen den Ständen und der Regierung sollte — das war die Tendenz des Bundesbeschlusses von 1852 — die provisorische Verfassung von 1852 in eine definitive umgearbeitet werden, für welche der Bundestag seine Garantie in Aussicht gestellt hatte.

Um diese Vereinbarung — eine in den Augen des Bundestags »sehr erwünschte« Eventualität — sicherer herbeizuführen, hatte der Bundestag angeordnet, daß die zur Prüfung der Verfassung einzuberufenden Kammern nicht nach dem damals gültigen Wahlgesetz von 1849, auch nicht nach dem Wahlgesetz von 1831, sondern nach einem neu entworfenen und gleichzeitig mit der provisorischen Verfassung publicirten zusammengesetzt werden sollten. In höchst erfinderischer Weise waren zu diesen Kammern die conservativsten Elemente des Landes zusammengesucht worden; alle diejenigen Berufsklassen, die durch Bildung hervorragen und von denen man deshalb schlechthin voraussetzte, daß sie vom Liberalismus angesteckt wären, hatte man vorsorglich ausgeschlossen. In der ersten Kammer saßen neben den Prinzen, den Standesherren, den Abgeordneten der Ritterschaft und den vom Landesherrn ernannten Besitzern größerer Fideicommisse nur noch die Spitzen der Geistlichkeit beider Confessionen und ein Abgeordneter der Universität. Zur zweiten Kammer sandten die Gemeindebehörden der ländlichen Ortschaften sechszehn Abgeordnete; sechszehn städtische Abgeordnete wurden von den städtischen Gemeindebehörden in Verbindung mit einer verhältnißmäßig abgemessenen Zahl von Zunftgenossen oder, wo sie vorhanden waren, von Fabrikanten und größeren Kaufleuten gewählt; außerdem

schickte noch der größere, nicht ritterschaftliche Grundbesitz sechszehn besondere Abgeordnete in die Kammer. Die Wahlkörper waren also in ungewöhnlicher Weise eingeschränkt. Noch exorbitanter war aber die Einschränkung der Wahlfähigkeit: denn die Wahlkörper mußten aus ihrer Mitte wählen, und damit waren die Mitglieder der eigentlich intelligenten Klassen, Aerzte, Geistliche und Lehrer, Beamte, Advocaten, wenn sie nicht zufällig ein Gemeindeamt bekleideten, vom Wahlrecht wie von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen. So waren die Kammern beschaffen, die Hassenpflug die »wahren Stände des Landes« nannte. Sie waren in der That so conservativ, und ein selbständiges Auftreten war von diesen der Politik großentheils fernstehenden Leuten so wenig zu erwarten, daß die Bundescommissare rundweg erklärten, die Schuld müsse an der hessischen Regierung liegen, wenn sie in diesen Kammern keine Majorität finde.

Mit so durchgreifender Energie hatte der Bundestag den Weg bezeichnet, auf welchem er eine »befriedigende definitive Erledigung« des Verfassungsstreits vermittelst einer Vereinbarung zwischen der hessischen Regierung und einer speciell zu diesem Zweck zusammengesetzten Versammlung erreichen wollte. An diese Bestimmungen war aber auch die hessische Regierung gebunden. Gesetzt daher auch, daß — nach der Auffassung der österreichischen Denkschrift — der Bundesbeschluß von 1852 ein zweiseitiges »Rechtsverhältniß« begründet habe: so hätte die genannte Denkschrift doch nicht übersehen dürfen, daß die hessische Regierung ihrerseits den ihr durch den Bundesbeschluß von 1852 auferlegten Verpflichtungen durchaus nicht nachgekommen ist; sie hat die Basis, welche ihr der Bundestag zur Erzielung eines Einvernehmens über die provisorische Verfassung angewiesen hat, einseitig und willkürlich alterirt und dadurch das angebliche Vertragsverhältniß ihrerseits zerrissen.

Es ist bekannt, daß auch diese »wahren Stände des Landes« an der provisorischen Verfassung sehr erhebliche und dem kurhessischen Ministerium höchst verdrießliche Ausstellungen zu machen hatten; bekannt, daß Hassenpflug, um eine Majorität in seinem Sinne zu erzwingen, unter den nichtigsten Vorwänden vier hervorragende Abgeordnete der zweiten Kammer, die Vertreter der vier größesten Städte des Landes, aus dem Abgeordnetenhause verdrängte. Schwerlich würde der Bundestag auch nur durch sein Stillschweigen einräumen können, daß es der Tendenz seines Beschlusses von 1852 nicht widersprochen hätte, wenn der von ihm verlangten ständischen Erklärung ein durch solche Willkürmaaßregeln erzwungener Abklatsch der Wünsche und Meinungen des hessischen Ministeriums substituirt wurde. Aber Hassenpflug nahm keinen Anstand, die Anordnungen des Bundes in noch auffallenderer Weise außer Acht zu lassen. Als er auch in der ihrer bisherigen Führer beraubten Kammer keine Majorität fand, die Opposition vielmehr von Woche zu Woche anschwoll, löste er die Kammer auf und beschloß, eine neue Versammlung auf einer ganz anderen als der vom Bunde vorgeschriebenen Grundlage zusammenzusetzen. Aus den obigen Mittheilungen ergiebt sich, daß die Wahl von zwei Drittheilen der Abgeordneten wesentlich in der Hand der Gemeindebehörden lag; von dem Charakter der letztern hing demnach der Charakter der zweiten Kammer ab, — und so wurden nun nach den unerhörtesten Grundsätzen die Gemeindebehörden umgestaltet, alle intelligenten

und alle der Opposition und der Oppositionsfähigkeit auch nur entfernt verdächtigen Elemente ausgeschlossen, und alsdann erst den so purificirten Gemeindebehörden die Wahlen zu dem neuen Abgeordnetenhause anvertraut!

Sollte der Bundestag sich dazu herbeilassen, anzuerkennen, daß diese Willküracte in seinem Sinne vollzogen worden? Sollte das Wiener Cabinet, angesichts dieser Thatsachen, bei der Voraussetzung beharren können, daß die kurhessische Regierung den ihr durch den Bundesbeschluß auferlegten Verpflichtungen getreulich nachgekommen sei? Die Wahrheit ist, daß Hassenpflug, nachdem eine Vereinbarung mit der vom Bundestage hierzu designirten Ständeversammlung gescheitert war, eine ganz andere Versammlung creirte, deren Mehrzahl nur aus solchen Personen bestand, welche er für blindlings ergebene Werkzeuge halten zu dürfen glaubte. Der vom Bundestage verlangten Erklärung einer Ständeversammlung, deren Hauptbestandtheil aus den frei nach altem Gesetz gewählten Gemeindevertretungen hervorgegangen war, wollte er sein eigenes Dictat unterschieben, welches acceptirt war von einer Anzahl von Individuen, die in den Augen des Bundestages nicht die geringste Legitimation zu der im Bundesbeschlusse vorgesehenen „Erklärung“ über die Verfassung besaßen.

Auch diese Versammlung entsprach den Wünschen Hassenpflug's und seines Nachfolgers Scheffer nicht. Es wurde eine neue gewählt, nach denselben Grundsätzen und deshalb bundesrechtlich ebenso wenig legitimirt. Die von ihr ausgegangenen Schriftstücke, die jetzt dem Bundestage vorliegen, sind, soweit sie von der zweiten Kammer stammen, vom Standpunkt des Bundesbeschlusses als rechtlich bedeutungslos zu betrachten.

Das ist die Sachlage. Die kurhessische Regierung hat sich nicht auf dem Boden des Bundesbeschlusses von 1852 bewegt. Sie hat ihn willkürlich und einseitig umgestaltet. Was kann, was muß der Bundestag unter so bewandten Umständen thun?

Man hat auf einigen Seiten lebhafte Besorgnisse an den Tag gelegt, daß es die Autorität des Bundestags schwächen werde, wenn er jetzt seinen Beschluß von 1852 außer Acht lasse. Nun! Er würde ihn sicher außer Acht lassen, wenn er gegen das bundesbeschlußwidrige Schalten der kurhessischen Regierung sein Auge schlösse, wenn er jetzt auf Grund von Vorlagen eine Entscheidung faßte, welche den in seinem Beschluß von 1852 vorgesehenen Bedingungen nicht entsprechen.

Wir unsererseits verhehlen uns durchaus nicht das Mißliche, daß eine so hochgestellte Behörde, wie der Bundestag, früher gefaßte Beschlüsse einfach bei Seite stellen soll. Wir finden es natürlich, daß er bemüht ist, von seinen früheren Beschlüssen so viel aufrecht zu erhalten, als überhaupt aufrecht erhalten werden kann. Aber es scheint uns auch in der That, daß die Tendenzen, die eigentliche Seele des Bundesbeschlusses von 1852, keineswegs durchaus preisgegeben zu werden brauchen.

Den geistigen Kern dieses Bundesbeschlusses nämlich fassen wir in folgenden zwei Sätzen zusammen. Der Bundestag beabsichtigte, indem er von der Octroyirung einer definitiv gültigen Verfassung absah, erstens, dem hessischen Volk Gelegenheit zu geben, etwaige wohlbegründete und dem Bundesrecht nicht

widerstreitende ständische Rechte, die in die provisorische Verfassung von 1852 nicht übergegangen waren, zur Geltung zu bringen. Diese Tendenz kann auch jetzt noch festgehalten werden. Der Bundestag beabsichtigte ferner, dem in Kurhessen zu begründenden Verfassungsrecht durch die Zustimmung einer hessischen Landesvertretung eine gewisse Sanction zu verleihen. Auch dieser Tendenz kann man jetzt noch treu bleiben.

Nur der Weg, auf welchem der Bundestag diese Zwecke zu erreichen trachtete, bedarf einer Aenderung. Er war überhaupt weder der geradeste noch der beste. Wollte man etwaige gutbegründete ständische Rechte berücksichtigen, so lag es nahe, die Stimme der Berechtigten selbst zu vernehmen. Wollte man dem neuen Verfassungswerk eine in den Augen des Volkes wirksame Sanction verschaffen, so lag es nahe, die gesetzmäßige Landesvertretung hierzu aufzufordern. Statt dessen schuf der Bundestag eine neue Versammlung, und die zweite Kammer stützte er auf die damalige Gemeinde-Organisation.

Seitdem diese Gemeinde-Organisation durch das einseitige Vorgehen der hessischen Regierung umgestürzt ist, ist dem Bunde diese Operationsbasis entzogen. Niemand wird es für möglich und rathsam halten, die Gemeindeverfassung nochmals plötzlich umzustürzen, die auf längere Zeit bestätigten Gemeinderäthe, die auf Lebenszeit ernannten Bürgermeister plötzlich und ohne Weiteres ihrer Functionen zu entheben, — lediglich zu dem Zweck, um die alten, dem Bundesbeschluß entsprechenden Wahlkörper zur Wahl einer Versammlung wiederherzustellen, die doch nun und nimmer einer gesetzlichen Landesvertretung gleichgeachtet werden kann. Ist es durch die Maaßregeln der hessischen Regierung unmöglich gemacht, auf diesen Gedanken zurückzugreifen; sieht sich der Bund unter allen Umständen genöthigt, die Herstellung des Einklangs zwischen dem hessischen Volk und seiner Regierung einer andern Landesvertretung als der im Bundesbeschluß von 1852 vorgesehenen anheimzustellen: so empfiehlt sich für diesen Zweck keine Versammlung im höheren Maaße, als der Landtag von 1831. Ueber die alten ständischen Rechte kann Niemand ein so gewichtiges Urtheil abgeben, als die Träger derselben.

Zweitens wird es sich fragen, ob dieser Versammlung die provisorische Verfassung von 1852 vorgelegt, oder ob ihr aufgetragen werden soll, die Verfassung von 1831 mit dem Bundesrecht in Einklang zu bringen. Die jetzt bevorstehenden Berathungen des Bundestags-Ausschusses werden voraussichtlich ein hinlängliches Material zur Entscheidung dieser Frage bringen, denn wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß der Ausschuß einer unerhörten Anomalie endlich ein Ende machen und durch eine eingehende Prüfung der Verfassung von 1831 den Bundestag von dem Vorwurf befreien wird, ohne eigene und selbständige Untersuchung des Streitobjects über das Verfassungsleben eines souveränen Staats abgeurtheilt zu haben. Diese Prüfung wird, wir zweifeln nicht daran, das Ergebniß liefern, daß die Verfassung von 1831 ungleich geringerer Abänderungen bedarf, um mit dem Bundesrecht in Einklang gebracht zu werden, als die Verfassung von 1852, um mit den wohlbegründeten Rechten der hessischen Stände in Einklang gebracht zu werden. Sie wird ferner das Räthsel aufklären, weshalb selbst die hochconservativen Kammern von 1852 auf dem

Boden der provisorischen Verfassung kein befriedigendes Resultat erzielen konnten; denn sie wird zeigen, daß diese Verfassung, ein Ausfluß abstracter politischer Doctrin, welche die realen Verhältnisse des Landes ignorirt und lediglich ministerieller Willkür in die Hände arbeitet, an Grundübeln krankt, deren Heilung nothwendig auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen mußte; sie wird zeigen, daß diese Verfassung auch einer hochconservativen Kammer einer radicalen Umgestaltung bedürftig erscheinen mußte. Jene Prüfung wird endlich auch die Arbeiten der hessischen Kammern seit 1852 in das richtige Licht stellen. Nur die absolute Resignation, angesichts des Zwanges unabänderlicher Verhältnisse, oder völlige politische Unerfahrenheit konnten sich herbeilassen, zu versuchen, ob sich auf Grund der Verfassung von 1852 ein dem Volke zum Heil gereichendes constitutionelles Regiment herstellen lasse. In solchen Versuchen haben sich die Kammern sieben Jahre hindurch abgearbeitet. Kann man mit Recht von ihnen behaupten, sie setzten sich mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie jetzt das der Regierung stückweise abgerungene, durch die unter ihnen selbst mühsam zu Stande gebrachten Compromisse unterhöhlte Verfassungswerk überschauen und erkennen, daß es ein elendes und gebrechliches Stückwerk ist? Wenn alle ihre Mühe, all' ihr guter Wille aus dem Verfassungsentwurf von 1852 nur ein so kümmerliches Resultat herleiten konnte, dann sind sie auf Grund ihrer Erfahrungen berechtigt, die Schuld des Mißlingens den eingewurzelten Fehlern des ihrer Pflege anvertrauten Objects zuzuschreiben und sich von einem Werk loszusagen, das, obwohl es das Beste darstellt, was sich aus dem Entwurf von 1852 herleiten ließ, doch selbst den mäßigsten Ansprüchen an eine praktisch wirksame Verfassung nicht entspricht.

Wenn aber der Vergleich zwischen den Verfassungen von 1831 und 1852 zu solchen Ergebnissen führt, so wird — wir zweifeln nicht daran — in den Augen einer so conservativen Versammlung wie der Bundestag der Umstand, daß durch die Wiederaufnahme der Verfassung von 1831 der alte Rechtsboden wieder beschritten und an die zeitweilig unterbrochene historische Entwickelung wieder angeknüpft wird, mit Goldesschwere in die Wagschaale der Entscheidung fallen. Es würde eine unüberwindliche Abneigung gegen den gesetzmäßigen Entwickelungsgang des constitutionellen Lebens bekunden, wenn man dennoch zu einem Werke greifen wollte, dessen Legitimität unauslöschlichen Zweifeln ausgesetzt ist.

Und hier liegt der Lebensnerv für das kurhessische, für jedes deutsche Verfassungsrecht. Noch ist es zu verhindern, daß er definitiv zerschnitten wird. Ja, es ist Aussicht vorhanden, daß er unversehrt bleibt. Aber kein Freund des Rechts darf unthätig bleiben. Insbesondere den deutschen Kammern liegt eine ernste Pflicht ob, hier die Continuität verfassungsmäßiger Entwickelung zu wahren und dadurch auch das specielle, ihrer Pflege anvertraute Verfassungsrecht gegen Anfechtungen zu sichern. Ihnen legen wir das Schicksal Kurhessens an's Herz, und das Gewissen der Nation wird wachen über ihnen und ihrem Thun.

Aus Oesterreich.

22. November.

Der bekannte Agitator für die Wiederherstellung der Adelsprivilegien Graf Wilhelm Wurmbrand hat vor einigen Tagen einen »Offenen Brief an den Verfasser der Flugschrift: Sustine et Abstine« veröffentlicht, in welchem er unumwunden die Herrschaft republikanischer Gesinnung bei der intelligenten Mehrheit der österreichischen Bevölkerung anerkennt. Maaßlos wie in allen seinen politischen Kundgebungen ist auch hier der »Edelmann« im Ausdrucke. Das Heer der Republikaner, welches den österreichischen Staat bedrohen soll, findet sich in Kossuth's Gefolge in London, oder treibt Zündholzhandel und Wirthsgeschäfte in Newyork. Hätte sich der Herr Graf mit der Versicherung begnügt, daß das politische Gemeingefühl in erschreckender Weise schwinde, Niemand an eine durchgreifende Besserung der Zustände glaube, daß alle Welt ruhig dem sicheren Verfalle des Staates, wenn nicht gar dem Zerfalle desselben entgegenharrt, so hätte er leider nur der allgemeinen Ueberzeugung Worte gegeben. Mehren sich doch die Anzeichen, daß auch in den höheren und höchsten Regierungskreisen der Pessimismus täglich weiteren Raum gewinnt, und zur Rathlosigkeit in Bezug auf die Gegenwart Verzweiflung an der Zukunft sich gesellt hat. Gern möchte man vor diesen Zeugen und Zeugnissen das Auge schließen, sich einreden, man sei eben ein Schwarzseher geworden, die Jahre lang gehegte Mißstimmung lasse Alles schlechter und trüber erscheinen, als es sich in Wirklichkeit verhält und verleihe den blos im Innern abgesponnenen Phantasien die gegenständliche Form. Doch nein. Nicht nur, daß wir stets unsere eigenen Eindrücke durch die Wahrnehmungen Anderer berichtigen, so wissen wir gar wohl, daß mit dem drohenden Staatsverderben auch unser Heil gefährdet ist, wenn der Thron wankt, auch unsere Hausgötter ihren festen Stand verlieren. Wir haben die Anarchie vor eilf Jahren in ihrer häßlichsten Fratze lennen gelernt, und möchten um Alles in der Welt dem Glauben uns hingeben, die Rückkehr derselben sei für immer unmöglich. Allein die Regierung weiß nicht was sie will, sie will aber auch gar nichts mehr, besitzt wenigstens nicht die Kraft und den Muth, ihren Willen durchzuführen. Steuerlos läßt sie sich treiben, zuweilen setzt sie ein Ruder ein, doch nur um es zaghaft sofort wieder zurückzuziehen und dankt an jedem Abende dem Himmel, nicht heute an den Strand getrieben zu haben. Ob morgen oder übermorgen, wer denkt daran in der Hast, den gegenwärtigen Augenblick zu retten und — zu genießen? Hübner's Austritt aus dem Ministerium hat nicht die Bedeutung, daß die Regierung ein anderes System einschlagen will, als Schwarzenberg's Schüler und Pietri's Freund bevorworten und vertreten kann, sondern muß als die Erklärung gefaßt werden, daß die Regierung keine feste Grundlage für ihre Handlungsweise mehr besitzt, in der Unthätigkeit, im Gehenlassen, Abwarten und Zuschauen die ganze Staatskunst erblickt. Wir erinnern uns, daß Freiherr Hübner außer der Verwaltung des Polizeiwesens auch die Mitleitung der allgemeinen Staatsangelegenheiten

übertragen wurde. Wenn nun von Einzelnen behauptet wird, die Eifersucht des Ministerpräsidenten auf die unklar umschriebene, in der Wirklichkeit beinahe schrankenlose Macht Hübner's habe die Entlassung des letzteren bewirkt, so liegt nichts Unwahrscheinliches darin. Daß Hübner sich nicht der innigen Liebe seiner Amtsgenossen erfreute, und diese ungeduldig seinen leitenden Einfluß ertrugen, ist kein Geheimniß. Den Grund seines Rücktrittes darf man aber dennoch nicht in diesen Rivalitäten suchen. Die andere Version, welche Hübner's Entfernung aus dem Ministerium mit den ungarischen Angelegenheiten in Verbindung bringt, hat das Richtige getroffen, nur darf man nicht meinen, daß es die Sympathien für Ungarn waren, welche seinen Sturz hervorriefen. Im Gegentheil. Hübner hatte keine offizielle Unterhandlung mit den magyarischen Wortführern gepflogen, noch weniger sich und das Ministerium jenen gegenüber compromittirt. Es genügte, was er auf dem Wege der Privatunterhaltung erfuhr, was ihm nach Wien berichtet wurde, um ihn zu dem Antrage eines entschiedenen Handelns gegen die altkonservative Partei im Ministerrathe zu bestimmen. Er sah, was Jedermann unter uns sieht, daß in Ungarn die Saat schwerer Kämpfe aufgegangen ist, er überzeugte sich von der sinkenden Autorität der Regierung in diesem Lande und ahnte die ansteckende Wirkung der ungarischen Agitation auf die anderen Provinzen. Welche Maaßregeln Hübner in Vorschlag brachte, ob die Aristokratie, die sich nicht beugen will, gebrochen werden, ob die Politik der Thaten aus Schwarzenberg's Zeiten wieder aufleben sollte, oder ob die deutschen Provinzen durch Concessionen loyaler zu stimmen und so den separatistischen Magyaren ein Gegengewicht zu schaffen beabsichtigt wurde, darüber besitzen wir keine genaue Kunde. Genug, daß eine entschiedene Erklärung vom Ministerrathe verlangt wurde, wie sich die Regierung zu der ungarischen Bewegung und nicht zu dieser allein verhalte, und die Aufforderung zu einer einheitlichen und energischen Thätigkeit erging. Dazu konnte sich aber die Mehrheit der Machthaber nicht verstehen. Die Wucht der letzten Ereignisse hat sie eingeschüchtert. Was unmöglich erschienen war, die Niederlage des Heeres, die politische Opposition insbesondere in Offizierskreisen heimisch, der Sieg der öffentlichen Meinung über Bach's und Grünne's vermeintlich unerschütterlichen Einfluß — war wirklich geworden und raubte ihnen das Gefühl der Sicherheit. Sie wagen es nicht, mit ihren Wünschen, auf die Wiederherstellung der alten gemächlichen Zustände gerichtet, vorzutreten, aber noch weniger fühlen sie den Muth, die gegenwärtige Bewegung zu leiten und den veränderten Verhältnissen entsprechend auch ihre Thätigkeit zu ändern, um so mehr als sie dann ihre Kraft nicht blos nach unten hin zu äußern hätten. Schon aus diesen Gründen konnten Hübner's Pläne auf keine günstige Aufnahme rechnen. Ueberdies war er es ja gewesen, welcher den Grafen Martinitz zur unfruchtbaren Ministercandidatur verurtheilt und alle auf dessen Ministerium wurzelnden Pläne einer mächtigen Partei zum Scheitern gebracht hatte. Und endlich darf man nicht vergessen, daß das Treiben der ungarischen Magnaten, so unbequem und bedenklich es auch auf der einen Seite sein mag, auf der anderen den gesammten hohen Adel Oesterreichs sympathisch anweht. Von Neuerungen, von revolutionären Tendenzen, vor Allem von der unseligen Lust liberaler Staats-

theorien, alle Ständeunterschiede zu verwischen, ist ja bei den Altconservativen in Ungarn keine Rede. Sie verlangen blos die Restauration des Althergebrachten, die Wiederherstellung der historischen Rechte und der uralten Landesverfassung, in welcher dem Adel eine glänzende Stellung eingeräumt sei. Aehnliche Wünsche hegt auch der Adel in den deutschen und slavischen Provinzen, nur daß ihm der Schimmer nationaler Gesinnung mangelt und die Wiederherstellung der alten Patrimonialherrlichkeit genügt. Sollte er da im eigenen Fleische wüthen und die ungarischen Standesgenossen einem Manne opfern, der vielleicht ähnlich wie der »Emporkömmling« Bach mit einer drückenden Bevormundung der Aristokratie seinen Dank abstattet? Was geschah, und wer in dem vielfach in geheimnißvolles Dunkel noch gehüllten Streite den Sieg davon trug, weiß die Welt. Der Sorge, durch eine energische, vielleicht sprunghafte und gewaltsame Thätigkeit der Regierung in unserer Ruhe gestört zu werden, sind wir überhoben. Die Regierung wird dasselbe zu Stande bringen, was unsere Vertrauensmänner in Gemeindeangelegenheiten geleistet haben. Die meisten Commissionen haben ihre Aufgabe vollendet. Daß nichts Brauchbares durch ihre Arbeiten werde erzielt werden, war vorauszusehen, auch die Schüchternheit, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, der sogenannten bürgerlichen Vertrauensmänner den Anmaßungen der Junkerpartei gegenüber, kam uns nicht unerwartet. Wohl überraschte uns aber die Naivität, mit welcher Regierung und Adel ihre gegenseitigen Forderungen vorbrachten. Daß den Gemeinden keine Autonomie zugestanden werden könne, darüber waren beide einig, auch darüber, daß mit den geringsten Rechten die größten Lasten zu verbinden seien. Der Regierung würde ein Meisterzug gelingen, könnte sie nach wie vor den unumschränkten Einfluß auf die Gemeindeverwaltung bewahren, ohne die Kosten derselben zu tragen. Dem Adel sind die Kosten gleichfalls unangenehm, aber die Herrschaft in der Gemeinde nimmt er als unbestrittenes Recht für sich und seine Mandatare in Anspruch. Mit dem Mäkeln und Feilschen über diese Punkte wurden namentlich in den Provinzen die Berathungen ausgefüllt. Glaubte die Regierung, durch die Einberufung der Vertrauensmänner die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen und das Vertrauen wieder zu wecken, so hat sie ihr Ziel arg verfehlt. Die schleppenden, bei verschlossenen Thüren gehaltenen Verhandlungen waren nicht darnach angethan, die Theilnahme der Außenstehenden dauernd zu fesseln. Dagegen wurde ein anderes der Regierung freilich minder wünschenswerthes Resultat erzielt; die politischen Parteien haben sich schärfer erkannt, die zwischen ihnen bestehende Kluft klar geschaut. Der nationalen Gegensätze zählen wir leider beinahe so viele, als es Provinzen gibt: in politischer Beziehung stehen sich nur zwei Parteien gegenüber, die eine, welche den Bürger in seiner politischen Rechtslosigkeit belassen, den Bauer zur alten Unterthänigkeit zurückführen und des Adels ausschließliche Privilegien wieder zur Geltung bringen will. Sie legt Verwahrung ein gegen die gegenwärtige Herrschaft der Büreaukratie, aber nur um, wie in der alten [illegible]n Zeit, das Scepter oder auch den Stock zu schwingen, sie tadelt die beschränkte Besitzfähigkeit, wie sie jetzt gilt, denn sie will nicht blos die Juden, sondern alle Bürgerlichen vom großen Grundbesitze ausschließen, sie arbeitet an der Gemeindereform — um die

alte Patrimonialgewalt wieder zu erlangen, sie wünscht das Zusammentreten von Landtagen, in welchen jeder adelige Grundbesitzer persönlich das Stimmrecht ausübt, den Städten und Landgemeinden selbst in der größten deutschen Provinz kaum ein Dutzend Stimmen bleibt, sie tritt dem Rufe nach der Aenderung des Reichsrathes bei, in der Absicht, denselben in einen höchsten Reichssenat zu verwandeln. Wir haben hier keineswegs die Hirngespinste eines politischen Narren, wie Fernstehende meinen möchten, geschildert: gedruckte Adelsprogramme, die vor uns liegen, sind mit den eben aufgezählten Forderungen erfüllt, Männer vertreten dieselben, welche sich des höchsten Ansehens rühmen, das Vertrauen der Regierung besitzen, im Reichsrathe, im Ministerium, am Hofe nicht blos Verwandte, sondern auch zahlreiche Freunde haben, und in diesem Augenblicke, durch Hübner's Austritt gekräftigt, neue Hoffnungen für das Gelingen ihrer Pläne schöpfen. Der Widerstand gegen diese ebenso beschränkten, wie eigensüchtigen Tendenzen vereinigt vorläufig alle übrigen Klassen der österreichischen Bevölkerung zu Einer Partei. Wir möchten wünschen, daß diese letztere nur diesen Widerstand auf ihre Fahne schriebe, und in klarer, bewußter Weise ihre politischen Forderungen stellte. So gut wird es uns aber auch diesmal nicht werden; auch jetzt wieder, wie vor einem Jahrzehent, werden die nationalen Zerwürfnisse die politische Parteistellung durchkreuzen. Thöricht wäre es, darüber Klage zu führen, daß die Regierung auch in dieser Beziehung die Zeit unbenutzt vorüberstreichen ließ, nichts that, um die nationalen Gegensätze zu mildern und Interessen zu schaffen, welche über den nationalen Sonderungen liegen. Es ist nicht geschehen, die verschiedenen Volksstämme stehen einander eben so feindselig und verknöchert gegenüber, wie in der Revolutionsperiode. Die Wirklichkeit scheint zwar unsere Behauptung Lügen zu strafen, sie zeigt in Ungarn Magyaren und Slaven eng verbrüdert, die Magyaren von den deutschen Wienern vergöttert und in allen ihren Forderungen unterstützt. Allein wir haben einmal bereits diese Flitterwochen der nationalen Gleichberechtigung und Verbrüderung erlebt und lassen uns nicht ein zweites Mal täuschen. Der gemeinsame Widerstand gegen die kraftlose, schwankende Regierung übertüncht die Kluft für einige Wochen, um sie dann desto klaffender zu gestalten. Seitdem wir vernommen, daß die alte Czechenpartei in Böhmen sich wieder regt, verstärkt durch die inzwischen flügge gewordene jüngere, noch fanatischere Generation, die alten Träume von den föderirten Slavenstaaten wieder lebendig sind und auch der Deutschenhaß Blüthen treibt, seitdem sind unsere Hoffnungen auf eine rein politische Entwicklung und Lösung der Krisis stark gesunken. Schon bei den Debatten über die Echtheit der Königinhofer Handschrift konnte man die gereizte Stimmung im czechischen Lager bemerken; je geringeren Werth die wissenschaftlichen Gründe besaßen, die für die Echtheit beigebracht wurden, desto grimmiger steigerte sich die Wuth über die Neider und Ehrenschänder des slavischen Genius. Die deutsche Frage, an der kitzlichsten Stelle von Rechberg's thörichten Freunden aufgefaßt, der gegen Preußen geschleuderte Vorwurf, wie dieser halbslavische Staat es wagen könne, mit dem deutschen Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland zu ringen, fachte die nationale Eifersucht nur noch stärker an. Das Vorbild der Magyaren gab dann vollends den Ausschlag.

Mögen Andere jubeln über die Herrlichkeit der Schillerfeier in Oesterreich, und, weil sie nur die Hälfte der Vorgänge wissen oder wissen wollen, dieselbe im rosigen Lichte betrachten. Auch wir sahen die Begeisterung zahlreicher Schillerverehrer, aber auch Anderes, was uns wehmüthig stimmte. Daß das Ministerium verblüfft war über den Ausgang der von ihm klug ausgedachten wohlfeilen politischen Demonstration, davon wissen Alle zu erzählen, die nach dem zehnten November die Ministerialkanzleien besuchten. Was sich die Regierung an politischem Effecte von der Schillerfeier versprochen hatte, das hatten die Magyaren für ihre eigene Rechnung durch die Kacinczyfeier escomptirt; in Wien sah die große Masse in dem Feste nur eine günstige Gelegenheit, Schuselka und Schmerling zu feiern und ihre Sympathien für die Männer von 1848 kundzugeben, in Prag vollends warf eine antidynastische Demonstration und das Absingen von politischen Spottliedern einen bedenklichen Schatten auf die „glänzende Feier.“ Und als wir die Prager Festreden lasen und von den Toasten hörten, diese wehmüthigen Beschwörungen der Einigkeit und Eintracht, diese furchtsamen Anpreisungen des deutschen Dichters, diese übertriebene Höflichkeit gegen die mürrische Slavenpartei, da blickten wir unwillkürlich in den Kalender, ob wir nicht ein Jahrzehnt zurückerlebt hätten. Auch damals — — doch, das sind ja bekannte Vorgänge, und wer sie nicht kennt, wird sie neu erleben. — Ist denn aber nicht das jüngste Patent, welches den allerhöchsten Willen ausspricht, kein Deficit mehr zuzulassen, ein Lichtstrahl in unserem trüben Himmel? Der Reichsrath und die ihm beigesellten, von der Regierung ernannten Notabeln sollen die letzte Entscheidung treffen: der Reichsrath, der, wenn er es ernst meint, mit der Abschaffung überflüssiger Abgaben, zuerst über sich selbst das Schicksal sprechen müßte, Notabeln d. h. die mit den Börsengeschäften der Regierung betrauten Finanzmänner, die Handelskammerpräsidenten, welche die Gunst der Regierung brauchen, große Grundbesitzer, welche die großen Schätze Oesterreichs stets im Munde führen und in Alles willigen, vorausgesetzt daß ihre Grundsteuer ermäßigt werde! Wir werden uns nicht wundern, wenn wir als Notabeln dieselben Namen wieder lesen, welchen wir jetzt unter den Vertrauensmännern begegnen, und daher auch nicht staunen, wenn die Vorschläge als unbrauchbare Fiction sich darstellen werden. Schon jetzt wird in einflußreichen Kreisen empfohlen, die Steuern beizubehalten, aber einen großen Theil der Auslagen aus dem besonderen Gemeindesäckel zu bestreiten, das ordentliche Ausgabenbudget in Einklang mit den Einnahmen zu setzen und das Deficit auf die außerordentlichen Ausgaben zu schreiben. Das Patent hätte die Sachlage richtiger definirt, wenn es die außerordentlichen Ausgaben als das Krebsübel der Finanzen bezeichnet, und ihren Wegfall befohlen hätte. Doch von diesen wird und kann uns nur die Controlle durch die Landesvertretung befreien und darum auch diesmal unser letztes Wort: Einberufung von Landtagen.

Ein zweiter Verfassungsbrief aus Kurhessen.

Die erwarteten Kundgebungen für Herstellung der Verfassung von 1831 sind nicht ausgeblieben. Den Anfang hat, wie billig, der Stadtrath von Kassel gemacht. Es darf das nicht gerade als ein leichter Entschluß betrachtet werden. Man ist am Sitz der Regierung dem Jupiter und seinen Blitzen am nächsten, und gar Mancher weiß in Kassel davon zu sagen, was es heißt, den Unwillen von Machthabern auf sich zu laden, die bei Gesuchen von Kindern und Brüdern auch der Väter und Brüder zu gedenken scheinen. Alle Welt weiß ja, wie die öffentliche Stimme es ausgelegt hat, wenn der Sohn des verstorbenen Oberbürgermeisters Schömburg, des Freundes der hochseligen Kurfürstin, wenn der Bruder Wippermann's, des bekannten Landtagsmitgliedes, in Hessen keine Anstellung, ja nicht einmal die nachgesuchte Erlaubniß zum Eintritt in den Vorbereitungsdienst finden konnten. Dazu kommt, daß in Kassel, wie im ganzen Lande, die Wahl der Gemeindebehörden unter den handgreiflichsten Einwirkungen des Hassenpflug'schen Regiments Statt gefunden hat. Um das möglich zu machen, wurde die Gemeindeordnung von 1834 sehr wesentlich geändert. Ein Gesetz vom 1. Dezember 1853 legte es in die Hand der Regierung, „die in amtlicher Wirksamkeit stehenden Ortsvorstände, welche nicht auf Lebenszeit gewählt sind," zu bestätigen oder neue Wahlen vornehmen zu lassen; eine Verordnung vom 22. Dezbr. desselben Jahres bestimmte, und zwar ohne landständische Genehmigung, daß, wenn „bei einem zum Mitgliede einer Gemeindebehörde gewählten Ortsbürger eine feindselige Parteinahme gegen die Staatsordnung oder die Staatsregierung auf irgend eine Weise hervorgetreten" sei, „die Verpflichtung des Gewählten, beziehungsweise die Gesetzmäßigkeitserklärung" der Wahl, versagt und eine anderweite Wahl angeordnet werden solle. Eine solche Versagung hat z. B. bei dem Obergerichtsanwalte Henkel zu Kassel Statt gefunden: wegen „feindseliger Parteinahme" wurde derselbe im Jahre 1855 vom Gemeindeausschusse ferngehalten, trotz dem, daß keine gesetzwidrige Wahl vorlag.

Es leuchtet ein, daß bei solcher von oben her geübter Disciplin die Zusammensetzung der Gemeindebehörden, wie sie dermalen in Hessen bestehen, nicht als das Ergebniß freier Wahlen zu betrachten ist, vielmehr hier und da eine gewisse Hassenpflug'sche Färbung haben muß. Daß dies gleichwohl nur in geringem Maaße der Fall ist, wie sich neuerdings wiederholt kund gegeben hat, das beweiset vollauf, wie wenig das Hassenpflug'sche Verfassungsmachwerk dazu angethan war, irgend wie festen Fuß im Lande zu fassen. Insbesondere hat Kassel dafür keinen empfänglichen Boden. Nie — wir verbürgen uns dafür — wird der Verfassungsbruch von 1850 und 1851 von den Bürgern unserer Hauptstadt gut geheißen werden. Wie sehr sie in ihren Interessen bedroht sein mögen, der Muth zur Rechtsvertheidigung wird ihnen zur rechten Stunde nicht fehlen. Keinen Augenblick hat der Stadtrath sich besonnen, keinen Augenblick der wackere Oberbürgermeister Hartwig, der einzige Ortsvorstand, der noch nicht auf Lebenszeit bestätigt worden ist, gezögert, als es sich darum han-

delte, dem Landesherrn die Herstellung des verfassungsmäßigen Rechtszustandes an's Herz zu legen.

Die Vorstellung des Stadtraths ist vom 13. September datirt. Es war beschlossen worden, sie dem Kurfürsten gesammter Hand oder wenigstens durch den Oberbürgermeister in Person zu überreichen. Allein die zu dem Ende erbetene Audienz ward nach achttägigem Harren versagt, — weil der Schluß der Eingabe, welche nach bestehendem Brauche dem Hofmarschall in Abschrift mitgetheilt worden war, „ungeeignet“ erscheine. Es war natürlich die Stelle damit bezeichnet, in welcher die Vertreter der Stadt mit der loyalsten Offenheit ihre Ueberzeugung ausdrückten, daß der Friede des Landes auf dem bisherigen Wege nie zu erreichen sei, sondern einzig dann, wenn „die Verfassung von 1831 als Rechtsgrundlage wieder anerkannt und was darin den deutschen Bundesgesetzen etwa zuwider ist, auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werde!“ Es blieb, nach Versagung der Audienz, dem Stadtrath nur übrig, sich an das Ministerium des Innern zu wenden und dieses zu ersuchen, die Vorstellung dem Landesherrn vorzulegen und deren Inhalt zu befürworten. In wieweit dies geschehen ist, wurde bisher nicht bekannt. Wohl aber haben sich andere Städte, namentlich Hanau, durch jene Gehörversagung nicht abhalten lassen, ähnliche Schritte, wie die Residenz, zu thun.

Unter der Kasseler Bürgerschaft, sowie unter den durch Hassenpflug davon ausgeschlossenen Staatsdienern, Aerzten, Anwälten ꝛc. hat die Vorstellung des Stadtraths die allgemeinste Billigung gefunden. Der Bürgerausschuß würde ihr durch förmlichen Beschluß beigetreten sein, wenn sich nicht Bedenken über die Zuständigkeit eines solchen Schrittes erhoben hätten; und von Seiten sonstiger Einwohner ist in einer Zuschrift an den Oberbürgermeister und die Mitglieder des Stadtraths der herzlichste Dank und die vollste Beistimmung ausgesprochen worden, neben Versicherung gleichen Einverständnisses, wenn der Stadtrath noch weitere Schritte thun werde.

In Hanau hat man sich auch an die Bundesversammlung gewandt. Man kennt aus den Zeitungen den Wortlaut der vom 8. October datirten Adresse. Zur Zeit als die städtische Behörde noch zögerte, eine solche Eingabe zu machen, bereiteten zunächst mehrere Bürger ein Gesuch vor. Die Ueberreichung desselben unterblieb indeß, weil man sich eines Bundesbeschlusses vom 27. October 1831 erinnerte, welcher dergleichen Gesammtbitten untersagt und um 1851 von der kurhessischen Regierung eingeschärft worden ist. Man begnügte sich damit, den wesentlichen Inhalt der Eingabe zu veröffentlichen. Von Hanau war ferner die Einreichung einer Denkschrift an den Prinz-Regenten von Preußen angeregt worden. Dieselbe war, wie es heißt, bestimmt, durch den Advokaten Dr. Jucho in Frankfurt der preußischen Gesandtschaft eingehändigt zu werden. Allem Anscheine nach ist der Inhalt nicht ohne den lebhaftesten Anklang geblieben; sicher würden sich in Kürze viele Tausend Unterzeichner gefunden haben, trotz der Warnungen und Abmahnungen, welche hier und da von den Landräthen und andern Beamten ausgegangen sein sollen. Allein es wurde von Kasseler Verfassungsfreunden das Bedenken erhoben, ob eine solche Eingabe an den Regenten von Preußen unter den obwaltenden Umständen schicklich und angemessen sei, und in

Folge dessen ist von den Urhebern der Vorstellung beschlossen worden, die Absendung an die hohe Adresse zu unterlassen. Durchaus unrichtig ist es, daß dem intendirten Gesuche, wie hier und da angedeutet worden, eine »auswärtige Anregung,« zum Grunde gelegen habe. Gerade das Schwanken über die Mittel und Wege, dem Verlangen nach Rückkehr zu der Verfassung von 1831 Ausdruck zu geben, beweist, soviel wir sehen, am besten, daß dieses Verlangen kein gemachtes ist. Auch kann es im Allgemeinen nicht für unstatthaft gehalten werden, sich an den Prinz-Regenten von Preußen in dieser Sache zu wenden; denn Se. königl. Hoheit gehört zu den mächtigsten Bundesfürsten und steht daher einer Angelegenheit nicht fremd, die eben vor dem Bundestage verhandelt wird. Sind doch auch ähnliche Eingaben an die Herrscher von Würtemberg und Baiern in Anregung gebracht worden. Der moralische Impuls aber zu einem solchen Schritte lag nahe. Er ging aus von dem Vertrauen zu einem Regenten, der Recht und Wahrheit auf seine Fahne geschrieben. Wie dieses Vertrauen, so fand nicht minder die Gesinnung treuer Anhänglichkeit an das kurfürstliche Haus in der Denkschrift den nachdrücklichsten Ausdruck; mit Recht aber ward in derselben auch darauf aufmerksam gemacht, wie die ganze schwere Verantwortung der gegenwärtigen Zustände auf jene Urheber falle, »die im eignen, den Bürgern Kurhessens fremdem Interesse die kurhessische Frage absichtlich schufen, um sie zum Hebel ihrer Machinationen gegen die damals bestehende preußische Union zu gebrauchen.«

Außer diesen Kundgebungen in Bittschriften und Vorstellungen hat sich auch noch manche andere Stimme für das zertretene Verfassungsrecht von 1831 vernehmen lassen; in Zeitschriften und Broschüren ist die Frage seit den letzten Monaten nach allen Richtungen hin behandelt worden. Die Einen wollen eine principielle Verwerfung des Bundesbeschlusses vom 27. März 1852 und folgeweise eine einfache Herstellung der rechtlich noch in Geltung stehenden Verfassung von 1831; die Andern betrachten den Bundesbeschluß als eine vorläufige, versuchsweise Maaßregel, die endlich aufzugeben sei, weil sie zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt habe noch führen könne; noch Andere lassen den Beschluß als eine mit Ergebung hinzunehmende Grundlage für die fernere Behandlung und Erledigung der Sache gelten, und verlangen nur eine bessere Ausführung, eine gründlichere Prüfung als bisher Statt gefunden habe. Dabei wollen die Einen auf das Wahlgesetz von 1849, die Anderen auf das von 1831 zurückgehen u. s. w. Doch wie verschieden auch die Ansichten und Vorschläge sein mögen, welche bisher zu Tage getreten sind: in der unbedingten Verwerfung des Hassenpflug'schen Verfassungsmachwerks stimmen Alle überein. Für die Verfassung von 1852 hat sich bis jetzt nicht eine einzige Stimme erhoben, und eben so wenig für die späteren Vorschläge der Regierung und des Bundesausschusses. Herstellung des alten Verfassungszustandes, soweit irgend möglich, das ist es, worin alle Gesuche, alle Wünsche, alle Vorschläge des gesammten Landes sich bis jetzt begegneten. Selbst die vereinzelten Stimmen in der Oberpostamtszeitung und in einigen andern Blättern, welche die Ansicht vertheidigen, daß die Verfassung von 1831 endgültig aufgehoben sei, wagen es nicht, dasjenige, was man bisher an deren Stelle setzen wollte, für ausreichend zu erklären.

Inzwischen hat bei uns die Auffassung der Sache, welche von der preußischen Denkschrift vom 10. Octbr. vertreten wird, volle Anerkennung gefunden. Wir begreifen zu wohl, daß eine starre Grundsätzlichkeit in der nächsten Behandlung der Angelegenheit keine Aussicht auf Erfolg haben würde. Es ist gewiß von höchster Bedeutung, daß Preußen seine principielle Rechtsansicht festhält und bei künftigen Fragen zur Geltung zu bringen sucht; allein nach Lage der Dinge konnte und mußte von einer Durchführung um deswillen Abstand genommen werden, weil ein praktisches Ergebniß damit nicht füglich zu erreichen war. Indem die Denkschrift den Nachweis liefert, daß der Bundesbeschluß von 1852 und die gegenwärtigen Verfassungszustände in Kurhessen nur einen »faktischen und provisorischen Charakter« haben, öffnet sie einen breiten Rückweg zur Verfassung von 1831, einen Weg, der von allen Bundesmitgliedern betreten werden kann, ohne mit den bisherigen Schritten der Bundesgewalt in Widerspruch zu gerathen. Die seitherigen Versuche, mit Hülfe einer neuen Landesvertretung einen neuen Verfassungsbau aufzuführen, sind ohne allen Zweifel als völlig gescheitert zu betrachten. Der Zwiespalt zwischen Regierung und Ständen war von jeher groß; neuerdings aber hat derselbe eine solche Bedeutung erreicht, daß gar kein Gedanke mehr daran ist, es könne der bis jetzt eingehaltene Weg jemals zu einem ersprießlichen Ziele führen. Es fehlt daher weder an rechtlicher Möglichlichkeit noch auch an thatsächlichem Anlaß, jene unfruchtbaren, ja wahrhaft gefährlichen Versuche aufzugeben, und zum Rechtsboden von 1831 zurückzukehren.

Leider hat es bis jetzt wenig den Anschein, als werde diese Auffassung der Sache von den größern Bundesgliedern getheilt werden. Das Wiener Kabinet insbesondere hat der preußischen Darlegung eine Denkschrift entgegengestellt, welche einen durchaus abweichenden Standpunkt einnimmt. Zwar wird darin eingeräumt, daß der Kurstaat »nach zehnjährigen Verwickelungen« zu einer endlichen Feststellung seines öffentlichen Rechts noch nicht gelangt ist, und daß »im Interesse einer versöhnlichen Lösung« mehr geschehen müsse, als der Bundesausschuß vorschlage; aber zu einer Wiederherstellung der Verfassung von 1831 will Oesterreich nicht die Hand bieten. Es hält dieselbe sowohl dem Bundestage, als der kurhessischen Regierung gegenüber für unstatthaft, und findet es außerdem unzweckmäßig und bedenklich, den bisherigen Weg zu verlassen und ganz andere Ausgangspunkte zu wählen. Der Bundesbeschluß vom 27. März 1851 soll die Verfassung von 1831 nicht bloß provisorisch beseitigt, sondern gänzlich aufgehoben haben; derselbe sei »im Verhältnisse zwischen der Bundesversammlung und der kurhessischen Regierung formelles Recht geworden,« er habe eine ganze Reihe neuer Rechtsverhältnisse geschaffen, der kurfürstlichen Regierung »bestimmte Verbindlichkeiten« auferlegt und somit auch das Recht für sie begründet, die Erfüllung der Bundeszusagen zu verlangen; eine Herstellung der Verfassung von 1831 mit Einschluß der bundeswidrigen Bestandtheile, »wenn auch nur vorübergehend,« sei ohnehin gänzlich von der Hand zu weisen, eine Ausscheidung jener Bestandtheile aber habe Schwierigkeiten und werde jedenfalls ein abermaliges und zwar »doppeltes Durchgangsstadium« bis zur endlichen Feststellung des Verfassungsrechts unvermeidlich machen.

Man kann nicht sagen, daß es dem Verfasser des Schriftstückes trotz aller Feinheit in der Darstellung und trotz aller einschmeichelnden Versicherungen, daß man gern „jede Spur von Rechtsunsicherheit getilgt und die Erinnerung an unglückliche Verwicklungen für immer zurückgedrängt“ sähe, besonders gelungen wäre, die Anschauungen seiner Regierung einleuchtend zu machen. Daß *Außerwirksamkeitsetzen* nicht gleichbedeutend ist mit *Aufheben*, liegt auf der Hand. Allerdings kann an sich jener Ausdruck auch diesen Sinn haben: er kann ihn im vorliegenden Fall schlechterdings *nicht* haben, da eine gänzliche Aufhebung der Verfassung völlig außer der Zuständigkeit des Bundestags gelegen haben würde. In der Regel wird *Außerwirksamkeitsetzen* die Bedeutung eines vorläufigen oder vorübergehenden *Nichtanwendens* haben. In diesem Sinne sagte auch *Hassenpflug* „außer Wirksamkeit bleiben,“ wenn in der Verordnung vom 13. April 1852 bestimmt wurde, daß der §. 119 der neuen Verfassung vorläufig nicht in Anwendung kommen solle.

Von einem *formellen Rechte* der kurhessischen Regierung auf Festhaltung an dem Bundesbeschlusse von 1852 kann keine Rede sein: ein Mal — ganz abgesehen davon, daß die kurhessische Regierung ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen ist — ein Mal um deswillen nicht, weil jener Beschluß eben nur provisorische Zustände geschaffen hat, sodann aber auch deswegen nicht, weil er weder die Natur eines *Richterspruchs*, noch die Bedeutung eines *Vertrages* hat, sondern lediglich wie eine oberherrliche oder oberaufsichtliche Anordnung erscheint. Der Verfasser der Denkschrift scheint allerdings den Gesichtspunkt eines zweiseitigen Vertragsverhältnisses angenommen zu haben, indem er von Rechten und Verbindlichkeiten, also gleichsam von Leistungen und Gegenleistungen redet; allein man sieht leicht, daß eine solche Auffassung durchaus verkehrt ist. Hinsichtlich der Grundbestimmungen des Bundes, hinsichtlich der Einigungen über organische Einrichtungen und gemeinnützige Unternehmungen u. s. w. kann wohl von Vertragsverhältnissen die Rede sein, nicht aber bei Beschlüssen, die der Bundestag als Bundesbehörde in einem einzelnen Falle auf den Grund jener Bundesnormen faßt; da liegen *Anordnungen* vor, nicht aber Verträge.

Endlich ist auch die Schwierigkeit der Wiedereinführung der Verfassung von 1831 wegen der inzwischen begründeten Rechtsverhältnisse und neuen Einrichtungen nicht so groß, als die österreichische Schrift, in allzu großer Fürsorge für die Rechts- und Verwaltungsordnung in Kurhessen, glauben machen möchte. Die Herren in Wien dürfen dieserhalb ganz ohne Sorgen sein! Haben die Kurhessen über neun Jahre lang alle Uebelstände gänzlicher Rechtsunsicherheit und Gesetzesverworrenheit geduldig ertragen, so werden sie auch noch einige Wochen und Monate unter dem geringen Ungemach überdauern, welches mit der Wiederherstellung der Verfassung von 1831 verbunden sein würde. Mehr aber als einiger Monate bedarf es, den guten Willen vorausgesetzt, in der That nicht. Wohlerworbene Privatrechte werden ja, wie sich von selbst versteht, durchaus nicht berührt, und die öffentlichen Verhältnisse können theils ihren ungestörten Fortgang haben, theils mit Leichtigkeit die alte Gestalt wieder annehmen, die noch überall im Gedächtnisse fortlebt. Sollten sich aber auch wirklich einige

erhebliche Störungen und Unzuträglichkeiten ergeben, so werden sie, man darf davon überzeugt sein, in Hinblick auf das wiedergewonnene Verfassungskleinod ertragen werden, während ein ganzes Menschenalter nicht ausreichen wird, um die empörenden Erinnerungen an den Verfassungsbruch von 1851 und 1852 zu verwischen.

Das Einzige, was einige Bedenken erregen könnte, bliebe demnach die Ausscheidung der behaupteten Bundeswidrigkeiten aus der alten Verfassung und den dazu gehörigen spätern Gesetzen. Allein, abgesehen von der Principienfrage, ob die „Ausmärzung“ durch den Bundestag oder unter Mitwirkung der verfassungsmäßigen oder der jetzigen Stände zu geschehen habe, — wo läge denn die Schwierigkeit, diejenigen Bestimmungen genau zu bezeichnen, welche mit dem Bundesrechte unvereinbar sein sollen? Wenn der Bundesbeschluß von 1852 annimmt, daß die in Rede stehenden Vorschriften von dem übrigen Inhalte der Verfassung von 1831 nicht wohl zu trennen seien, so ist das entweder eine leere Phrase oder ein Armuthszeugniß der auffallendsten Art. Nur darauf freilich darf man keinen Werth legen, wie die österreichische Denkschrift es thut, daß „die Zweckmäßigkeitsfrage von der Rechtsfrage“ — d. h. von der Bundesrechtswidrigkeitsfrage — getrennt bleibe.“ Denn wer dem Gelüste Raum geben will, neben Beseitigung des Bundeswidrigen auch noch beliebige oder insbesondere Hassenpflug'sche Zweckmäßigkeitstheorien in Ausführung zu bringen, der wird freilich Schwierigkeiten haben, das „Verwerfliche“ vom übrigen Inhalte zu scheiden.

Solche Gelüste haben aber 1851 und 1852 geherrscht und leider den allerweitesten Spielraum gefunden. Nicht blos die eigentliche Verfassungssache, auch eine ganze Reihe „provisorischer Gesetze,“ die ohne landständische Mitwirkung erlassen worden sind und die gesammten Gerichts-, Verwaltungs- und Polizeieinrichtungen des Landes von Grund aus umgestaltet haben, geben davon Zeugniß. Und wer noch zweifeln könnte, der darf nur einen Blick in die jüngst veröffentlichte kurhessische Denkschrift werfen, um sich alsbald zu überzeugen, in welchem Sinne und in welchem Umfange selbst die Nachfolger Hassenpflug's die angeblichen „Bundeswidrigkeiten“ der Verfassung von 1831 noch ausgebeutet haben und fernerhin auszubeuten gedenken. Da ist nicht von einfachen Grundsätzen, nicht von bestimmten Vorschriften der Bundesgrundgesetze die Rede, da wird nicht Verfassungsrecht und Bundesrecht klar gegen einander abgewogen; sondern es wird alsbald die ganze Verfassung als ein Erzeugniß staatsrechtlicher Theorieen bezeichnet, das „unter dem Einflusse der französischen Julirevolution“ zu Stande gekommen sei, das monarchische Princip untergrabe,“ die Volkssouverainetät an dessen Stelle setze und die Spitze der Regierung in die Volksvertretung verlege u. s. w. Wenn der §. 2 der Verfassungsurkunde ausdrücklich sagt: „die Regierungsform bleibt monarchisch;“ wenn der §. 8 vorschreibt: „der Kurfürst vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt, seine Person ist heilig und unverletzlich:“ so sind das in den Augen des kurhessischen Denkschreibers nur Bemäntelungen der ständischen Regierungsgewalt und der richterlichen „Omnipotenz.“ Die Minister sind ja wegen „Verfassungsverletzungen“ verantwortlich und können von den Ständen angeklagt

werden, und die Richter, die zwar von der Regierung bestellt werden, stehen unabhängig und urtheilen nur nach Gesetz und Recht und sind namentlich durch keinen Competenzhof beschränkt: — wie ist da noch an eine monarchische Regierungsweise zu denken!? — Freilich hat sich das Anklagerecht in der Anwendung nicht eben gefährlich erwiesen, denn nach der eigenen Aufzählung der Denkschrift sind nur Hassenpflug und Hassenpflug'sche Gesinnungsgenossen von den Ständen angeklagt worden, während andere Minister lange Jahre im Amte gewesen und mit den Landtagen auf dem besten Fuße gestanden haben, und auch Hassenpflug ist fortwährend freigesprochen und wegen einer Anklage, die nach seiner Entfernung vom Amte (1837) nicht fortgesetzt wurde, 1848 sogar amnestirt worden: — aber was will das Alles bedeuten? Die Verfassung von 1831 giebt doch ein wahres und nicht bloß ein scheinbares Anklagerecht; man kann eben nicht durchweg thun, was man will, — wie läßt sich dabei monarchisch regieren?

Doch genug! Alle Welt weiß, wie Hassenpflug und Scheffer die »monarchische Regierungsform« verstanden und in Ausübung zu bringen gestrebt haben. Alle Welt kennt auch die Folgen ihrer monarchischen Bestrebungen; alle Welt weiß, was davon zu halten ist, wenn die Denkschrift die Zustände Kurhessens rühmt, und wenn wiederholt versichert wird, man sei eben dicht daran gewesen, das Hassenpflug'sche Musterwerk »zum gedeihlichen Abschluß« zu bringen und dadurch dem Lande »Ruhe und Frieden« zu geben, als plötzlich die störende Bewegung von Außen für die Verfassung von 1831 entstanden sei. Selbst die Kreuzzeitung scheint diesem Rühmen und Versichern nicht sonderlich getraut zu haben, denn sie hat eine Stelle dieses Inhalts nicht mit abgedruckt, während sie gleichwohl ihren Lesern versichert, das Material zur Beurtheilung der Frage vollständig geliefert zu haben.

Es mag in der That nicht ganz ungegründet sein, daß die dringendsten Rufe nach Herstellung der Verfassung von Außen sich erhoben haben. Wie hätte denn auch das Land zu Worte kommen sollen, nachdem die gesetzmäßigen Stände vernichtet, die Gemeindebehörden gemaaßregelt, die Verfassungsvertheidiger vertrieben, die Presse unterdrückt, die Zeitungen verboten, alle Regungen zu Gunsten der Verfassung von 1831 kriegsrechtlich, polizeilich und in vielfach andrer Weise unterdrückt waren? Und welche Aussichten auf Erfolg konnte man an irgend welche Kundgebung knüpfen, als etwa die, mit neuen Anklagen, Versetzungen, Gehaltsentziehungen, Urlaubsversagungen, Erwerbsgefährdungen und ähnlichen Dingen bedacht zu werden? Es klingt fast wie Hohn, wenn die österreichische Denkschrift und ebenso die kurhessische hervorhebt, das Land habe die neuen Verfassungszustände »angenommen«, die Stände hätten »das Princip dieser Verfassung und ihre eigene Legitimation nicht angefochten«, es seien bei den Verhandlungen über dieselbe keine »Anträge« für Herstellung der Verfassung von 1831 »im Lande« vernommen worden u. s. w. Hat man denn in Wien so ganz und gar vergessen, mit welchen Mitteln der österreichische Vertreter, Graf Leiningen-Westerburg, das Land zum Schweigen gebracht hat? In Kassel erinnert man sich dessen noch sehr genau und ist namentlich des Umstandes noch gedenk, wie wenig auf die wohlmeinende Vermittlung des preußi-

schen Generals Peuker Rücksicht genommen wurde, als es sich um Abwehr der »Bequartirungsmaaßregeln« handelte. Auch weiß man, daß es im Schooße der Hassenpflug'schen »wahren Stände« an Anträgen und Verwahrungen zu Gunsten des gebrochenen Verfassungsrechts nichts gefehlt hat. Sofort im Jahre 1852 hat der Fuldaer Abgeordnete Weinzirl die Competenzfrage und die Nothwendigkeit, an der Verfassung von 1831, soweit sie dem Bundesrechte nicht widerstreite, festzuhalten, wiederholt in Anregung gebracht; es ist sogar in Verbindung mit neunzehn andern Abgeordneten ein förmlicher Antrag rücksichtlich der Zuständigkeit von ihm gestellt worden. Allein den Herren Hassenpflug und Scheffer fehlte es nicht an Mitteln, solchen Regungen zu begegnen. Weinzirl und zwei andere Mitglieder wurden von der Kammer ausgeschlossen, und den Uebrigen gab man zu bedenken, daß »die Bundesexecution« sofort wieder aufgenommen werden könne; ja es soll die Aeußerung gefallen sein, daß man nöthigenfalls neue Wahlen »auf Kosten« der Widerspenstigen veranstalten werde.

Darf man sich unter solchen Umständen wundern, wenn es den Anschein hat, als seien die Rechte des Landes eine Zeit lang mehr von Außen als von Innen verfochten worden? Ein erzwungenes Schweigen für Billigung erklären, heißt einfach, zu der Gewalt den Hohn hinzufügen. Als in Preußen die fürstliche Verheißung erscholl, daß Achtung vor Recht und Gesetz alle Beziehungen zu Deutschland regeln solle, und als nichts desto weniger der Bundesausschuß darauf hinwirkte, den Verfassungsbruch in Kurhessen nicht zu heilen, sondern mit der Autorität des Bundestags zu verdecken, da — zum deutlichen Beweise, was es mit jener Billigung auf sich habe — da erhob sich alsbald das gekränkte Rechtsgefühl und machte von den geringen Mitteln, welche die »provisorische« Gesetzgebung zur Meinungsäußerung und Rechtswahrung übrig gelassen hatte, Gebrauch. Wir haben bereits gehört, wie Gemeindebehörden und einzelne Bürger ihre Wünsche und Gesinnungen kund gaben — jetzt haben auch die Stände selbst nicht gezögert, sich frank und frei für die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 auszusprechen. Als am 23. October die zweite Kammer nach dreimonatlicher Vertagung wieder zusammentrat, war es ihre erste Thätigkeit, die Verfassungsangelegenheit in Betracht zu ziehen. Nach reiflicher Ueberlegung ward am 5. November mit achtunddreißig gegen fünf Stimmen beschlossen, den Landesherrn in einer durch die Mitglieder des Verfassungsausschusses zu überreichenden Vorstellung um Rückkehr zu dem Rechtsboden von 1831 zu bitten. Nur ein einziges Mitglied nahm gegen den Antrag das Wort, und dieser Eine, der Vertreter der Stadt Schmalkalden, war kein Anhänger Hassenpflug's, sondern ein rechtschaffener Constitutioneller; nur vier Andere stimmten mit ihm, und von diesen vieren, die sämmtlich Bürgermeister von Landgemeinden sind, können höchstens zwei als gewonnene Freunde des jetzigen Regierungssystems betrachtet werden.

Man muß sich, um die ganze Bedeutung dieses denkwürdigen Beschlusses zu erkennen, an die Art und Weise erinnern, wie die Kammer nach Hassenpflug'schen Idealen zusammengesetzt und vor zwei Jahren unter Scheffer'schen Einflüssen gewählt worden ist. Erinnern muß man sich an die Maaß-

nahmen Haſſenpflug's und ſeiner Nachfolger in Betreff der Gemeindewahlen, und erinnern daran, daß Haſſenpflug keinen Anſtand nahm, vorkommenden Falles von den lebenslänglichen Bürgermeiſtern u. ſ. w. ſich förmliche Anhänglichkeitsurkunden ausſtellen zu laſſen, — und man wird geſtehen müſſen, daß ein ſprechenderes Zeugniß für die Verfaſſung von 1831 als dieſer Kammerbeſchluß kaum möglich iſt. Es erhellt zugleich, was man von den Verſicherungen der Denkſchrift zu halten hat, daß die Regierung von der Stimmung des Landes vollkommen unterrichtet ſei, und daß der Ruf nach Herſtellung des alten Verfaſſungsrechts und die Schilderung von den Zuſtänden des Landes — auf der »Böswilligkeit bekannter Individuen« beruhe!

Der Kurfürſt hat die angemeldete Deputation der Stände und ſomit auch die Adreſſe nicht angenommen, ſondern durch das Hofmarſchallamt zurückweiſen laſſen. Allein das ändert natürlich an der Bedeutſamkeit derſelben nichts; es beweiſt höchſtens, wie wenig es genützt haben würde, wenn ſich die Kammer ſchon früher in ähnlicher Weiſe ausgeſprochen hätte.

Man wird ſich jetzt, nach dem Beſchluß der Kammer vom 24. d. M., an den Bundestag wenden: — wird dieſer die Vorſtellung eines beſſeren Empfanges würdigen?

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien.

VI.

Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat umfaßt ein Ländergebiet, das in ſeiner Geſammtheit, vor der Abtretung des Mailändiſchen, um ungefähr 2000 Quadratmeilen größer war als ganz Frankreich; die Geſammtzahl der Bevölkerung iſt gleichfalls um zwei bis drei Millionen größer als die des franzöſiſchen Reichs. Die Länder dieſes Gebiets gehören, mit wenigen Ausnahmen, in einer oder der anderen Weiſe zu den ſchönſten, reich begabteſten Europas, die Völker, die ſie bewohnen, ſind meiſt tüchtig, ſie ſind faſt ſämmtlich als tapfer und kriegeriſch bekannt, und gehören zum Theil den unſtreitig intelligenteſten Volksſtämmen der Erde an: und dennoch iſt bei dem Ausbruch des diesjährigen Krieges gewiß keinem Menſchen eingefallen, daß Oeſterreich für ſich allein ſeinem Gegner etwa überlegen ſein könnte. Gerade ſeine eifrigſten Anhänger vielmehr gaben zu erkennen, daß ſie den Kaiſerſtaat dem Reich Napoleon's III. nicht gewachſen hielten, denn ſie riefen vom allererſten Augenblick an überlaut und leidenſchaftlich nach fremder Hülfe, obgleich öffentlich immer nur von Vertheidigung des Beſitzes und des guten Rechts Oeſterreichs die Rede war, nicht von weiter gehenden Plänen. Und in der That: in Einer Beziehung wenigſtens lag das große Uebergewicht Frankreichs ſehr deutlich zu Tage. Während in Frankreich, ſo ungemein unpopulär der Krieg auch war, des Koſtenpunktes gar nicht gedacht wurde, wußte Niemand zu ſagen, wo Oeſterreich das Geld zur Führung dieſes Krieges hernehmen ſolle oder könne.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dieſe finanzielle Hülfloſigkeit im Weſentlichen das eigene Werk der Regierung war. Denn hatten auch die früheren Kriege zur Zeit der franzöſiſchen Revolution und des erſten franzöſiſchen Kaiſerreichs dem Wohlſtand des Landes tiefe Wunden geſchlagen, ſo war doch die lange Friedenszeit von 1815 bis 1848 nicht vorüber-

gegangen, ohne eine heilende Wirksamkeit zu üben. Der allgemeine Wohlstand hatte sich bedeutend gehoben, obgleich die Regierung, aus einem Uebermaaß conservativer Weisheit, nicht fördernd, sondern hindernd und lähmend eingriff. Auch die neuen Wunden, die aus den schlimmen Jahren 1848 und 1849 herrührten, waren, ausgenommen in Ungarn, so ziemlich wieder vernarbt. Der Ackerbau hatte sogar, in Folge der Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes, einen Aufschwung genommen, von dem österreichische Schriftsteller nicht ohne Ruhmredigkeit sprechen.

Es fehlte also selbst im Inlande durchaus nicht an Geld oder Geldeswerth, an Capital: — aber die Regierung durfte nicht hoffen, daß man es zu ihrer Verfügung stellen würde. Denn theils hatte sie die Valuta-Verhältnisse einer solchen Verwirrung, solchen Schwankungen entgegengeführt, daß Niemand mit einiger Sicherheit zu berechnen vermochte, was er denn eigentlich an Zinsen zu gewärtigen hätte, wenn er ihr sein Capital anvertrauen wollte; theils hatte sie ihren kaufmännischen Credit in dem Grade verwirkt, daß er nothwendiger Weise vollkommen still stehen und aufhören mußte, sobald sich drohende Verwickelungen zeigten.

Während eines mehr als dreißigjährigen Friedens hatte die österreichische Regierung das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben nicht herzustellen gewußt. Die laufenden ordentlichen Ausgaben der Regierung, die regelmäßigen Kosten der Verwaltung überstiegen die Einnahmen jedes Jahr; im Ganzen, während des Vierteljahrhunderts von 1816 bis 1841, so weit sich nachrechnen läßt, um nicht weniger als 360 Millionen Conventionsmünze.

Außerdem hatte es der Finanzminister Graf Stadion, anstatt alle Kräfte zunächst auf die Pflege der Zukunft zu verwenden, vor der Zeit, noch ehe die Mittel dazu bereit waren, unternommen, das alte Papiergeld im Werth zu heben und den Schaden, den der Staatsbanquerot von 1811 den damaligen Gläubigern des Staats zugefügt hatte, theilweise zu ersetzen. Dadurch führte er auch seinerseits den Staat in ein neues Finanzlabyrinth, das alten wie neuen Gläubigern verderblich werden mußte. So entstand immer wieder eine neue, drückende schwebende Schuld, die von Zeit zu Zeit durch eine Anleihe beseitigt werden mußte — und schon im Jahre 1841 war die Staatsschuld in dieser Weise bis auf eine Masse von 970 Millionen Gulden angewachsen.

In diesem Zuge gingen die Dinge fort, bis das Jahr 1848 mit seinen gewaltigen Erschütterungen hereinbrach. Oesterreich war in jeder Weise, es war namentlich in finanzieller Hinsicht schlechter als irgend ein anderer Staat in Europa, darauf vorbereitet, ihnen entgegenzugehen. Es wurde mit einem schon bedenklich zerrütteten Haushalt in neue namenlose

Verwirrung gestürzt, in dringende Gefahr und Noth, die keine Rücksicht auf die Zukunft zu nehmen gestattete, und ebenso wenig feierlich übernommene Verpflichtungen zu achten erlaubte. Auch die 1815, unmittelbar nachdem der europäische Frieden hergestellt war, geräuschvoll und feierlich ausgesprochene Zusage, nie und unter keinerlei Bedingung wieder Papiergeld auszugeben, konnte die Regierung natürlich nicht halten. Das Reich wurde mit einer unerhörten Masse Papiergeld der verschiedensten Art, ja — was wohl den äußersten Grad finanzieller Auflösung bezeichnet — mit Scheidemünze in Papier überschwemmt, und als der Staat sich endlich dem Untergang glücklich entronnen sah, war eine Verwirrung, wie sie kaum jemals vorgekommen, noch seltener glücklich gelöst geworden ist, eine wahrhaft hoffnungslose Ueberbürdung der Finanzen nicht zu verbergen.

Schon, um nur die allerschlimmsten Verwirrungen zu beseitigen, die gefährlich schwankenden Valutaverhältnisse nur insoweit zu regeln, daß die Schwankungen wenigstens innerhalb gewisser Grenzen blieben, wurden neue Anleihen nach einem ganz anderen, weit großartigeren Maaßstab als bisher nothwendig. Bisher hatten Anleihen von 30 bis 60 Millionen genügt, die von Zeit zu Zeit neu entstandenen Schwierigkeiten zu beseitigen; mit solchen Summen war dem verjüngten Kaiserstaat nicht mehr zu helfen; der Finanzminister mußte seine Zuflucht zu einer „National-Anleihe“ von 500 Millionen Gulden nehmen, und selbst diese blieb nicht die einzige im Laufe der letzten Jahre.

Eine Sparsamkeit, wie sie durch die finanzielle Lage des Reichs geboten war, eine Beschränkung der Ausgaben auf das Maaß der Einnahmen, schien den Staatsmännern Oesterreichs ganz außer aller Möglichkeit zu liegen, und allerdings stand einer solchen Bescheidung gar manches gewichtige Bedenken im Wege, selbst abgesehen von allen europäischen Verwickelungen. Oesterreich konnte namentlich in seiner eigenthümlichen Lage selbst im Frieden die Waffen nicht vollständig aus der Hand legen; es war genöthigt, den eigenen Unterthanen, vor Allem in Italien und in Ungarn, stets bis auf einen gewissen Grad gerüstet, mit gezogenem Schwert gegenüberzustehen. Und diese Zustände im Innern verdoppelten für Oesterreich die Gefahr jeder europäischen Krisis. Nur durch übermäßige, fieberhafte, den Staatshaushalt stets von Neuem zerrüttende, — mithin ihrer Natur nach verderbliche Anstrengungen war Oesterreichs Stellung in Europa und sein gebietendes Ansehen im deutschen Bunde zu behaupten.

In den zehn Jahren von 1849 bis 1858 überstiegen die ordentlichen Ausgaben des Staats die Einnahmen um nicht weniger als 460

Millionen Gulden neue österreichische Währung, d. h. Silber; und man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dies gewaltige Deficit, durch die großen Weltbegebenheiten herbeigeführt, etwa nur auf einzelne Jahre dieser Reihe falle. Der Ausfall ist vielmehr, als ob er zur Sache gehörte und ein berechtigtes Element des regelmäßigen Staatslebens wäre, mit relativ geringen Schwankungen ziemlich gleichmäßig auf die zehn Jahre vertheilt; er kommt selbst in den beiden letzten Jahren 1857 und 1858, Jahren des tiefsten Friedens, der Durchschnittszahl ziemlich nahe, welche die Gesammtsumme, durch 10 getheilt, ergeben würde. Im Jahre 1857 hatten die Einnahmen 298, die Ausgaben 340, das Deficit folglich 42 Millionen Gulden, fast $^1/_8$ des ganzen Bedarfs betragen; im letztvergangenen Jahre endlich blieb, da die Einnahmen sich nur auf 282, die Ausgaben dagegen auf 319 Millionen beliefen, abermals ein ungedeckter Ausfall von 37 Millionen. Genau betrachtet stellt sich sogar das Ergebniß noch ungünstiger, denn der Gesammtbetrag der Einnahmen enthält für das vorvergangene Jahr 22, für das letztvergangene 8 Millionen „außerordentliche Einnahmen", Einzahlungen auf früher contrahirte Anleihen, die veräußerten Staats-Eisenbahnen u. dergl. Bringt man diese, und dann auf der anderen Seite, um so viel als möglich zu Gunsten der Regierung zu rechnen, die Ausgaben in Abrechnung, die ebenfalls als „außerordentliche" für die Armee gemachte Auslagen bezeichnet werden, nämlich 16 und 4 Millionen, — so steigert sich doch der Ausfall in dem ordentlichen Haushalt des Staates für die beiden Jahre auf 48 und 41 Millionen.

Dabei darf auch ein besonderer Artikel der Einnahme nicht übersehen werden; es sind nämlich in den Rechnungen für beide Jahre 13 und 10 Millionen als „Ueberschüsse des Tilgungsfonds" aufgeführt; Ueberschüsse über was?! Wir wissen uns dabei kaum etwas Anderes zu denken, als daß die Summen, die regelmäßiger Weise in den Tilgungsfonds fließen, diesmal zum Theil eben nicht auf die Tilgung der Schulden, sondern zur Deckung der laufenden Bedürfnisse der Verwaltung verwendet worden sind. Das ist in solcher Lage der Finanzen ganz vernünftig und kann nur gebilligt werden, aber es folgt daraus, daß jener gewaltige Ausfall im Staatshaushalt sich ergeben hat, obgleich den kostspieligen Operationen der Schuldentilgung Stillstand geboten wurde.

Die Finanzverlegenheiten der letzten Jahre sind sogar mitunter so dringend geworden, daß die österreichische Regierung sich dadurch, wie wir nun nachträglich erfahren, zu sehr gewagten Operationen hat verleiten lassen; ja zu Maaßregeln von entschieden zweideutigem Charakter. So hat die Geschäftswelt seit Kurzem mit Erstaunen erfahren, daß die österreichi-

sche Regierung ganz in der Stille, ohne auch nur durch ein Wort darauf aufmerksam zu machen, Effecten der National-Anleihe, die 500 Millionen betragen sollte, bis zu einem Betrage von 611 Millionen in Umlauf gesetzt hat!

Welche Zahlen die österreichische Staatsschuld zu Anfang dieses Jahres erreicht haben mochte, ist nicht leicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, da besonders den Bewegungen der schwebenden Schuld kaum zu folgen ist und möglicher Weise noch die eine und andere Finanzoperation geheim gehalten sein könnte. Doch gehen alle Berechnungen auf mehr als 2000 Millionen, und die jährliche Ausgabe, welche die Verzinsung u. s. w. der Staatsschuld herbeiführt, — noch im Jahr 1841 auf 42 Millionen berechnet, — war im vergangenen Jahr auf 96 Millionen gestiegen.

Kein Wunder, daß die österreichische Regierung bei dem Ausbruch des Krieges genöthigt war, sich selbst ein Zeugniß ihrer vollständigen Creditlosigkeit auszustellen und auf jede Anleihe zu verzichten! Sie wendete sich an die Bank und ließ sich von dieser 150 Millionen vorschießen; die Bank lieh dem Staat auf das Bereitwilligste was sie selber nicht besaß, in neu angefertigten Papierstreifen, die für Geld angesehen werden sollten. Da von einer Verpflichtung der Bank, diese Papierstreifen, wenn sie ihr präsentirt wurden, gegen klingende Münze einzulösen, unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein konnte, so war voraus zu sehen, daß dies neue Vertrauensgeld sehr rasch im Curse sinken würde; die Regierung mußte also darauf gefaßt sein, diese ohnehin durchaus ungenügende Summe in ihren Händen vollends zu einer immer kleineren zusammenschwinden zu sehen. Ja, alle anderen Hülfsquellen, Alles was die Steuern einbrachten, die bei dem gänzlichen Mangel aller baaren Münze eben auch in Papier eingezahlt wurden: Alles, was dem Staate zu Gebote stand, mußte in Folge des verschlechterten Curses in demselben Verhältniß zusammenschmelzen. Welche neue Erschütterungen aller Verkehrsverhältnisse und des Nationalwohlstandes sich aus dieser bevorstehenden neuen Entwerthung des Papiergeldes ergeben mußten, war kaum zu übersehen.

Eine Erhöhung der Steuern sollte weiter helfen; auf eine Zwangsanleihe in den italienischen Provinzen, die Silbermünze eingebracht hätte, besann man sich zu spät, und die Regierung wußte die Ausführung nicht einmal im Venetianischen zu erzwingen.

Gewiß war es kühn, beschränkt auf solche Hülfsmittel, nicht nur jede vermittelnde Ausgleichung von der Hand zu weisen und sich herausfordernd in einen Angriffskrieg zu stürzen, sondern sich dabei auch noch aus freier Wahl eine Aufgabe zu stellen, wie sie nicht größer gedacht werden kann; keine geringere als die, die politische Lage unseres ganzen Welttheils um-

zugestalten, und dem Gang der Weltgeschichte eine veränderte Richtung zu geben!

Die etwas überschwängliche Stimmung äußerte sich hin und wieder in geradezu desperater Weise. Nicht ohne Verwunderung sahen wir damals in einer halbamtlichen, österreichischen Zeitung einen Artikel, in welchem „der Finanzjammer in Frankreich“ höhnend besprochen wurde. Jenes leidenschaftliche Verlangen aber, sich fremde Kräfte dienstbar zu machen, das neben jeder sonstigen Ueberschwänglichkeit, auf das Engste mit ihr verbunden auftrat, war durch jeden tieferen Blick in das eigentliche Wesen der österreichischen Zustände allerdings auf das Vollständigste erklärt.

Was die Armee betrifft, die Oesterreich für seine weitgreifenden Pläne in das Feld führen konnte, so ist Alles, was sich auf Zahl, Formation und taktische Gliederung derselben bezieht, in neuester Zeit so vielfach zur Sprache gekommen, daß wir wohl manches Einzelne als bekannt voraussetzen und daher mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Schon auf den ersten Blick wird gewiß ein Jeder geneigt sein, dieser Armee eine große Tüchtigkeit zuzutrauen; die Völkerschaften, aus denen sie hervorgeht, stehen durchaus, nur etwa die der lateinischen Zunge angehörigen ausgenommen, in dem wohlverdienten Ruf, an Tapferkeit und Kriegerwerth keinen anderen nachzustehen. Auch die Lombarden hatte wenigstens Napoleon I. zu sehr brauchbaren Soldaten zu machen gewußt, und selbst in der österreichischen Armee galt das italienische Chevauxlegers-Regiment Kreß, von tüchtigen Officieren geschult, für eines der besten der gesammten Reiterei. Nur die Rumänen, wie sie jetzt genannt werden, die Wallachen, wie sie ehemals hießen, haben nie für sehr gute Soldaten gegolten. Es sind ihrer aber nur so wenige im österreichischen Heer, so daß dieser Umstand keinerlei Bedeutung hat.

Seit den Feldzügen 1848 und 1849, an denen wohl so ziemlich die die ganze österreichische Armee, auf dem einen oder dem anderen Kriegsschauplatz Theil genommen hat, waren erst zehn Jahre verflossen, und man durfte daher annehmen, daß alle höheren Officiere bis zu den Hauptleuten herab, und diese mitgerechnet, den Krieg aus wirklicher Erfahrung kannten; ein großer, ja der größte Theil der Unterofficiere war ohne Zweifel in demselben Fall; es konnte sogar nicht ganz an alten, kriegserfahrenen Soldaten fehlen. Das waren gewiß sehr wünschenswerthe Verhältnisse. Der Geist, der in der Armee herrschte, wird uns als der allerbeste, ja als ein wahrhaft enthusiastischer geschildert, und es steht fest, daß namentlich das Officiercorps in sehr gehobener Stimmung in das Feld zog. Man berief sich auf die gemachten Erfahrungen, auf die

vor zehn Jahren erfochtenen Siege, und der Stolz auf die damals gewonnenen Lorbeern wurde namentlich auch dadurch gesteigert, daß man die in Ungarn erlittenen Niederlagen zu vergessen und selbst geradezu wegzuläugnen suchte, die in Italien und unter Haynau an der Donau und Theiß erfochtenen Vortheile aber, was ihren kriegerischen Werth anbetrifft, offenbar um etwas überschätzte.

So schien sich denn Alles sehr hoffnungsvoll anzukündigen, besonders für Jemanden, der sich von der Begeisterung der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit fortreißen ließ. Wer dagegen, wie der Verfasser dieser Blätter, beide Armeen kannte, der mußte urtheilen, daß die französische die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich habe, und zwar nicht am Wenigsten wegen der größeren militärischen Intelligenz ihres Officiercorps, — wie dies schon in einem früheren Abschnitt von uns angedeutet worden ist. Daß die österreichische Armee in dieser Beziehung zurücksteht, hängt auf das Innigste mit den gesellschaftlichen Zuständen des Kaiserstaats überhaupt zusammen, mit dem verkümmerten Zustand des Unterrichtswesens im Allgemeinen, mit der Art wohlüberwachter Bildung, die dort herrscht, mit der gesellschaftlichen Stellung jener meist den mittleren Ständen angehörigen, nicht sehr wohlhabenden Klassen, aus denen die große Masse der Officiere hervorgeht. Weiter aber bedurfte es keines großen Scharfsinns, um gewahr zu werden, oder vielmehr es bedurfte einer starken Verblendung, um nicht zu sehen, daß in diesem Krieg auf die Italiener und Magyaren unter Oesterreichs Fahnen, nicht ganz unbedingt zu rechnen war; zusammen aber bildeten Italiener und Magyaren so ziemlich ein Drittheil des gesammten österreichischen Heers. Begann der Feldzug in glänzender Weise mit rasch und siegreich geführten Schlägen, dann verstummte wohl die Verstimmung, die in diesen Truppentheilen herrschte, und Niemand dachte daran, ihr in Thaten einen Ausdruck zu geben, — denn was risse nicht der Sieg mit sich fort! und wie leicht konnten selbst diese Schaaren von der Siegesfreude ihrer Kriegsgefährten mit ergriffen werden! Anderes aber mußte man erwarten, wenn die Dinge etwa in ein unsicheres Schwanken geriethen, oder vollends das Kriegsglück den österreichischen Fahnen untreu wurde. So manches Bedenkliche konnte dann den Muth gewinnen, gefährlich zu werden.

Was man im Einzelnen vielleicht geändert wünschen konnte, hatte natürlich im Vergleich mit den beiden eben erwähnten Hauptbedenken nur nebensächliche Bedeutung. Die Infanterie, die 62 Linien-Regimenter zu 4 Bataillonen von 6 Compagnien und einem Depot-Bataillon von 4 Compagnien, 14 Grenz-Regimenter zu 2 Feld- und 1 Reserve-

Bataillon und 1 selbständiges, das Titler Grenz-Bataillon, zählt, ist im Ganzen gut ausgerüstet und gekleidet, wenn man den Leuten auch besser eingerichtetes Gepäck, etwas längere Röcke und eine zweckmäßigere Kopfbedeckung wünschen könnte; durchaus mit gezogenen Gewehren versehen, war sie selbst besser bewaffnet zu nennen als die französische, und in dem neu umgearbeiteten Exercir-Reglement ist Alles, was als bloßer Paradetand bezeichnet werden könnte, sogar mit einer gewissen Coketterie beseitigt. Aber nicht beseitigt war ein anderer bedenklicher Umstand. Die taktischen Einheiten sind nämlich in dieser Armee zu groß und in Folge dessen etwas unbehülflich. Ein Bataillon von 1300 Combattanten ist in der That zu groß. Eben dies Zahlenverhältniß hat dann auch eine complicirte Eintheilung desselben nothwendig gemacht, der zufolge es in 3 Divisionen, 6 Halbdivisionen (identisch mit den Compagnien), und jede Halbdivision in 4 Züge zerfällt. Diese werden, wir wissen nicht zu sagen warum, in jeder Halbdivision für sich von 1 bis 4 gezählt, und zwar jedesmal in derjenigen, welche den rechten Flügel der Division bildet, von rechts nach links, in der anderen, die den linken Flügel bildet, von links nach rechts, so daß die beiden vierten Züge in der Mitte der Division zusammenstoßen, die beiden ersten aber die Enden beider Flügel bilden. Besonders ein neu gebildetes Bataillon, aus unerfahrenen in Eile eingeübten Soldaten zusammengesetzt, ist ohne Zweifel in dieser Formation sehr schwer zu handhaben, und um so schwerer, da die Zahl der Officiere vorschriftsmäßig sehr gering ist. Napoleon wollte bekanntlich die Bataillone nicht stärker als 800 Mann haben, und schwächere sogar, wenn sie aus Neulingen bestanden. Mit den Evolutionen der österreichischen Infanterie geht es etwas langsam, was theils eben in dieser übermäßigen Stärke seinen Grund hat, theils in der Art und Weise, wie der einzelne Mann ausgebildet wird — Einzelnheiten, auf die wir hier natürlich nicht eingehen können. Bei den Feldmanövern schien eine gewisse Neigung vorherrschend, die Leute so viel als möglich in Bataillons- oder in den, eine Zeit lang sehr beliebten Divisions-Colonnen von je 2 Compagnien zusammenzuhalten, und einen nur etwas spärlich zugemessenen Theil der Mannschaft als Schützen zu verwenden. Man mußte glauben, daß die größeren Bataillons-Colonnen der Oesterreicher ihnen keine wesentlichen Vortheile gewähren, ihre dünnen Schützenlinien aber Mühe haben würden, sich gegen die zahlreichen Tirailleur-Schwärme zu behaupten.

Um die Grenz-Regimenter, die in den Kriegen mit Friedrich dem Großen viel genannten Kroaten, wurde die österreichische Armee ehemals nicht wenig beneidet, und zwar vorzugsweise der „Treue“ dieser Kroaten wegen. Diese Zuverlässigkeit mußte allerdings unschätzbar scheinen zu einer

Zeit, wo die leichte Infanterie der anderen Armeen erst während des Kriegs errichtet wurde, und, wie Beerenhorst sarkastisch vermuthete, ihren Namen hauptsächlich darum führte, weil das lockere Gesindel, aus dem sie bestand, sehr „leicht," ja leichtsinnig zusammengeworben wurde, unter einem Officiercorps, das auch großentheils aus Abenteurern bestand. Das allgemeine Uebel, an dem alle Armeen jener Zeit mehr oder weniger krankten, die Desertion, erreichte natürlich in diesen „Freicorps" seinen Höhepunkt. Die Kroaten, die daheim Haus und Hof hatten, liefen nicht vom Vorposten zum Feinde über: darin lag ihr eigentlicher Werth. Heut zu Tage ist das kein Vorzug mehr. Gewährt ihnen auch jetzt noch der auch im Frieden übliche und nothwendige Wachtdienst längs der türkischen Grenze eine gewisse Uebung im Vorpostendienst, so reicht dieselbe doch unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr so weit als ehemals. So nehmen denn diese Grenz-Regimenter nicht mehr die alte Stelle in der österreichischen Armee ein. Sie werden zwar noch immer, herkömmlicher Weise, bei dem Vortrab des Heers oder der einzelnen Heertheile, bei den „leichten Divisionen" verwendet, aber sie stehen jetzt wohl an Brauchbarkeit für diese Art von Dienst den Jäger-Bataillonen nicht mehr gleich.

Für diese Truppengattung, für die Jäger, stellen mehrere Provinzen des Kaiserstaats, Tirol, Steiermark, Ober-Oesterreich, das gebirgige und waldreiche Böhmen mit seinen vielen Jagdbeflissenen und Wilddieben, ganz vorzügliche Rekruten, wie sie in den meisten anderen Ländern, namentlich in Rußland und Frankreich, gewiß nicht aufzutreiben sind. Auch hatte sich in diesen Schaaren ein eigenthümlicher Geist entwickelt, und sie leisteten so gute Dienste, daß man sich fort und fort veranlaßt gesehen hat, sie zu vermehren; besonders im Jahr 1849, wo die Zahl derselben, außer dem tiroler Jägerregiment von 7 Bataillonen, auf 25 einzelne Bataillone gebracht wurde. Wie wir hören, ist sogar seit dem Frieden von Villafranca von einer neuen Vermehrung die Rede. Dabei kann man sich wohl kaum schmeicheln, daß sie, als Spezialwaffe, als für einen besonderen Zweig des Dienstes ausgebildete Truppe, ganz den Werth der früheren, aus sorgfältig gewählter Mannschaft gebildeten Bataillone haben werden. Es geschieht wohl mehr des guten Geistes wegen, den man in den Jägerbataillonen bemerkt zu haben glaubt, die sich auch jetzt wieder in Italien am besten geschlagen haben sollen, — so daß nun schon in dem hechtgrauen Rock und in der Benennung Jäger eine Veranlassung liegt, sich für eine erlesene Truppe zu halten und die Ansprüche an sich selbst demgemäß zu steigern.

Die gut berittene österreichische Cavallerie wird gewiß, was gutes Reiten, Ordnung des inneren Dienstes und sorgfältige Wartung der Pferde

anbetrifft, von keiner anderen in Europa übertroffen. Wir müssen hinzufügen, daß wir dem ziemlich verbreiteten Vorurtheil, welches die ungarischen Regimenter, die Husaren, für die weitaus besten der österreichischen Reiterei hält, nicht unbedingt beistimmen können. Vielmehr schienen uns die Vorzüge der österreichischen Cavallerie gerade in manchem deutschen Regiment besonders hervorzutreten; wir fanden deren mehrere, was die Wartung der Pferde, methodisches Reiten und Zuverlässigkeit der Unterofficiere anbetrifft, den ungarischen überlegen: selbst als diese letzteren auf ihrer alten Höhe standen, die sie seit 1849 wohl nicht wieder erreicht haben. Im Ganzen und Großen jedoch sind auch hier wieder dieselben Nachtheile der Formation zu rügen, die sich bei der Infanterie zeigen. Die taktischen Einheiten sind zu stark; Regimenter von 8 Schwadronen, 1600 Pferden, wie die der leichten Reiterei sind, gehen offenbar über das richtige Maaß hinaus, und selbst die Regimenter der schweren Reiterei werden mit ihren 6 Schwadronen, 1036 Combattanten dadurch etwas schwerfällig, daß eben nicht die Schwadron die taktische Einheit ist, sondern die Division von 2 Schwadronen, die zusammen eine Standarte haben und als ein Ganzes ohne Zwischenraum nebeneinander aufmarschiren.

Was endlich die Artillerie anbetrifft, so ist in dieser seit einigen Jahren allerdings einem Mangel abgeholfen worden, der noch 1848 und 1849 sehr fühlbar gewesen sein muß: — jener älteren Formation nämlich, der zufolge die österreichische Artillerie mit ganz unverhältnißmäßig wenigen Officieren in das Feld rückte, und die Leitung der Batterien auf dem Schlachtfelde ausschließlich in den Händen der jüngsten Officiere, der Lieutnants, lag. Die administrative Eintheilung der Artilleriemannschaft in Regimenter und Compagnien war damals ganz unabhängig von der taktischen Eintheilung der Waffe in Batterien. Erst bei einer Mobilmachung wurde befohlen, wie viele Batterien eine jede Compagnie ausrüsten solle; das Commando über eine jede von diesen wurde, wenn sie fertig war, einem Oberlieutenant oder Lieutenant übergeben, der mit ihr auszog, in der großen Mehrzahl der Fälle, ohne auch nur einen zweiten Officier zur Seite zu haben, und schon der Artilleriehauptmann war eigentlich nur, gleich den höheren Officieren, ein verwaltender Officier, der auf dem Schlachtfelde gar nichts zu thun hatte. Entsendete Abtheilungen einer Batterie standen regelmäßiger Weise unter den Befehlen eines Unterofficiers, und nicht selten fiel selbst das Commando einer ganzen Batterie in die Hände eines Ober-Feuerwerkers.

Bei der Umbildung der Artillerie in eine größere Anzahl Regimenter sind nun auch die Compagnien, wie das bei allen anderen Armeen längst

der Fall war, mit den Batterien identisch geworden, und zählen jetzt — wenn auch immer noch verhältnißmäßig weniger als jede andere Artillerie — 4 Officiere, eine jede, zu ihren 8 Stücken Geschütz.

Andere Einrichtungen scheint man bewährt zu glauben, und hat sie beibehalten; vielleicht nicht immer mit Recht, und was die Vervollkommnung des Materials anbelangt, scheint die österreichische Artillerie in der That gegen andere etwas zurückgeblieben zu sein. Auf einen Zweig derselben ist freilich seit langen Jahren eine ganz besondere Sorgfalt verwendet worden, nämlich auf die Raketen-Batterien, und wir glauben, daß man in der Behandlung dieser Projectile in Oesterreich wirklich weiter gekommen ist, als irgend sonst wo — weiter namentlich als in England, von Rußland nicht zu reden, wo unendliche Versuche unter der Leitung sehr incompetenter Artilleriegenerale eigentlich zu gar nichts geführt haben. Trotzdem sind die Wirkungen auch der österreichischen Raketen-Batterien nie von der Art gewesen, daß sie bei den Gegnern des Kaiserstaats auf dem Schlachtfelde ein besonderes Verlangen hervorgerufen hätten, sich diese Waffe anzueignen. —

Müssen wir nun aber auch im Ganzen der französischen Armee eine gewisse Ueberlegenheit der österreichischen gegenüber einräumen, so ging dieses Uebergewicht doch keineswegs so weit, daß es nicht durch eine Ueberlegenheit der höheren Führung auf Seiten der Oesterreicher aufgewogen und überwogen werden konnte. Nur darauf durfte man nicht rechnen, daß umgekehrt eine überlegene Tüchtigkeit der Truppen ausgleichen und gutmachen konnte, was etwa eine mangelhafte höhere Führung versah; — dergleichen war eher auf Seiten der Franzosen zu erwarten.

Und in dieser Beziehung nun war es für Jeden, der die Verhältnisse näher kannte, bedenklich, es war für das große Publicum in ganz Europa ein Gegenstand der Verwunderung, daß nicht der General an der Spitze des österreichischen Heeres stand, der schon zehn Jahre früher auf demselben Kriegsschauplatz Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte und für den eigentlichen Helden namentlich des Feldzugs von 1849 gehalten wurde, der zudem das Vertrauen der Armee besaß wie kein anderer.

Es mögen mancherlei, vielleicht sogar einander entgegengesetzte Motive dahin gewirkt haben, daß der Feldzeugmeister Heß das Commando nicht erhielt. Der Kaiser Franz Joseph zweifelte im April und Mai nicht daran, daß es gelingen werde, den Schauplatz der entscheidenden Begebenheiten an den Rhein zu verlegen; er wollte persönlich, als sichtbares Oberhaupt Deutschlands bei der Armee am Rhein auftreten: — ob er schon daran dachte, auch in diesem Fall den Feldzeugmeister in seinen

unmittelbaren Rath zu ziehen, scheint dennoch nicht ganz ausgemacht. Wie verlautet, gehörte auch Heß zu der gemäßigten Partei am kaiserlichen Hofe, die sich gegen den Angriff auf Sardinien ausgesprochen hatte, und das war natürlich für die Gegenpartei, für die Grafencoterie, ein vollwichtiger Grund, ihn vom Oberbefehl entfernt zu halten. Dann aber ist Heß Protestant! — Unmöglich konnte die Sache Oesterreichs, des Staats, auf welchem die Weihe des Concordats ruht, in die Hand eines solchen gelegt werden! Das mußte durchaus unpassend erscheinen, in einem Kreise, in welchem der Cardinal-Erzbischof Rauscher eine Hauptstimme führte, und für dessen Oberhaupt vollends kirchliche Rücksichten stets und überall in weiblich-leidenschaftlicher Weise die eigentlich entscheidenden sind.

Aber auch, wenn von Heß nicht die Rede sein durfte, konnte es ein Gegenstand der Verwunderung sein, daß die Wahl gerade auf Gyulai fiel, auf den Einzigen unter allen österreichischen Generalen, der nie in seinem Leben einem Gefecht beigewohnt hatte. Denn er war 1815, erst nach der Beendigung des Feldzugs, in Dienste getreten und hatte in den Jahren 1848 und 1849 als Gouverneur von Triest keinen Antheil an den kriegerischen Begebenheiten genommen. Er ist aber unbeugsam reactionären Sinnes, mit der Familie Schwarzenberg verschwägert, mit den Stimmführern in der Grafencoterie auf das Engste befreundet, und sein Benehmen in Triest 1848 hatte ihm den Ruf großer Energie eingetragen. Er hatte sich dort nämlich, als es unruhig wurde, auf eigne Hand, ohne Auftrag und ohne Vollmacht in Besitz einer dictatorischen Gewalt gesetzt, die Ruhe in der Stadt erhalten und die Reste der kaiserlichen Flotte gerettet. Seither, während der Friedensjahre, wurde dann diese viel gerühmte Energie bei allen, selbst bei ganz nichtigen Gelegenheiten, mit einem gewissen Pomp zur Schau getragen. Auch nach dem Ausbruch des Krieges hat sie sich in hochfahrenden Proclamationen, in Drohungen, ganze Städte bei der geringsten Veranlassung zu vernichten u. dergl., geräuschvoll ausgesprochen, — leider aber auch erschöpft, wie es scheint. In Thaten ist sie weniger zu Tage gekommen.

VII.

Am 23. April wurde Oesterreichs Ultimatum in Turin überreicht — am 26. war die Frist abgelaufen, die darin der sardinischen Regierung

gestellt war, aber einem letzten Vermittelungsversuch Englands zu Liebe wurden noch drei Tage versäumt; erst am 29. gingen die Oesterreicher über den Ticino, und es ergab sich daraus das Eigenthümliche, daß die zu Schutz und Hülfe herbeigerufenen Franzosen den Boden des bedrohten Reichs eher betraten, als der Feind. Schon am 25. nämlich überschritten französische Truppen bei Culoz die Grenze von Savoyen.

Eigentlich hatte Oesterreich schon mehr versäumt als diese drei Tage. Wollte es einmal die Bahnen einer so leidenschaftlichen und so kühnen Politik einschlagen, so that es ohne Zweifel besser, die Dinge schon um einige Wochen früher auf die Spitze zu treiben und den Angriff auf Piemont zu einer Jahreszeit zu beginnen, wo die Alpenpässe auch in ihrem jetzigen Zustand wirklich für einen Heereszug unzugänglich waren und die französische Hülfe, auf den Einen Weg über Genua beschränkt, jedenfalls langsamer herankam. Man hatte dann eine größere Wahrscheinlichkeit für sich, das Heer der Piemontesen mit überwältigender Uebermacht vernichtend zu treffen, ehe Hülfe zur Hand war. Die Welt sollte hier von Neuem sehen, was sie schon so oft erfahren hat, daß nämlich in Augenblicken, die ein rasches und entschlossenes Handeln fordern, nichts so schlimm ist als ein zwiespältiger Zustand, in welchem verschiedene Parteien, widersprechende Ansichten, sich um den gebietenden Einfluß streiten und keinen Entwurf zu reiner, unbedingter Ausführung kommen lassen. Selbst fehlerhaft angelegte Pläne, die ein gesundes Urtheil verwerfen muß, können im Krieg, wo es zuletzt auf Thaten ankömmt, zu nicht ungünstigen Ergebnissen führen, wenn sie nur mit einmüthiger Energie durchgeführt werden ohne Schwanken und Zagen. Das Schlimmste pflegt sich da zu ergeben, wo die gesundere Einsicht nur Zweifel zu erwecken, nur lähmend einzugreifen vermag, ohne doch je zu voller Geltung zu kommen. — Und doch sind wir fast genöthigt, im militärischen Cabinet des Kaisers und im österreichischen Hauptquartier einen Zustand anzunehmen, der wo möglich noch weniger Aussicht auf Erfolg gewährte. Wir sehen da einen zwiespältigen Rath ohne Haupt die Dinge hin und her zerren, ohne daß wir, wenigstens durch Alles, was bis jetzt bekannt geworden ist, berechtigt wären, bei irgend einer der Coterien, die einander hemmend in den Weg traten, eine entschiedene, die Sachlage beherrschende Klarheit und Energie vorauszusetzen.

Die drei zuletzt versäumten Tage konnten natürlich auch keinen Gewinn bringen; sie waren ein Zeitverlust mehr, der die Lösung der Aufgabe, welche sich die österreichische Armee stellen mußte, von Neuem erschwerte. In der Wirklichkeit aber sind sie nicht von der Bedeutung gewesen, wie beschönigende österreichische Darstellungen vorgeben, um Englands Inter-

vention wenigstens zum Theil als eine Ursache des Mißgeschicks darzustellen. Nach der Art und Weise, wie der Krieg von österreichischer Seite geführt worden ist, bleibt vielmehr kaum ein Zweifel, daß es keinen irgend wesentlichen Unterschied gemacht hätte, wenn diese drei Tage nicht versäumt wurden. Schon die Eröffnung des Feldzugs erfolgte nämlich in solcher Gestalt, daß sie die ganze militärische Welt in Erstaunen setzte. In den Tuilerien und mehr noch am Königshof zu Turin war schon darüber große Freude, daß Oesterreich überhaupt zum Angriff überging; dahin hatte man es zu drängen gesucht, denn man bedurfte eines solchen Angriffs, da man vor der Welt nur ein Vertheidigungsbündniß aufzuweisen hatte und rechtfertigen konnte: diese freudige Stimmung mußte aber noch gesteigert werden als man sah, in welcher, gewiß unerwarteten Weise das österreichische Heer seine Operationen begann.

Mochte man in Wien auch noch so bestimmt darauf rechnen, dem Krieg eine Ausdehnung zu geben, die Alles, was in Italien geschah, zur Nebensache machte, und den Franzosen nicht gestattete, dem König von Sardinien bleibend mehr als eine nur mäßige Unterstützung zu gewähren; mochte der Angriff auf Sardinien auch noch so entschieden vorzugsweise unternommen sein, um nur überhaupt den Krieg erst in Gang zu bringen: der militärische Erfolg, der auf diesem Kriegsschauplatze erstrebt werden mußte, blieb doch immer derselbe. Er konnte kein anderer sein, als die sardinische Heeresmacht zu Boden zu werfen und zu vernichten, ehe sich die französischen Hülfstruppen mit ihnen zu vereinigen vermochten, und sich dann mit der Ueberlegenheit, die man wahrscheinlich durch die Beseitigung der piemontesischen Streitkräfte gewonnen hatte, gegen die herbeieilenden französischen Schaaren zu wenden, sie über die Alpen und über das Meer zurückzutreiben, um sich im Besitz von Piemont zu behaupten. Jede vernünftige Berechnung mußte auf solche Pläne führen: — in Wien aber trieben außerdem auch noch Haß und Leidenschaft die nächste Thätigkeit in diese Bahnen. Der Ingrimm, mit dem man auf den kleinen und doch so gefährlichen Nachbar sah, steigerte das Verlangen nach Rache sogar bis zu solchem Grade, daß Vorschläge, die nicht dessen unmittelbare Befriedigung zu verheißen schienen, gar nicht mehr angehört wurden.

In welcher Voraussetzung mußte nun da der österreichische Feldherr handeln, in welcher Lage mußte er sich den Feind denken, den er angreifen sollte? — Es war, wie uns scheint, nicht schwer, sich davon Rechenschaft zu geben.

Genua, eine bedeutende Festung, schwer zu bewältigen, und groß genug, um im schlimmsten Fall die sardinische Armee aufzunehmen, sicherte ihr selbst, wenn sie hier eingeschlossen war, noch eine Verbindung mit

Frankreich, mit dem mächtigen Verbündeten, den Oesterreich, der gewaltigen französischen Flotte gegenüber, ganz außer Stande war, irgend zu gefährden. Die Befestigung von Alessandria und Casale war seit Jahren mit großem Eifer und nicht ohne Geräusch, als eine Sache des italienischen Patriotismus betrieben worden; Sardinien hatte sich demnach am Po und Tanaro ein starkes Vertheidigungssystem geschaffen; dorthin konnte die Eisenbahn von Genua her ihm Frankreichs Hülfe zuführen, selbst wenn die Straße über den Mont-Cenis gesperrt war: sei es, daß die Jahreszeit das Gebirge unwegsam machte, oder daß Turin und die Alpenpässe in die Hände der Oesterreicher gefallen waren.

Damit hatte die sardinische Regierung für den Fall, wie er jetzt vorlag, d. h. für jeden Krieg mit Oesterreich, den Schwerpunkt der Vertheidigung, wie das in der That durch alle maaßgebenden Verhältnisse geboten war, aus der Hauptstadt des Reichs in jene Region verlegt. Schützte doch eine Aufstellung der sardinischen Armee bei Alessandria und Casale, wenn vorauszusehen war, daß fremde Hülfe das Mißverhältniß der Streitkräfte bald ausgleichen werde, mittelbar, als Flankenstellung, selbst Turin gegen einen Angriff, der sich etwa über Novara und Vercelli vorbewegen wollte. Ein solcher Angriff wurde bedenklich, sobald das österreichische Heer, das ihn wagen wollte, befürchten mußte, seinerseits von dorther in der linken Flanke angegriffen, von seinen Verbindungen mit dem Innern der österreichischen Monarchie abgedrängt und in die penninischen Alpen oder an den Fuß des Simplon und Gotthard geworfen zu werden.

Um Alessandria und Casale vereinigt, mit einer Reserve auf den Höhen von Novi mußte sich Graf Gyulai die sardinische Armee denken, und über das, was er zu thun habe, schien es nach dem Urtheil so ziemlich aller denkenden Militärs, kaum zweierlei Meinungen geben zu können. Es lag in seiner Macht, dem Angriff eine Richtung zu geben, die ihn der sardinischen Armee, trotz der nahen Hülfe, sehr gefährlich machen konnte. Die Oesterreicher mußten auf dem rechten Po-Ufer vorgehen und sich dabei auf Piacenza stützen: wozu hatten sie Piacenza mit großer Anstrengung in einen Waffenplatz verwandelt, wenn nicht dazu?

Hier verirrte die österreichische Armee sich nicht in nasse Reisfelder, sie blieb auf einem erhöhten Gelände, wo der Regen ihr nicht hinderlich wurde und keine Sumpffieber zu fürchten waren: sie stieß da nicht auf bedeutende Ströme, deren Ueberbrückung Zeit erforderte, deren Ufer der Feind vertheidigen konnte — und gleich ihre ersten entschlossenen Schritte vorwärts brachten den Gegner in eine ungünstige Lage. Die Sardinier waren genöthigt, nach Osten Front zu machen; ihre Rückzugslinie nach Genua lag dann, dem Angriff ausgesetzt und gefährdet, in der Verlänge-

rung ihres rechten Flügels. Für die Oesterreicher handelte es sich darum, diesen rechten Flügel der Sardinier zu umgehen, sich der Höhen von Novi zu bemächtigen, den Paß von Serravalle zu schließen, die Eisenbahn nach Genua zu zerstören, um die französische Hülfe, die von dorther zu erwarten stand, wenigstens auf lange abzusperren und sich dann mit erdrückender Uebermacht, wie sie zu Gebote stand, auf Victor Emanuel's Heer zu werfen. Möglicher Weise konnte der Angriff auf die Höhen von Novi die Sardinier veranlassen oder zwingen, noch vor ihrer Vereinigung mit den Verbündeten eine Schlacht zu wagen, als äußersten Versuch, den wichtigsten Paß und die Verbindung mit Genua zu behaupten. Eine andere Combination, die sie zu solcher Wagniß bewegen konnte, möchte es wohl kaum gegeben haben. Den Sieg konnte die österreichische Uebermacht unbedingt sicherstellen, und gelang es, die sardinische Armee in das Tiefland am Po und gegen Turin zurückzuwerfen, so wurde eine Verfolgung möglich, von der man die gänzliche Zerrüttung der besiegten Heeresmacht hoffen durfte. Was von französischen Hülfstruppen über den Mont-Cenis herankam und, wie das die Natur solcher Gebirgspässe mit sich bringt, nur in einzelnen Abtheilungen nach einander an dem diesseitigen Fuß der Alpen anlangen konnte, genügte dann schwerlich das Gleichgewicht wiederherzustellen, konnte vielmehr sehr leicht mit in die Niederlage verwickelt werden, ehe die andere französische Heeresmacht von Genua die nöthige Zeit gefunden hatte, sich zu sammeln und der Apenninenpässe Herr zu werden; d. h., ehe sie einen fühlbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu gewinnen vermochte.

Aber gelang es auch der sardinischen Armee, ihren Rückzug über Novi und die Bocchetta glücklich nach Genua zu bewerkstelligen: immer war die Heeresmacht der Verbündeten am Mont-Cenis und in Genua in zwei Hälften gespalten, deren Vereinigung sehr schwierig wurde: die Oesterreicher hatten den großen Vortheil einer centralen Stellung, und die Möglichkeit, den einen oder den andern dieser getrennten Heereskörper vereinzelt zu fassen und zu schlagen, während ihre eigene Rückzugslinie weder vom Mont-Cenis noch selbst von Genua her so leicht gefährdet werden konnte.

Nichts von dem Allen geschah, ja Graf Gyulai that von Allem, was man erwarten durfte, das gerade Gegentheil. Die Heeresmacht der Oesterreicher ging am 29. April — an dem Tage, an welchem bereits die ersten französischen Truppen Canrobert's am diesseitigen Fuß der Alpen bei Susa eintrafen — auf dem linken, nördlichen Ufer des Po's vorwärts über die Grenzen des sardinischen Gebiets. Drei Heertheile unter den Generalen Baron Zobel, Fürst Edmund Schwarzenberg und Graf

Stadion gingen bei Pavia, Bereguardo und Vigevano über den Ticino; ein vierter unter dem Fürsten Eduard Liechtenstein folgte als Rückhalt; ein fünfter unter General Benedeck sammelte sich bei Piacenza — wir wissen uns in Verbindung mit dieser Eröffnungsweise des Feldzuges nicht recht zu erklären, warum — ein sechster endlich unter dem Grafen Schaffgotsch war noch im Heranmarsch von der adriatischen Küste. Es sollen 120,000 Mann gewesen sein, die über den Ticino vorgingen; im Ganzen bildeten die in Italien verwendeten Truppen schon damals so ziemlich die Hälfte der gesammten Heeresmacht Oesterreichs.

Graf Gyulai handelte, wie aus allem seinem Thun und Lassen sehr bestimmt hervorgeht, durchaus in der Voraussetzung, die sardinische Armee habe sich, wie im Jahr 1849, eigentlich gar nicht auf die Vertheidigung eingerichtet, sondern lediglich auf einen Angriff, der über Buffalora und Magenta auf Mailand gehen sollte. Sie sei demgemäß in verschiedenen Staffeln auf der Straße von Turin über Vercelli nach Novara aufgestellt, und die französische Armee werde sich von Lyon her, wo man sie versammelt wußte, vermöge der Straße über den Mont-Cenis und Turin, anschließen. Er glaubte daher, wenn er, wie Radetzky zehn Jahre früher, bei Pavia über den Ticino gehe und sich dann rechts wende, werde es möglich sein, die Colonne, welche das sardinische Heer auf der Straße von Turin bis an die Grenze der Lombardei bildete, zu durchbrechen, den bei Novara am weitesten vorgeschobenen Theil derselben von den rückwärtigen Staffeln der Aufstellung abzuschneiden und in eine Niederlage zu verwickeln, die anderen Abtheilungen aber siegreich gegen Turin hin „aufzurollen," d. h. vor sich herzutreiben.

An Toulon und die französische Flotte, das feste Genua und seinen sicheren Hafen, die Eisenbahn von dort nach Alessandria, — an das Alles scheint man im österreichischen Hauptquartier nicht gedacht, die Frage, wozu denn eigentlich Sardinien die Städte Alessandria und Casale mit so großem Aufwand befestigt hatte, sich gar nicht vorgelegt zu haben! — Wie schlecht muß man unterrichtet gewesen sein! Und doch war es so schwer nicht, zu erfahren, daß die Flotte in Toulon zum Transport von Truppen ausgerüstet wurde. Wahrscheinlich um nicht durch außerordentliche Maaßregeln Aufsehen zu erregen, war der Besuch des Arsenals in Toulon den ganzen Winter über jedem Reisenden gestattet, wie in gewöhnlichen Zeiten.

Ganz im Sinn der herrschenden Ansicht ließ Gyulai sein Heer, sowie es bei Pavia, Bereguardo und Vigevano auf das rechte Ufer des Ticino gelangt war, eine Schwenkung rechts ausführen und gegen Novara und Vercelli vorrücken. Am 1. Mai wurden diese Städte besetzt, ohne daß man da einen Feind oder Widerstand gefunden hätte; man gewahrte, wie

es scheint, mit naiver Verwunderung, daß die sardinische Armee nicht auf der Straße von Turin nach Novara stehe. Bald wurde nun auch im Hauptquartier bekannt, daß die Hauptmasse der feindlichen Heeresmacht um Alessandria versammelt sei. Augenblicklich fühlte sich Gyulai durch diese ihre unerwartete Flankenstellung gelähmt; die Offensive, sowie er sie angefangen hatte, war unmöglich fortzusetzen, der Stoß auf Turin konnte nicht geführt werden. Gyulai kehrte um; nur Zobel's Heertheil blieb beobachtend an der Sesia stehen, die Stirn gegen Turin gewendet; mit seinen übrigen Truppen zog der Feldherr an den Po hinab und stellte sich am Ufer dieses Stroms zwischen der Sesia und dem Ticino auf, Front nach Süden; Schwarzenberg und Stadion in erster Linie, Eduard Liechtenstein als Rückhalt an der Agogna; jenseits des Ticino, bei Pavia und Piacenza schloß sich Benedeck's Heertheil an den linken Flügel dieser Aufstellung.

Und nun verweilte Gyulai wochenlang in dieser Lage in einer rathlosen Unthätigkeit, die für ganz Europa der Gegenstand eines namenlosen Erstaunens wurde. Er war aus einer etwas großsprecherisch angekündigten Offensive ganz von selbst, ohne daß er auch nur ein unglückliches Gefecht gehabt hätte, in die Vertheidigung zurückgefallen, zu einer Zeit, wo die überlegene Macht, die Möglichkeit, die Initiative zu ergreifen, durchaus in seiner Hand lag, der Feind weder versammelt noch kampfbereit war. Der Umschwung erfolgte blos, weil Gyulai sich nicht mit Klarheit Rechenschaft von dem zu geben wußte, was die Lage der Dinge gebot und sich nicht zu einem entsprechenden Entschlusse zu erheben vermochte.

Zwar soll der Regen, der am 5. und 6. Mai einfiel, die Schuld tragen; alle Bewegungen, heißt es, seien im überschwemmten Tieflande der Lomellina unmöglich geworden. Das scheint aber eine ziemlich unhaltbare Ausflucht. Man frage sich nur, ob in einem dicht bevölkerten, reichen Lande die Wege so beschaffen sein können, daß bei jedem Regenguß aller Verkehr augenblicklich aufhört. Ein Gefecht, ein taktisches Manövriren wird allerdings bei nassem Wetter unmöglich in jenen Gegenden, weil man alsdann nicht die Heerstraßen verlassen darf, die sich auf ziemlich hohen Dämmen durch das feuchte Gelände ziehen, weil man von diesen weder rechts noch links hinabsteigen kann in die durchweichten Wiesen und überschwemmten Reisfelder. Reisemärsche dagegen lassen sich dennoch auf den Heerstraßen ausführen, wenn es noth thut, und kann auch der Uebergang über die Ströme schwierig, die Verbindung vermittelst der Brücken an manchen Orten für Augenblicke gefährdet sein, so verlaufen doch, bei dem starken Gefäll, das alle Flüsse haben, die Hochwasser auch wieder sehr schnell. Jedenfalls können die Stockungen in den Operationen, welche

das böse Wetter herbeiführte, nur zwei Tage gewährt haben, denn vom 7. Mai an sehen wir das österreichische Heer wieder in Bewegung: nur ohne recht klar gedachten Zweck und ohne fest entschiedenen Willen. Das war das eigentliche Unglück, nicht das nasse Wetter.

Noch war es auch am 7. Mai nicht zu spät zu einem kräftigen Angriff auf Novi und Serravalle, der sich auf Pavia und Piacenza stützte. Allerdings war zu der Zeit schon Canrobert's Heertheil von Turin her vermöge der Eisenbahn in die Gegend von Alessandria und Casale gelangt, und General Niel sollte ihm auf dem Fuße folgen. Auf der anderen Seite war Baraguay d'Hilliers' Heertheil den 26. und 29. April in Genua angelangt, die Spitze desselben hatte im Vorrücken am 6. Gavi erreicht. Auch Mac-Mahon's Truppen waren bereits in Genua ausgeschifft und die französischen Garden trafen seit dem 5. dort ein. Was aber wirklich zur Zeit schon in der entscheidenden Gegend auf Einem Schlachtfelde vereinigt werden konnte, war doch, in Verbindung mit den Sardiniern, der österreichischen Heeresmacht an Zahl bei Weitem nicht gewachsen.

Aber Gyulai dachte nicht an einen solchen Angriff. Nach einigen schwerlich sehr ernsthaft gemeinten Demonstrationen, als ob er über den Po gehen wollte, ließ er nur die Heertheile unter Schwarzenberg und Benedeck an diesem Strom stehen (rechts und links des Ticino), um sich (7. Mai) mit den drei anderen, unter Zobel, Ed. Liechtenstein und Stadion, zur Abwechslung wieder einmal nordwärts, auf die Straße von Novara nach Turin zu begeben. Da rückte er (am 8.) über Vercelli hinaus nach St. Germano vor. Wir wissen uns diese gar seltsame Operation nur auf Eine Weise zu erklären. Sie war wohl eben auch nur eine Demonstration; ein Versuch, ob sich die feindliche Armee nicht durch eine Scheinbedrohung der Hauptstadt Turin vielleicht aus ihrer Flankenstellung bei Alessandria heraus manövriren lasse; ob sie nicht dadurch bewogen werden könnte, an die Dora Baltea zum unmittelbaren Schutz von Turin herbeizueilen. Als ob das gewöhnlichste Maaß von Urtheil nicht hingereicht hätte, sich zu sagen, daß hinter dieser Drohung kein Ernst, hinter dem Schein kein Wesen stecke!

Uebrigens hatte Gyulai die Sache auch schon wieder aufgegeben, noch ehe die Verbündeten irgend veranlaßt sein konnten, Gegenanstalten zu treffen. Man sagt, er habe die falsche Nachricht erhalten, daß die Verbündeten einen Angriff auf Piacenza beabsichtigten. Wie dem sei: er kehrte am 9. und 10. in seine alten Stellungen am Po zurück, und nun geschah von österreichischer Seite gar nichts weiter; man beschränkte sich darauf, abzuwarten, was die Franco-Sarden thun würden.

Napoleon III. traf über Genua am 14. Mai in Alessandria bei seinem Heere ein. Auch an diesem Tage war dasselbe noch nicht ganz kampfbereit. Aber was an Truppen noch zurück war, die Reiterei, die Geschütze, die dritten Bataillone der Infanterie-Regimenter: das Alles konnte mit einer Ruhe und methodischen Gemächlichkeit herbeigezogen werden, als ob es eine österreichische Armee auf der Welt nicht gäbe.

Ein solcher Gang der Dinge war wohl geschaffen, die Welt in Verwunderung zu setzen! — Und wie seltsam vollends nimmt sich Gyulai's hülflose Art der Kriegführung aus, wenn wir uns erinnern, in welcher Absicht Oesterreich den Krieg begonnen hatte; was für riesenhafte Pläne auf diese Weise zur Ausführung kommen sollten. Ein seltsameres Mißverhältniß von Willen und Vermögen, von colossaler Großartigkeit des Vorsatzes und blöder Beschränktheit der Intelligenz, die ihn in's Werk setzen soll, ist wohl kaum jemals vorgekommen.

Doch erwartete natürlich Gyulai die Unternehmungen des Feindes nicht ganz, ohne sich irgend ein bestimmteres Bild von ihnen zu machen. Er nahm an, die Franco-Sarden würden einen Angriff auf Piacenza versuchen und den Uebergang über den Po in der Gegend erzwingen wollen, wo er 1796 erfolgte, um dann, gerade wie damals, auf Lodi vorzugehen. Er übersah dabei, daß das, was Napoleon I. damals einem im Verhältniß zu dem zu bewachenden Gelände schwachen österreichischen Heere, einem durch Niederlagen bereits betäubten Gegner gegenüber ausführte, jetzt einem mächtigen, noch unbesiegten Feinde gegenüber, den französischen Generalen kaum räthlich erscheinen konnte.

Um sich über die Stellung des französischen Heers bestimmtere Nachrichten zu verschaffen, wurde am 20. Mai eine große Recognoscirung ausgeführt; unter dem Grafen Stadion sammelte sich dazu eine Truppenmasse von wenigstens 24, vielleicht gegen 30 Bataillonen und 6 Reiterschwadronen; sie ging bei Vaccariza auf den neuerdings geschlagenen, durch einen Brückenkopf gedeckten Brücken über den Po, und drang über Casteggio und Montebello, in der Richtung auf Voghera bis nach Genestrello vor. Dabei stieß sie auf die Division Forey, welche, zu Baraguay d'Hilliers' Heertheil gehörend, den äußersten rechten Flügel des verbündeten Heers bildete; es kam zu einem Gefecht, in welchem die Oesterreicher im Anfang wenigstens ohne Zweifel rasche und bedeutende Vortheile erkämpfen konnten, wenn sie ihre ganz unverhältnißmäßige Ueberlegenheit entschlossen zu brauchen wußten. Was haben wir in allen von Oesterreich besoldeten Tagesblättern für schwunghaft ruhmredige Declamationen über dieses Gefecht lesen müssen, in welchem die Oesterreicher, als die Division Forey gesammelt war, wieder bis über Casteggio zurückgedrängt wurden,

worauf sie dann die Abendstunden benutzten, um sich über den Po zurückzuziehen! Es klang wirklich, als seien hier die Kämpfe der Niebelungen und die Heldenthaten der Spartaner überboten worden. Die Oesterreicher wollten eine große Uebermacht, nicht weniger als 40,000 gegen sich gehabt haben, während Baragnay d'Hilliers' Heertheil, der damals noch fast gar keine Reiterei und wenig Geschütz hatte, überhaupt zur Zeit schwerlich volle 30,000 Mann zählte, — selbst vollständig versammelt also der Abtheilung Stadion's nur eben gewachsen war.

An den Thatsachen konnte dieser große Aufwand von Rhetorik und heroischen Vorstellungen natürlich nichts ändern; nur wer durchaus getäuscht sein wollte, konnte sich darüber täuschen lassen. Das Gefecht bei Montebello blieb was es war; daß die Oesterreicher im Nachtheil geblieben waren, ließ sich nicht wegdeclamiren. Sie hatten es nur mit den 13 Bataillonen der Division Forey zu thun gehabt. Nur als das Gefecht bereits endete, waren in der Entfernung die Spitzen der beiden anderen Divisionen Baragnay d'Hilliers' sichtbar geworden. Die Oesterreicher hatten freilich ihre Massen sehr vorsichtig verwendet, soviel als möglich in Reserve behalten, indessen doch etwa 15,000 Mann wirklich in's Gefecht gebracht: auf Seiten der Franzosen waren höchstens 11,000 Mann in Thätigkeit gekommen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Normal-Etat eines österreichischen Bataillons 1300 Mann ist; der eines französischen Bataillons zu 6 Compagnien nur 720. Was aber dem Unbefangenen besonders schwer auf das Herz fallen mußte: es hatte sich unverkennbar auf Seiten der Franzosen eine entschiedene Ueberlegenheit in Beziehung auf Truppenverwendung und Truppenführung auf dem Schlachtfelde gezeigt; und zwar eine größere, als selbst derjenige, der, wie der Verfasser dieser Blätter, dem französischen Heer eine gewisse Ueberlegenheit zutraute, zum Voraus erwartet hätte.

Mehr als je war Gyulai nun überzeugt, daß er einen Angriff auf die Po-Strecke bis Piacenza hinab zu gewärtigen habe. Doch berechtigte ihn der Umstand, daß der rechte Flügel der französischen Aufstellung sich bis Voghera ausdehnte, daß man dort drei französische Divisionen gesehen hatte, gewiß nicht unbedingt zu einer solchen Annahme. Gyulai hielt dann aber auch einen solchen Angriff für sehr gewagt, seine eigene Stellung für sehr günstig. Um so mehr, da nun auch der Heertheil unter dem Grafen Schaffgotsch herangekommen war, und die Eisenbahnen ihm aus Böhmen über Leipzig, München und Tirol eilig neue Verstärkungen heranführten; — einen Heertheil, der, von Clam-Gallas befehligt, ursprünglich die Bestimmung nach dem Rhein hatte.

Zu Ende Mai war endlich das verbündete Heer der Franco-Sarden

kampfbereit am Po verſammelt. Baraguay d'Hilliers' Heertheil (3 Diviſionen) bildete bei Voghera den rechten Flügel; aufwärts am Po ſchloſſen ſich Mac-Mahon mit 2 Diviſionen um Caſtelnuova-di-Scrivia an und General Niel (3 Diviſionen) bei Baſignano und Valenza. Hinter ihnen ſtanden in zweiter Linie Marſchall Canrobert (3 Diviſionen) bei Pontecurone zur Unterſtützung des rechten, zwei Infanterie- und eine Reiter-Diviſion der Kaiſergarde unter Regnaud de St. Jean-d'Angely bei Aleſſandria zur Unterſtützung des linken Flügels. An den linken Flügel dieſer fünf franzöſiſchen Heertheile ſchloſſen ſich dann fünf ſardiniſche Diviſionen in ſolcher Weiſe an, daß zwei derſelben von Valenza an aufwärts am Po bis Fraſinetto ſtanden, die drei anderen aber bereits an die Seſia bis gegen Vercelli vorgeſchoben waren.

Mehrere Wege ſtanden den Verbündeten offen, ihren Angriff zu beginnen. Am wenigſten gewagt wurde unſtreitig, wenn man den Kampf mit dem öſterreichiſchen Heere auf dem kürzeſten Wege in nächſter Nähe ſuchte; z. B. über die untere Seſia nahe am linken Ufer des Po; auf dieſem Wege war aber auch die geringſte Ausſicht auf einen großartigen, entſcheidenden Erfolg. Der ſichere und geordnete Rückzug der Oeſterreicher über Cremona in die feſte Aufſtellung am Mincio, war ſelbſt nach einem Siege ſchwerlich zu gefährden.

Ueberhaupt muß man es ſich ein für allemal geſagt ſein laſſen: es giebt im Kriege kein entſcheidendes Unternehmen, bei dem nicht etwas gewagt werden müßte, und eben darum muß derjenige, der nicht blos auf Abwehr und Vertheidigung bedacht iſt, der einen poſitiven Zweck verfolgt, weite Provinzen, Königreiche erobern will, eines gewiſſen, phyſiſchen oder moraliſchen Uebergewichts über den Gegner gewiß ſein; er muß die größere Wahrſcheinlichkeit des Sieges im unmittelbaren Kampfe auf ſeiner Seite glauben und ſich berechtigt halten, etwas zu wagen.

Dann aber durfte Napoleon III. ſich ſagen, daß ihm die Gunſt der Umſtände in einer der wichtigſten Beziehungen jedes Wagniß in einem ungewöhnlichen Grade erleichterte, — in Beziehung auf ſeine Verbindungen und die Baſis ſeiner Operationen.

Die Heere der neueren Zeit ſind nämlich allerdings viel abhängiger von ihren Verbindungen mit den Sammelpunkten der Militärkräfte des eigenen Landes, als es die Heere des Alterthums und der mittleren Zeiten waren. Die Natur unſerer heutigen Waffen bringt das ſo mit ſich. Denn ſelbſt wenn man von Requiſitionen lebt, von dem, was ſich an Ort und Stelle findet, wie das der reiche Anbau faſt aller europäiſchen Länder ſelbſt für zahlreiche Heere möglich gemacht hat, ſelbſt dann ſind doch fortwährende maſſenhafte Nachſendungen von Schießbedarf nicht zu ent-

behren. Die neuesten Verbesserungen der Feuerwaffen haben sogar diese Abhängigkeit gesteigert, denn in jeder Armee ist ein anderes System angenommen worden, keine kann die etwa eroberte Munition einer anderen brauchen. Im Jahre 1814 hat York's Corps bekanntlich den ganzen Feldzug in Frankreich mit eroberten feindlichen Patronen durchgemacht: das wäre heut zu Tage nicht mehr möglich.

Dennoch aber gestattete eine besondere Gunst der Umstände in diesem Kriege dem französischen Kaiser eine große Freiheit der Bewegungen: er war unbedingt Herr des Meeres, und er fand überall in der Stimmung und Gesinnung der Bevölkerung eine mächtige Stütze. Seine Lage hatte insofern einige Aehnlichkeit mit der des Schwedenkönigs Gustav Adolph in Deutschland. Wie dieser in den unterdrückten protestantischen Ländern und Städten Deutschlands überall eine strategische Basis für seine Operationen fand, so durfte Napoleon III. überall auf den lebendigen Haß gegen Oesterreich und seine Schützlinge rechnen; wo er auch hinging: seine Verbindungen mit dem Meere und mit Frankreich waren, selbst wenn die alten aufgegeben werden mußten, stets mit Leichtigkeit auf neuen Wegen wieder einzurichten.

Jedes Vorrücken der Franco-Sarden von der Sesia gegen den Ticino und die Lombardei konnte nur zu einem einfachen Frontalangriff führen, der am wenigsten entscheidenden Form des Kampfes. Es war auf diesem Wege nicht leicht, die Rückzugslinie der Oesterreicher an den Mincio zu gefährden, einen Sieg bis zu ihrer vollständigen Niederlage zu steigern, ihren Rückzug in eine überstürzende Flucht zu verwandeln; mit einem Wort, in den strategischen Verhältnissen lag nichts, was große Erfolge versprach oder vorbereitete.

Die Verhältnisse gestalteten sich nicht günstiger, wenn man versuchen wollte, den rechten Flügel der österreichischen Armee über Vercelli und Novara zu umgehen. Im Gegentheil. Die Rückzugslinie der Oesterreicher über Cremona, längs dem Po, die beste für sie unter allen Bedingungen, konnte auch von Novara aus kaum gefährdet werden. Dagegen wagte die verbündete Armee viel, ja unverhältnißmäßig viel bei einer solchen Operation. Ein entschlossen geführter Stoß des österreichischen Heeres aus seiner Stellung am Po in der Richtung auf Novara geführt, konnte ihr sehr gefährlich werden. Die Oesterreicher wagten wenig bei der Schlacht, die sie, alsdann die Stirn nach Norden gewendet, liefern mußten, denn ihre Rückzugslinie über Vigevano und Lodi auf Cremona lag auch so vollkommen gesichert in ihrem Rücken. Die Lage der französischen Armee dagegen, die den Kampf Front nach Süden annehmen mußte, wurde eine sehr gewagte. Sie hatte, im Fall sie unterlag, nicht die ent-

fernteste Aussicht, ihre natürliche Basis bei Casale und Alessandria wieder zu erreichen, ja sie verlor möglicher Weise selbst ihre ungemein zerbrechliche Verbindung über Vercelli mit Turin; und wurde sie auch nicht, wie Karl Albert 1849, aus allen Verbindungen hinaus gegen das Gebirge und die Schweizer Grenze geworfen, so gelang es ihr doch schwerlich, den bedenklichen Rückzug nach der Flanke ohne schwere Verluste zu bewerkstelligen.

Blieben nun aber auch die Waffen der Verbündeten siegreich in diesem Kampf, gelang es, die österreichische Armee an und über den Mincio zurückzudrängen und ihr selbst über diesen Fluß zu folgen: — wie konnte man sich alsdann die weitere Führung des Feldzugs und entscheidende Erfolge erreichbar denken?

Das österreichische Heer sammelte sich dann ohne Zweifel unter den Kanonen von Verona, und es dort anzugreifen, ist heut zu Tage nicht mehr in derselben Weise thunlich, wie im Jahre 1848, denn der Thalrand der Etsch ist jetzt durch eine Reihe einzelner Forts gesichert, zwischen die ein angreifendes Heer sich nicht hineinwagen kann. Auch die österreichische Armee aus dieser gesicherten Stellung herauszumanövriren, sie zu zwingen, einen neuen Entscheidungskampf im freien Felde aufzusuchen, ist schwierig, besonders wenn auf der einen Seite Tirol, auf der anderen der Kirchenstaat als neutrales Gebiet geheiligt bleiben sollen. Selbst die Verbindung Verona's mit Trient und von dort weiter mit den inneren Provinzen des österreichischen Staats ist nicht ernsthaft zu gefährden, wenn der Boden Tirols nicht betreten werden soll. Und was bedeutet am Ende selbst diese Verbindung für ein österreichisches Heer bei Verona, so lange die ganze venetianische terra ferma mit der Eisenbahn von der Etsch nach Triest frei und gesichert in ihrem Rücken liegt?

Was hin und wieder von französischen Landungen an der venetianischen Küste gesagt worden ist, durfte kein Sachverständiger ernsthaft nehmen. Alle die sogenannten Häfen der Küste von Venedig bis nach Istrien, sind nichts weiter als die Mündungen mäßiger Flüsse; sie sind eng und seicht, nur für Küstenfahrer zugänglich, und keiner hat eine gesicherte Rhede vor sich, auf der eine Flotte ankern könnte. Die Küste selbst aber ist ein schwieriges Labyrinth von Lagunen, Sümpfen, Flüssen und Canälen, ein Gelände, das sich sehr wenig zum Ausgangspunkt militärischer Operationen nach größerem Maaßstab eignet.

Wollte man etwa die Belagerung von Peschiera und Mantua unternehmen? Sie zog sich ohne Zweifel in die Länge, in den Sümpfen um Mantua forderten die Sommermonate gewiß große Opfer. Wie fern lag auf diesem Wege die Entscheidung! In der Zwischenzeit aber zerfiel die

französische Streitmacht in zwei Belagerungs- und ein schützendes Beobachtungs-Heer; dies letztere, vor Verona aufgestellt, mußte stets gewärtig sein, angegriffen zu werden, und zwar mit Uebermacht, sobald die Oesterreicher sich erholt und neue Kräfte gesammelt hatten. Ein jeder solcher Angriff stellte die bisherigen Erfolge des Feldzugs von Neuem in Frage, und konnte sie vollständig aufheben, während die Oesterreicher, den nahen Zufluchtsort Verona im Rücken, niemals viel dabei wagten.

Weit bessere Aussichten zeigten sich, wie uns scheint, bei einer großartigeren Anlage des Feldzugs auf einer anderen Seite. Die Herzogthümer Parma und Modena, die päpstliche Romagna und Toscana fielen dem verbündeten Frankreich und Sardinien ganz von selbst zu, daran war nicht zu zweifeln. Es lag kein Grund vor, sie als neutrales Gebiet zu meiden; denn ob man das that oder nicht, das machte in Beziehung auf den Gang der europäischen Politik und die Möglichkeit größerer europäischer Verwickelungen durchaus keinen Unterschied. Auch wurden die Herzogthümer in der That nicht als neutraler Boden betrachtet; schon waren französische Truppen unter dem Prinzen Napoleon nach Toscana entsendet, um die eigenen Streitkräfte dieses Landes gegen Oesterreich in Bewegung zu setzen.

Da demnach politische Rücksichten diese Wege nicht untersagten, wäre es wohl möglich gewesen, das österreichische Heer durch Scheinanstalten von Uebergang und Angriff da, wo Ghulai ohnehin Beides erwartete, am mittleren Po, in der Gegend von Piacenza bis an die Sesia festzuhalten, mit der französischen Hauptmacht aber in Eilmärschen die Gegend von Cremona zu gewinnen, und den Uebergang dort zu bewirken. Die Oertlichkeit begünstigt dort ein solches Unternehmen; der Strom hat in dieser Gegend kein sehr starkes Gefäll mehr, ansehnliche Inseln theilen ihn in mehrere Arme, und zwar in solcher Weise gelegen, daß zwischen den Inseln und dem nördlichen Ufer des Flusses, — dem feindlichen für die Franco-Sarden — nur ein schmaler Arm von geringerer Tiefe und gelinderer Strömung zu überbrücken bleibt. Oder befürchtete man ja bei Cremona den Feind zu bald herbeigeeilt schlagfertig gegenüber zu finden, so konnte man sich weiter abwärts nach Casale-Maggiore wenden, wo die örtlichen Verhältnisse ähnliche Vortheile bieten. Dorthin wäre das österreichische Heer dem verbündeten wohl kaum zuvorgekommen, denn in Folge der Wendung nach Süd-Osten, die der Strom bei Cremona macht, hatte sie nach Casale-Maggiore den weiteren Weg zurückzulegen.

Zweierlei konnte sich dann weiter ergeben, wenn die verbündete Heeresmacht an einem dieser Punkte das linke Ufer des Po gewonnen hatte. Entweder, die Oesterreicher suchten ohne Kampf ihre feste Stellung am

Mincio zu erreichen, oder ſie gingen der franzöſiſchen Armee zum entſcheidenden Kampf herausfordernd entgegen, um ſie wieder über den Strom zurückzuwerfen. Dies Letztere war es, worauf man ſich eigentlich gefaßt machen mußte, da Gyulai's Heer ſeinem Gegner noch unbeſiegt, durch keinen Kampf erſchüttert, gegenüber ſtand.

In einer Schlacht am Oglio aber, die dann erfolgen mußte, konnte es, wenn ſie für die Verbündeten ſiegreich ausfiel, möglich werden, die Oeſterreicher von der Rückzugslinie an den Mincio abzudrängen und in die Gebirge weſtlich vom Gardaſee zu werfen. Noch leichter konnte das gelingen in dem allerdings weniger wahrſcheinlichen Fall, daß Gyulai den Mincio ohne Kampf zu erreichen ſuchte, im Marſch ereilt und in der Flanke angegriffen wurde. Jedenfalls ſtand es nach einem ſiegreichen Kampf in der Macht der Verbündeten, den Oeſterreichern die Möglichkeit des Flankenrückzugs an den Mincio theuer zu verkaufen und die Vertheidigung dieſes Fluſſes unmöglich zu machen.

Auch für den weiteren Verlauf des Feldzugs konnte der Uebergang bei Cremona die Einleitung zu entſcheidenden Operationen bilden, wenn Napoleon III. größere europäiſche Verwickelungen nicht fürchtete, ſeiner Macht vertraute und dem Entſchluß gewachſen war.

Es war leicht, den Heertheil unter dem Prinzen Napoleon aus Toscana über Bologna und Modena an den unteren Po heranrücken zu laſſen, die Citadelle von Ferrara zu nehmen oder einzuſchließen, dort oder ſonſt an paſſender Stelle Brücken über den Strom zu ſchlagen, und ſo eine Verbindung aus dieſer Region über Livorno mit Frankreich einzurichten. Dann war die Möglichkeit gegeben, auf dieſe Verbindungen geſtützt, den linken Flügel des an die Etſch nach Verona zurückgeworfenen öſtereichiſchen Heeres zu umgehen und ihm die Wege durch das Venetianiſche nach Iſtrien zu ſperren. Höchſt wahrſcheinlich ſah die öſterreichiſche Armee ſich dadurch gezwungen, dem Schutz zu entſagen, den ihr Verona gewährte und ſich zu neuem Angriff, zu neuen Kämpfen in das freie Feld herauszuwagen. Aber auch wenn ſie noch zögerte, ſo zwang eine Entſendung durch die Val Sugana auf Trient, die ihre letzte Verbindung mit dem Innern des Kaiſerſtaats bedrohte, ſie gewiß dazu.

Blieb man in dieſen neuen Kämpfen ſiegreich, gelang es, Oeſterreichs Heer zum Rückzug über Trient und durch das Puſterthal zu zwingen, hatte man ſo ein genügendes phyſiſches und moraliſches Uebergewicht gewonnen, dann war es nicht mehr unmöglich, den Krieg, wie einſt Napoleon I. gethan hatte, in das Herz der öſterreichiſchen Monarchie zu tragen. Denn mit Hülfe ihrer mächtigen Flotte konnten die Verbündeten ſich leicht zu Herren von Trieſt machen. Sie konnten ſich unter ſolchen

Bedingungen dorthin wagen, ohne ihre Verbindungen mit dem unteren Po bedenklicher Gefahr auszusetzen; nachrückende Truppen, Italiener, konnten Verona einschließen und so bald als möglich belagern; der Besatzung von Venedig ist der Weg zu jeder offensiven Unternehmung leicht zu sperren, und Legnago ist an sich unbedeutend. Bei Triest, wo Frankreichs Heere in seiner Flotte eine neue Stütze fanden, öffnete sich dann ein neues Feld für weitere Combinationen; selbst Wien war bedroht, und leicht war es, von Istrien aus den zündenden Funken in das nahe Ungarn zu werfen. Traten dann auch neue Mächte in den Kampf ein, so wurde auch durch sie der Kampf nicht nothwendiger Weise unmittelbar an den Rhein und nach Frankreich verlegt; der Hülferuf Oesterreichs brachte die Verbündeten, die es fand, wohl zunächst an die Donau.

Es versteht sich, daß dem Heeresfürsten der Franzosen — selbst vorausgesetzt, daß es ihm Ernst war um großartige Erfolge, daß er wirklich „Italien bis zur Adria“ befreien wollte — solche weitgreifende Unternehmungen nur als entfernte, von dem Erfolg in den ersten Stadien des Kampfes, von dem Uebergewicht, das man zu erringen wußte, abhängige, durch politische Combinationen vielfach bedingte Möglichkeiten vorschweben konnten. Als solche aber durfte er sie in's Auge fassen.

Doch wenn man auch den Blick auf das beschränkte, was bestimmt erreichbar nahe zur Hand lag: auf die Umgehung der Mincio- und der Etschlinie, — so darf man sagen, daß hier, bei einem Uebergang über den unteren Po, *das Wagniß und die Größe des möglichen Erfolgs in einem günstigen Verhältniß zu einander standen.* Das war bei einem Versuch, den rechten Flügel der österreichischen Stellung über Novara zu umgehen, keineswegs in demselben Grade der Fall; *dort wurde vielmehr durch ein sehr großes Wagniß nur die Möglichkeit eines mäßigen, nicht sehr weit reichenden Erfolgs erkauft.*

Dennoch wählte *Napoleon III.* diesen letzteren Weg. Es wird jedenfalls von hohem Interesse sein, dereinst die Gründe zu erfahren, die ihn dazu bestimmten; wir wissen uns für jetzt kaum einen anderen dafür anzuführen, als den Wunsch, den ultramontanen Prälaten daheim zu Liebe, auf jeden Fall dem päpstlichen Gebiet fern zu bleiben. Vielleicht hat auch die hier gebotene Möglichkeit, die Truppen vermöge der Eisenbahn schnell nach Vercelli zu versetzen, bestimmend mitgewirkt.

Schon waren die Einleitungen zu dem Umgehungszug getroffen. Die sardinische Division *Cialdini* hatte bereits das sehr zur Unzeit von den Oesterreichern verlassene Vercelli besetzt, und sich (21. Mai) auf dem linken Ufer der Sesia behauptet. *Garibaldi* drang mit seinen Freischaaren über Sesto-Calende, am Fuß des Gebirges in die Lombardei vor;

die Oesterreicher entsendeten zunächst eine Abtheilung von 3000 Mann gegen den kühnen Parteigänger — und waren, zum allgemeinen Erstaunen, bei Varese und Como auch in den Gefechten gegen ihn und seine Freischaaren nicht glücklich! — Sie verloren sogar Kanonen. 10,000 Mann unter dem F. M. L. Urban sollten ihn nun zu Paaren treiben, aber auch diese überlegene Macht wußte nicht sofort mit ihm fertig zu werden, und bald befreite eine vollständige Aenderung der allgemeinen Sachlage die italienischen Freischaaren von jeder Gefahr. Die unglücklichen Gefechte der Oesterreicher bei Varese und Como nahmen sich um so seltsamer aus, da die Anhänger Oesterreichs, und selbst österreichische Diplomaten, in den Salons aller deutschen Hauptstädte mit einer gewissen Bestimmtheit ankündigten, man werde den „Räuberhäuptling Garibaldi“ demnächst hängen lassen! — Sobald man ihn habe!

In den letzten Tagen des Mai erfolgte dann der Links-Abmarsch der Verbündeten. Zuerst folgten noch drei sardinische Divisionen der Division Cialdini bei Vercelli über die Sesia und suchten (30. Mai) gegen Robbio und Mortara vorzudringen. Sie stießen bei Palestro und Vinzaglio auf den rechten Flügel des Heertheils unter Zobel, der die Sesia beobachtete; es kam an diesem und dem folgenden Tage zu heftigen Gefechten bei genannten Orten. Diese wurden zuerst von den Sardiniern genommen; Tags darauf machten die Oesterreicher unter Zobel mit unzureichenden Mitteln (zwei Divisionen) in nicht sehr zweckmäßiger Weise einen Versuch, sie wieder zu erobern, der sehr unglücklich ablief. Sie verloren dabei 8 Kanonen und 800 Gefangene.

Baraguay d'Hilliers blieb vorläufig noch in der Gegend von Voghera stehen; alle anderen Heertheile brachen am 29. Mai auf, wobei das Fußvolk bis Vercelli auf der Eisenbahn befördert wurde. Von dort aus erreichten die Heertheile unter Niel und Mac-Mahon, hinter den vorgeschobenen Sardiniern wegmarschirend, am 1. Juni Novara, und am folgenden Tage stieß dort die Kaisergarde zu ihnen. Canrobert, der am 31. unterhalb Vercelli, bei Prarolo über die Sesia gegangen war, konnte die Sardinier schon in dem Gefecht bei Palestro durch ein Zouaven-Regiment unterstützen, und rückte mit ihnen vereint (2. Juni) an die Agogna vor, wo er sich auf ihrem rechten Flügel bei Robbio setzte. Als dann, Tags darauf, die Sardinier nach Galliate aufbrachen, um den Vortrab des verbündeten Heers gegen den Ticino hin zu bilden, stieß Canrobert zu der Heeresmacht bei Novara, wo nun (am 3.) vier französische Heertheile vereinigt waren, die Stirn nach Süden gewendet, eines Angriffs von dorther gewärtig, den man erwarten mußte, und der dennoch nicht erfolgte.

Gyulai lebte unterdessen mit seinem Hauptquartier in offenem Hader. Er hielt die feindlichen Bewegungen nach Vercelli für bloße Demonstrationen und erwartete den Angriff am Po in einer Stellung, von der er in seinen Tagsbefehlen mit großer Ruhmredigkeit sprach. Der Chef seines Stabes, Oberst Kuhn, errieth die Absichten des Feindes besser, aber ohne den Feldherrn zu überzeugen. Daß Gyulai eine Umgehung seines rechten Flügels nicht für wahrscheinlich hielt, das läßt sich rechtfertigen: nicht aber daß er auch gegen die Evidenz die Augen schloß, als sie dennoch erfolgte.

Bis zum 1. Juni stand die Masse des österreichischen Heeres ruhig am Po: Edmund Schwarzenberg und Stadion zwischen der Sesia und dem Ticino, hinter ihnen Eduard Liechtenstein bei Garlasco; Zobel's eine Division (Reischach) unbeweglich bei Candia; die andere (Lilia), bei Palestro geschlagen, war bis Mortara zurückgewichen. Zwei andere Heertheile standen weiter östlich, nämlich Schaffgotsch bei Pavia, Benedeck fast außer dem unmittelbaren Bereich des Feldherrn bei Piacenza.

Am 1. Juni endlich verlegte Gyulai sein Hauptquartier von Garlasco nach Mortara, und brachte Schwarzenberg's Heertheil mit dorthin. Zobel hatte durch Gefangene in Erfahrung gebracht, daß 50,000 Mann feindlicher Truppen bei Novara vereinigt seien, und forderte den Feldherrn auf, ihm die drei Heertheile, die in der Nähe zur Hand waren (Schwarzenberg's, Liechtenstein's und seinen eigenen) zu einem raschen Angriff auf Novara anzuvertrauen. Das hätte am 2. geschehen können, aber es läßt sich erklären, daß Gyulai seine Einwilligung nicht gab. Die Sachlage war wohl kaum hinlänglich aufgeklärt, er konnte nicht beurtheilen, in welches Wespennest er bei Novara mit einem möglicherweise ungenügenden Theil seiner Heeresmacht stach. Schwerer ist gewiß zu rechtfertigen, daß er nicht daran dachte, sein gesammtes Heer zwischen Vigevano und Mortara zu sammeln, um einen solchen Angriff etwas später mit gesammter Macht zu unternehmen. Um so mehr, da er sich sehr bald entschloß, ein ähnliches Unternehmen, einen Flanken-Angriff auf des Feindes Heeresmacht, auf dem linken Ufer des Ticino auszuführen. Er wagte auf dem rechten Ufer dieses Flusses nicht mehr als auf dem linken, denn der Rückzug über Vigevano blieb ihm stets gesichert, und er konnte bei Novara einen ungleich größeren Erfolg erfechten als bei Magenta. Schon am 3. konnte er fünf Heertheile dazu vereinigt haben. Clam-Gallas, dessen erste Division eben von Mailand her bei Magenta und Buffalora eintraf, hätte den Uebergang über den Ticino vertheidigt. Und hatten etwa zur Zeit, wo Gyulai's Angriff erfolgte, die Franzosen diesen Widerstand schon überwältigt, waren sie schon zum

Theil über den Ticino gegangen: desto schlimmer für sie! Was hielt Gyulai ab? Fürchtete er etwa Baragnay d'Hilliers in seinem Rücken? Dieser konnte doch so schnell nicht über den Po kommen; und Gyulai konnte den Heertheil Benedeck's gegen ihn verwenden.

Wie dem auch sei: Gyulai wollte der feindlichen Umgehung erst auf dem linken Ufer des Ticino durch einen Angriff begegnen und führte seine Truppen in der Nacht vom 2. zum 3. bei Vigevano und Bereguardo über diesen Fluß zurück.

Aber auch auf dem linken Ufer des Ticino wuchsen ihm die Dinge sofort gewaltig zu Häupten; es geschah Manches, worin sich verrieth, daß Gyulai's Feldherrn-Ansehen im Heere bereits tief gesunken, seine Autorität wankend geworden war; aus einer höheren Region, vom „kaiserlich-königlichen Hoflager“ her wurde unmittelbar in die Operationen eingegriffen, und zwar in solcher Weise, daß sich darin die unselige, rathlose Zerfahrenheit auch der dortigen Zustände offenbarte. Die Maaßregeln des Feldherrn wurden durchkreuzt, ohne daß andere an die Stelle getreten wären; man beschränkte sich darauf, die im Heere gebietende Autorität zu lähmen, anstatt sie entweder folgerichtig zu unterstützen oder durch eine andere zu ersetzen.

Die schöne steinerne Ticino-Brücke bei Buffalora, über welche die Eisenbahn von Turin nach Mailand führt, war auf dem rechten Ufer durch einen seit Wochen gebauten Brückenkopf gedeckt. Natürlich hatte man darauf gerechnet daß er vertheidigt werde, Graf Clam hielt ihn aber nicht für haltbar, und zog die Truppen daraus zurück, sehr gegen den Wunsch und Willen des Oberfeldherrn, und ohne diesen zu fragen. Natürlich hätte nun wenigstens die Brücke gesprengt werden müssen; das wurde auch versucht, gelang aber nicht; eine zu schwach geladene Mine beschädigte die Brücke nur unbedeutend, und wiewohl man noch weitere 24 Stunden, unbehindert vom Feinde, Herr des Passes blieb, wurde der Versuch nicht wiederholt. Man hatte kein Pulver mehr zu verwenden, telegraphirte nach Mailand, und erhielt die seltsam klingende Antwort, daß auch in dem dortigen, mit vielen Kanonen ausgerüsteten Castell kein Pulver vorräthig sei.

Der eigentliche Grund, der Clam bestimmte, den Brückenkopf zu verlassen, mag wohl gewesen sein, daß diese Schanzen von der einzigen passenden Stellung für einen größeren Heertheil, die sich in der dortigen Gegend findet, zu entfernt lagen, um von ihr aus zweckmäßig unterstützt zu werden. Clam ordnete nämlich seine Schaaren eine Viertelmeile vom Fluß, auf dem Thalrand bei Magenta, der sich, wenn auch nicht sehr hoch, doch beherrschend über den feuchten Wiesengrund des Thals erhebt, und hatte hier den schiffbaren Canal vor sich, der, gleichlaufend mit dem Fluß, am

Fuß des Abhangs und in diesen selbst eingeschnitten, durch das Tiefgelände geht.

Unterdessen hatte Mac-Mahon (am 3.) schon bei Turbigo, eine Meile unterhalb Magenta den Uebergang sowohl über den Ticino als über den Schiffahrts-Canal erzwungen, die Truppen, die ihm Clam entgegensendete, mit Verlust zurückgetrieben, und auf dem linken Ufer festen Fuß gefaßt.

Gyulai war denselben Tag bemüht, sein Heer am Ticino unterhalb Magenta zur Schlacht zu sammeln: über die Art und Weise aber, in welcher er diese zu liefern gedachte, war er bald nicht mehr Herr. Er hatte erwartet, der Brückenkopf vor Buffalora werde wenigstens einige Stunden gehalten, die Brücke dann gesprengt werden; inzwischen wollte er, wie ein Artikel der Allgemeinen Militär-Zeitung versichert, der wahrscheinlich wenigstens mittelbar von ihm selbst herrührt, sein Heer, „in Kreuzform“ aufgestellt, ein Corps an der Spitze, drei in der Fronte und zwei in Reserve, am unteren Ticino sammeln, um „durch einen einfachen Vormarsch gegen Magenta“ jeden Feind, der sich über den Ticino vorwagte, in der Flanke anzugreifen.

Aber die Brücke fiel unversehrt in Feindes Hand. Abweichend von den eben angedeuteten Anordnungen mußte sich Ed. Liechtenstein schon am 3. in der Vertheidigungs-Stellung bei Magenta mit Clam vereinigen — und nun gerieth vollends, wie es scheint, ohne Gyulai's Schuld, sogar die Vereinigung des Heeres, die unter allen Bedingungen eine Nothwendigkeit war, in der seltsamsten Weise in's Stocken.

Allem Anschein nach war man in der Umgebung des Kaisers Franz Joseph zu Verona sehr unruhig geworden. Heß, eilig von dort gesandt, traf in Bereguardo mit Gyulai zusammen —: aber nicht, um nun die Zügel des Regiments kräftig zu ergreifen, sondern nur, um mit diesem General zu sprechen. Die Welt hat noch nicht erfahren, zu welchem Ende, oder ob Heß auch mit irgend einer genügenden Autorität ausgestattet war; wie es scheint, ging weder sein Auftrag noch seine Vollmacht weit genug. In der Erwartung aber, daß aus diesem Zwiegespräch irgend ein veränderter Entschluß hervorgehen könnte, erhielten die Truppen, die von verschiedenen Seiten herbeizogen, plötzlich den Befehl, anzuhalten und bis auf Weiteres stehen zu bleiben, wo sie eben wären. Das war und blieb jedoch das einzige Ergebniß der Feldherrn-Conferenz; es wurden keine veränderten Beschlüsse gefaßt; Heß reiste nach Verona zurück; die Truppen erhielten den Befehl, die unterbrochene Bewegung fortzusetzen: aber die verlorenen Stunden waren nicht wieder einzubringen, und die Folge war, daß die Heertheile, die von den entfernteren Punkten herangezogen wurden —

Stadion von Bereguardo, Schaffgotsch von Pavia, Benedeck von Piacenza her, zusammen fast die Hälfte des Heers bildend — nicht mehr rechtzeitig zur Schlacht eintreffen konnten.

So brach der 4. Juni an, der Tag der Schlacht bei Magenta, an welchem Napoleon, wie aus seinen Anordnungen sehr bestimmt hervorgeht, eben gar nicht auf eine Schlacht rechnete, sondern nur auf ein Gefecht mit einem starken österreichischen Nachtrab bei Magenta, der auf der geraden Straße über die Brücke von Buffalora angegriffen, durch Mac-Mahon von Turbigo her umgangen werden sollte. Von solchen Vorstellungen ausgehend, wollte der Heeresfürst der Franzosen nicht einmal sein ganzes Heer über den Ticino vorrücken lassen; Niel und zwei sardinische Divisionen — also fünf Divisionen von den vierzehn, die überhaupt zur Verfügung standen, mehr als ein Drittheil der gesammten Macht — sollten vorläufig rückwärts bei Novara und Galliate stehen bleiben. Nur Mac-Mahon's Heertheil, eine Garde-Division und zwei Divisionen Sardinier gingen über Turbigo vor; eine Garde-Division und die drei, welche den Heertheil Canrobert bildeten, über die Brücke von Buffalora. Und selbst diese Abtheilungen zogen, wie zu einem Reisemarsch, mit großen Zwischenräumen daher, so daß sie nur sehr einzeln und nach und nach auf dem Schlachtfelde eintrafen. Diese Umstände sind es, welche die Aufgabe des Tages für die Franzosen schwierig gemacht und den Kampf lange in der Schwebe erhalten haben, obgleich die Anordnungen der Oesterreicher den vielfachen Tadel, den sie von allen Seiten erfahren haben, wenigstens zum Theil wohl verdienen mochten.

Ghulai muß hier doch zwischen 70 und 80,000 Mann zur Verfügung gehabt haben, da die Heertheile der Oesterreicher, nach deren eignen Angaben, fünf Wochen früher im Durchschnitt 24,000 Mann stark über den Ticino vorgerückt waren. Der Feldherr erwartete, wie er selbst sagt, den Hauptangriff von Turbigo her, und verwendete außer den beiden Heertheilen, die dort bereits standen, auch noch den unter Zobel zur Vertheidigung der Stellung auf der Höhe bei Magenta, die, obgleich im Haken zurückgebogen, theils am Canal entlang westwärts, theils der Eisenbahn nach Mailand gleichlaufend nordwärts gewendet, doch auf dem rechten Flügel, welchem der feste Stützpunkt fehlte, der Umgehung ausgesetzt blieb. Mit dem Heertheil Schwarzenberg's — vier Brigaden — ging Ghulai im Thalgrund des Ticino vor, um die feindliche Heeresmacht, die über die Brücke von Buffalora gegen Magenta heranrückte, und die er für eine untergeordnete Nebencolonne hielt, in der Flanke anzufallen. Zur Zeit, als dieser Angriff begann, war vom Feinde noch nichts über den Ticino gekommen, als die einzige Garde-Division Mellinet, die noch dazu größ-

tentheils in einen heftigen Kampf mit den Truppen Ed. Liechtenstein's um die Brücken über den Schiffahrts-Canal (ponte nuovo und ponte vecchio di Magenta) verwickelt war. Schon war es den Franzosen sogar gelungen, die neue Brücke zu erobern, und Garde-Bataillone drangen über den Canal gegen das Dorf Magenta vor. Dem Seitenangriff unter Schwarzenberg zu begegnen, standen in Folge dessen nur ein Paar Bataillone zu Gebote; von Canrobert, der nachrücken sollte, war weit und breit nichts zu sehen. Der Augenblick mußte dem Kaiser der Franzosen den Eindruck eines sehr bedenklichen machen; um so mehr, da auch auf der anderen Seite, wo Mac-Mahon angriff, das Feuer plötzlich schwieg. Mac-Mahon hatte nämlich die Truppen Clam's aus ihren vorgeschobenen Stellungen siegreich vertrieben, hielt aber der Hauptstellung gegenüber in seinem Angriff inne, weil er eine sehr überlegene Macht vor sich hatte. Er wartete auf seine nachrückenden Truppen. Napoleon III. sendete Adjutanten aus, Canrobert zu suchen, oder die ersten besten Truppen herbeizuführen, deren sie habhaft werden könnten; selbst was von Niel's Heertheil, der nach der ursprünglichen Disposition gar nicht über den Ticino vorrücken sollte, irgend erreichbar war. Gyulai ließ auch von den Höhen, von Magenta her, die Division Reischach (von Zobel's Heertheil) — eine sehr überlegene Macht — zum Angriff übergehen, auf die französischen Gardebataillone, die über den Canal vordrangen. Wirklich wurden diese Bataillone wieder bis an die neue Brücke zurückgeworfen, und die Oesterreicher eroberten bei dieser Gelegenheit die Eine vielgenannte Kanone; weitere Erfolge vermochten sie nicht zu erfechten; sie trafen unverkennbar einen überlegen tüchtigen Gegner!

Der Seitenangriff im Thalgrund des Ticino, den Gyulai selbst leitete, erfolgte in sehr zerstückelter Weise, so daß die eine Brigade (Kintzl) bereits eine vollständige Niederlage erlitten hatte, ehe die drei andern heran waren, und als bei den französischen Garden nach und nach eine Division von Niel's und zwei von Canrobert's Heertheil eingetroffen waren, gingen sie mit Glück gegen Gyulai wie gegen Reischach zum Angriff über. Auf der anderen Seite, von Turbigo her, warf Mac-Mahon, so wie er seine Truppen beisammen hatte, was die Oesterreicher geduldig abwarteten, Clam und Liechtenstein aus ihrer Stellung rechts von Magenta vollständig hinaus über Corbetta zurück, und zwar in großer Unordnung, wie aus den österreichischen Berichten hervorgeht, da die Führer gestehen, daß ihre Bataillone eins in's andere gemischt, vollständig durcheinander gekommen waren.

Gyulai, selbst auf Robecco zurückgeworfen, hatte nichts Geringeres vor, als den Kampf am folgenden Tage zu erneuern, da nun auch Sta-

dion und Benedeck nahe genug heran waren, um Antheil daran zu nehmen: — da mußte er zu ſeinem Erſtaunen erfahren, daß Clam und Liechtenſtein in der Nacht ſchon den weiteren Rückzug angetreten hatten, ohne ſeine Befehle abzuwarten, ohne ihn zu fragen, ja ohne ihn bei Zeiten zu benachrichtigen. Der Sache nach mochten die Herren wohl Recht haben; ihre Truppen waren ſchwerlich in der Verfaſſung, ſofort einen neuen Kampf beginnen zu können, ſie mochten ſomit ganz gute Gründe haben, für die nächſten Tage jedes Zuſammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Die Angriffsbefehle, die ihnen Gyulai zuſendete, beruhten wohl auf einem Irrthum, dem der Unerfahrene, mit dem Ernſt des Krieges Unbekannte, wie unter den Schriftſtellern Heinrich Bülow, nicht ſelten verfällt; auf dem Wahn nämlich, daß man eine, oder nach Gelegenheit auch mehrere Schlachten verlieren könne, ohne ſich nachher phyſiſch und moraliſch irgend ſchlechter zu befinden als vorher; daß man auch mit geſchlagenen Truppen ohne Weiteres Alles und Jedes ausführen könne, was man allenfalls mit ſiegreichen wagen dürfte. Als ob Soldaten Schachſteine wären, deren Selbſtvertrauen allerdings durch eine verlorene Partie nicht erſchüttert wird!

Dennoch aber verräth das Verfahren dieſer Generale in ſeiner eigenthümlichen Form, nur allzuſehr, wie locker und unhaltbar alle Verhältniſſe des Heerbefehls bereits geworden waren.

Die Verbündeten hatten, ſo weit ſich nachrechnen läßt, gegen 80,000 Mann in das Gefecht gebracht. Man kämpfte alſo, nachdem die Oeſterreicher ihre anfängliche Ueberlegenheit nicht benutzt hatten, zuletzt mit ziemlich gleichen Kräften. Die öſterreichiſche Armee hatte ſich im Ganzen gut geſchlagen, doch aber, neben 6000 Todten und Verwundeten, auch hier wieder viele Gefangene verloren, nämlich 4000; ein Umſtand, der nie günſtig gedeutet werden kann, hier aber deshalb ſehr bedenklich ausſehen mußte, weil ſich ergiebt, daß die Gefangenen meiſt Italiener und Ungarn waren, die beiderſeits nicht ungern in Gefangenſchaft fielen, und ihr ſogar, wie Augenzeugen berichten, nicht ſelten freiwillig entgegengingen!

Ueber die folgenden Kriegsereigniſſe müſſen wir flüchtiger hinweggehen; theils dürfen wir die Grenzen nicht überſchreiten, die uns an dieſem Orte geſteckt ſind; theils ſind die Ereigniſſe in ihren Einzelnheiten noch nicht hinreichend aufgeklärt.

Mailand mußte nun ſo eilig geräumt werden, daß man nicht Zeit behielt, die Eiſenbahn dorthin zu zerſtören, und 41 Kanonen im Caſtell ſtehen ließ. Der Rückzug ging auf der ſogenanten unteren Straße, den Po entlang, nach dem Mincio, wobei Benedeck (am 8. Juni), bei Melegnano aufgeſtellt, ihn zu decken, gegen den zur verbündeten Hauptmacht heran-

gezogenen Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon ein unglückliches Gefecht bestand. Auf dem Rückzug, wie schon früher, zeigte sich die österreichische Heeresverwaltung in ihrer alten, schwerfälligen Unbehülflichkeit; die Truppen darbten im reichen Lande, und alle Zeugen berichten einstimmig, daß die Hospitäler sich in einem sehr ungenügenden Zustand befanden. Auch Piacenza wurde geräumt, man sprengte die Festungswerke, und gab dort Manches an Kriegsbedarf verloren, so, daß es schien, als habe man jede Hoffnung aufgegeben, bald wieder siegreich in diese Gegenden zurückzukehren.

Gyulai mußte den Oberbefehl niederlegen: — das war in mehr als Einer Beziehung eine unbedingte Nothwendigkeit geworden. Der ritterliche junge Kaiser Franz Joseph trat selbst an die Spitze des Heeres, der F.Z.M. Heß stand ihm zur Seite. War nun damit die eigentliche Leitung der Operationen wirklich in die Hand dieses Letzteren gelegt? Nichts weniger als das! Es stand vielmehr um die Einheit des Oberbefehls schlimmer als je zuvor. Eine ganze Reihe anderer vertrauter Strategen, Rathgeber und Faiseurs behauptete sich neben ihm in der unmittelbaren Umgebung, im militärischen Cabinet des Kaisers; keiner dieser Herren hatte ein bestimmtes Amt im Heere, keiner mithin eine bestimmte Verantwortlichkeit; aber jeder hatte ein Wort mitzureden. Es waren meist Leute, die sich zu ganz anderen Ansichten bekannten als Heß, seine Gegner, zum Theil seine Feinde, wie ganz offenkundig war. Die endlose Discussion in diesem fortwährenden, nie schweigenden Kriegsrath konnte gewiß den, der ein selbstständiges, durchgreifendes Urtheil nicht mitbrachte, nur mehr und mehr verwirren, die Entscheidung stets unsicherer machen. Auf Klarheit des Wollens und folgerichtige Leitung des Heers in Einem bestimmten Sinn, war unter diesen Bedingungen wohl nicht zu rechnen: und in der That sehen wir Anordnungen, die einander geradezu widersprechen und eine die andere aufheben, rasch aufeinander folgen.

Eine der zunächst getroffenen Maaßregeln scheint zu beweisen, daß man sich wohl sagte, wie entscheidend eine Umgehung der österreichischen Stellungen am Mincio und an der Etsch durch das päpstliche Gebiet werden könnte. Es wurden nämlich jetzt, sowie der Feind sich den Grenzen des Kirchenstaats näherte, alle österreichischen Besatzungen mit einiger Uebereilung aus den Marken und Legationen zurückgezogen; und zwar nicht blos aus den seit 1849 besetzt gehaltenen Orten, wie Ancona und Bologna, sondern auch aus der kleinen Festung Comacchio und der Citadelle von Ferrara, wo Oesterreich kraft älterer Verträge ein Besatzungsrecht hatte. Diese unerwarteten Anordnungen konnten wohl kaum einen anderen Grund haben als den, daß man durch die Abberufung der eigenen

Truppen auch dem Gegner die erneute Verpflichtung auferlegen wollte, die Neutralität jenes Gebiets auch seinerseits zu achten. Die österreichischen Besatzungen sollten dem Feinde nicht ein Vorwand werden, sie dort im Lande aufzusuchen und anzugreifen, um sich dann selbst in seinen weiteren Unternehmungen auf das nicht mehr neutrale, erkämpfte Gebiet zu stützen.

Die Männer vom Fach, die dem Gang der militärischen Ereignisse aufmerksam folgten, sahen mit einiger Verwunderung, daß die österreichische Armee sofort über den Mincio zurückging, ohne daß sie den Versuch gemacht hätte, den Feind am Chiese oder in der sehr schönen Stellung von Lonato und Castiglione (delle Stiviere) aufzuhalten. Und doch war eine Aufstellung dort wohl das wirksamste Mittel, dem Feinde den Uebergang über den Fluß zu wehren. Auch war die österreichische Armee noch nicht in der Lage, auf den Kampf im freien Felde verzichten zu müssen; fast die Hälfte derselben war noch nicht ernsthaft in's Gefecht gekommen; sie durfte jetzt, so gut wie bei Magenta, auf einen Sieg hoffen. Wollte sie aber das Glück der Waffen noch einmal versuchen, so konnte sie sich keine günstigere Stellung wünschen, als die bei Castiglione, auf dem äußersten Rand der Höhen, die den Garda-See einschließen, die weite Ebene der Lombardei zu ihren Füßen, und zwar ein weniger angebautes, weniger durchschnittenes Gelände, als sich sonst wo in Ober-Italien findet, so daß sich hier auch für Geschütz und Reiterei ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit zeigt. Auch erhielt das Heer zu dieser Zeit neue, bedeutende Verstärkungen. Eine Brigade des sechsten Armeecorps und das ganze elfte unter dem F.M.L. Wernhardt, zu dem auch einige Regimenter des zehnten gestoßen waren, endlich zwei Reiter-Divisionen trafen aus dem Innern der Monarchie ein, so daß jetzt mehr als zwei Drittheile aller Streitkräfte, die Oesterreich überhaupt aufbringen konnte, auf engem Raum in Ober-Italien vereinigt waren.

Dennoch wich das Heer bis über den Mincio, und es frägt sich, mit welchem Grad von Energie man das linke Ufer dieses Flusses behaupten, wie weit man die Vertheidigung desselben treiben wollte. Wie verlautet, soll die Absicht dahin gegangen sein, im Fall der Uebergang dem Feinde gelang, das eigne Heer an der Etsch und unter den Kanonen von Verona zu sammeln. Das konnte kaum einen andern Sinn haben, als daß man warten wollte, bis die feindlichen Streitkräfte theilweise zur Einschließung der Festungen verwendet, mithin zersplittert waren, um dann wieder zum Angriff überzugehen.

Ganz plötzlich aber wurde in dem, seit dem 20. Juni von Verona nach Villafranca verlegten kaiserlichen Hauptquartier ein gerade entgegengesetzter Entschluß gefaßt, durch den Alles, was in den letzten

Tagen geschehen war, als verkehrt und fehlerhaft verurtheilt wurde, indem man sich bemühte, es wieder ungeschehen zu machen. Man beschloß, wieder über den Mincio vorzugehen, dem Feind entgegen, der unterdessen bis an den Chiese nachgerückt war. Die Absicht war, wie die österreichischen Berichte wiederholt andeuten, die kaum verlassene Stellung von Castiglione wieder einzunehmen, um dort den Feind zu erwarten, was doch nicht eigentlich eine „erneute Offensive“ gewesen wäre, obgleich das Unternehmen so genannt wird. Der F.Z.M. Heß soll dagegen gewesen sein; — er wurde von den Mitgliedern der Grafencoterie überstimmt, die ihm auch diesmal wieder die Leitung der Operationen aus den Händen zu winden wußten.

Was sich aber auch sonst für oder gegen den angenommenen Entwurf mochte sagen lassen, die Erfahrung sollte bald beweisen, daß es jetzt bereits zu spät sei, ihn auszuführen; Oesterreichs Heer vermochte die früher aufgegebene Stellung nicht mehr vor dem Feinde zu erreichen.

Die zahlreichen Abtheilungen, aus denen es bestand, jetzt gruppenweise als zweite und erste Armee unter den Befehlen der Generale Schlick und Wimpfen zusammengefaßt, gingen am 23. Juni auf mehreren Punkten über den Mincio vorwärts. Am Abend stand der rechte Flügel unter Benedeck bei Pozolengo in dem Hügellande am Garda-See; die Mitte unter Schlick's unmittelbarem Befehl hatte in drei Staffeln Solferino (Stadion), Cavriana (Clam-Gallas) und Volta (Zobel) erreicht, auch noch in den Hügeln, aber ihrem südlichen Abhang nahe. Die erste Armee unter Wimpffen, oder der linke Flügel, hatte in der Ebene gegen Süden die Heertheile E. Schwarzenberg und Schaffgotsch nebst einer verhältnißmäßig zahlreichen Reiterei bis nach Guidizolo vorgeschoben, und hinter ihnen Wernhardt's Bataillone als Rückhalt bei Cereto aufgestellt. Von diesen Punkten aus hoffte man am folgenden Tage den westlichen Rand der Höhen bei Lonato und Castiglione zu erreichen, wo man denn am 25. dem Angriff in der besten Verfassung entgegensehen konnte. Ohne Zweifel hatte Wimpfen den Auftrag, den Feind, der die Höhen angriff, alsdann auf dessen rechtem Flügel zu umgehen, und seine Niederlage durch einen Gegenangriff in seine Flanke herbeizuführen.

Der Feind wartete aber nicht, bis diese wohlberechneten Vorbereitungen zu Stande gebracht waren. Sehr genau unterrichtet von Allem, was vorging, ließ Napoleon III. sein Heer am Johannistage (24.) mit dem grauenden Morgen am Chiese aufbrechen und zog in das Hügelland hinein, den Oesterreichern entgegen, um sie anzugreifen. Zur Linken gingen die Sardinier auf der Straße von Brescia her über Desenzano gegen Benedeck vor; auf die Mitte, wo allerdings die Entscheidung lag,

richtete Napoleon III. die Heertheile unter Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon nebst seinen Garden. Canrobert und Niel warfen sich in der Ebene auf Wimpfen's Schaaren. So sahen sich die Oesterreicher, anstatt den Feind in einer wohl vorbereiteten Stellung zu empfangen, in ihren Marschlagern angegriffen, auf den Ruhepunkten, die sie blos für die Nacht gewählt hatten. Die Gefechte, die man unter dem Namen der Schlacht von Solferino zusammenfaßt, zerfielen eigentlich in drei gleichzeitige Schlachten, die untereinander kaum mehr in taktischem Zusammenhang standen, als die Schlachten von Ligny und Quatrebras. — Wo der Kampf sich in solcher Weise über ein Meilen weites Schlachtfeld ausdehnt, wird die einheitliche obere Leitung ungemein schwierig; sie muß sich auf die allgemeinsten Anordnungen im Großen beschränken; sie wird weniger wirksam, als auf einem engeren Felde; die eigentliche Führung des Kampfes und der Erfolg liegen mehr in den Händen der Führer zweiter Ordnung. Das bringt die Natur der Dinge so mit sich. Hier aber glauben wir doch in dieser Beziehung noch mehr zu gewahren, als durch die Verhältnisse geboten war. Die höhere, einheitliche Leitung scheint auf Seiten der Oesterreicher vollständig aufgehört, die Thätigkeit des höchsten Hauptquartiers sich lediglich auf ein rathloses Zusehen beschränkt zu haben; nirgends, weder in den Ereignissen noch in den österreichischen Berichten zeigt sich eine Spur von einer das Ganze umfassenden Leitung, — bis dann zuletzt der Befehl zu dem unvermeidlich gewordnen allgemeinen Rückzug allerdings von der Central-Autorität ausging.

In der Mitte gingen die Stellungen von Solferino und Cavriana nacheinander verloren. In der Ebene hätte Wimpfen vielleicht bedeutende Erfolge erkämpfen können, wenn er seine ansehnliche Ueberlegenheit entschlossen und rasch benutzte, denn er hatte Stunden lang nur den Marschall Niel vor sich. Canrobert hielt sich nämlich, wie ihm Napoleon befohlen hatte, lange Zeit und vielleicht länger als billig, bei Castel Goffredo in Bereitschaft, eine österreichische Umgehungscolonne zu empfangen, die von Asola herkommen sollte. In der That war dem Fürsten Ed. Liechtenstein befohlen worden, von Mantua aus über Marcaria und Asola in Flanke und Rücken des Feindes zu operiren; aber die Oesterreicher erwarteten ihn so vergebens wie ihre Gegner; er kam nicht. Auch Wimpfen verlor in den späteren Stunden des Tages Boden gegen die vereinte Macht Niel's und Canrobert's: da konnte es jedenfalls wenig helfen, daß Benedeck gegen die Sardinier im Vortheil blieb, wie von österreichischer Seite behauptet wird, und sehr wahrscheinlich ist, obgleich die Verbündeten es läugnen. Das österreichische Heer ging über den Mincio und bis unter die Kanonen von Verona zurück, nachdem es

22,000 Mann, darunter 9000 „Vermißte“ (Gefangene), ferner 30 Kanonen, 4 Fahnen — und gewiß großentheils das Vertrauen zu der höheren Führung verloren hatte.

Der Eindruck, den diese Niederlage in Oesterreich machte, war überall bewältigend. Sie rief so ziemlich bei allen Parteien Aeußerungen der Unzufriedenheit mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten hervor. Selbst die Ultramontanen ließen durch den bekannten Pater Klinkowström von der Kanzel herab verkünden: ein Sieg sei nicht zu hoffen, so lange der Heerbefehl Ketzern — den Protestanten Heß und Wimpfen — anvertraut bleibe.

Wie man aber auch gesinnt sein mochte: — das große Publicum in Oesterreich erwartete durchaus, gleich dem ganzen übrigen Europa, den Kampf mit Hartnäckigkeit fortgesetzt zu sehen, und nicht ohne Besorgniß wendeten sich die Blicke Aller nach Ungarn, wo sich drohende Ereignisse vorzubereiten schienen. Ungarische Generale von 1849 errichteten unter dem Schutz der französischen Fahnen eine ungarische Legion, und Frankreichs Flotte nahm die Insel Lusin Piccolo, nahe dem ungarischen Littorale, in Besitz. Da wurde ganz Europa plötzlich in eine fast beispiellose Verwunderung versetzt durch die Kunde, daß der Friede zu Villafranca geschlossen sei. Frankreich hatte ihn angeboten, Oesterreich um den Preis der Lombardei erkauft.

Wer sollte nicht staunen, daß Oesterreich nach so vielen überschwenglich großartigen und kühnen, ja unerhörten Redensarten sich sobald überwunden bekannte und in den Willen des Gegners fügte?!

Was Napoleon III. zum Frieden bestimmte, hat er selbst ganz unverholen ausgesprochen; es waren Preußens drohende Rüstungen. Sie mußten bei ihm um so schwerer in's Gewicht fallen, da ihn seine Art der Kriegführung eben jetzt in Ober-Italien auf einen Punkt geführt hatte, von dem aus nur sehr mühselig vorwärts zu kommen war, wenn er sich nicht entschloß, das päpstliche Gebiet zu betreten, um von dort aus den linken Flügel der österreichischen Stellungen zu umgehen. Aber wie ängstlich er darauf bedacht war, dies Gebiet zu meiden, zeigte er auch jetzt wieder, indem er den Heertheil der Prinzen Napoleon, der dienen konnte, eine solche Umgehung vorzubereiten, anstatt dessen auf Umwegen durch das Modenesische, auf das rechte Ufer des Mincio an sich heranzog. Entscheidende Erfolge nach einem großartigen Maaßstabe hatte er sich also auf diesem Kriegsschauplatz selbst untersagt, und eben, weil er den Krieg nicht an die österreichische Donau zu verlegen vermochte, mußte er erwarten, ihn durch Preußen über den Rhein in das Innere von Frankreich getragen zu sehen. Ein rascher Friede war der beste Ausweg; Napoleon III.

bot ihn mit der einen Hand, während er mit der andern bedeutsam mahnend auf Ungarn wies, und selbst Mittel noch zweideutigerer Art nicht verschmähte, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Aber was konnte Oesterreich bewegen, einen solchen Frieden durch das Opfer einer reichen und schönen Provinz zu erkaufen? Gerade in dem Augenblick, wo andere Mächte sich bereiteten, zu Oesterreichs Gunsten in den Kampf einzutreten! In welcher seltsamen Weise der Vertreter Oesterreichs zu Villafranca sich durch angeblich von den neutralen Mächten vorgeschlagene, noch ungünstigere Friedensbedingungen mystificiren ließ, ist hinreichend bekannt, aber natürlich müssen doch im letzten Grunde andere, gewichtigere Motive den Entschluß bestimmt haben: — Motive, die bei näherer Erwägung nicht allzu schwer zu errathen sind.

Schon die inneren Zustände Oesterreichs, wie sie sich während der kurzen Kriegsperiode offenbarten, machten die Fortsetzung des Kampfes nicht rathsam. Selbst im Heer trat jenes Bedenkliche, auf das man von Anfang an gefaßt sein mußte, nun immer bestimmter hervor. Auf die italienischen Regimenter war nicht weiter zu rechnen, und auch die Bildung der ungarischen Legion im feindlichen Lager machte rasche Fortschritte. Nur ganz flüchtig erwähnten die österreichischen Tagesblätter eines Morgens, daß in den Casernenhöfen zu Wien eine Anzahl kriegsgerichtlicher Todesurtheile vollzogen worden seien. Es war je der zehnte Mann eines von der Armee in Italien zurückgesendeten Jäger-Bataillons, der da erschossen wurde. Das Bataillon hatte in der Schlacht den Gehorsam versagt. Zum Vorrücken in die Gefechtslinie befehligt, hatten die Leute Gewehr beim Fuß genommen und sich laut geweigert vorwärts zu gehen. Sie wurden augenblicklich vom Heere entfernt und durch Decimirung bestraft.

Im Lande vollends regte sich gar manches Unerfreuliche, namentlich in Ungarn, und die Regierung hatte Ursache zu bereuen, daß sie, etwas übereilt, auch in diesem Königreich die Bildung von Freicorps veranlaßt hatte, die so schnell und so zahlreich zu Stande gekommen waren, daß man es nun selber bedenklich finden mußte. Die Unzufriedenheit, die sich ziemlich laut freilich, in den deutschen Kronländern zeigte, war wohl nicht in dem Sinn wie in Italien und theilweise in Ungarn, gegen die Regierung als solche, sondern gegen das herrschende System gerichtet: aber mit diesem System hatte sich die Regierung identificirt; gerade dies System galt es vor Allem unangefochten aufrecht zu erhalten; der Krieg durfte nicht fortgesetzt werden, wenn durch ihn das System, das er eigentlich zum siegreich herrschenden in ganz Europa machen sollte, im Gegentheil selbst daheim gefährdet wurde. Zunächst aber glaubte sich die Regierung auch

dieser Unzufriedenheit gegenüber waffnen zu müssen, und verhängte in Prag den Belagerungszustand.

Der eigentliche Grund aber, durch den man bestimmt wurde Frieden zu schließen war, wie die österreichischen Regierungsblätter mit einer bewundernswürdigen Naivetät eingestanden, gerade daß Preußen sich rüstete, gegen Frankreich in die Schranken zu treten. Nämlich nicht als blind gehorchender Vasall Oesterreichs, sondern in selbstständiger Weise, zur Abwehr französischer Suprematie, zur Wahrung aller wirklich deutschen Interessen. Das hatte man zu Wien nicht gewollt! Nicht Deutschlands Interessen galt es zu vertheidigen, sondern Oesterreichs System! Noch dazu mußte, wenn Preußen jetzt in den Kampf eintrat, die Leitung der deutschen Angelegenheiten mit einer gewissen Nothwendigkeit in die Hände dieses Staats fallen, denn Oesterreich hatte sie theils durch seine Niederlagen verscherzt, theils dadurch, daß es in die Unmöglichkeit versetzt war, ein irgend namhaftes Heer an den Rhein zu senden.

Man schloß den Frieden, weil, nicht Deutschland, sondern „Oesterreichs Stellung in Deutschland" gefährdet war; diese war, wie Oesterreichs Organe naiv hinzufügten, „mehr werth als die Lombardei," — nämlich für Oesterreich in seinem besonderen Interesse.

Weiter aber lag auch in den Friedensbedingungen, die Napoleon III. bot, wenigstens Ein Element, das sehr lockend scheinen konnte. Franz Joseph hatte geäußert, er wolle lieber eine Provinz aufgeben als die angefochtenen Verträge mit den italienischen Fürsten. Die Provinz forderte nun der Beherrscher Frankreichs allerdings; was aber Oesterreich in jenen Verträgen besaß, was dienen konnte das System des Wiener Cabinets in Italien aufrecht zu erhalten: das schien er in veränderter Form, sogar erweitert und verbessert zu bieten. In dem verheißenen italienischen Bunde nämlich. Nach einem solchen hatte der Fürst Metternich stets gestrebt, um sicher Italiens und seiner Geister Herr zu bleiben; von den Sonder-Verträgen mit Oesterreich hatte sich Sardinien stets unabhängig erhalten: in dem Bund schien das erwünschte Mittel geboten auch dieses italienische Königreich „unschädlich zu machen," indem man es unter österreichische und päpstliche Bundes-Vormundschaft stellte. So schien der Feind gerade das anzutragen, was man vor Allem wollte, wenn doch einmal die jüngsten Riesenpläne Oesterreichs aufgegeben werden mußten, und wofür nun und nimmer ein Verbündeter das Schwert ziehen konnte. Vielleicht zeigte sich sogar die Aussicht, die Weltordnung des Wiener Cabinets im Bunde mit dem sinnesverwandten Kaiser der Franzosen auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen! Der Friede wurde geschlossen; er bildete den seltsamen Schluß eines seltsamen Schauspiels!

Während des Krieges hat es auch außerhalb Oeſterreich nicht an Leuten gefehlt, die ſich in Parteiblättern abmühten, uns nach jeder neuen Niederlage der Oeſterreicher von Neuem zu beweiſen, daß die geſchlagene Armee ſich der ſiegreichen in kriegeriſcher Tüchtigkeit weit überlegen gezeigt habe. Es habe nur an der höheren Führung gelegen. Wir ſind, wie ſchon geſagt, nicht durchaus dieſer Anſicht. Aber laſſen wir ſie einen Augenblick gelten: — iſt es denn etwa nur zufällig, daß die obere Leitung ſo war, wie wir ſie geſehen und erlebt haben? Vielmehr: Dieſe Art der Heeresleitung iſt aus den geſammten ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtänden Oeſterreichs, aus dem Geiſt, der in dem Ganzen lebt, als ein nothwendiges Ergebniß hervorgegangen.

Wir dürfen wohl fragen, wo denn das Beſſere herkommen ſoll, bei einem Bildungsweſen, das planmäßig darauf ausgeht, den Geiſt zu lähmen und die Charaktere zu brechen. Die kühne Hoffnung, daß dieſe Verhältniſſe ſo bald von Grund aus umgeſtaltet werden könnten, hegt wohl Niemand; wir müſſen uns daher darauf gefaßt machen, daß auch in künftigen Kriegen die Leitung der öſterreichiſchen Heere ſo beſchaffen ſein wird, wie wir ſie in dieſem letzten geſehen haben.

Eine Aufgabe für den Congreß.

Der Congreß wird alſo per tot discrimina rerum dennoch zu Stande kommen, und die europäiſchen Miniſter und Diplomaten werden wieder nach Paris wallfahrten, wo ihrer unzweifelhaft die beſte Aufnahme wartet. Sie ſind berufen „à prendre communication des traités de Zurich et à délibérer sur les moyens les plus propres à fonder la pacification de l'Italie sur des bases solides et durables." Werden ſie dieſe Aufgaben löſen? Wir wagen es nicht zu hoffen und meinen, es werde auch das Beſte ſein, Italien ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ob es würdig, daß ſich die leitenden Staatsmänner Europas vereinigen, um zu ratificiren, was einige Mächte einſeitig feſtgeſetzt, und ſtatt Entſcheidungen Rathſchläge zu geben, deren Annahme zweifelhaft bleibt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Deſto mehr ſcheint uns aber in dieſen Verhältniſſen die Aufforderung zu liegen, den Congreß in andrer Weiſe nutzbar zu

machen und zwar vor Allem für die Staaten, welche von der italienischen Frage weniger direct berührt werden. Nicht als ob wir gemeint wären, — diese Jahrbücher haben sich schon früher dagegen erklärt — auch weitere streitige Fragen der europäischen Politik vor den Pariser Areopag zu ziehen. Es würde Deutschland fürwahr nicht frommen, wenn man dort etwa die schleswig-holsteinischen Wirren zur Sprache brächte, und Preußens wie Oesterreichs Vertreter müßten gegen solche Einmischung protestiren. Aber anders steht es mit allgemein völkerrechtlichen Grundsätzen, die alle Staaten berühren.

Die neuere Geschichte zeigt, daß auf den Congressen, welche sich vereinigten, um schwebende politische Streitfragen zu erledigen, häufig auch Ungewißheiten oder Unzuträglichkeiten der internationalen Rechtsverhältnisse zur Sprache gekommen und erledigt sind. Was Einzelverträge, Kriege und die langsam aber unwiderstehlich wirkende Macht der Ideen des Fortschritts zu Wege gebracht, ward durch die Diplomatie ratificirt und zum europäischen Rechte erhoben, sowie sie sich den veränderten Verhältnissen nicht mehr verschließen konnte. Der Pariser Congreß von 1856 bietet hierfür ein merkwürdiges Beispiel. Keine Materie des Völkerrechts hat wohl in den beiden letzten Jahrhunderten Anlaß zu erbitterterem Streite gegeben, als die Grundsätze über das Seerecht in Kriegszeiten. Die Declaration vom 16. April 1856, die von allen bedeutenden seefahrenden Staaten mit Ausnahme Spaniens, Mexicos und der Vereinigten Staaten angenommen ist, entscheidet folgende bisher streitige Punkte: Die Kaperei ist abgeschafft; — die neutrale Flagge schützt die feindliche Waare, Kriegscontrebande ausgenommen; — die neutrale Waare, Kriegscontrebande ausgenommen, kann unter feindlicher Flagge nicht mit Beschlag belegt werden; — um obligatorisch zu sein, muß der Blokadezustand wirklich vorhanden sein, d. h. von einer Schiffszahl aufrecht erhalten werden, welche genügt, um den Verkehr mit der feindlichen Küste wirklich abzusperren.

Diese Erklärung ward mit Recht als ein großer Fortschritt anerkannt: noch immer jedoch bleibt viel zu thun übrig, um ein Kriegsseerecht herzustellen, das den Grundsätzen der Billigkeit, der Vernunft und der gegenseitigen Interessen entspricht. Wenn der bevorstehende Congreß die Lösung dieser Aufgabe unternähme und durchführte, so würde er sich damit die dauernde Dankbarkeit aller Nationen verdienen. Es lohnt sich, die Sache näher in's Auge zu fassen, ihre Schwierigkeiten zu bezeichnen und die Mittel zu ihrer Beseitigung anzudeuten. Beginnen wir mit einer historischen Orientirung!

Im Alterthume herrschte die Auffassung des natürlichen Menschen, dem Feinde soviel Schaden als möglich zu thun, sein Eigenthum wegzu-

nehmen, wo man es fand. Es gab kein Kriegsrecht, sondern die kämpfenden Theile betrachteten sich gegenseitig als rechtlos. Im Landkriege traten allmählich Milderungen dieser Auffassung ein, die Plünderungen wurden seltner, und nur in Form der Contributionen ward Hand an das Privateigenthum der Feinde gelegt. Aber zur See hielt sich das alte barbarische Princip, — es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht beseitigt, sondern nur langsam gewissen Einschränkungen unterworfen worden.

Von dem Gesichtspunkte nämlich ausgehend, daß jeder Verkehr mit dem Feinde strafbar sei, nahm man nicht nur Feindesgut auf Freundesschiffen weg und Feindesgut auf Freundesschiffen, sondern erklärte im letztern Falle auch die Freundesschiffe selbst für verfallen, weil sie sich dazu hergegeben, feindliche Waaren zu befördern. So verfuhr die große nordische Seemacht, die Hansa, in der Zeit ihrer Blüthe, wenngleich die Städte sich oft bei Kriegen, die sie nicht angingen, zur freien Fahrt zwischen den Staaten beider Theile privilegiren ließen. Am schärfsten und längsten aber hielten diese Grundsätze die französischen Marineordonnanzen fest, die dafür den Ausdruck erfunden hatten: robe d'ennemy confisque celle d'amy, oder noch bezeichnender: confiscantur ex navibus res, ex rebus naves. Noch das Prisenreglement von 1704 sagt: s'il se trouve sur les vaisseaux neutres des effets appartenants à l'ennemi, les vaisseaux et la charge seront de bonne prise. Thatsächlich freilich milderte die Praxis die Strenge in der Ausführung, und durch *specielle* Verträge wurde einzelnen seefahrenden Staaten, wie Holland und den Hansestädten, gelegentlich eine begünstigte Stellung eingeräumt, aber erst 1744 ward die Androhung der Wegnahme des Freundesschiffes, das feindliche Güter führt, aufgehoben; — die absolute Confiscation der feindlichen Waare blieb bestehen („sont sujettes à la confiscation les marchandises appartenantes aux ennemis sur des navires neutres ou alliés — les navires seront relâchés").

Die erste Aenderung dieses Grundsatzes finden wir in dem Consolato del Mare, einer Sammlung von Gebräuchen des Seeverkehrs, welche bei den Uferstaaten des Mittelmeers zu hoher Geltung gelangte. Hier ward zwar zugegeben, daß Feindesgut überall weggenommen werden könne, aber andererseits auch behauptet, daß Freundesgut überall respectirt werden müsse, woraus sich der Grundsatz ergab, daß Ersteres auf Freundesschiffen verfallen, Letzteres auf Feindesschiffen aber frei sei. Diese Auffassung nahm England an, und hielt sie bis auf die neuesten Zeiten fest: es ist das Princip, daß die Eigenschaft der Waare entscheide. Nur einzelne Specialverträge gewährten von dieser Regel eine Ausnahme; die Holländer erlangten solche Verträge zuerst von Spanien, dann von England, wel-

ches dieſelben 1654 auch Portugal zugeſtand. Aber dieſe Vergünſtigung blieb beſchränkt auf die vertragenden Theile und auch für ſie auf die Dauer des Vertrages. Am weiteſten ging man hierin im Utrechter Frieden, der bekanntlich eine Reihe von Verträgen umfaßt. Der zwiſchen England und Frankreich geſchloſſene ſetzt feſt, daß in einem Seekriege, in dem eine der beiden Mächte neutral bleibe, ihre Flagge die Waare des Feindes der kriegführenden Macht decke, und daß unter Contrebande, welche überall wegzunehmen ſei, nur diejenigen Gegenſtände begriffen ſein ſollen, welche direct zur Kriegführung dienen. Sehr richtig führt Gentz gegen die Publiciſten des Napoleonismus aus, daß dies Princip keineswegs damals als allgemein völkerrechtlich gegolten, und gerade Frankreich noch bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein ganz anderes, den Neutralen durchaus feindliches verfolgt habe, während die Conceſſion von Utrecht nur auf die beiden Länder und die Dauer des Vertrages beſchränkt geblieben ſei. Er zeigt überdies ſehr treffend, daß dieſe Liberalität weit mehr illuſoriſch als wirklich war. Denn ſeit dem Verfall der ſpaniſchen und holländiſchen Seemacht waren England und Frankreich die beiden herrſchenden Staaten zur See und deshalb natürliche Nebenbuhler: ein Seekrieg, an dem nur die eine der beiden theilnähme, war daher ſchwer denkbar; ſelbſt bei einem Streit kleinerer Flotten ergriff ſicher England für die eine, Frankreich für die andere Partei, es endete alſo jeder Seekrieg in einen Kampf zwiſchen den beiden Großmächten, die mithin für den unwahrſcheinlichen Fall, daß eine von ihnen neutral bliebe, um ſo leichter liberale Grundſätze aufſtellen konnten. In dem Utrechter Vertrage zwiſchen England und Spanien ward deshalb auch der Satz, daß die Flagge die Ladung decke, nicht ausgeſprochen.

In eine neue Phaſe trat der Streit über die Grundſätze des Seekriegsrechts erſt mit der Erklärung der bewaffneten Neutralität der nordiſchen Mächte. Der Krieg, welchen Großbritanien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegen ſeine aufſtändiſchen Kolonien (1775 bis 1783) führte, hatte bald einen allgemeinen Charakter durch die Parteinahme Frankreichs (1778) und Spaniens (1779) für Nordamerica angenommen. Frankreich und Holland ließen in dieſem Kampfe den Grundſatz gelten, daß die Flagge die Ladung decke, Spanien und England hielten an dem entgegengeſetzten Princip feſt, und namentlich England machte ſein Uebergewicht zur See in einer für die Neutralen äußerſt läſtigen Weiſe geltend. Um den Anſprüchen der Letztern Anerkennung zu verſchaffen, trat jetzt Rußland in die Schranken. Unter'm 28. Februar 1780 erließ das Petersburger Cabinet eine feierliche Declaration, in welcher es für den Handel und die Schiffahrt der neutralen Staaten folgende Rechte

in Anspruch nahm: 1) Neutrale Schiffe können an den Küsten der im Kriege begriffnen Nationen ihre Schiffahrt frei von einem Hafen zum andern treiben. — 2) Das Eigenthum der Unterthanen der kriegführenden Mächte ist auf neutralen Schiffen völlig frei, mit alleiniger Ausnahme der Waaren, welche für Contrebande anerkannt sind. — 3) Für Contrebande aber werden alle diejenigen Waaren anerkannt, welche als solche in dem zwischen Rußland und England geschlossenen Handelsvertrage bezeichnet worden sind, nämlich Waffen und eigentliche Kriegsbedürfnisse; diese Bestimmung des englisch-russischen Vertrages soll auch auf alle übrigen kriegführenden Mächte ausgedehnt werden. — 4) Für einen blokirten Hafen endlich wird nur derjenige angesehen, welcher von der angreifenden Macht durch die Stellung und Nähe ihrer Schiffe so eingeschlossen ist, daß das Einlaufen ohne augenscheinliche Gefahr für die neutralen Schiffe unmöglich wird.

Die Anerkennung dieser Grundsätze verlangte Rußland von jeder anderen Macht, und verband damit die Erklärung, daß es die Verletzung derselben von Seiten der kriegführenden Staaten als Feindseligkeit ahnden werde. Zugleich lud es die neutralen Mächte ein, sich mit ihm zu vereinigen, um gemeinsam jenen Grundsätzen Achtung zu verschaffen.

Zunächst nun traten Schweden und Dänemark mittelst besondrer Verträge den von Rußland aufgestellten Grundsätzen bei. Beide verbanden sich mit dem Petersburger Cabinet zu dem Zweck, dieselben für die Dauer des gegenwärtigen Seekrieges aufrecht zu erhalten, ihre Anerkennung von den jetzt kriegführenden Mächten bei dem künftigen Frieden zu erwirken, und bei allen späteren Kriegen sie den alsdann zu treffenden Verabredungen zum Grunde zu legen. Außerdem wurde noch besonders verabredet, daß in der Ostsee, welche nur von neutralen Staaten umschlossen sei, keine Feindseligkeit geduldet werden solle, und Dänemark machte den kriegführenden Mächten ausdrücklich bekannt, daß ihren Kriegsschiffen und Kapern die Durchfuhr durch den Sund nicht gestattet werden könne.

Nach einander, mehr oder weniger ausdrücklich, traten diesem ursprünglich nordischen Neutralitätsbunde Preußen, Oesterreich, Portugal, Neapel, Holland, die Vereinigten Staaten und Frankreich bei, — Frankreich, dessen Erklärung vom 25. April 1780: „diese Grundsätze seien dieselben wie die, welche der französischen Marine vorgeschrieben seien," freilich direct der Geschichte widersprach.

Sehr merkwürdig nun aber ist die Haltung Englands, diesen Vorgängen gegenüber. Sie ist durch die Denkwürdigkeiten von Fox und Lord Malmesbury — damals als Sir James Harris britischer Gesandter in Petersburg — in ein neues Licht gesetzt. Harris hatte damals

den Auftrag, Preußen und Rußland für das von allen Seiten bedrängte England zu Alliirten zu gewinnen; seine vertraulichen Berichte und Tagebücher zeigen, wie weit er in seinen Anerbietungen und Ergebenheitsbeweisen (um nicht mehr zu sagen) ging. Rief er doch in jenem berühmten Zwiegespräch mit der Kaiserin Katharina am 24. December 1780: „sauvez donc, Madame, la nation, qui vous aime, elle a recours à vous" (Diaries I. p. 306)! Bot er doch Minorca und freie Hand in der Türkei. Aber die englische Grundauffassung des Seerechts der Neutralen gab er nicht auf. Als die Kaiserin, die selbst sehr wenig klar über die Tragweite ihrer großen Maaßregel sah, ihn fragte: „Mais quel mal vous fait cette Neutralité armée ou plutôt Nullité armée?" so erwiederte er: „Tout le mal possible, elle établit de nouvelles lois, qui mettent à couvert le commerce de nos ennemis en exposant le nôtre, elle leur laisse leurs vaisseaux marchands pour le transport de leurs troupes, elle sert à confondre nos amis avec nos ennemis." Und als Katharina weiterhin äußerte, sie könne den Schutz ihrer Handelsschiffe nicht aufgeben, der in der bewaffneten Neutralität liege, so erklärt er: Nous ferons tout pour vos vaisseaux. Mais Votre Majesté Impériale ne prétend surement pas par cette neutralité armée que toute nation jouisse du même droit.

Um Rußland und andre neutrale Mächte zu gewinnen, entschloß sich England wohl zeitweilig, seine Kaperinstructionen zu mildern und, wie es schon früher gethan, durch Spezialverträge einzelne Zugeständnisse zu machen, aber zu einer Anerkennung der Grundsätze der bewaffneten Neutralität war es in diesem Augenblick höchster Gefahr so wenig zu bringen, als beim Friedensschluß mit den verbündeten Seemächten 1783. Es erneuerte einzig mit Frankreich und Spanien die Utrechter Stipulationen in Bezug auf die neutrale Flagge: Holland und den Vereinigten Staaten ward ein Gleiches nicht zugestanden. Der berühmte Pitt'sche Handelsvertrag mit Frankreich vom Jahre 1786 bestätigte dies einfach im Artikel 20., und da im Parlament Lord Lansdown dies Zugeständniß als eine Anerkennung der Grundsätze der bewaffneten Neutralität angriff, ward ihm erwiedert, daß diese Bestimmungen nur für den unwahrscheinlichen Fall gelten würden, wo eine der beiden Mächte neutral bleibe, während die andere Krieg führe, keineswegs aber eine allgemeine anderen Nationen gegenüber zu beobachtende Regel sein solle.

Im Völkerrecht, wie auf andern Gebieten der menschlichen Thätigkeit, treten vereinzelte Vorläufer neuer und besserer Zeiten auf, die zwar noch zu keiner allgemeinen Geltung gelangen, aber doch klar die Richtung des Fortschritts bezeichnen. Ein solcher Vorläufer ist auf dem Gebiet des See-

kriegsrechtes der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen vom Jahre 1785. Die junge Republik, welche ihre Unabhängigkeit in einem Kampfe auf Leben und Tod errungen, war ganz in dem Falle, wie früher Holland, möglichst für die Rechte der Neutralen, zu denen sie fortan um ihres Gedeihens willen gehören mußte, zu streben; Preußen, ohne eine Marine, hatte dasselbe Interesse: Friedrich der Große kam Franklin bereitwillig entgegen. Der Artikel 13. dieses Vertrages stellt eine ganz neue Bestimmung über die bisher sogenannte Contrebande auf, die nicht mehr confiscirt, sondern nur gegen billige Entschädigung soll festgehalten werden dürfen; gegen Bezahlung des vollen Werthes allein kann der Captor sie zu seinem Kriegsgebrauch verwenden, während es dem Capitän freistehen soll, die Waare auszulösen. Artikel 23. giebt im Fall des Krieges zwischen den Contrahenten den gegenseitigen Unterthanen Termine, ihre Angelegenheiten abzuwickeln und fährt dann fort: „Alle Handelsschiffe, zum Tausch der Erzeugnisse verschiedener Gegenden, also zur Erleichterung und Verbreitung der Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens bestimmt, sollen frei und ohne Belästigung ihres Weges ziehen, und die beiden vertragschließenden Mächte machen sich verbindlich, an bewaffnete Schiffe zum Kreuzen keinen Auftrag zu ertheilen, der sie berechtigen könnte, diese Art von handeltreibenden Fahrzeugen zu nehmen, zu zerstören oder den Verkehr zu unterbrechen.“ — Die Grundsätze dieses Vertrages stehen als Ideal des Seekriegsrechts da. Ebendeshalb hatten sie keinen Bestand.

Die französische Revolution brach aus, und die ersten wohlmeinenden Erklärungen gegen die Kaperei hielten so wenig Stich als die Menschenrechte. Die schroffste Verfolgung des feindlichen Eigenthums trat mit wachsender Macht hervor.

Als 1793 England sich mit Preußen, Oesterreich und Rußland gegen das republikanische Frankreich verbündete, wußte das Londoner Cabinet in die darüber geschlossenen Conventionen einem Artikel Aufnahme zu verschaffen, worin im offnen Widerspruch gegen die Grundsätze der bewaffneten Neutralität die contrahirenden Mächte „im gemeinsamen Interesse aller civilisirten Staaten“ sich verpflichteten, zu verhindern, daß die neutralen Mächte in dieser ihrer Eigenschaft während des damaligen Krieges den französischen Handel irgendwie begünstigten.

Die Belästigungen, welche hieraus dem neutralen Handel erwuchsen, erreichten aber ihren Höhepunkt, als Frankreich bald auch seinerseits erklärte, die Neutralen so behandeln zu wollen, wie sie es sich von England mußten gefallen lassen. Um sich gegen dieses Uebermaaß von Bedrückung zu schützen, fingen Schweden und Dänemark an, ihre Handelsmarine durch

Kriegsschiffe begleiten zu lassen. Das Verlangen Englands, auch die unter solchem Schutze segelnden Handelsschiffe zu durchsuchen, führte zu gewaltsamen Conflicten mit Dänemark, und, als dieses sich Hülfe suchend an das unterdessen von der Coalition gegen Frankreich zurückgetretene Rußland wendete, zum Abschlusse der zweiten bewaffneten Neutralität (1800). Dieser neue Bund, verabredet zwischen Rußland, Schweden, Dänemark und Preußen, erneuerte die Grundsätze der ersten bewaffneten Neutralität, und fügte denselben nur die weitere durch die neuesten Differenzen hervorgerufene Bestimmung hinzu, es solle die Erklärung eines Offiziers eines oder mehrerer Kriegsschiffe, welche eine Convoy geleiten, daß seine Flotte keine Contrebande geladen habe, genügen, um die Visitation sowohl des Kriegsschiffes wie der Convoy abzuwenden.

Dieser neuen Verbindung der nordischen Staaten gegenüber befand sich England in einer fast noch gefahrvolleren Lage als zur Zeit der ersten bewaffneten Neutralität. Durch den Frieden von Lüneville des Beistandes Oesterreichs, des einzigen ihm bis dahin übrig gebliebenen mächtigen Bundesgenossen auf dem Continente, beraubt, durch den Siegeslauf der französischen Eroberungen überhaupt fast völlig isolirt und zugleich noch von vielfachen inneren Schwierigkeiten bedrängt, zog es gleichwohl vor, auch noch den Kampf mit dem bewaffneten Norden aufzunehmen, ehe es sich dazu verstand, die von der zweiten bewaffneten Neutralität im Interesse der Neutralen aufgestellten Grundsätze als allgemein verbindliche völkerrechtliche Normen anzuerkennen.

Der Krieg hatte auch bereits durch einen Angriff der Engländer gegen Kopenhagen begonnen, als der Tod des in seiner letzten Lebenszeit mit tiefem Hasse gegen Großbritannien erfüllten Kaisers Paul I. und die Thronbesteigung des England geneigten Kaisers Alexander die ganze Lage der Dinge von Grund aus veränderte. Der neue Beherrscher Rußlands ließ einen gewichtigen Theil der Forderungen des verbündeten Nordens fallen; England dagegen entschloß sich, ihm seinerseits bis zu einem Punkte entgegenzukommen, welchen man mit Recht als sein „Ultimatum“ und als das äußerste Zugeständniß bezeichnet hat, zu welchem es sich jemals den Ansprüchen der Neutralen gegenüber verstanden hat. In der gegen Aufhebung der bewaffneten Neutralität von England mit Rußland unter'm 17. Juni 1801 eingegangenen Convention erkannte Groß-Britannien zu Gunsten der Neutralen folgende Grundsätze an: 1) die Schiffahrt an den Küsten der kriegführenden Theile steht den Neutralen von einem Hafen zum andern frei. — 2) Die Ladung neutraler Schiffe ist frei, mit Ausnahme der Contrebande und einer weiter unten zu erwähnenden Kategorie. — 3) Contrebande sind nur wirkliche Kriegsbedürfnisse, sobald

deren mehr an Bord eines Schiffes befindlich sind, als dieses zu seiner Vertheidigung bedarf. — 4) Für einen blokirten Hafen wird nur derjenige angesehen, vor welchem durch die Verfügung der blokirenden Macht eine hinlängliche Anzahl bestimmter Schiffe so nahe stationirt wird, daß das Einlaufen mit offenbarer Gefahr verbunden ist. — 5) Die Visitation convoyirter Schiffe ist künftighin den Kapern untersagt.

Dagegen hielt auch jetzt im Augenblick der höchsten Bedrängniß England an den beiden Cardinalpunkten seines bisherigen Systems fest: Einmal sollten Kriegsschiffe auch fernerhin berechtigt sein, convoyirte Schiffe zu untersuchen, und — der wichtigste Punkt! — feindliches Eigenthum sollte auch auf neutralen Schiffen *nicht* frei sein. Weit entfernt also, den Grundsatz: „die Flagge deckt die Waare," anzuerkennen, errang England vielmehr durch diese ihm im Uebrigen ungünstige und mit Mühe abgedrungene Convention umgekehrt die Anerkennung *seines* Princips von Seiten Rußlands, daß nämlich feindliches Gut überall weggenommen werden könne, wo man es findet. — Dänemark und Schweden traten unter einzelnen Modificationen der russisch-englischen Convention bei.

Gleichwohl hatte diese nur einen kurzen Bestand. Die gewaltsame Fortführung der dänischen Flotte aus dem Hafen von Kopenhagen, welche im Jahre 1807 stattfand, zog eine Kriegserklärung Rußlands — sowie Dänemarks und späterhin Schwedens — gegen Großbritanien nach *sich*. In dieser Kriegserklärung sagte das Petersburger Cabinet sich für immer von der Convention von 1801 los und proclamirte aufs Neue die Forderungen der bewaffneten Neutralität. England seinerseits antwortete hierauf mit völliger Wiederherstellung seines alten, diesen Forderungen diametral zuwiderlaufenden Systems. In seiner Antwort auf das russische Kriegsmanifest von 1807 erklärte das britische Cabinet: His Majesty proclaims anew those Principles of Maritime Law, against which the Armed Neutrality, under the Auspices of the Empress Catherine, was originally directed, and against which the present Hostilities of Russia are denounced. Those Principles is the Right and the Duty of His Majesty to maintain. And against every Confederacy His Majesty is determined, under the Blessing of Divine Providence, to maintain them. They have at all Times contributed essentially to the Support of the Maritime Power of Great Britain!

In dem Vernichtungskrieg, den die Napoleonischen Decrete von Berlin und Mailand über die Continentalsperre gegen England erklärten und worauf dieses durch seine Orders in Council antwortete, hörten alle rechtlichen Grundsätze auf; Rußland selbst, das die bewaffnete Neutralität gegen England vertheidigte, befahl 1809 als Repressalie, daß die feind-

lichen Güter in allen Schiffen zu confisciren seien und sogar das Schiff gleichfalls, wenn diese Güter mehr als die Hälfte der Ladung ausmachten. Es war ein Zustand der rohesten Gewaltherrschaft. England hatte die Alleinherrschaft zur See, wie Napoleon zu Lande, — nur die Vereinigten Staaten fügten sich den beiderseitigen Anmaßungen nicht und erklärten England den Krieg, als es ihre Flagge antastete.

Principiell ist nur die französische Erklärung vom 10. März 1812 von Interesse, weil sie die Grundsätze aufstellt, welche bis 1854 in Frankreich gegolten haben: die Flagge deckt die Waare, die Waare unter neutraler Flagge ist neutral, wie die neutrale Waare unter feindlicher Flagge feindlich ist.

Auf dem Wiener Congreß, der über die Flußschiffahrt allgemeine Bestimmungen entwarf, ward des internationalen Seerechtes nicht gedacht, Lord Castlereagh schrieb ausdrücklich den Diplomaten, welche in Gent den Frieden mit America verhandelten, sie dürften die britischen Grundsätze nicht aufgeben (14. Juli 1814).

Während des langen folgenden Friedens bemühten sich ernsthaft nur die Americaner für die Rechte der neutralen Schiffahrt: aber alle ihre Bemühungen bei den europäischen Mächten scheiterten, vergeblich strebte John Quincy Adams nach der Verwirklichung seiner großen Idee, der Abschaffung des Privatkrieges auf dem Ocean. Erst der Krieg der Westmächte gegen Rußland bahnte die völkerrechtliche Feststellung des Grundsatzes an: die Flagge deckt die Ladung.

England nämlich konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die veränderten Verhältnisse die Aufrechthaltung seiner Doctrin vollständig unmöglich gemacht hatten, die Handelsmarine der Vereinigten Staaten, die zur Zeit der Napoleonischen Kriege nur eine Macht zweiten Ranges waren, war der englischen vorangeeilt, es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß eine Anwendung des alten englichen Seerechtes in diesem Kampfe zum Kriege mit America führen werde. Ebensowenig konnte Frankreich sein Princip, daß die neutrale Waare unter feindlicher Flagge verfallen sei, aufrecht halten.

Zugleich mit ihrer Kriegserklärung daher verzichteten beide Seemächte am 29. März 1854 bis auf Weiteres auf die Geltendmachung dieser ihnen als kriegführenden Mächte zustehenden Rechte, sowie auf Ausgabe von Kaperbriefen, sie behielten sich aber vor: Kriegscontrebande mit Beschlag zu belegen, Neutrale zu hindern, Depeschen des Feindes zu befördern, und Neutrale zu hindern, eine effective Blokade zu brechen.

Rußland bekannte sich zu denselben Grundsätzen und schloß mit den Vereinigten Staaten am 22. Juli 1854 einen Vertrag, um die Rechte der

Neutralen zur See für alle Zeiten festzustellen, d. h. die Principien zur Geltung zu bringen: die Flagge deckt die Ladung, und neutrales Eigenthum in feindlichen Schiffen ist frei, Beides mit Ausnahme der Contrebande.

Die im Eingang erwähnte Erklärung vom 16. April 1856 brachte diese Grundsätze wie die Abschaffung der Kaperei zu wesentlich allgemeiner Anerkennung. Von bedeutenden Seemächten traten nur die Vereinigten Staaten nicht bei. Der Grund dieser Weigerung kann offenbar nicht der gewesen sein, daß diese Principien dem Cabinet von Washington, welches unabläßig für die Rechte der Neutralen gestrebt, zu liberal erschienen wären, sondern nur der, daß sie nicht liberal genug waren. Und in der That, wenn man auf die Geschichte des Seerechts während des orientalischen Krieges blickt, so fällt ins Auge, wie wenig selbst durch die Declaration vom 29. März 1854 die Rechte der Neutralen gewahrt sind. Zunächst ist in Betracht zu ziehen, daß die feindlichen Operationen zur See gegen einen Staat gerichtet waren, dessen wichtige Häfen fast während des ganzen Krieges effectiv blokirt wurden und dessen Rhederei verhältnißmäßig nicht groß ist; — die Sache würde sich ganz anders gestalten, wenn Staaten, die eine Handelsmarine ersten Ranges besitzen, sich bekämpfen wollten. Aber selbst durch diesen localisirten Krieg wurden die Neutralen hart betroffen: von 206 Fällen, die den englischen Prisengerichten vorgelegen, betrafen 116 die neutrale Flagge. Außerdem geben die Prisengerichte einen höchst unvollkommenen Schutz; Kläger und Richter gehören der einen Partei an, ein Advokat derselben Nation vertheidigt den Beklagten. Außerdem verlangt die englische Praxis unbilligerweise den Beweis der bona fides für den Erwerb eines feindlichen Schiffes durch Neutrale, einen Beweis, der in den meisten Fällen unmöglich zu führen ist und dem man wohl bei der continentalen Polizei, aber nicht in englischen Gerichtshöfen zu begegnen erwartet. Jeder Wechsel der Flagge erscheint verdächtig; in einem Falle ward erklärt: der Verkauf eines feindlichen Schiffes kurz vor Ausbruch des Krieges müsse den Verdacht erwecken, daß das feindliche Eigenthum durch einen Scheinverkauf geschützt werden solle; wenn ein Neutraler, um einen außerordentlichen Gewinn zu machen, sich auf derartige gefährliche Speculationen einlasse, so übernehme er auch die Verbindlichkeit, vorkommenden Falls das Gericht von seiner vollkommenen bona fides zu überzeugen!

Noch viel schärfer zeigt sich das französische Prisenrecht, das jede Neutralisirung feindlicher Schiffe nach Ausbruch des Krieges (mit Ausnahme der rechtskräftig verurtheilten Prisen) für unzuläßig erklärt, und trotz des Beweises der bona fide erfolgten Uebertragung an den Neutralen solche Schiffe confiscirt.

Eine andre Einschränkung ist, daß Waaren an Bord feindlicher oder vom Prisengericht für solche erklärter Schiffe nicht als neutrales Eigenthum anerkannt werden, wenn auch der Absender ein Neutraler ist und noch keine Zahlung empfangen hat, sobald der Adressat der feindlichen Nation angehört; auch ein geleisteter Vorschuß oder eine Cession geben dem Neutralen keinen Anspruch auf Rückerstattung. Nehmen wir hierzu noch die Unsicherheit des Begriffs der Contrebande, wozu oft Lebensmittel, Steinkohlen, Tuchstoffe u. s. w. gerechnet werden, so werden wir begreiflich finden, daß die Vereinigten Staaten, welche die volle Freiheit des neutralen Handels stets vertreten haben, sich mit den Zugeständnissen der Pariser Declaration nicht befriedigt erklärten und ablehnten, ihr in dieser Redaction beizutreten.

Der Staatssecretär William Mercy hat diese Weigerung in einer berühmt gewordenen Depesche vom 28. Juli 1856 an die Gesandten Frankreichs, Rußlands, Preußens, Oesterreichs und Sardiniens in Washington ausführlich begründet. Die beiden Punkte 2 und 3 der Pariser Declaration, daß die Flagge die Ladung decken und neutrales Gut in feindlichen Schiffen frei sein solle, billigt die americanische Regierung vollkommen, sie hat sie stets vertheidigt und noch in dem letzten Vertrage mit Rußland von 1854 sanctionirt, aber auf das Recht, Kaperbriefe auszugeben, könne sie nicht verzichten, so lange noch überhaupt das Privateigenthum zur See der Wegnahme unterliege. Ein Verzicht hierauf wäre für die Regierungen, die keine große Kriegsmarine haben, eine Unterwerfung unter die großen Seemächte. Die Vereinigten Staaten halten große Heere und Kriegsflotten für den Nationalwohlstand schädlich, gegen überlegene Gegner können sie sich also nur durch Freiwillige und Kreuzer vertheidigen. Aber die americanische Regierung will zeigen, daß sie bereit ist, in ihrem Bestreben für die Freiheit des neutralen Handels noch viel weiter zu gehen, als der Pariser Congreß, und alles Privateigenthum zur See frei erklären. Sie schlägt deshalb zum Artikel 1. folgende Erweiterung vor: „Die Kaperei ist abgeschafft — und das Privateigenthum der Unterthanen oder Bürger jeder der kriegführenden Theile soll auf hoher See frei von aller Wegnahme durch die Kriegsschiffe des anderen kriegführenden Theiles sein.“ In dieser Fassung will das Cabinet von Washington den Artikel 1. mit den drei anderen annehmen.

Es liegt auf der Hand, daß diese Erweiterung die für die Neutralen so lästigen Beschränkungen und Controversen im Wesentlichen beseitigen würde, und vor Allem für Deutschland von der unermeßlichsten Wichtigkeit sein müßte. Die deutsche Handelsmarine ist die dritte der Welt, aber sie hat nicht den Schutz einer Kriegsflotte. Man erwäge, was

ihr Schicksal gewesen wäre, wenn Deutschland in den italienischen Krieg verwickelt worden wäre! Die französischen Kriegsschiffe hätten unsre Kauffahrer als leichten Fang weggenommen; was aber eine solche Zerstörung bedeutet hätte, mag man aus dem Umstand ermessen, daß die pommersche Handelsmarine im Jahre 1836 noch nicht den Stand von 1806 vor der englischen Kriegserklärung gegen Preußen wieder erreicht hatte; die hanseatische und preußische Marine, die sich mit unsäglicher Mühe während des langen Friedens zu hoher Blüthe emporgeschwungen, wären verloren gewesen, und die Zerrüttung, welche dies für den Handel und Gewerbfleiß von ganz Deutschland hätte herbeiführen müssen, kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden.

Aber auch als europäische Großmacht hat Preußen das dringendste Interesse, die Annahme des americanischen Amendements zu wünschen, denn so erst würde es seine volle Freiheit als Continentalmacht erreichen; es könnte sich gegen seine Feinde wenden, ohne fürchten zu müssen, daß sein Handel vernichtet werde. Wer aber die kritische Lage der Welthändel ohne Illusionen erwägt, wird sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß eine Begründung des Kriegsseerechtes auf dieser Basis so bald als möglich erreicht werden müßte, — und das geeignete Mittel hierzu bietet der Congreß.

Es ist auch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß man auf demselben durchdringen würde, wenn eine Macht die Sache in die Hand nähme. Schon 1856 konnte der Präsident Pierce in seiner Botschaft anzeigen, daß Rußland den americanischen Vorschlag vollständig gebilligt und seine Beihülfe versprochen, um die Zustimmung der andern Mächte zu erlangen. Die Regierungen von Preußen, Oesterreich und Frankreich sprechen sich in ähnlich günstigem Sinne aus, aber da die Pariser Declaration von 1856 die vier Grundsätze als untheilbar bezeichnet und ihre Unterzeichner sich verpflichtet hatten, künftig kein Abkommen über das Seekriegsrecht zu treffen, das nicht zugleich auf diesen vier Punkten beruhe, so war eine Annahme des americanischen Amendements durch sämmtliche Contrahenten des Pariser Friedens nothwendig. Diese Vorlage aber ward bei den Conferenzen von 1857 und 1858 durch die Weigerung Oesterreichs vereitelt, andre Fragen als die der beßarabischen Grenzregelung, der Donauschiffahrt und der Donaufürstenthümer zu discutiren. Um so mehr empfiehlt es sich, jetzt auf dem bevorstehenden Congreß die wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Wir haben noch nicht Englands erwähnt, dessen Staatsmänner sich 1856 theilweise sehr lebhaft gegen Mercy's Vorschlag aussprachen: aber die jetzige Lage der Weltverhältnisse, die Furcht vor einem Kriege mit Frankreich oder einer Coalition möchte Gewicht genug haben, die Be-

denken zu beseitigen, die seiner Zeit mit gleicher Stärke gegen das Zugeständniß „frei Schiff, frei Gut,“ sich erhoben. Es ist wahr, daß England die mächtigste Kriegsmarine hat, aber wenn die französische sich mit der russischen oder americanischen verbände, so würde jene doch einen schweren Stand haben und jedenfalls vollauf beschäftigt sein. Während seine Gegner aber wenige Kolonien haben, soll die englische Flotte sein ungeheures Kolonialreich und eine überall zerstreute Handelsflotte schützen. Die großbritanischen Inseln beziehen außerdem ungeheure Vorräthe an Fleisch, Korn und Kolonialwaaren von allen Theilen der Welt, welche für die Bevölkerung um so unentbehrlicher sind, als die Production des eigenen Bodens nicht mehr zu ihrer Ernährung hinreicht. Wenn diese Zufuhren auch nur zeitweilig abgeschnitten würden, so müßte das die größte Calamität herbeiführen. Eine Nation, deren Interessen so verletzlich sind, muß entweder Alleinherrscherin zur See sein, wie Großbritannien es thatsächlich während der Napoleonischen Kriege war, oder in ihrem eignen Interesse die Freiheit alles Privatgutes zur See wünschen. Noch ein andrer Grund sollte England bewegen, sich für die letztere zu erklären. Durch die Eisenbahnen können die Neutralen und Feinde die Gefahren der Seekriege umgehen. Man schifft die Erzeugnisse des feindlichen Landes in einem neutralen Hafen ein; es kostet dies zwar etwas mehr, geht aber auch rascher als die Beförderung zur See, — der orientalische Krieg hat dafür zahlreiche Belege gegeben; die Waaren, die sonst von Riga nach Stettin oder Lübeck gingen, nahmen nun ihren Weg über Warschau und Berlin. Nur England zieht von diesem Umstande, der den Landhandel so sehr gehoben hat, keinen Nutzen, weil in Folge seiner insularen Lage alle seine Verbindungen maritimer Natur sind. Und schließlich noch Eins! Bisher erregten die Vortheile, welche der neutrale Handel vor dem der kriegführenden Theile hatte, den Neid der letzteren. Ihren Unterthanen, welche die Lasten des Krieges trugen, waren commerzielle Beziehungen untersagt, welche die der neutralen Mächte fortführen durften. Die Annahme des americanischen Vorschlags würde dies Mißverhältniß beseitigen, indem darnach der erlaubte Handel gleichmäßig von Unterthanen der Neutralen wie der Kriegführenden betrieben werden dürfte. Folgendes also — um uns zusammenzufassen — müßten etwa die Grundsätze sein, welche der Congreß zu sanctioniren hätte: 1) Das Privatgut zur See ist frei von jeglicher Wegnahme. — 2) Verboten ist nur die Beförderung von Contrebande, von Feinden und von feindlichen Depeschen — wobei der Begriff Contrebande möglichst genau zu bestimmen wäre. — 3) Die Blokade feindlicher Plätze muß effectiv sein, und ein Schiff kann nicht als eines Blokadebruches schuldig erkannt werden, wenn es nicht vorher zurückgewiesen ist. —

4) Das Recht feindliche und neutrale Schiffe anzuhalten muß durch eine internationale Commission begrenzt und geregelt werden.

Sicher: wer für diese Grundsätze auf dem Congreß seine Stimme erhebt und sie zur völkerrechtlichen Geltung zu bringen weiß, der wird den Dank des gesammten Welthandels, der Nachwelt und vor Allem der deutschen Mitwelt verdient haben. Mit Recht hat zu diesem Zweck eine Agitation begonnen, die wir durch die vorstehenden Blätter zu unterstützen wünschen. Eine am 2. d. M. zu Bremen Statt gehabte Versammlung hat „die Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums in Kriegszeiten zur See, unter Ausdehnung auf die Angehörigen kriegführender Staaten, so weit die Zwecke des Kriegs sie nicht *nothwendig* beschränken“ an der Spitze ihrer Resolutionen für „eine unabweisliche Forderung des Rechtsbewußtseins unserer Zeit“ erklärt, und in jeder Weise zur Durchführung dieses Grundsatzes anregen und wirken zu wollen beschlossen. Aehnlich haben sich das Commercium von Hamburg, die Handelskammern von Stettin und anderer Städte ausgesprochen. Die Times freilich hat in einem jener bornirt britischen Artikel, welche dieses Blatt von Zeit zu Zeit bringt, den Advocatus diaboli zu spielen übernommen. Dies wird Niemand irre machen. Es ist noch keine große gemeinnützige Idee aufgestellt, welche nicht anfänglich von der Times verhöhnt wäre. Sobald sie aber merkt, daß dieselbe Anklang findet, so weiß sie mit ihrem laubfroschartigen Scharfsinn einzulenken und geht wohl so weit, beim Triumph dieser Idee zu rufen: We did it all, das ist unser Werk! So ging es mit der Peel'schen Korngesetzgebung, so mit dem Freihandel und anderen Fragen. Mag die Times jetzt geifern, — wenn sie nur schließlich mithilft zu siegen. Bemerkenswerth sind mehrere Eingesandts, die sich gegen den ersten Leitartikel des Blattes aussprechen. Der Moniteur Universel hat die Bremer und Hamburger Beschlüsse abgedruckt.

Schiller an seinem hundertjährigen Jubiläum.

II.

Die Stimmung, in welcher Schiller den Carlos vollendete, war, wie wir sahen, nicht die eines befriedigten, mit sich selbst zur Uebereinstimmung gekommenen Gemüths. Ein solcher Gemüthszustand nun contrastirte mit

dem ruhigen und fertigen Glück des Kreises, dem er jetzt angehörte. Selbst in dem Körner'schen Hause vermißte er das poetische Element, das ihn, unter allem Elend und bei aller Zerfahrenheit seines vorigen Lebens, gereizt hatte. War ihm, bei einem gelegentlichen Rückfall in seine frühere Weise, — wie bei dem Abenteuer mit dem schönen Fräulein v. Arnim — die Ueberlegenheit seines Freundes Körner doppelt empfindlich, so glaubte er doppelt die „Degradation seines Geistes" zu fühlen. Unzufrieden mit sich selbst, machte er sich den Vorwurf, daß er auch den Freunden nicht genug bieten könne. Und wenig oder nichts bot ihm das übrige Dresden; denn er am wenigsten war danach angelegt, daß ihn Museen und Bildergallerien für mittelmäßigen Umgang hätten entschädigen können. Er sehnte sich nach reicherem und anregenderem Umgang. Wie Tasso daher seinen Fürsten, so bittet er seine Freunde, ihn zu entlassen. Wie Tasso nach Rom, so strebt er nach Weimar. Ihn lockt dort ein Wiedersehen mit Charlotte, es lockt ihn die Aussicht auf Ruhm, der Wunsch einer Erneuerung seiner Beziehungen zu Karl August. Von Weimar, so war der weitere Plan des Dichters, wollte er dann zu Schröder, dem Dirigenten des Hamburger Theaters, um diesen und dessen Bühne kennen zu lernen. Mehr aber als Alles — die Unruhe selbst läßt ihn nicht länger weilen; „geheilt von Allem, was ihn jetzt beklemmt," so hofft, so verspricht er nach kurzer Frist zu den Freunden zurückzukehren: überzeugt oder nicht überzeugt müssen diese in die Entfernung willigen.

Am 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an, und eifrig begann er, sich in der dortigen Welt zu orientiren. Eine noch junge literarische Berühmtheit kömmt er zu schon befestigten und anerkannten. Er kömmt, wie sich versteht, mit den höchsten Erwartungen von den Männern, deren Ruhm ihm bisher aus der Ferne imponirt hat. Er kömmt mit Bescheidenheit, ja mit Schüchternheit und doch wieder mit der Hoffnung, jenen Größen sich zugesellen zu dürfen, mit der Prätension, Aufmerksamkeit zu erregen, voll Verlangen zu hören, was man „in Weimar zu seinem Don Carlos sage." Der König, leider, dieses literarischen Kreises, Göthe ist noch in Italien abwesend, und die Art, wie sein Geist alle diejenigen gemodelt hat, die sich zu seinem Cirkel zählen, das zur Schau getragene übertriebene „Attachement an die Natur," das diese Göthe'sche „Secte" auszeichnet, kann den neuen Ankömmling nicht wohlthätig berühren. Von Göthe muß er reden hören, und mit Bewunderung reden hören gleich bei seinem ersten Besuche bei Herder, und muß gleichzeitig die Erfahrung machen, daß er dem Letzteren nur eben dem Renommee nach bekannt ist. Nichts desto weniger ziehen die Beiden sich an, da er mit Herder wenigstens philosophische Ideen austauschen kann. Bequemer als

mit diesem findet er den Verkehr mit Wieland. Der ältere, aber noch jugendlich frische Mann, liebenswürdig trotz aller Wunderlichkeiten, wendet dem jüngeren eine Art väterlicher Zuneigung zu. Wieland braucht Mitarbeiter für seinen „Deutschen Mercur“: er findet den allerbrauchbarsten in Schiller, und Schiller wieder kann von der schriftstellerischen Routine des alten Prakticus sich Manches zu nutze machen. An Sternen zweiter und dritter Größe, an bedeutenden oder interessanten Frauen fehlt es vollends nicht. Bald genug ist unser Poet in alle Cirkel der vornehmen Welt von Weimar eingeführt. Nur mit dem Hofe, mit dem ihn gleich anfangs eine Einladung der Herzogin Mutter in Berührung bringt, will es ihm nicht recht glücken; ist doch der Herzog, eben jetzt in preußische Kriegsdienste getreten, nicht anwesend, und somit ein Hauptzweck von Schiller's Aufenthalt vereitelt.

Es war im Ganzen ein verwirrender, zum Theil ein verstimmender Eindruck, den so viele neue Dinge und Menschen auf den Dichter machten. Unruhe, Zerstreutheit und daneben Empfindlichkeit spricht aus seinen Briefen. Nur wenige Wochen, und mit dem Reiz der Neuheit ist der imponirende Glanz der Weimarischen Gesellschaft und ihrer Celebritäten entschwunden. Da jedoch zeigte es sich, daß der Schiller in Weimar nicht mehr der Schiller von Mannheim war. Es bedurfte kaum, daß der ehrliche Körner ihn merken ließ, wie unzufrieden er mit diesem disspirten Wesen sei. Schon hatte der Dichter selbst das Mittel ausfindig *gemacht*, sich wieder zurechtzufinden. Es bestand einfach in dem Fallenlassen aller nach Außen gekehrten Prätensionen, es bestand darin, daß er wieder anfing, mehr für sich als in Rücksichten für und auf Andere, mehr in der Arbeit als in der Gesellschaft zu leben. Das äußere Bedürfniß, für seine Subsistenz zu sorgen, trifft mit dem inneren Bedürfniß der Sammlung zusammen, und so kömmt jetzt zuerst jener bewunderungswürdige, auch später nur durch Krankheit unterbrochene Fleiß über ihn, jener Fleiß nicht blos der unausgesetzten Thätigkeit, wie ihn Göthe hatte, sondern recht eigentlich der Fleiß der Arbeit, ein Fleiß, wie er mehr den Gelehrten als den Dichter zu bezeichnen scheint.

Zwei Aufgaben namentlich hatte Schiller von Dresden mitgebracht. Es war ein Interesse des Tages, das er im Geisterseher für seine „Thalia“ ausbeutete. Das Aufsehen, das die Wunderthaten und Betrügereien eines Cagliostro damals machten, setzte die Einbildungskraft des Dichters in Bewegung und forderte andrerseits seinen aufgeklärten Geist zur Opposition heraus. Die Aufgabe indeß, mit seiner Phantasie Taschenspielerei zu treiben, konnte ihn unmöglich lange fesseln; bald fühlte er, daß er zu gut dazu sei; abgestoßen von dem Absurden und Vulgären dieses

Stoffes, schrieb er nur mit Widerwillen weiter und sprach er mit äußerster Geringschätzung von dem Geschriebenen. Erst als er zu denjenigen Partien kam, wo er den Geist gegen die Geister in's Feld führen durfte, erst bei den raisonnirenden und philosophischen Excursen faßte er neues Interesse für die Arbeit. Aber das Publicum freilich war mehr auf die Geistererscheinungen gespannt als auf die Philosophie des Autors. So kam es, daß der Roman ein Fragment blieb, dessen Werth nicht sowohl in der Erzählung, als darin besteht, daß es uns die aufklärerischen Tendenzen und die persönlichen Ueberzeugungen des Verfassers, statt in einem künstlerischen Bilde, vielmehr ziemlich nackt und unmittelbar vor Augen bringt.

Wenn nun aber der Geisterseher in Weimar zunächst vertagt wurde, so wurde statt der erdichteten die wirkliche Geschichte hervorgezogen. Der Dichter, der nur eben den Carlos vollendet hatte, freilich mit Anstrengung vollendet hatte, wendet auf einmal der Dichtkunst den Rücken. Mit Erstaunen hören wir aus seinem Munde, wie es auch einen „ökonomischen Ruhm" gebe. Nicht wenig erfreut ihn die Vorstellung, daß er sich jetzt zum ersten Mal in seinem Leben mit etwas „Solidem" abgebe; — er ist entschlossen, den Fluch von sich abzuwehren, den die Meinung der Welt über die Poesie, über diese „Libertinage des Geistes" verhängt habe! Nur eine Laune, so kann es zunächst scheinen, macht ihn den Musen abspenstig; nur die Noth des Lebens bringt ihn zu dieser „ökonomischen Schriftstellerei," bei der die Bogenzahl und das zu gewinnende Honorar eine so wichtige Rolle spielen. Und dennoch verhält es sich anders. Seine Phantasie hatte ihre mitgebrachten und ihre erworbenen Güter unsparsam verausgabt; rasch, zu rasch hatte der Dichter als Dichter gelebt; wie für sein sittliches so bedurfte er für sein geistiges Leben ein festeres Fundament und ein Stück Prosa. Schon in Dresden hatte er gefühlt, daß er noch lernen, daß er seiner Seele neues Material zutragen müsse. Er fand dieses Material in der Geschichte. Wohlgemerkt jedoch: er fand nicht blos, sondern er trug ebensoviel von seinem Eigenen hinzu. Hinter dem Historiographen verschwindet nicht sowohl der Poet, als er vielmehr nur leicht und erkennbar in den Historiographen sich verkleidet. Sein ganzes Absehen, wenn er jetzt, durch sein letztes Drama darauf hingeführt, die Geschichte der niederländischen Rebellion, später die des dreißigjährigen Kriegs schreibt, ist ein ästhetisches. In der ersten Unbefangenheit und Scrupellosigkeit des poetischen Schaffens würde er es mit diesen Stoffen gemacht haben wie mit dem Stoff des Fiesco. Was in einer früheren und wieder in einer späteren Periode zu einem poetischen Drama, das wurde jetzt zu einer dramatischen Erzählung. Es ist ihm, äußerlich betrachtet, darum zu thun, im Gegensatz zu der gelehrtenmäßigen Nüchternheit der damaligen

deutschen, im Wetteifer mit der ausländischen Geschichtschreibung, die Historie „aus einer trockenen in eine reizende Wissenschaft" zu verwandeln. Er steht innerlich noch anders zu der Sache. Die Lectüre von Watson's niederländischer Revolution hatte ihn selbst dichterisch angeregt. Was er als Dichter gelesen, wollte er nun als Dichter schreiben. Wie dieser Stoff sich in seiner eigenen Vorstellung gespiegelt, wie derselbe ihn bewegt und begeistert, so wollte er ihn reproduciren, um die selbstempfundene Wirkung „bleibend zu machen, zu vervielfältigen und zu verstärken."

Unser Urtheil über das, was auf diese Weise entstand, kann kurz sein, und es darf sich zugleich auf die späteren kleineren historischen Arbeiten, sowie auf die 1790 bis 1793 für den Göschen'schen Damenkalender geschriebene Geschichte des dreißigjährigen Krieges erstrecken. Wollen wir gerecht sein, so darf dieses Urtheil weder das lobpreisende Johannes von Müller's, noch das wegwerfende Niebuhr's sein. Vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft sind Arbeiten werthlos, welche sich — und zwar, wie neuerdings J. Schmidt nachgewiesen, nicht ohne Charlatanerie — höchstens den Anschein geben, auf die ersten Quellen und gleichzeitigen Documente zurückzugehn. Vom Standpunkte der Geschichtsschreibung sind sie keineswegs ebenso werthlos, und sind sie noch weniger wirkungslos gewesen. Die Vernachlässigung der Form auf dem Gebiete der Wissenschaft, das Ueberwiegen des gelehrten Pedantismus, der mühseligen Steifheit und wieder der saloppen Rohheit ist ein grunddeutscher Fehler, den wir, Franzosen und Engländern gegenüber, zum Theil noch heut mit Beschämung eingestehen müssen. Wenn das Gefühl dieses Mangels lebhafter und allgemeiner geworden ist, wenn wir heut wieder, um die Wissenschaft dem Leben zu befremden, nach einer mehr populären und gefälligen Darstellung streben, so müssen wir bekennen, daß die Wege dazu unter Anderm auch durch die Schiller'sche historische Prosa geebnet worden sind. Nicht in dem Ziele, nur in den Mitteln vergriff sich unser Dichter. Statt des freien Gewährenlassens des geschichtlichen Stoffes nach seiner eignen thatsächlichen Natur und Lebendigkeit, bildet die subjective Empfindung und Begeisterung das Element, in welchem Personen und Dinge sich bewegen. Die Beredsamkeit und zuweilen der bloße Fluß der Sprache, die Rhythmik der üppigen und wohlgerundeten Periode tritt für die Anschaulichkeit, für die körperliche Sichtbarkeit des Dargestellten ergänzend ein: — die Geschichte wird nicht sowohl aus dem Kern ihres eignen Wesens reproducirt, als sie, bald mit tieferen, bald mit oberflächlicheren Mitteln, nur stilisirt wird. In Schiller's ganzer Geistesart lag dieses Verfahren begründet. Die Ungeduld, den Stoff zu formen, das Bedürfniß, seine subjectiven Kräfte in's Spiel zu setzen, machten ihn

von vornherein für die Objectivität, welche die Geschichtschreibung fordert, untauglich. An dem Stoff der Geschichte insbesondre waren ihm einzelne und sehr wesentliche Seiten nichts weniger als homogen. Die politische Geschichte verlangt vor Allem politischen Sinn. Von diesem Sinn gerade besaß unser Historiker nur wenig. Ausdrücklich bekennt er, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele ihm wichtiger und interessanter erscheine als die größte Menschengesellschaft, als ein Ganzes betrachtet. Nicht die Schicksale der Staaten, sondern die heroischen Gesinnungen und Handlungen der geschichtlichen Helden rissen ihn zur Sympathie fort. Nicht als Politiker, sondern als Dramatiker interessirte ihn die Geschichte. Große Situationen daher vermag er wie glänzende Scenen, große Charaktere mit psychologischem Scharfblick und mit moralischer Theilnahme darzustellen. Ein Motiv endlich überwiegt jedes andere. So wenig hatten wir bis dahin als Nation gelebt, daß unserem Dichter das vaterländische Interesse als ein untergeordnetes, ja als ein kindisches galt. Die Seele seiner Geschichtschreibung daher wird die Tendenz, „jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen.“ Er schreibt die Geschichte der Niederlande vom weltbürgerlichen Standpunkte — aus der Gesinnung seines Posa heraus. Menschenfreiheit, Menschenwürde und Menschenrecht sind die herrschenden Ideen seiner Darstellung. Sie sind es, die ihn weder im guten noch im schlechten Sinn parteiisch werden lassen; sie sind es, die ihn, bei aller Färbung im Einzelnen, die echt historische Farbe im Ganzen verfehlen lassen.

Neue und schwere Erfahrungen haben uns seitdem über die Bedeutung des staatlichen Lebens anders urtheilen, über den Werth des Nationalen anders empfinden gelehrt. Mit Recht daher hat auch unsre Geschichtschreibung andere Bahnen eingeschlagen. Aber bleiben wird uns, so Gott will, die sittliche Schätzung der politischen Mächte; und die großen Ideen von Menschenwürde und Freiheit wird sich die Nation, bei allem Nachdruck, den sie auf ihr nationales Recht legt, nicht verleiden, wird sie sich weder von Pedanten noch von Romantikern ausreden lassen. Sie wird übrigens über diese Arbeiten ihres Dichters wesentlich so denken, wie er selbst dachte. Nur zuweilen, im unmittelbaren Feuer des Schaffens konnte er meinen, daß er dem Publicisten näher stehe als dem Dichter. Als er von der Arbeit selbst zurücktrat, protestirte er dagegen, daß ein Werk seines Fleißes wie ein Werk des Genies beurtheilt werde. Vor Allem aber: die Poesie war eine Gehülfin von zweifelhaftem Werth für die Geschichtschreibung, die Geschichtschreibung war von unschätzbarem Werth für die Dichtung. Es war, wie er in seinen überlegtesten Momenten es auffaßte, eine Uebung für seine Kräfte, und zwar für

dieselben Kräfte, die er, nachher wie vorher, auf dem Gebiete des Drama's glücklicher verwerthen sollte. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges — einst ein Lieblingsbuch der Tausende — wird vermuthlich seltner und immer seltner gelesen werden: dem Umstande, daß sie geschrieben wurde, verdanken wir das Werk, das nur zugleich mit unsrer Sprache untergehen wird, — verdanken wir den Schiller'schen Wallenstein.

In der Natur der Sache lag es, daß die neue schriftstellerische Thätigkeit unserem Dichter kein volles Genügen schaffte. Sie heilte ihn nicht von jenem Gefühl geistiger Ermüdung, das sich schon gegen das Ende des Dresdner Aufenthalts gemeldet hatte. Wiederholt klagt er, inmitten jener Thätigkeit, über das „Abattement seines Geistes;“ er klagt, daß seine Triebe abgenutzt, daß seine Seele durch das Abarbeiten widerstreitender Empfindungen entkräftet, daß sein Gemüth verwüstet, sein Kopf verfinstert und von einer „philosophischen Hypochondrie“ bedrückt sei. Mancherlei äußere Verhältnisse standen seiner Heilung im Wege: nichts so sehr wie das seltsame, von Neuem aufgenommene Verhältniß zu Charlotte von Kalb. Fast täglich verkehrt er mit dieser, die ja vorzugsweise der Magnet gewesen war, der ihn nach Weimar gezogen, und die ihrerseits, nach dem Schmerz der Trennung in Mannheim, den Dichter mit krankhaft leidenschaftlicher Sehnsucht erwartet hatte. Dieser Verkehr eben wirkte aufreibend und verzehrend auf ihn. Gerade das, in der That, was ihn ursprünglich *zu* dieser hingezogen, begann jetzt ihn abzustoßen und zu martern. Er *fand* bei ihr genau dasselbe, was sein eigenes Wesen krankhaft angriff, dieselbe stofflose Exaltation, dieselben, gleichsam convulsivischen Spannungen des Geistes, dasselbe Zerarbeiten von Empfindungen. Wohl sah er, was er bedurfte. Er bedurfte statt dieses unnatürlichen und pikanten Verhältnisses ein natürliches und einfaches; statt Leidenschaft Liebe, statt einer Freundin eine Frau. Offen sprach er es dem treuen Freunde gegenüber aus, daß er sich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz sehne. Nicht mit Unrecht indeß mochte in diesem Punkte der Freund dem Poeten mißtrauen, und so sollte denn diesmal das Glück und der Zufall dem Letzteren zu Hülfe zu kommen. In Rudolstadt, auf der Rückreise von einem Besuch, den er, auf wiederholtes Andringen, seiner alten Gönnerin Frau von Wolzogen, in Bauerbach und Meiningen abgestattete, lernt er die Lengefeldt'sche Familie kennen. Rasch faßte er ein Interesse für die Töchter des Hauses. Ein näheres Verhältniß spann sich an, als Lotte von Lengefeldt, die unverheirathete der beiden, zu Ausgang des Winters einen Aufenthalt in Weimar nahm. Schon empfängt sie die liebenswürdigsten Billets voll Ergebenheit, Theilnahme und Neigung von dem

Dichter, und bald war es verabredet, daß derselbe den Sommer in Volkstädt, in der nächsten Nähe von Rudolstadt, zubringen sollte.

Mit den ersten Sommerlüften, Mitte Mai 1788 bezog Schiller seine ländliche Residenz, und für seinen Geist wie für sein Herz begann eine neue Epoche. Gleichzeitig mit der wachsenden Anziehung, welche die beiden Schwestern Caroline von Beulwitz und Lotte von Lengefeldt auf ihn ausüben, erfährt das Verhältniß zu Frau von Kalb eine Krisis, die fast schon einen Bruch bedeutet. Mehr und mehr verdrängen wahrere, natürlichere und wohlthuendere Empfindungen jene ältere Leidenschaft. Seit lange zum ersten Mal fühlt er sich in dem herzlichen Umgang mit diesen Menschen wieder innerlich glücklich und froh. Um Vieles leichter geht ihm hier in der ländlichen Einsamkeit die Arbeit am Geisterseher und an der niederländischen Rebellion von Statten — Arbeiten, von denen er des Abends in geist- und gemüthvollem Gespräch mit den Rudolstädter Freundinnen sich erholen kann. Er fühlt seinen Genius wieder. Dem Zuge desselben folgend, greift er — das beste Zeugniß der Genesung — sogar zu dramatischen Entwürfen zurück. Zugleich aber, in dem bestimmten Gefühl, daß seine Muse allererst einer strengen Zucht und Läuterung bedürfe, geräth er, unter eifriger Theilnahme und Anregung von Seiten der Damen, in die Schule, die seinem ganzen späteren Dichten einen edleren Typus aufdrücken sollte. Zum Carlos hatte er, um seiner früheren Shakspearisirenden Manier ein Gegengewicht zu geben, in den französischen Tragikern gelesen. Erst jetzt kömmt er an die rechte Quelle. Die Vossische Uebersetzung der Odyssee, der Homer ist es, der ihn für die Alten gewinnt, so sehr gewinnt, daß er für die nächsten Jahre die modernen Schriftsteller förmlich von seiner Lectüre verbannen will. Und charakteristisch sofort die Art und Weise, wie er dies neue Studium betreibt. Ganz ähnlich, wie das Studium der Geschichte. Er lernt, indem er schafft, er nimmt in sich auf, indem er unmittelbar das Aufgenommene verarbeitet und umbildet. Des Griechischen nur in der schülerhaftesten Weise mächtig, macht er sich daran, mit Hülfe einer elenden französischen und einer lateinischen Uebersetzung, des Euripides „Iphigenie in Aulis“ und Scenen aus den „Phönizierinnen“ zu übersetzen. Er übersetzt sie, nicht so sehr als Uebersetzer wie als Dichter, nicht sowohl — um einen Ausdruck Wilhelm von Humboldt's zu brauchen — in eine andre Sprache, als in eine andre Gattung von Dichtung. — Und wunderbar genug! dieses Bekanntwerden mit den Alten fiel ungefähr in denselben Zeitpunkt, in welchem unserem Dichter zum ersten Mal der Mann persönlich nahetrat, der unter den Neueren am meisten den Alten verwandt war. Noch nicht lange war Göthe aus Italien zurück, als er, Anfang

September 1788, dem Rudolstädter Kreise einen Besuch abstattete. Noch eben hatte sich Schiller mit dem Göthe'schen Egmont beschäftigt; mit herzlicher und rückhaltloser Bewunderung hatte er sich der sinnlichen Wahrheit und der Kunst der Dichtung erfreut, zugleich jedoch mit ebenso treffendem sittlichen wie ästhetischen Gefühl die Weichlichkeit in dem Charakter des Helden und den opernhaften Schluß des Stücks als Fehler erkannt. Mit freier, nicht mit demüthiger Verehrung stand er jetzt dem Verfasser des Egmont gegenüber, — und der erste Eindruck, den die Erscheinung auf ihn machte, war so wie man erwarten mag. Schiller zweifelte, ob er dem älteren Meister je näher kommen werde: so weit sei derselbe ihm an Lebenserfahrung voraus, so sehr sei dessen Wesen und Vorstellungsweise von der seinigen verschieden. Und überwiegend dieser Gegensatz der Naturen machte sich fühlbar, als Schiller demnächst im Winter von 1788 auf 1789 in Weimar wiederholt mit Göthe zusammentraf. Dem Fertigen stand der Unfertige, dem Gesammelten und Ruhigen der Strebende und Ringende gegenüber. Alle Noth und Mühe des Lebens hatte der Eine durchgekostet; ein Kind des Glückes stand der Andre sicher auf sich selbst gegründet. Mit der Empfindung des Plebejers sah jener zu dem vornehmen Wesen, zu der ablehnenden Haltung, zu der abgeschlossenen Existenz des Andern — er sah mit stolzer Eifersucht, mit einem aus Haß und Liebe gemischten Gefühle zu ihm hin und an ihm empor. Aber alle diese Empfindungen und vergleichenden Betrachtungen wirkten auf ihn, wie sie nur auf eine große Seele wirken konnten. Sie befestigten sich nicht zu kleinlichem und verbittertem Neide, sondern sie spornten den Zurückgebliebenen zu einem Wetteifer mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte. Mit Hinblick auf Göthe's Urtheil, begierig nach Göthe's Beifall feilt von nun an Schiller auf's Eifrigste an den kleineren poetischen Producten, die um diese Zeit neben den Geschichts- und Journalarbeiten seiner Feder entspringen. Das Göthe'sche Vorbild schlägt ihn nur nieder, um ihn ebensosehr zu erheben. „Aber ich habe," — so schließt er seine Confessionen an Körner, — „ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Eine glückliche Revolution vielmehr hatte schon jetzt mit ihm begonnen: sie datirt von dem Aufenthalt in Volkstädt. Das Interesse für die Lengefeldt's, die Wendung zu den Alten, die Begegnung mit Göthe — diese drei Momente bezeichnen eine entscheidende Epoche in seinem Wesen; sie befreien ihn von dem gequälten Verhältniß zu der Kalb, sie läutern seinen Geschmack, sie erfüllen ihn mit neuem Muth und mit dem edelsten Ehrgeiz. Das bestimmteste Bewußtsein von dieser Umwandlung spricht sich in den Briefen des Dichters aus. Mit allen „kleinen

Leidenschaften" will er nun brechen; die ganze Kraft seines Wesens ist er entschlossen zu retten und zu genießen, alle bösen Geister will er zur Seite stellen, um einzig die guten um sich zu schaaren — zum Mann, mit Einem Worte, ist er gereift, und alle wichtigsten Grundlagen seiner gesammten späteren Entwickelung sind gelegt.

Diese Grundlagen äußerlich zu befestigen fehlte nur Eins, und dieses Eine ließ nicht auf sich warten. Es erfolgte die Anfrage wegen Uebernahme einer Professur in Jena. Schiller ging mit gemischten Gefühlen darauf ein. Er sah seine Unabhängigkeit bedroht, er konnte sich seine Unzulänglichkeit, seinen Mangel an Kenntnissen und selbst an didaktischer Befähigung nicht verhehlen. Auf der anderen Seite jedoch überwogen die Reize der ihm angetragenen Stellung. Jena zunächst hatte ihm schon bei einem früheren Ausfluge dorthin sehr wohl gefallen; er hatte dort Reinhold und Griesbach, Hufeland und Schütz kennen gelernt, und er war durch diese mit der Allgemeinen Literaturzeitung in thätige Beziehung getreten. Und die Hauptsache endlich. Wie er innerlich über "alle romantischen Luftschlösser" hinaus war, so sehnte er sich auch äußerlich nach einem solideren Zustande. Seine schließliche Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein. Am 11. Mai 1789 sehen wir ihn als Professor von Weimar nach Jena übersiedeln, und zum ersten Mal — so fühlte er selbst die Bedeutung dieses Schrittes — war er "eigentlicher bürgerlicher Mensch," war er, was er noch nie zuvor gewesen, ein Glied eines größeren in sich zusammenhaltenden Ganzen, ein Poet, nicht mehr in abstracto, sondern gebunden an die Pflicht eines festen und regelmäßigen Berufs. Bald genug freilich und immer von Neuem durchlief er die wechselndsten Stimmungen in diesem ungewohnten Verhältniß. Wenn sein Humor in Folge der Herzlichkeit des ersten Empfanges zunächst der allerbeste war, so mußte er nur zu bald auch den Geist des Neides, den professorischen Zopf, die Kleinlichkeit und den Pedantismus des alten Facultätswesens erfahren. Statt ihm Geld einzubringen, zog ihm die neue Professur einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche; sie raubte ihm seine Freiheit; sie kostete ihn eine Zeit, die er soviel besser auf lohnendere und zusagendere Arbeiten hätte verwenden können. Bald wird in seinen Briefen an Körner ein Reue- und Klageruf nach dem andern laut, und fortwährend beschäftigen ihn Pläne, dieser "heillosen" Situation wieder zu entrinnen. Er richtet seine Augen nach Berlin, nach Mainz, wo er auf die Protection des Coadjutors von Dalberg rechnen kann, ja — als diese Mainzer Pläne zugleich mit dem Kurfürstenthum bei der Katastrophe des Jahres 1792 zusammenstürzten — einen Augenblick sogar auf die Franzosen! Nicht blos natürlich jedoch, sondern auch

heilsam waren alle diese Stimmungen. Nur in dem harten Joche solcher Pflicht- und Regelmäßigkeit mochte sich das bewegliche Wesen des Dichters vollends fixiren, mochte er sich für den Ernst seines höheren Berufes die Geduld und die gediegene Kraft erringen. Jenen Stimmungen zum Trotz wurde der Jenaische Aufenthalt in der That das für den Dichter, was er sich in seinen ruhigsten Stunden davon versprochen hatte. Er wurde es nicht zum wenigsten deshalb, weil das Joch des Berufes ihm jetzt auch durch das häusliche Glück der Ehe versüßt wurde. Mit seiner Existenz fixirte sich seine Neigung. Nach langer Unsicherheit über den Zustand seines eignen Herzens, gestand er sich, daß dasselbe längst für Lotte von Lengefeldt entschieden habe, und nach langem Zögern erklärte er sich gegen die Geliebte, erhielt er die Einwilligung von deren Mutter. Von Seiten des Meininger Hofes mit dem Hofrathstitel, von Seiten des Herzogs von Weimar mit einem kärglichen Gehalt ausgerüstet, steuerte er dem Ziele zu. Charlotte von Kalb empfing ihre Briefe zurück, und am 22. Februar 1790 wurde Schiller mit seiner Braut in aller Stille getraut. Er hatte sich ein Glück bereitet, das die Probe von Körner's anfangs zweifelnder Freundschaft und die Probe des Lebens aushielt. Denn nun erst löste sich je länger je mehr jene leidenschaftliche Spannung, die ihn bisher gequält, und machte einer sanften Befriedigung, einer ruhigen und harmonischen Stimmung Platz. Mit Nachdruck sagte er dem Freunde, daß er seine Frau für sich, nach dem eigensten Bedürfniß seiner Individualität, gewählt habe. Im ersten Glück über den Schatz, den er gehoben, fühlt er sich neue Jugend und neue Kraft; es kleidet sich wieder um ihn herum in dichterische Gestalten, und in dieser Gemüthslage ist er sicher, daß ihm „das akademische Karrenführen nie etwas anhaben soll." —

Wie stand es mit dieser akademischen Thätigkeit? — Nur die Frist weniger Monate hatte Schiller benutzen können, um sich in ziemlich cavalièrer Weise auf das Katheder vorzubereiten. Nicht dem Gelehrten, sondern dem Dichter der Räuber und des Carlos galt der ungeheure Erfolg seines ersten Auftretens in Jena, und auch das Programm, mit dem er auftrat, entsprach dieser seiner Stellung zur Wissenschaft. Aus der Noth eine Tugend machend, verstand er es, seinem Dilettantismus durch den Adel seiner Denkweise und durch den poetischen Flug seiner Ideen eine unbestreitbare Berechtigung zu erringen. Wenn er, mit einer Parünese an die studirende Jugend beginnend, dem „Brodgelehrten" den „philosophischen Kopf," d. h. denjenigen gegenüberstellte, dem die Grenzen der einzelnen Wissenschaften verschwinden, der seine Befriedigung nicht so sehr in der Wissenschaft, als in universeller und harmonischer Bildung findet,

so sprach er wesentlich damit aus, worin seine eigne Legitimation zum Docenten liege. Wenn er sodann, im Anschluß an Kant den Gedanken der Universalhistorie entwickelte, wenn er sie als Geschichte der Cultur und Civilisation faßte, und in diesem Sinn den Causalzusammenhang der Begebenheiten unter das höhere Gesetz eines vernünftigen, in der Welt sich durchsetzenden Zweckes gebracht wissen wollte, so war damit, nur in kühneren Zügen und nach einem größeren Maaßstabe, dieselbe poetische Freiheit zum Princip erhoben, die er schon bisher als Geschichtschreiber geübt hatte. Und in dieser Weise trug er nun wirklich mehrere Semester hindurch seinen Zuhörern Universalgeschichte vor. Bruchstücke dieser Vorlesungen sind bekanntlich die historischen Abhandlungen, die in der Thalia erschienen; aus dem Material dieser Vorlesungen sind ebenso die einleitenden Aufsätze entstanden, die sich in jener Sammlung von Memoiren finden, welche Schiller, wesentlich im Sinn buchhändlerischer Speculation, mit Hülfe andrer Schriftsteller schon in Weimar herauszugeben angefangen hatte. Durchweg ist, neben dem geschmückten Stil, der Versuch, eine höhere Nothwendigkeit, Plan und Zusammenhang nachzuweisen, Personen und Dinge psychologisch zu analysiren, moralisch zu würdigen und große Epochen mit construirender Geschicklichkeit zu charakterisiren, das Verdienst dieser Arbeiten. Mehr als in den eigentlichen Geschichtswerken erscheint hier von vorn herein der rhetorisirende Pragmatismus berechtigt. Der poetische und der philosophische Geist des Verfassers erheben sich, in mäßiger Höhe nur, über den Boden der Geschichte; sie umkreisen ihn, und man fühlt gleichsam, daß sie noch lieber diesem Bann sich ganz entzögen, um sich selbständig in eine höhere und reinere Region emporzuschwingen.

Unwiderstehlich zog es den Dichter nach dieser höheren Region. Seine Neigung zu philosophischen Träumen und Grübeleien ist uns bereits von seiner Stuttgarter Zeit her bekannt. Eine skeptische und materialistische Richtung rang dabei frühzeitig in seinem Kopfe mit dem Bedürfniß einer helleren und harmonischeren, Gemüth und Phantasie befriedigenden Weltanschauung. Für Beides liegen die ältesten Zeugnisse in der Dissertation, in Franz Moor's Selbstgesprächen, in dem Gespräch zwischen Edwin und Wollmar, in den Lauragedichten, in dem Gedicht auf die Freundschaft vor. Von Neuem wurde diese zwiespältige Gedankenbewegung durch das Zusammentreffen mit Körner rege gemacht, der ein eifriger Adept der neuen Kant'schen Philosophie war. Wenn jetzt in der „Freigeisterei der Leidenschaft“ und in der „Resignation“ der Scepticismus abermals laut wurde, so warf sich andrerseits der Dichter — um von dem Lied an die Freude zu schweigen — in einer philosophischen Correspondenz mit Körner noch einmal in die begeistertere Weltansicht zurück, mit der sein künstlerisches

Wesen die Zweifel seines Verstandes schon früher niederzuphantasiren versucht hatte. Wir reden von den Briefen Julius' an Raphael. Was jener diesem vorträgt, mit dem Bewußtsein vorträgt, daß er nur einen Traum erzähle, sind im Wesentlichen dieselben Ideen, die wir schon in einem Briefe an Reinwald vom Jahre 1783 lesen können, — Ideen eines Dichters, der alle seine Kunst aus dem Herzen schöpfte. Lieben und Schaffen ist nach dieser Philosophie identisch. Auch Gott verhält sich zum Universum wie der Künstler zu seinem Gedicht. Ein „unendlich getheilter Gott," ist die Natur, und das ganze Geisterreich ein Product der göttlichen Liebe, denn —

Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches:
Aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Was aber der Grund der Schöpfung ist, das begründet ebenso die Möglichkeit der Rückkehr in Gott. Liebe ist die Leiter, auf der wir zu dem Inbegriff aller Vollkommenheit emporstreben. Die Anziehung der Geister, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zur Aufhebung der gegenwärtigen Trennung führen, — müßte „Gott hervorbringen."

Allein, schon indem Julius diese seine Theosophie zu Papiere brachte, stand er im Grunde so zu ihr, wie in derselben Zeit zu seinem Don Carlos. Mit Unglauben führte die Phantasie aus, was das Herz *ehemals* concipirt hatte. Wir haben das Abblühen seiner ersten poetischen Jugend mit angesehen, wir kennen die „philosophische Hypochondrie", die sich in Weimar seiner bemächtigt hatte, und kennen endlich die ernsten sittlichen Mittel, durch die er sich diesen Seelenzuständen zu entreißen suchte. Das Alles sofort fixirte sich in einem zweiten größeren philosophischen Selbstbekenntniß. Der alte Skepticismus, verbunden jedoch mit einem Versuch, denselben von innen heraus zu überwinden, tritt uns in jenem merkwürdigen Gespräch entgegen, welches den Zusammenhang der Erzählung im Geisterseher so auffällig unterbricht, daß es später, bis auf wenige Linien, aus dem Roman wieder entfernt wurde. Eine eigenthümlich doppelseitige Philosophie, die uns da Schiller aus dem Munde des Helden seiner Geschichte zu hören giebt! In ihren nächsten Resultaten naturalistisch, ist diese Philosophie in ihren letzten Principien idealistisch, das Ganze ein veredeltes und eben damit sich selbst aufhebendes System des Unglaubens, ein sichtlicher Kampf zwischen der zweifelsüchtigen Stimmung und dem besseren Selbst des Dichters. Zweck und Mittel nämlich, so läßt Schiller seinen Prinzen raisonniren, sind lediglich den Gesetzen der menschlichen Seele entnommene Begriffe, die wir voreilig und selbstsüchtig in die objective Welt hinüberdichten: in dieser waltet in Wahrheit nur

blinde Naturnothwendigkeit. Alsbald jedoch sucht der Prinz, dieser Ansicht zum Trotze, die ja auch die Vortrefflichkeit des Menschen nicht nach der Höhe der Zwecke, sondern nach der Größe der Wirkungen taxiren müßte, Menschenwerth und Moralität zu retten. Die theoretische Vernunft nämlich gilt ihm als eine untergeordnete Instanz; die einzig *entscheidende* ist ihm das *moralische Gefühl*. Es ist, so entwickelt er, völlig irrelevant, was eine Handlung äußerlich wirkt; sie fällt, sobald sie aus der Seele entlassen ist, dem großen Strom des Causalnexus anheim; dem Menschen gehört nichts als seine eigene Seele. In diesem engen Bezirk daher, wo der Mensch autonom ist, ist das Princip der Moralität ausschließlich zu suchen: Moralität besteht lediglich in dem *Mehr* und *Minder innerer Thätigkeit*, in der Intensität der Kraftentwicklung, und von selbst versteht es sich, daß auch hierin allein, in der moralischen Vortrefflichkeit selbst, aller Anspruch auf Glückseligkeit ebenso beginnt wie endet.

Wunderbares Begegnen! Auf eigne Hand und vollkommen dilettantisch philosophirend, hatte der Dichter eine Denkweise ausgedrückt, die mit den innersten Motiven der Philosophie des großen *Königsberger Denkers* auf überraschende Weise zusammenstimmte. Denn, wohlgemerkt, bis dahin war es Körner schlechterdings nicht gelungen, seinem Freunde zum Studium der Kant'schen Lehre Lust zu machen. Schiller kannte dieselbe in der That nur vom Hörensagen. Als Körner noch im Jahre 1789 auf das System des Julius mit einem Briefe Raphael's an Julius antwortete (einem Briefe, den *Kuno Fischer* nicht für einen Schiller'schen hätte nehmen sollen), so *vermuthete* Schiller nur in dem Inhalte desselben eine „Drohung mit dem Kant"; er hatte, als er nach Jena kam, nur eine oder zwei Abhandlungen Kant's gelesen, deren Gedanken er sich dann freilich sofort für seinen Begriff der Universalgeschichte zu nutze machte; ja er hatte, wie gegen die kritische Philosophie, so überhaupt gegen alle streng philosophische Lectüre eine entschiedene Abneigung. Die Aufforderungen Körner's zur Fortsetzung des Briefwechsels zwischen Julius und Raphael beantwortete er mit dem Geständniß, daß nirgends wie hier ein Gefühl der „Armseligkeit" über ihn komme, daß es ihm eine schwerere Arbeit sei, einen Brief des Julius zu schreiben, als die beste Scene zu machen. Seltsamer Widerstreit zwischen dem philosophischen Talent und dem dichterischen Instinkt! — ein Widerstreit, offenbar, welcher nur gelöst werden konnte, wenn es einen Punkt gab, in welchem von selbst, natürlich und unvermeidlich, *das philosophische mit dem dichterischen Interesse zusammenfiel*.

Bald sollte Alles zusammenwirken, um Schiller auf diesen Punkt, auf denselben Punkt, den schon die Theosophie des Julius vorweggenom-

men hatte, in strengerer wissenschaftlicher, ebendeshalb in solcher Weise zurückzuführen, daß dabei zugleich die skeptisch-hypochondrische Richtung seines Denkens überwältigt würde. Ein Versuch, den Dichter mit dem Docenten auszusöhnen, gab den ersten Anstoß. Wenn sich Schiller in seinem dritten Universitätssemester neben der Privatvorlesung über Universalgeschichte an eine öffentliche Vorlesung über die Theorie der Tragödie wagte, so war es damit natürlich in erster Linie auf eine Vorstudie des Dramatikers für eigne spätere Leistungen abgesehen, — es galt demselben Zweck wie bei der Uebersetzung des Euripides. Und auch hier daher beginnt er durchaus dilettantisch. Nur mit einem „Vielleicht“ hofft er, zu seinen selbstgemachten Erfahrungen über diese Materie ein „scientifisches Princip“ zu finden; kein Buch nimmt er zu Hülfe, er beschränkt sich auf Reminiscenzen und tragische Muster. Auch im nächsten Semester wird diese ästhetische Vorlesung wieder aufgenommen — ach! es war derselbe Winter, in welchem ihn zuerst der Dämon jener Krankheit überfiel, die ihn nie wieder loslassen und die ihn am innersten Marke seines Lebens erschüttern sollte. Zweimal im Laufe des Jahres steht er am Rande des Grabes. Heiteren Geistes sieht er dem Tode in's Gesicht, und mit gestärktem Muthe kehrt er in's Leben zurück. Was die Schule äußerer Schicksale, die Schule der Sorgen und Widerwärtigkeiten noch unvollendet an diesem Manne gelassen hat, das vollendet der Kampf, den er von nun an mit seiner körperlichen Natur zu kämpfen hat. Tapferen und gereinigten Gemüthes sehen wir ihn ein Leben, nicht etwa ertragen, sondern lieben und verwerthen, das fortan nur eine Kette von Krankheitsanfällen, nur ein verlängertes Sterben, ein Zustand war, bei dem er, um Göthe's Worte zu brauchen, „athemlos in Leiden bangte, kümmerlich genas.“ Mehr aber als das. Dies Leiden dient alsbald nur dazu, ihn zunehmend zu vergeistigen und ihn ganz und ausschließlich auf die Pflege seines Genius und auf die Pflichten seines innersten Berufes zu stellen. Es ist inmitten der ersten Anfälle jener Krankheit, im Frühjahr 1791, daß er sich endlich, direct und ernstlich, dem Geiste zuwendet, auf den er durch die Wahlverwandtschaft seiner eignen intellectuellen Anlage und seiner Denkweise von Hause aus hingewiesen war. Im Jahre 1790 war Kant's Kritik der Urtheilskraft erschienen. An diesem Werke allererst fand nun der mit ästhetischen Untersuchungen beschäftigte Dichter die Handhabe für das Verständniß der kritischen Philosophie. Immer und immer wieder, während eines Zeitraums von vier Jahren, und zwar zunächst im Zusammenhange mit seiner Vorlesung, die sich endlich zu einem Privatissimum über die gesammte Aesthetik erweiterte, kehrt er zu der Kritik der Urtheilskraft zurück. Während jetzt gleichzeitig eine Reihe andrer Compendien von

ihm studirt werden, so ist es dieses Werk, um dessen Ideen seine eigene Gedankenentwickelung sich wie um einen festen Mittelpunkt bewegt. Ein „Meer von Gedanken", schreibt er, sei durch die Lectüre desselben in ihm aufgeregt worden — er erklärt seinen Entschluß unwiderruflich gefaßt, diese wunderbare Philosophie nicht eher zu verlassen, bis er sie ergründet habe, und bis die Materie der Aesthetik „unter seinen Händen etwas geworden sei."

Und dies, in der That, ist der Gang, den von nun an die eigenen philosophischen Untersuchungen unseres Dichters nehmen. Die licht- und geschmackvollen Auseinandersetzungen K. Fischer's, die gediegenen, aber schwerfälligeren W. Hemsen's würden es uns ersparen, diesen Gang ausführlicher darzulegen, wenn wir nicht hin und wieder den constructiven Charakter der einen, den kritischen der anderen durch ein mehr historisches Verfahren ergänzen müßten. Schiller beginnt mit einer ziemlich directen Nutzung der Kant'schen Ideen für die Theorie des Tragischen. Fragmente seiner ästhetischen Vorlesungen, wie sie unter dem Einfluß der Kritik der Urtheilskraft sich gestalteten, bekommen wir in einer Reihe von Aufsätzen der Thalia zu lesen. Beinahe rein und völlig Kantisch sind die ersten dieser Aufsätze. Ergriffen von dem Moralismus der kritischen Philosophie, stellt auch Schiller die Kunst, und insbesondere die Tragödie, fast ausschließlich unter den moralischen Gesichtspunkt. Wie er in seinen ersten Dramen mit Vorliebe heroische Menschen und heroische Thaten zur Darstellung brachte, so wirft er sich jetzt mit Vorliebe auf die Analyse des Erhabenen und eignet sich mit Begierde eine Ansicht an, die „den ästhetischen Werth des Erhabenen aus moralischen Gründen erklärt."

Allein dieser moralische Gesichtspunkt, welcher für Kant der absolut souveräne war, konnte es für den Dichter auf die Dauer nicht ebenso sein. Der Schwerpunkt seines eignen Wesens lag in seiner Künstlernatur, und er war mehr er selbst, wenn er seinen Posa jene Tugend schelten ließ, die „dem erhitzten Blut durch List und schwere Kämpfe abgerungen" wird, als wenn er mit dem Prinzen im Geisterseher die Lehre jener selbstgenugsamen Moralität entwickelte, die nur den letzten Rettungsanker eines trostlosen Materialismus bildet. Von hier aus daher bereitet sich die Entfernung von Kant, die Correctur sowohl der Kant'schen Aesthetik wie der Kant'schen Moral vor. Es ist der Aufsatz „über Anmuth und Würde," welcher am deutlichsten den ersten Schritt auf dieser Bahn bezeichnet. In dem Tragischen, dem Pathetischen, dem Erhabenen erschien überall die geistig-sittliche triumphirend und herrschend über der sinnlichen Natur. Allein es giebt auch eine Erscheinung, in welcher der Geist herrscht, ohne daß darum die Natur litte. Diese Erscheinung ist die Anmuth; sie ist

eine Gunst, die das Sittliche dem Sinnlichen bezeigt, ist diejenige Thatsache, welche die Versöhnbarkeit von Vernunft und Sinnlichkeit beweist. Sie weist zurück auf eine ethische Gemüthsverfassung, bei welcher die Pflicht nicht — nach der strengen Forderung Kant's — um der kalten Pflicht willen, sondern aus Neigung zur Pflicht erfüllt wird: sie ist der erscheinende Ausdruck der schönen Moralität. Nicht jedoch, als ob mit dem Nachweis dieser schönen Moralität die Bedeutung des Moralischen degradirt werden sollte. Gleichsam noch schwankend zwischen dem moralischen und dem ästhetischen Gesichtspunkt, in dem intensiven Bestreben, sich in eine genaue und energische Mitte zwischen beiden hineinzurücken, contrastirt nunmehr Schiller dem Begriff der Anmuth den der Würde. Im Zustande des Affects nämlich, wo die Natur die geistige Freiheit gleichsam überrascht und ihr zuvorkommt, ist Zusammenstimmung von Neigung und Pflicht nicht möglich; der Mensch kann hier nicht moralisch schön, er muß moralisch groß handeln: die schöne Seele muß sich im Affect in eine erhabene verwandeln. Ihr Ausdruck in der Erscheinung ist Würde. Beides, die Anmuth sowohl wie die Würde, sind ästhetische Erscheinungen: Beides sind Erscheinungen, in denen ein berechtigtes ethisches Verhalten sich zum Ausdruck bringt. Es bleibt übrig, daß Beide in einem höheren Dritten zusammengegriffen werden. Denn dies, beiläufig, ist die eigenthümliche Methode des Schiller'schen Philosophirens. Ueberall operirt er mit lebendigen Begriffen; überall wird einem voll gefaßten und anschaulich entwickelten Begriffe ein ergänzender, ebenso concreter bald zur Seite, bald gegenüber gestellt, und überall werden die gegenübergestellten zuletzt in einem noch reicheren und inhaltvolleren versöhnt. So ergiebt sich — nicht verschieden von der Totalität des menschlichen Wesens — das höchste Schöne zugleich mit dem höchsten Sittlichen. Sind Anmuth und Würde, jene noch durch die natürliche, die von Schiller sogenannte „architektonische" Schönheit, diese noch durch Kraft unterstützt — sind so diese Beiden in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da „gerechfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung." Die Antiken sind es, die uns dieses Ideal menschlicher Schönheit zur Anschauung bringen.

Seit Platon die ganze Welt zum künstlerischen Abbild der Idee des Guten gemacht, hatten sich ästhetische und sittliche Motive niemals so innig zu einer harmonischen Anschauung durchdrungen. Die Abhandlung über Anmuth und Würde zeigt uns die innere Entwickelung des Dichters bereits ganz nahe dem Gipfel einer vollkommnen Uebereinstimmung mit sich selbst, hoch erhaben über die Schatten jener skeptischen Weltansicht, die früher seine poetischen Träume durchkreuzte. Er selbst nichts deste-

weniger bezeichnete die genannte Abhandlung als einen bloßen Vorläufer seiner Theorie des Schönen, und bald sollte es sich zeigen, daß er in dem Fortschritt seiner geistigen Gesundheit über mögliche Rückfälle noch keineswegs hinaus sei. Unablässig hatte er, insbesondere in dem Winter von 1792 auf 1793, getragen durch die philosophische Atmosphäre von Jena, mit dem großen Vorwurf gerungen. In die innerste Werkstätte dieser Geistesarbeit gewährt uns der Briefwechsel mit Körner einen Einblick, und hier noch mehr als in den veröffentlichten Abhandlungen können wir die Entwicklung des Menschen durch die Entwicklung des Denkers controlliren, können wir zugleich genau den theoretischen Zusammenhang verfolgen, in welchem sich die fortschreitenden Einsichten des Dichters mit den Sätzen und Anschauungen Kant's hielten. Denn direct von dem durch Kant an die Spitze der praktischen Philosophie gestellten Gedanken der absoluten sittlichen Selbstbestimmung geht hier Schiller aus, um alsbald in der Erscheinung des Schönen ein *Analogon jener Selbstbestimmung* zu entdecken: der Begriff der Autonomie bildet das Band, durch welches sich Schönheit und Moralität vor seinen Augen identificiren. Hier auch erfahren wir, daß nach seiner Absicht die ganze Theorie des Schönen endlich in einem Platonischen Gespräch unter dem Titel „Kallias" entwickelt werden sollte. Allein bald sollte diese Form durch eine andre verdrängt werden, während gleichzeitig auch der Inhalt jener Schönheitstheorie nicht unerheblich ergänzt und vertieft wurde. In die Entwicklung von Schiller's Ueberzeugungen griffen abermals seine *Lebensverhältnisse* ein.

Von Neuem nämlich hatte er etwas Aehnliches erfahren wie damals, als ihn in Mannheim die Sendung Körner's und Huber's traf. Zwei hochherzige Bewunderer seiner Werke überhoben den Erkrankten der Sorge um seine Existenz und verschafften ihm die Muße, „seinem Genius zu leben und für die Ewigkeit zu arbeiten." Er bezahlte mit den Früchten seines Genius, mit einem Geschenk, das, nach seinem inneren Werth gewogen, wie das des Glaukos gegen das des Diomedes war. Eine Correspondenz, die sich mit dem Einen jener Gönner, dem *Herzog von Augustenburg*, anspann, bewegte sich ganz um das philosophische Thema, das ihn so lebhaft beschäftigte: der „Kallias" verwandelte sich in Briefe an den Herzog. Nur langsam indeß kam Schiller damit zu Stande. Um seine Muße zu nutzen, vor Allem um die Seinigen zu besuchen, war er Anfang August 1793 zu einem längeren Aufenthalt nach Schwaben aufgebrochen. Zum Erstaunen vernünftig benahm sich Karl Eugen dabei. Der „alte Herodes" ignorirte den Dichter der Räuber, und dieser durfte, ohne Gefahr für seine Sicherheit, von der schwäbischen Reichs-

stadt Heilbronn nach Ludwigsburg übersiedeln. Aber dieser Winter in Ludwigsburg brachte ihm trübe Tage, Tage der Krankheit und einer Niedergeschlagenheit, die noch einmal an die Zeiten von Mannheim und Weimar erinnert. Noch einmal, ein letztes Mal, wird die Hypochondrie in ihm aufgeregt, die sich allemal dann gemeldet hatte, wenn vorübergehend seinem nach dem Höchsten gerichteten Sinne, durch welche Schuld auch immer, die Kraft versagte. Er klagt in den spärlichen Briefen, die er nach Dresden richtete, wie sich Alles vereinige, um seine Standhaftigkeit zu bestürmen. Verstimmt über die vermeinte Kälte, mit welcher Körner seine neuesten Arbeiten aufgenommen, abgeschnitten von aller geistreichen Conversation, quält er sich noch einmal mit „Zweifeln an seinem Genius.“ „Meine Gefühle“, schreibt er, „sind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden; ich fordre mehr als sonst von Menschen, und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stück ganz verwahrlost sind.“ Man sieht, der Schwabe paßte nicht mehr zu den Schwaben: ein völlig andrer Mensch hatte er einst seine Heimath verlassen, ein völlig andrer war er jetzt in dieselbe zurückgekehrt. Erst in Stuttgart, wo er nach dem Tode Karl Eugen's, zu Ausgang des Winters sich niederlassen darf, erst im Umgang mit Männern wie Dannecker beginnt er geistig zu genesen. Völlig überstanden hat er die Krisis, als er, nach neunmonatlicher Abwesenheit, am 15. Mai 1794 wieder in seinem Jena eintrifft.

Zweierlei insbesondere war es, was sofort seinem Lebensmuth und seiner geistigen Thätigkeit einen neuen Schwung gab. Das Eine hatte er aus Stuttgart mitgebracht, das Andre fand er in Jena vor. Mitgebracht hatte er die Erfüllung eines schon seit Jahren gehegten literarischen Plans. In dem Buchhändler Cotta hatte er endlich einen Verleger für eine Zeitschrift gefunden, in der er sein Ideal von Schriftstellerei zu verwirklichen gedachte. Die Einheit von Anmuth und Würde, der Gedanke rein humaner Bildung sollte in den Horen einen publicistischen Ausdruck gewinnen. In diesem Sinn wurde das neue Unternehmen rasch in Angriff genommen: hier zugleich war der natürliche Ort gefunden, wo die so lange vorbereitete Theorie des Schönen, die ästhetischen Briefe veröffentlicht werden mußten.

Sowohl für die Horen aber wie für die innere Vollendung seiner Ideen bot sich dem Dichter eine unschätzbare Hülfe dar. Zu Allem, was er mitgebracht hatte, fand er die vollsten Sympathien und die gediegenste Förderung bei einem Manne, der eben um seinetwillen schon seit mehreren Monaten sich in Jena niedergelassen hatte. Wilhelm von Humboldt,

schon früher mit Schiller in brieflicher und auch in flüchtiger persönlicher Beziehung, hatte beschlossen, eine Zeitlang in des Dichters Nähe zu leben. Nicht lange, und es entwickelte sich für Beide das erfreulichste und ersprießlichste Verhältniß. Denselben Idealen zugewandt, Beide erfüllt von dem Bilde harmonisch vollendeter Menschheit, von dem Streben, dieses Bild in sich wie außer sich zur Darstellung zu bringen, so ergänzten, so befruchteten und begeisteten sie sich gegenseitig. Nach geistvoller Conversation hatte sich Schiller nur eben in seinem schwäbischen Asyl gesehnt: mit Humboldt, dem Empfänglichen und doch wieder kritisch Bedenklichen, durfte er jetzt seine liebsten Ideen durchsprechen; — da regten sich seine Geister alle, da fand er, daß der Mitunterredner ihn zur schärfsten Bestimmtheit nöthige, und jede Mühe, sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit, die Gedanken des Andern aufzufassen und zu prüfen, vergelte. Begünstigend überdies kam diesem Gedankenaustausch die Vertrautheit Humboldt's mit der Kant'schen Philosophie entgegen: doppelt fruchtbar wurde derselbe dadurch, daß Humboldt, der Schüler und Freund F. A. Wolf's, auch für das Verständniß des classischen Alterthums dem Dichter der beste Dolmetscher, der gründlichste und treuste Berather sein konnte. Zweimal täglich sahen sich die beiden Männer, ganz regelmäßig des Abends allein und dann meist bis tief in die Nacht hinein. Es waren unerschöpfliche Gespräche, wenn man von den Horen und den Aufsätzen für diese ausging, um bald von da zu Betrachtungen über den Gang der Civilisation, über das Verhältniß der Cultur zur Natur, über die sinnlich-sittliche Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes, über das Wesen und die letzten Aufgaben der Kunst, oder zu Erörterungen über die Meinung des Kant'schen Systems und über die neue Ansicht fortzugehn, welche so eben Fichte diesem System abgewonnen hatte.

Von solcher Art waren die Anregungen, unter denen Schiller seinen ästhetischen Briefen die letzte Feile gab. An einen Prinzen gerichtet, nehmen diese Briefe ihren Ausgang von einem Blick auf das große politische Tagesereigniß. Nur wenig hatte dieses Ereigniß, die französische Revolution, selbst zur Zeit seiner historiographischen Thätigkeit unsern Dichter berührt. In seinen Räubern selbst ein Revolutionär, in seinem Don Carlos ein Apostel jener kosmopolitischen und humanitarischen Ideen, die auch der französischen Revolution zu Grunde lagen, hatte er sich mehr und mehr von dem Experiment, diese Ideen mit Einem Schlage in die Wirklichkeit zu übersetzen, abgewandt. Wohl war ihm, während des Prozesses Ludwig's XVI., einmal der Einfall durch den Kopf gegangen, eine Apologie des unglücklichen Monarchen zu schreiben, allein auch dies flüchtige politische Interesse war im Grunde nur eine Aufwallung seines moralischen

Gefühls gewesen, und je mehr dies moralische Gefühl sich mit seinem ästhetischen in Einklang setzte, desto heftiger fand er sich von der Wildheit des Schauspiels jenseits des Rheins zurückgestoßen. Die Sympathien, welche die französischen Republikaner durch Verleihung des Bürgerrechts für den Verfasser des Fiesko an den Tag legten, wurden von dem Verfasser der ästhetischen Briefe durch keinerlei Sympathien für die so unästhetische Revolution erwidert. Es ist, wie gesagt, der Anfang jener Briefe, in welchem Schiller sein nunmehriges unpolitisches Glaubensbekenntniß über das große Problem der Politik entwickelt. Der Versuch der Franzosen, den bestehenden Staat plötzlich in den „Vernunftstaat“ umzuwandeln, ist ein übereilter. Um das politische Problem zu lösen, muß man den Weg durch das ästhetische nehmen: nur durch die Schönheit wandert man zu der Freiheit. Bei dem Volke, welches fähig und würdig sein soll, den Nothstaat mit dem idealen Staate zu vertauschen, müßte Totalität des Charakters gefunden werden. Diese Totalität des Charakters ist aber entfernt nicht der Typus der Gegenwart. Die fortschreitende Cultur und der auf dieser Cultur beruhende Staat haben im Gegentheil das Gleichmaaß der Ausbildung aller Geisteskräfte, wie die Griechen es besaßen, zerstört, die Totalität des inneren Menschen zerrissen und die Entstehung einseitiger Geistesformen begünstigt. Es handelt sich also allererst um Wiederherstellung jenes totalen und harmonischen Charakters, und da der actuelle Staat dazu untauglich ist, so muß ein anderes Werkzeug der Erziehung ausfindig gemacht werden. Dieses Werkzeug aber ist die Kunst: die nothwendige Bedingung totaler Menschheit ist die Schönheit.

Aus der Gegenwart also, wenn wir den Sinn dieser Ausführungen zusammenfassen wollen, flüchtete sich unser Aesthetiker — nicht mehr, wie ursprünglich, in die barbarisch-idyllische Welt Rousseau's, — sondern in das classische Idyll der griechischen Welt; dem Ringen nach menschheitwürdigen Staatsformen schiebt er als die für's Erste wichtigere Angelegenheit die Bildung der Individuen unter; das moralisch-politische Ideal — so hat sich jetzt der Schwerpunkt seines Interesse's verrückt — wird zu einem Accidens des ästhetischen Ideals. Wir erkennen in diesen Ansichten zunächst die Lebensatmosphäre von Schiller's eigner Bildung wieder. Ihm in der That hatte die deutsche politische Welt nichts geboten. Unmöglich, daß unsere staatliche Misere seinen hochfliegenden moralischen Sinn auf die im Staate sich manifestirende Sittlichkeit hätte hinrichten können. Die verzerrten Formen unsrer national-politischen Existenz hatten ihn im ersten Jünglingsalter zur Rebellion gegen die bestehende Ordnung überhaupt getrieben — er hatte mit unwählerischer

Phantasie sein Ideal in den böhmischen Wäldern gesucht. Er war seitdem durch innere und äußere Erfahrungen reifer, seine Phantasie war wählerisch, sein Geschmack fein und empfindlich geworden. Da auf deutschem Boden eine andre, seiner Natur wahlverwandte Nahrung nicht wuchs, so hatte er sich mit dem Besten, was dieser Boden trug, mit den Resultaten der deutschen Philosophie und mit dem durch die deutsche Philologie gehegten Geiste des Humanismus genährt. Eine idealistisch-poetische Natur hatte er sich nun aus dem Idealismus Kant's und dem Idealismus der Griechen die Vorstellung einer harmonischen Charaktertotalität geholt, in welcher „Anmuth" sich gattet mit „Würde"; aus den böhmischen Wäldern hatte er sein Ideal in den „ästhetischen Staat", in den Staat des „schönen Scheins" verlegt. Diese Genesis der Schiller'schen Ansicht begreifen, heißt unmittelbar sie kritisiren. Ihr Werth ist ähnlich wie der Werth der Platonischen Idealrepublik. Sie ist so gewiß wahr, als sie die Rettung eines edlen Gemüths aus den Unzulänglichkeiten des damaligen Staats- und Gesellschaftslebens bedeutet. Sie ist so gewiß falsch, als die Lebenszustände mangelhaft waren, die ihr zur Folie dienen. Daß in der Wirklichkeit die ästhetische Cultur eines Volkes mit nichten die Vorstufe zu seiner politischen Größe ist, beweist die Geschichte auf zahlreichen Blättern. Ueberall vielmehr ist der Verlauf der umgekehrte. Freiheit und Macht erzeugen Reichthum und Wohlsein. Mit ihnen tritt Wissenschaft und Geschmack, ein sich immer steigerndes Verlangen nach den Zierden und Bequemlichkeiten des Lebens ein. Allein wie die entwickelte Blüthe alsbald dem Verwelken zublüht, so ist fast ausnahmslos die höchste Entwickelung des Kunstlebens der Keim sinkender Energie des Staatslebens. Und umgekehrt: nur auf der Basis ihrer staatlichen Tüchtigkeit gediehen den Athenern die vollendeten Werke der Kunst. Die harmonische Bildung der Individuen war bei ihnen die Folge davon, daß sie von Hause aus diese individuelle Bildung an die Bildung des schönen Ganzen, an die Existenz des Staates geknüpft hatten. Bewiesen hatten sie, daß jene Totalität des Charakters, auf welche Schiller lossteuert, ihre beste Nahrung aus dem sittlichen Gemeingefühl und aus dem realistischen Interesse empfängt, das sich in und am Staatsleben erzeugt.

Und unbewußt legt Schiller selbst für diese Wahrheit Zeugniß ab. Sein ganzes späteres Dichten — um dies hier vorweg zu sagen — hat seinen Werth nicht so sehr in der erreichten, als in der erstrebten künstlerischen Vollendung. Es ist der Anhauch der moralischen Kraft des Dichters, der uns bei jeder Betrachtung seiner Werke stärkt. Es sind die überall auftauchenden sittlichen Ideale, deren begeisternde Lockung uns im Genuß dieser Werke über den bloßen Genuß hinausreißt; wir werden in

Wahrheit sittlich durch sie erzogen, indem wir nur „ästhetisch“ erzogen zu werden scheinen. In den gleichen Widerspruch aber sind die theoretischen Auseinandersetzungen Schiller's verwickelt. Ihr Schluß stimmt nicht zusammen mit ihrem Anfang. Sie beginnen mit der Forderung: um moralisch zu werden, muß der Mensch erst ästhetisch werden; sie enden mit dem Genügen am Schönen, mit dem Ergebniß, daß der ästhetische Mensch als solcher bereits der vollendete ist. So zuerst. Das Weitere aber ist, daß dieses Resultat nur durch eine Verwechselung zweier ganz verschiedener Standpunkte gewonnen werden kann. Der Erfahrung nämlich, daß in der Wirklichkeit das ästhetische Leben nur zu oft dem staatlichen die Kräfte entzogen hat, kann sich Schiller selbst nicht verschließen. Sofort daher macht er sich eines „Uebergangs in eine andre Gattung“ schuldig. Der Weg zur Freiheit soll factisch durch die Schönheit hindurchgehn, und doch, so wird ausdrücklich eingestanden, soll nur der „reine Vernunftbegriff der Schönheit“, nur die ideale Schönheit geeignet sein, das Erziehungsmittel oder aber den Ersatz der Sittlichkeit zu bilden. Es ist das Eingeständniß, daß diese ganze Anschauung eine idealistische, daß diese ganze Construction nur für den Künstler als solchen, nur für denjenigen wahr ist, der, wie Schiller selbst, zum Behufe künstlerischer Hervorbringung die höchsten ästhetischen Anforderungen in sich, dem politischen Leben der Gegenwart zum Trotze, vollzieht. Und indem wir daher die objective und ebenso die historische Richtigkeit der Ausführungen der ästhetischen Briefe preisgeben müssen, so gewinnen sie dafür einen zwiefachen Werth. Sie sind einmal eine Metaphysik des Schönen, und sie sind zweitens ein individuelles Selbstbekenntniß des Dichters.

Lassen wir die Metaphysik in dem Detail ihrer abstracten, an die Fichte'sche Wissenschaftslehre anknüpfenden Entwicklungen an diesem Orte bei Seite. Genug, wenn wir hervorheben, daß auch hier Alles darauf hinausläuft, die Möglichkeit eines Zusammenstimmens der geschiedenen Kräfte des Ich zu zeigen. Es giebt, nach Schiller, Fälle, in denen sich der Mensch zugleich als Vernunft- und als Sinnenwesen, zugleich als Geist und als Materie fühlt — Fälle, in denen er eine vollständige Anschauung und den gegenwärtigen Genuß seiner ganzen Menschheit gewinnt. Das Schöne, d. h. die als „lebende Gestalt“, als begeistete Sinnlichkeit empfundene Erscheinung ist der Ausdruck eines solchen Verhaltens. Dem Schönen gegenüber verhält sich unser Gemüth, in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz der Vernunft und dem Bedürfniß der Sinnlichkeit, „spielend.“ Die ästhetische Stimmung ist auf der einen Seite ein Zustand der Indifferenz, auf der anderen ein Zustand der höchsten Realität. Unendliche Freiheit, unendliches Vermögen, unendlicher Genuß und unend-

liche Befriedigung, das sind die Empfindungen, die uns verbürgen, daß wir im ästhetischen Spiel im Vollbesitz unsrer Menschheit sind, daß der ästhetische Mensch der vollendete ist.

In diesem Ergebniß nun aber, wie gesagt, wird die Schiller'sche Metaphysik unmittelbar zur Confession über sein eignes Wesen. Es ist so, wie er an Göthe schreibt, daß er diese Philosophie „aus seiner eignen ganzen Menschheit herausgenommen habe.“ Diese Philosophie, umgekehrt, war das Vehikel gewesen, an dem er sich zu der Sicherheit, Freiheit und Selbstbefriedigung emporgearbeitet hatte, die von nun an den unerschütterlichen Grund seines geistigen Lebens bildet. Nur weil er sich selbst „zur reinsten Menschheit hinaufgeläutert“ hatte, war er einer solchen Schilderung der Consummation des menschlichen Wesens überhaupt fähig. Nur in und mit dieser Rechenschaft, die er sich von dem Auseinander- und dem Zusammenstreben der Kräfte des Gemüths gab, hatte er sich selbst aus dem Zwiespalt der eignen Natur herausgerettet. Hier findet der Zweifel, der von Schiller selbst getheilte Zweifel, ob die lange Beschäftigung mit der Theorie ihm genützt oder geschadet habe, seine Erledigung. Wenn die Philosophie für's Erste der dichterischen Production im Wege gestanden hatte, so war es, weil dem Dichter selbst der grüblerische Trieb und das unbefriedigte Bedürfniß nach Klarheit im Wege stand. Nur durch die Philosophie konnte dieses Hinderniß überwunden werden. Was dem Dichten zunächst den Raum und den Athem benahm, das vollendete allererst den Dichter. Erst mit jenen Sätzen, die wir kennen gelernt haben, hatte er sich gleich sehr über die skeptische wie über die phantastische Richtung seines früheren Denkens hinausgeschwungen, ja, beide in einer höheren Formel vereinigt. Zu diesen Einsichten hatte sich nun die „philosophische Hypochondrie“ aufgeheitert, die ihn ehedem geplagt hatte. Aus ihnen heraus lebte, dachte und dichtete er fortan. Sie waren, in der Form einer Aesthetik, ein ganzes philosophisches System, eine für sein individuelles Bedürfniß erschöpfende Lebens- und Weltansicht. In ihnen hatte er, um Alles zu sagen, seine Religion. Durch sie vermochte er den Symbolen des Christenthums einen verständlichen Sinn abzugewinnen, und sie wieder schmiegten sich von Hause aus leicht und natürlich dem poetischen Cultus an, den er den „Göttern Griechenlands“ gewidmet hatte. Mittelst ihrer fand er sich mit der trüben politischen Gährung der Gegenwart ab, und sie endlich zeigten die ersten Spuren und wurden die ersten Boten der beginnenden Freundschaft mit Göthe.

Mit wie gemischten Gefühlen von Haß und Liebe ursprünglich die Erscheinung Göthe's Schiller erfüllte, haben wir früher berichtet. Mit viel tieferer, mit ungemischter Abneigung sah Göthe auf den Dichter der

Räuber, auf den Eindringling in die deutsche Literatur herab, dessen dramatische Erstlingswerke seiner eigenen in Italien vollends geläuterten Kunstansicht so schroff zuwiderliefen und in ihrer hinreißenden Wirkung die Erfolge seines eigenen dichterischen Bemühens wieder vollständig in Frage zu stellen schienen. Wenn aber die Dichtkunst beide Männer auseinandergehalten hatte, — wie wäre es wahrscheinlich gewesen, daß Schiller's philosophische Erstlinge zu einer Verbindung hätten führen sollen? Mit vorgefaßter Meinung ging Göthe an die Lectüre des Aufsatzes über Anmuth und Würde und las eben deshalb nur das aus demselben heraus, was ihn abstieß. Fast ausschließlich den Kant'schen Subjectivismus, die Herabsetzung des Rechts, der Gunst und Gaben der Natur fand und haßte er in der Abhandlung. Ja, in seinem Mißtrauen glaubte er gewisse harte Stellen direct auf sich deuten zu müssen, und je mehr er selbst mißverstand, desto ärger meinte er von dem Anderen mißverstanden und mißhandelt zu sein. Genug, an keine Vereinigung war zu denken; es standen sich hier, nach Göthe's Ansicht, zwei Geistesantipoden gegenüber, beide vielleicht gleichberechtigte Pole; nur solle Niemand für möglich halten, daß sie je in Eins zusammenfallen könnten.

Da jedoch, wie wir aus Göthe's eigener Erzählung wissen, stiftete der Zufall eine Vermittlung, die herbeizuführen dem Zureden der beiderseitigen Freunde nimmer gelungen wäre. Ein gelegentliches Gespräch mit Schiller zeigte dem hartnäckigen Realisten, daß es am Ende doch Berührungspunkte zwischen seiner und der idealistischen Denkweise des Anderen gebe. Die Aufforderung zur Mitarbeit an den Horen, die unbefangene Haltung, die persönliche Liebenswürdigkeit Schiller's thaten das Uebrige. Göthe's ganzes Herz eroberte der Letztere, als er, anknüpfend an ein ferneres Gespräch, sich ihm brieflich über den Eindruck desselben eröffnete und dabei „die Summe von Göthe's geistiger Existenz", die Summe zugleich seines eigenen Wesens und die Summe des gegenseitigen Verhältnisses ihrer Beider Naturen zog. Man sieht, der eigentliche Stifter dieser Dichterfreundschaft war nicht der Zufall: in der Sache selbst lag der tiefe Grund dazu, und diesen Grund mit der höchsten Klarheit ergriffen, ihn bloßgelegt und von ihm aus den Anderen zur persönlichsten Hingabe gezwungen zu haben, war ganz das Verdienst Schiller's. Mit der hellsten Selbsterkenntniß ebenso bescheiden, wie im Bewußtsein seines Werthes, fuhr er fort, als nun endlich Göthe Offenheit mit Offenheit und Antheil mit Antheil erwiderte, das neue Verhältniß sich selbst und dem Freunde zum Verständniß zu bringen. Keinen Augenblick verhehlte er sich das Uebergewicht glücklicher Begabung auf Göthe's Seite. Von Göthe erwartete er den materialen Ideenreichthum, während ihm selbst dagegen

die Fähigkeit einwohne, aus Wenigem viel zu machen, seine Armuth durch die Form zu vermannichfaltigen. Voll Bewunderung blickte er auf zu der genialen Intuition Göthe's, während er selbst zwischen Begriff und Anschauung, zwischen Verstand und Einbildungskraft oft zwiespältig in der Mitte hänge. Aber nicht, daß er sich darum gering achtete oder verzweifelte. Hinblickend auf den glücklicheren Freund, getraut er sich des Zwiespalts seiner Kräfte mächtig zu werden, verspricht er sich im Bunde mit ihm noch ein glückliches künstlerisches Loos. Die Hoffnungen und Absichten Göthe's aber greifen nun durchaus in diese Entwickelungen Schiller's ein. Auch jener hofft, daß die Theilnehmung dieses seine oft zaudernde und gleichsam im Dunkeln liegende Natur aufs Neue in Bewegung setzen, daß er andererseits bei diesem Manches deponiren, und so nicht allein erhalten, sondern beleben können werde. Beide, mit Einem Worte, waren so spät nur deshalb zusammengekommen, damit ihr Bund um so fester, und damit eine Täuschung über die Gründe wie über die Grenzen ihrer Zusammengehörigkeit, über das Maaß und den Charakter ihrer Freundschaft unmöglich sei. Sie hofften, und sie hofften mit Recht, den Rest ihres Weges mit um so größerem Gewinn in Gemeinschaft durchwandeln zu können, da — wie Schiller sich ausdrückt — „die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben".

Und alsbald begann, beruhend auf dem tiefsten Bedürfniß entgegengesetzter, im Höchsten einiger und deshalb zum Höchsten neidlos zusammenstrebenden Naturen, — es begann jene Wechselmittheilung von Ideen und Arbeiten, deren ununterbrochene Dauer wir in dem durch Göthe selbst der Nation zum Geschenke gemachten Briefwechsel bis an's Ende verfolgen können. Gleich die ästhetischen Briefe wurden noch vor dem Abdruck an Göthe communicirt —: sie mundeten diesem „wie ein köstlicher, seiner Natur analoger Trunk." Und doch sollte Schiller bald dem Freunde einen noch köstlicheren und mundenderen Trunk darbieten. Schon bewegt von dem Verlangen, von der Theorie über die Kunst zu künstlerischer Hervorbringung zurückzukehren, zog er noch zuletzt die theoretische Consequenz seiner Metaphysik für die Dichtkunst: er schrieb die wundervolle Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung." Es bleibt bei dem, was er in den ästhetischen Briefen auseinandergesetzt hat, daß der Begriff auch der Poesie kein anderer ist, als „der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben." Von da aus entwickelt er, wie diesem Begriff in zwiefacher Weise genügt werden könne. In dem Zustande natürlicher Einfalt, bei den Alten, da, wo der Mensch thatsächlich als harmonische Einheit wirkt, darf eben deshalb die Poesie sich auf Nachahmung des Wirklichen beschränken. In dem Zustande der Cultur dagegen, wo

jene Harmonie des Charakters als Thatsache aufgehoben und nur noch eine Idee, ein Gegenstand des Strebens und der Sehnsucht ist, verwandelt sich eben deshalb die Aufgabe der Poesie dazu, die Wirklichkeit zum Ideal zu erheben, oder, was dasselbe ist, das Ideal zur Darstellung zu bringen. Jenes thut die naive, dies die sentimentalische Dichtung. Ist hiermit der ganze Umkreis möglicher Dichtung umschrieben, so werden alsbald innerhalb desselben, nach abgeleiteten Gesichtspunkten, die verschiedenen poetischen Gattungen und mit den Gattungen die Poeten charakterisirt; eine Umschau wird abgehalten über die moderne deutsche Dichtung; überall aber bildet der Rückblick auf den Typus des Göthe'schen und auf den Typus des eigenen Wesens den Hintergrund dieser Umschau und jener Classificirung. Natürlich ist es die sentimentalische Poesie, an welche Schiller sich selbst mit allen seinen Kräften gebunden fühlt. Mit demselben Mißgriff jedoch, wonach seine ästhetische Theorie dem Schönen unwillkürlich den Primat vor dem Sittlichen eingeräumt und das Schöne in seiner historischen Erscheinung unversehens mit dem „reinen Vernunftbegriff" des Schönen vertauscht hatte, mit derselben construirenden Ideologie macht er sich jetzt innerhalb der sentimentalischen Poesie seinen Platz ausfindig. Er sah, wie Göthe, ein Dichtergeist von ganz und gar naiver Anlage, sentimentalische Gegenstände und Charaktere durch seine Art der Behandlung gleichsam in's Naive zurückübersetze. Angesichts dieses Vorbildes daher suchte er jetzt auch für seine ganz und gar sentimentalische Anlage ein Genre, durch welches beide Dichtungsarten gewissermaaßen vereinigt würden. Inmitten seines Theoretisirens dürstend nach der Bewährung seines künstlerischen Vermögens, spannt er seine Vorstellungskraft zu dem Gedanken einer in der That unmöglichen Leistung an, rückt er sich sein Ziel in eine geradezu schwindelnde Höhe. Nicht die Tragödie, nicht die Gattung, in der er seinen Dichterberuf demnächst auf's Glänzendste erfüllen sollte, nicht sie kann es sein, die jenen Gipfel sentimentalischer Poesie bezeichnet, — sondern eine neue Art der Idylle. An denselben, so zu sagen excentrischen Punkt, wohin die Schiller'sche Aesthetik das absolute Schöne, eben dahin stellt seine Poetik die höhere Idylle. Auch sie soll, gleich aller sentimentalischen Dichtung, Darstellung des Ideals, aber des mit der Wirklichkeit vollkommen ausgesöhnten Ideals sein. Sie soll den Menschen, der nun einmal nach Arkadien nicht mehr zurück könne, bis nach Elysium führen, und in Elysium die Scenen von Arkadien erneuern. Wie in dem Schönen an sich, so sollte in dieser höchsten Anwendung des Schönen auf das Leben aller Kampf schlechthin geschlichtet, alles Sittliche in ästhetischem Schein und Spiel erfüllt und erloschen, alles Sterbliche sollte darin ausgetilgt, nur Licht, nur Freiheit, nur Ver-

mögen sollte zu sehen, in lebendig bewegten Gestalten zu sehen sein. Seine ganze Kraft, wie er an W. v. Humboldt schreibt, und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur wollte er zu dieser Hervorbringung zusammennehmen, wenn derselbe auch — so fügt er rührend hinzu — „bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“

Wie gesagt, es ist der Theoretiker, der sich hier ein Non plus ultra gedenkbarer Dichtung construirt, der hier — recht zum Beweise, daß thatsächlich der Ernst seines sittlichen Strebens seine ästhetische Anlage überragte — fehlgreifend über seine eigene Natur hinauslangte. Was Wunder, daß der Einfluß dieses Theoretisirens sich auch dann bemerklich machte, daß er wenigstens ganz in der Nähe jener schwindelnden Höhe die Flügel regte, als er nun wirklich den Schritt zur poetischen Production zurückthat? Er that ihn, Dank dem belebenden Hauche, der durch Göthe über ihn gekommen ist, rasch und glücklich genug. Kaum nämlich athmete er, Anfang Juli 1795, ein wenig von seinen Redactionsnöthen für die Horen auf, als ihn eine andere Redactionspflicht, die Herausgabe eines Musenalmanachs, das lange bei Seite gelegte poetische Handwerkszeug wieder hervorsuchen ließ. Eben war Göthe nach dem Karlsbad und W. v. Humboldt auf längere Zeit nach Berlin gegangen — da, in dieser Einsamkeit, fing er auf einmal an, Gedicht über Gedicht auf's Papier zu werfen und den überraschten Freunden zur Beurtheilung mitzutheilen.

In weite Ferne waren dem Dichter selbst inzwischen jene rohen Erstlingsgedichte der Anthologie getreten; sie galten ihm, als er 1791 zu einer Sichtung dieser Jugendpoesien schritt, hauptsächlich als Documente zur Geschichte seines Geistes. Wie er über ihren Kunstwerth urtheilte, gab er durch die für die Allgemeine Literaturzeitung geschriebene Recension von Bürger's Gedichten zu erkennen. Denn wenn er hier Bürger den Vorwurf machte, daß er der Popularität die Idealität geopfert habe, wenn er die Forderung stellte, daß der lyrische Dichter seine Individualität nur dann erst darzustellen ein Recht habe, wenn er sie zur reinsten Menschheit geläutert und veredelt habe, so galt jener Vorwurf und diese Forderung vor Allem ihm selbst. Man sieht, es war die absolute mit den höchsten sittlichen Gesichtspunkten zusammenfallende Aesthetik, welche schon in dieser Recension Gericht hielt über den Lyriker. Wie begründet dieses Gericht gegenüber dem Menschen und Künstler war, erhellt am besten, wenn man die alberne Replik liest, in welcher Bürger seiner gekränkten Eitelkeit Luft machte. Wie unzureichend andererseits jener hochgegriffene ästhetische Kanon gegenüber dem Lyriker war, das erhellte, sobald der Kritiker sich selbst auf das lyrische Gebiet begab. Schon in zwei Gedichten aus dem Jahre 1788 hatte er die Weise seiner Jugendgedichte verlassen — aber

nur, um zum zweiten Male zu zeigen, daß er sich hier den ersten Platz niemals erringen werde. Mitteninne zwischen seiner damaligen historiographischen Thätigkeit waren „die Götter Griechenlands“ — dieser Laut der Sehnsucht nach der verlorenen Schönheit, Harmonie und Lebendigkeit der griechischen Existenz — und waren, in stückweiser, vielfach sich selbst corrigirender Arbeit, „die Künstler“ entstanden. Es waren Schöpfungen der eigenthümlichsten Art. Nicht den Regungen und Erlebnissen des Gemüths, sondern den höchsten Ideen der Vernunft galt die subjective Empfindung, die sich hier in einem wogenden Meer von Bildern aussprach. Die Verhüllung der Wahrheit durch die Schönheit und wiederum die Verklärung, welche zuletzt diese durch jene zu erfahren habe, das war der Inhalt des letztgenannten Gedichts. Schiller selbst sagte — und alles Lob wie aller Tadel erschöpft sich im Grunde in diesem Ausspruch — daß es eigentlich „mehr als ein Gedicht“ sei. Es war ebenso mit den Schöpfungen, welche jetzt, unmittelbar nach seiner philosophischen Periode, folgten. Wenn er in den Künstlern instinctiv und mit noch ungeschulter Reflexion einen guten Theil der Ausführungen der ästhetischen Briefe anticipirt hatte, so faßte er nun gleichsam sein ganzes System in dem „Reich der Schatten“ noch einmal poetisch zusammen: mit Recht nennt K. Fischer dieses Gedicht den „Schlußaccord von Schiller's philosophischen Betrachtungen.“ Und unermüdlich fuhr er fort, die intimsten Erfahrungen seiner Vernunft in den Purpur der Phantasie zu kleiden. In rascher Folge dichtete er dem Reich der Schatten eine Anzahl ähnlicher Gedichte nach, um allmählich alle jene Ideen in Poesie zu übersetzen, die in den Gesprächsnächten mit Humboldt auf den Lippen der beiden Freunde geschwebt hatten. Wiederholt verherrlicht er die Poesie, den poetischen Genius und die Seligkeit des ästhetischen Lebens. Die Bestimmung der echt weiblichen Natur wird in der „Würde der Frauen“ gefeiert, und der „Spaziergang“ endlich, das vollendetste Product dieser Periode, behandelt in einer Reihenfolge gefälliger, an die Anschauung der Natur angeknüpfter Bilder das Thema von dem Uebergange des Menschen aus dem Zustande der Natur in den der Cultur. Fünf Jahre hindurch gab Schiller seinen Musenalmanach heraus, und jedes Jahr sproßten ihm neue dichterische Blüthen. In die Gedanken, welche in seinem Kopfe lebten, und in die Bilder, welche aus der Tiefe des Gefühls und der Phantasie ihm zuströmten, verwob er dabei fortwährend die verwandten Anschauungen der griechischen Mythologie. Im Wetteifer mit Göthe schritt er später zur Balladenform fort, um auch diese Form, im Gegensatz zu den Naturlauten der Bürger'schen Balladendichtung, zu idealisiren, und zu hellenisiren. Wir stellen absichtlich diese Balladen mit jenen lyrisch-didaktischen Schöpfungen in Eine Reihe. Denn

auch hier wieder war es neben dem wunderbaren Talent malerischer Beschreibung — im Taucher, im Handschuh, im Gang nach dem Eisenhammer, — der Gedankengehalt, wodurch die Erzählung geadelt und begeistet wurde. Ideendichtungen im Stile der Erzählung sind die Kraniche des Ibykus und der Ring des Polykrates. Eine Ideendichtung ist ebenso auf der anderen Seite jenes Gedicht, in welchem Humboldt mit Recht die wundervollste Beglaubigung vollendetsten Dichtergenies erblickte: an Schilderungen von der höchsten Lebendigkeit knüpft „das Lied von der Glocke“ die sinnige Deutung aller Wechselfälle, aller Phasen des menschlichen und bürgerlichen Lebens. Um es kurz zu sagen. Von der Küstenfahrt an den Ufern der Philosophie beginnend, dann allmählich sich weiter hinauswagend auf das hohe Meer der Poesie, hatte Schiller zwar nicht das Land, wo die echten Lieder wachsen, wohl aber hatte er eine neue poetische Provinz entdeckt. Wählen wir, aber streiten wir nicht! Jene einfache und anspruchslose Innigkeit, die sich leicht und unmittelbar mit der Kraft des knapp bezeichnenden Ausdrucks verbindet, jener unnachahmliche Duft der Göthe'schen Lieder, der Volkston und die musikalische Stimmung der Bürger'schen Gedichte ist den Schiller'schen Gedichten fremd. Sie sind vergleichbar nur mit sich selbst. Wie glücklich sie fast immer in naturwahrer Schilderung sind, wie ergreifend sie zuweilen den Ton des Rührenden und Schmelzenden anschlagen: ihr eigentlicher Werth liegt in jener vornehmen Pracht und Herrlichkeit, in jener weihevollen und erhebenden Hoheit, die dem wunderbaren Bunde einer reinen Gesinnung, einer mächtigen Intelligenz und einer unerschöpflichen Phantasie entstammt. Schmal, es ist wahr, ist der Grenzrain zwischen Dichtung und Speculation. Zuweilen, es ist wahr, compromittirt in diesen Gedichten die Poesie auf die Rhetorik. Unsingbar, wie sie sind, ist es kein Lob für sie, daß sie zur Declamation herausfordern. Von einigen mag sogar das Wort Jean Paul's gelten, daß man „oft nur das Spiel der glänzend beringten Finger des Dichters“ sehe: von den besten gilt sicher das tiefer eindringende Urtheil Humboldt's daß sie das Product des verbundenen philosophischen und poetischen Genius sind, daß sie die Idee mit Bildern nicht blos schmücken, sondern im Bilde selbst erzeugen und beide zusammen aus dem Grunde des Geistes emporheben.

Eine Form des reflectirenden Gedichtes gab es, in welcher ein so angelegter Dichtergeist vorzugsweise glücklich sein mußte. Rasch schlug Schiller ein, als ihn im December 1795 Göthe zu jenem gemeinschaftlichen Epigrammenwerke aufforderte, das dann im Musenalmanach unter dem Namen der Xenien erschien. Es handelte sich dabei um eine erste gemeinsame Vertretung und Vertheidigung des ästhetisch-sittlichen Stand-

punkts, in welchem sich seit nunmehr länger denn Jahresfrist die beiden Dichter verbunden fühlten, verbunden einem profanen Publicum gegenüber, welches theils feindlich, theils mißverstehend außerhalb der streng gezogenen Schranken ihrer rein ästhetischen Welt umherstand. In den Horen hatte diese Welt ihr Erscheinen angekündigt, aber nur zu bald machte man eben an den Horen die Erfahrung, daß der Geist jener Welt hoch über den Köpfen des Publicums liege. Der Neid und die Plattheit, das Vorurtheil und die Trivialität erhoben sich zur Opposition dagegen. Eine tiefe Verstimmung gegen die urtheilslose Menge und deren Stimmführer war bei Schiller die natürliche Folge. Nur das Publicum hatte er ehedem als Richter über sich anerkennen wollen: nichts Roheres gebe es, so schrieb er jetzt an Fichte, als den Geschmack dieses Publicums; weit entfernt, sich durch Anschmiegung an den Geist der Zeit dasselbe zu gewinnen, sei er vielmehr entschlossen, völlig unabhängig von dem, was um ihn herum gemeint und geliebkost werde, lediglich dem Zwange seiner eigenen Natur und Vernunft zu folgen. In dieser polemischen Stimmung entstanden die Xenien und im Zusammenhange mit ihnen manches verwandte Epigramm. Wir erzählen nicht den Verlauf der epigrammatischen Komödie: sie ist, auf der Grundlage einer breiten „xenialischen“ Literatur, von Palleske anschaulich und lebendig genug dargestellt. Wir wollen auch mit dem Muthwillen dieser „poetischen Teufelei“ nicht streng in's Gericht gehen; wir möchten dem Humor gegenüber, dem seltensten Kinde der deutschen Literatur, nicht gern ein grämliches Gesicht aufstecken, und der Poesie gegenüber nicht gern als Pedanten erscheinen. Genug, daß wir wirklich mit Schiller der Ansicht sind, daß die Xenien „ein poetisches Werk“ waren. Gerade unter diesen Distichen finden sich einige der echtesten Goldkörner Schiller'schen Dichtens. Seine Didaktik gewann, indem sie Gelegenheitsdichtung wurde, indem sie dramatische Bezüge in sich aufnahm und indem sie durch die verkürzte Form zur Präcision gezwungen wurde. Gerade in den Einfällen und Ausfällen dieser Epigramme, gerade auf den kleinen und kleinsten Stücken, zu denen der Dichter hier den Schatz seiner Gedanken ausmünzte, ist die Schrift und das Bild seines Geistes am klarsten zu erkennen.

Und doch, weder auf dem Gebiete der lyrischen, noch auf dem der didaktischen Dichtung sollte die ganze Macht dieses Genius zur Erscheinung kommen. Nur in der Ueberschwänglichkeit des abstracten Theoretisirens hatte er die Idylle im Elysium für die ihm eigentlich zugemessene Aufgabe betrachtet, während er schon früher viel richtiger die lyrische Poesie nur als ein „Exil“ und als eine Beschäftigung in den Pausen größerer Thätigkeit angesehen hatte. Wenn es jetzt darauf ankam, seine theoreti-

schen Ansichten mit seiner concreten dichterischen Anlage auszugleichen, so mußte es sich herausstellen, daß er aus dem dort behaupteten Indifferenzpunkt zwischen dem Schönen und dem Sittlichen zu einer menschlicheren Darstellung des Menschlichen zurücktreten müsse. Was sich theoretisch als ein Hinausstreben über die Schranken der Individualität und über die Conflicte des ethischen Lebens dargestellt hatte, das mußte in der poetischen Praxis sich als Streben nach dem Ideal — als der sittliche Kampf der Tragödie darstellen. Die poetische Praxis, um es anders zu sagen, wurde zur Correctur der ästhetischen Theorie, während diese Theorie zugleich zum Regulator der Praxis wurde und es ein-für allemal unmöglich machte, daß der Dichter in den Naturalismus und in die naturalistischen Ideale seiner früheren Stücke zurückfiel.

Wir fassen absichtlich unsere Meinung über die Bedeutung der letzten Periode der Schiller'schen Dichtung in diese knappen Formeln, da wir genöthigt sind, nach der umständlichen Darstellung seiner bisherigen Entwickelung, uns für die Vergegenwärtigung seiner nun folgenden Meisterwerke auf den engsten Raum zu beschränken.

Nur anzudeuten brauchen wir demnächst, wie sicher seine Natur, im Gegensatz und doch wieder im tieferen Einverständniß mit seinem System, in die dramatische Bahn zurücklenkte. Auch ohne die Antwort, die ihm Humboldt auf seine „ästhetische Gewissensfrage" ertheilte, mußte sein Gefühl ihm sagen, daß es ihm nur in dieser, in der dramatischen Form bestimmt sei, alles das, was in der Brust des Menschen, und alles das zumal, was in deutschem Gemüth und Wesen widerklingt, auf's Wirksamste zu sinnlicher Gestaltung herauszuarbeiten. Auch in Zeiten, wo er gelegentlich die Talente zur epischen Dichtung in sich zu entdecken geglaubt hatte, war er doch immer wieder, und immer dann, wenn er am meisten er selbst war, zu seiner Jugendliebe für das Drama zurückgekehrt. Schon in Volkstädt hatte er das alte Project des „Menschenfeindes" wieder hervorgesucht, bis ihm endlich die Ungeeignetheit dieses Vorwurfs klar geworden war. Seitdem waren ihm abwechselnd andere dramatische Stoffe durch den Kopf gegangen; er schwankte namentlich zwischen den Malteser und dem durch die Beschäftigung mit dem dreißigjährigen Kriege ihm nahegelegten Wallenstein. Der Wallenstein war es endlich, der verwickeltere und modernere Gegenstand, der es über den anderen davontrug.

Kein Wunder freilich, daß es nun zunächst einen jahrelangen Kampf gab. Im Herbst 1794, während des schwäbischen Aufenthalts, sehen wir zuerst den Plan des Stücks in Angriff genommen, und erst im Frühjahr 1799 ist es bühnenfertig vollendet. Nicht, wie man es wohl darstellt, als ob die Philosophie die dichterische Kraft des Mannes lahm gelegt

hätte! Nicht in der Philosophie, sondern in den Forderungen, die ihm durch die Philosophie klar geworden waren, in der neuen Strenge seines ästhetischen Gewissens, in der Reife seiner Einsicht und in dem Ernst seines Willens lagen die Schwierigkeiten. Aus den reinen Höhen der Metaphysik und, im Zusammenhang damit, aus den Mustern des Allerthums hat er inzwischen sein künstlerisches Ideal geschöpft: mit diesen unerbittlichen Begriffen, unerbittlich gegen sich selbst, im strengsten Gefühl seiner ästhetischen Pflicht tritt er an die Arbeit heran. Er begreift, daß er „von seiner alten Art und Kunst“ so gut wie nichts werde brauchen können — und er fühlt doch zugleich, daß die Darstellung individueller Charaktere und ihres Conflictes mit der Wirklichkeit ein anderes Pathos fordert als die Darstellung einer Scene im Olymp. Er freut sich, daß er seinem Stoffe kalt und gleichgültig gegenüberstehe und daß seine Begeisterung lediglich der künstlerischen Arbeit als solcher gelte — und auf jedem Schritt doch empfindet er den Widerspruch zwischen seinen im Uebergreifen über die Wirklichkeit gewonnenen ethisch-ästhetischen Begriffen und der Ethik der wirklichen, historischen Welt, die er poetisch verklären soll. Gegen die Einheit der Kunstform, die er anstrebt, sträubt sich die unendliche Breite des massenhaften und verwickelten Stoffes; gegen den Idealismus der im Schönen sich vollendenden Sittlichkeit, zu dem er sich in theoretischer Anschauung erhoben, sträubt sich die politische Natur der Begebenheit und der zur Erde niederstrebende Realismus in dem Charakter des Helden.

Mit „heroischem Ausharren“, gestärkt zwischeninne durch den Rath und das Vorbild des Dichters von Hermann und Dorothea, durch die Lectüre des Shakspeare und Sophokles, durch das Studium der Aristotelischen Poetik — so hat er endlich alle jene Schwierigkeiten überwältigt. Die tiefen Spuren der ungeheuren Arbeit bleiben auch dem Werke in seiner Vollendung aufgeprägt. Die ergreifende Hoheit desselben ist selbst, ja sie vor Allem ist ein Zeugniß der Schmerzen, durch die sie erkauft wurde; denn das Ringen der Mächte, deren Conflict diese Dichtung uns zur Anschauung bringt, ist jener Arbeit in dem bewegten Innern des Dichters wesensverwandt. Aber ein Zeugniß für die Entstehungsgeschichte des Werkes sind freilich auch die Schatten, die man an demselben wahrnehmen mag. Die ganze Masse des Stoffes in kunstgerechter Form einheitlich zusammenzufassen, ist dem Dichter nur relativ gelungen; die Theilung der eigentlichen Handlung in zwei Stücke ist lediglich eine Auskunft — die „fünf Aufzüge“ der Piccolomini sind keine in sich befriedigende Tragödie. Und weiter. Um jenes Ideal ästhetisch-sittlicher Gemüthsfreiheit, dem Charakter des Helden und der politischen Natur seines Handelns und Leidens zum Trotz, zu behaupten, nimmt der Dichter seine Zuflucht zu

der antiken Schicksalsidee. In der feinsten und sinnigsten Weise verwebt er dieselbe mit dem freien Thun und den persönlichen Motiven, mit dem Glauben und der Schuld seines Helden, aber immer doch bleibt ein unausgefüllter Raum zwischen jener idealen ethischen Potenz und der Wirksamkeit der geschichtlichen, der individuell menschlichen Kräfte. Für die Künstlichkeit endlich dieses Verfahrens entschädigt sich der Dichter durch die Einflechtung einer zweiten Handlung und eines zweiten Helden. In dem Dilemma zwischen seinem Kunstprincip und seiner eigensten Natur greift er das eine Mal zu der Schicksalsidee, und läßt er daneben wieder der Neigung seines eigenen Herzens, jenem Drange des lebendigen Gefühls — der ausschließlichen Muse seiner früheren Dichtungen — die Zügel schießen. Weil die concrete moralische Person in ihm die abstract-ästhetische überwältigt, deshalb giebt er dem in den Kreis des Schicksals gebannten Wallenstein ein Gegengewicht in Max und Thekla. An diese beiden Personen fesselt ihn in der That eine persönliche Theilnahme; er dichtet diese, wie er einst Karlos und Elisabeth gedichtet hatte, und unversehens überwuchert die Liebesepisode den Grund und Boden der tragischen Handlung.

Um es vorweg zu sagen: derselbe Kampf und dieselben Gegensätze, welche sich in der Wallenstein-Trilogie darstellen, *ziehen sich durch die gesammte spätere poetische Thätigkeit unseres Dramatikers hindurch*. Der Dichter, der über den Menschen hinausstrebt, der Mensch, der den Dichter überholt — dieser Zwiespalt und Wettlauf drängt von Schöpfung zu Schöpfung, von Gestalten zu neuen Gestalten. Auch die letzte Periode des Dichters hat noch eine *Entwickelung*. In immer schwankender Bewegung sucht er in den nun folgenden Stücken nach dem Punkt, wo seine moralische Person und sein ästhetisches Ideal zusammenfallen werden. Für sein eigenes Sein hat er diesen Punkt längst gefunden. In der freien Zusammenstimmung zwischen Pflicht und Neigung fließt sein inneres Leben in ungetrübter Harmonie dahin, vollendet sich sein persönliches Wesen zur reinsten Liebenswürdigkeit, zu einer Milde und Heiterkeit, die mit den Leiden seines Körpers in einem rührenden Contrast steht. Für den künstlerischen Ausdruck dieses Wesens dagegen findet er den abschließenden Punkt erst am Ende seiner Laufbahn: erst im *Wilhelm Tell* entdeckt er gleichsam die dramatische Realisirung der schönen Moral, die nicht idealistische, sondern concret geschichtliche Lösung moralischer Conflicte, den Coincidenzpunkt von Drama und „Idylle." —

Er hatte am Wallenstein, nach seinem eigenen Ausdruck, „das Handwerk gelernt". Seine Uebersiedelung von Jena nach Weimar verschafft ihm überdies die unmittelbare Anschauung eines Theaters, das er sofort,

im innigsten Verein mit Göthe, zu einer Schule für die Kunst, für die Künstler und für das Publicum bildet. Auch da, wo er dabei zur Accommodation an die praktischen Bedürfnisse, an den Geschmack der Menge, an die Kunstansicht des Hofes genöthigt ist, läßt er sich nicht so sehr zu dem Untergeordneten herab, als er es vielmehr zu sich zu erheben versteht. Selbst dasjenige, was ihm in dieser Beziehung mißräth, wird uns interessant, weil es uns einen Blick in die Bedürfnisse seiner edlen Natur eröffnet. So verwandelt er in seiner Bearbeitung von Shakspeare's Macbeth die Hexen des britischen Dichters in Schicksalsschwestern und hebt ihre ganze Erscheinung auf den Boden seines hellenisirenden Idealismus hinüber. So mischt er in den leichten Humor und in das bedeutungslose Spiel eines Gozzi'schen Mährchens die pathetischen und ernsten Töne seiner eigenen Muse. So muß ihm selbst der französische Renaissance-Stil dazu dienen, der Rohheit und Trivialität naturalistischer Dichtung die Wege zu versperren — „nicht Muster zwar, ein Führer nur zum Bessern soll der Franke werden.“ Und so wird wenigstens formell in seiner Uebersetzung von Racine's Phädra die französische Tragödie zu einer neuen Classicität geweiht.

Die köstlichste Frucht jedoch der Wechselwirkung zwischen unserem Dichter und der Weimarischen Bühne liegt in den vier großen Originalwerken vor, die er auf den Wallenstein folgen ließ. Sein bestes Selbst und die Summe seiner Kunst widmete er dieser Bühne. Nach dem schönen Worte, daß der Fleiß es sei, der nicht allein die Mittel des Lebens gewähre, sondern dem Leben auch allein seinen Gehalt gebe, so schöpft er immer höhere Genesung und das Gefühl ewiger Jugend aus einer Thätigkeit, die ihn zugleich Schritt für Schritt dem Tode näher führt.

Seine Neigung zog ihn nach der Vollendung des Wallenstein zunächst zu einem frei erdichteten, seine richtigere Einsicht wies ihn an einen historischen Stoff. Er schlägt, von diesen widerstreitenden Rücksichten bewegt, eine mittlere Richtung ein. Maria Stuart ist abermals eine historische Tragödie, aber eine historische Tragödie in anderem Sinne doch als der Wallenstein. Von dem großen Hintergrunde der Geschichte löst das Gemüthsinteresse des Dichters die persönliche Geschichte der unglücklichen Königin ab. Wieder schreckt ihn die kalte „Staatsaction,“ der er sich für Herz und Phantasie nichts abgewinnen zu können traut. Auf diese Weise wird das menschlich leidenschaftliche Interesse zum vorwiegenden; die Parteilichkeit des Dichters verfälscht das Pathos der Geschichte — die Episode, die im Wallenstein nur zur Herrschaft über das Stück heranwuchs, erfüllt hier den Raum der ganzen Tragödie.

Sogar noch einen Schritt weiter trat der Dichter in der Jungfrau

von Orleans über den Realismus der wirklichen Geschichte hinaus. In einer unklaren Mitte verschmilzt in diesem neuen Stück der Gedanke einer höheren Schicksalsleitung mit dem Bemühen, die tragische Verwickelung aus den Tiefen des menschlichen Gemüths herzuleiten. Denn die Heldin ruht auf einer phantastischen Basis. In Folge einer Vision ist sie dem Kreise rein menschlichen Empfindens und Wirkens entrückt, und erst auf dieser Voraussetzung entwickelt sich der Kampf in ihrer Brust, bringt eine Schuld in ihr Leben ein, kommt es zu einer tiefen, auf's Ergreifendste zur Anschauung gebrachten Katastrophe. Allein andererseits greift der Dichter doch hier wieder tiefer in das Ganze der historischen Situation hinab. Mit einer Kunst, welche uns bald an Homer, bald an Shakspeare erinnert, sind die Schlachtscenen zur Darstellung gebracht, ist uns die kriegerische Bewegung der Zeit versinnlicht. Die Heldin „schuf das Herz," aber mit künstlerischem Verstande, mit dem treffendsten und entsagsamsten Realismus sind andere Figuren des Stücks gezeichnet. Und wenn endlich Göthe das fertige Stück dem Freunde mit der Bemerkung zurücksandte, daß es „so brav, gut und schön sei, daß er ihm nichts zu vergleichen wisse," so galt dieses Lob vor Allem dem Geschick der Composition, der gelungenen dramatischen Form im Ganzen.

Und so geschah es denn, daß in einem folgenden Stücke die vollendete Form sich gleichsam selbständig constituirte. Aus dem Realismus der Geschichte trat mit der Braut von Messina der Dichter noch einmal ganz auf den Boden freier Erfindung, auf den Boden des abstracten ästhetischen Ideals und eben damit auf den Boden des classischen Alterthums zurück. Ermüdet gleichsam durch die Anstrengung, die historische Wirklichkeit zu idealisiren, und das tragische Motiv in einer mittleren Region zwischen dem Uebermenschlichen und dem Innermenschlichen aufzusuchen, warf er sich auf einmal ganz der Idee des Schicksals in die Arme. Und um endlich völlig und ausschließlich in dem Elemente der Kunst sich zu bewegen, fügte er zu dem Allem den gewagten Versuch, auch den antiken Chor zu erneuern. Es war, wie er in der Vorrede sich ausdrückt, eine offene Kriegserklärung gegen den Naturalismus in der Kunst; der Chor sollte „eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren." Ein verwegener Versuch! Der abstracten Form, der abstracten Poesie, der Religion in abstracto und dem Schicksal in abstracto wird die lebendige Charakteristik, wird das Interesse wie die Wahrscheinlichkeit der Handlung zum Opfer gebracht. Ein Zeugniß vor Allem für die Schwäche unseres nationalen und politischen Lebens, dem sich der Dichter, dem dieser Dich-

ter sich in so unnahbare Höhen entziehen mochte! Und doch, es ist so, wie bei anderer Gelegenheit Gervinus sagt, man muß allemal bei den Schiller'schen Stücken da am meisten lieben, wo man am meisten tadeln muß. Erst durch die Braut verstehen wir, von wannen diesem Manne die Kraft kam, in seinen übrigen Stücken den harten Stoff der Wirklichkeit von seiner Schwere zu befreien. Es ist diese Tragödie recht eigentlich eine Quintessenz seines idealen und ätherischen Wesens. Mit den Räubern und der Braut von Messina sind die beiden äußersten Endpunkte seines Genius bezeichnet; gegenüber dem Naturalismus der intensive Idealismus, der nun selbst das Drama zur Ideendichtung zu steigern wagte, um hier die strengste Form mit dem tiefsten Gehalte zu verknüpfen, und, namentlich in den lyrischen Partien, den höchsten Flug des Gedankens mit dem mächtigsten Athemzuge der Phantasie zu unterstützen.

Nur Eine Aufgabe blieb nach diesem Wagniß zurück, die würdig genug erschien, das Ziel eines solchen Lebens, seinen letzten Kranz und Preis zu bilden. Es handelte sich um eine letzte Versöhnung zwischen dem Dichter und dem Menschen. Es handelte sich um eine neue, wo möglich vollendete Wiederverbindung des dramatischen Ideals mit der dramatischen Realität der Geschichte. Es handelte sich um eine Zusammenknüpfung jener beiden Enden des Schiller'schen Genius, um eine selbst wieder künstlerische Vermittelung zwischen den naturalistischen Producten seiner ersten Periode und der „reinen poetischen Symbolik“ seines jüngsten Stücks. Es handelte sich um den Einheitspunkt des sittlich-historischen Lebens und der Idee des tragischen Schicksals, — es handelte sich endlich um einen erneuten Bund mit dem Publicum und um die Wiederanknüpfung der deutschen classischen Dichtung an den Boden der deutschen Wirklichkeit und der Nationalinteressen.

Allerwege, auch im Hinausstreben über das unmittelbare Getriebe der politischen Gegenwart hatte der Genius unseres Dichters dennoch in einem geheimen Bunde und in gleichsam prophetischen Bezuge zu den Begebenheiten seines Jahrhunderts gestanden. Ein eisernes Schicksal nahte jetzt unserem Vaterlande die Gewaltherrschaft des fremden Ueberziehers. Da legte ein Gott es in die Brust des Dichters, seinen eigenen Haß gegen den Geist der Unterdrückung, und das, was dem gegenüber die Pflicht einer großen Nation sei, mit ergreifender Beredsamkeit auszusprechen. Er dichtete das große dramatische Gedicht von dem Befreiungskampfe des Schweizervolks. Der Wilhelm Tell kann sich in der Composition nicht mit der Braut und der Jungfrau, in der Charakteristik nicht mit dem Wallenstein messen. Es erscheint nichts desto weniger in ihm der Gipfel der Schiller'schen Dramatik, eine Lösung der letzten Dissonanzen seiner

bisherigen dichterischen Laufbahn. Das Schicksal, das in der Geschichte waltet, ist kein anderes als die Macht der sie beherrschenden Ideen, und die Träger dieser Ideen sind die lebendigen Geister der Völker. Wie dieser Volksgeist der Herr seines eigenen Schicksals ist, dies Eine ist uns hier durch eine dramatische Begebenheit zur Anschauung gebracht, deren lebendige Bewegung sich wundervoll von dem Hintergrunde des mit frappanter Wahrheit geschilderten schweizerischen Naturbildes abhebt. Mit diesem unvergleichlichen Griff ist endlich der Dichter in das Herz der Geschichte eingedrungen; damit endlich hört ihm die Geschichte auf, eine „Staatsaction“ zu sein, die nur künstlich mit dem Herzen und dem Gewissen des ästhetisch-sittlichen Menschen in Zusammenhang zu bringen wäre. Er hat den Schlüssel für das echte historische Drama, — er hat eben damit das Band gefunden, das die Kunst mit dem Leben und das seine dramatische Praxis mit seiner Vorstellung von der vollendeten Idylle zusammenschließt.

Im Februar 1804 war der Tell vollendet — die Tage des Dichters waren gezählt. Als am 9. Mai der Tod ihm nahte, so rief er ihn ab von einem Werke, dessen Idee und Gestalt wir nur aus dem fragmentarischen Entwurfe und aus der begonnenen Ausführung eines ersten Acts errathen können. Der Hinblick auf diese Verlassenschaft erhöht die Rührung, die uns, nach mehr als einem halben Jahrhundert, bewältigt, so oft wir uns das Ende dieses Lebens vergegenwärtigen. Denn wir fühlen, wie es von Freundesmund ausgesprochen worden, daß er „noch Unendliches hätte leisten können und daß sein Ziel so gesteckt war, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte.“ Ein mächtiger Trost jedoch ist uns eben jetzt zu Theil geworden. Wie kein zweiter Dichter lebt dieser unsterblich in dem Herzen seines Volkes. Die Welt hat das unvergleichliche Schauspiel gesehn, daß die getheilten Stämme, ja die zerrissenen und über den Erdball zerstreuten Glieder unsres Volkes in der Verehrung dieses Dichters sich ähnlich einmüthig begegnen, wie einst die Griechen in dem Preise und dem Verständniß des Homer. Es war diese Novemberfeier, wie es in einer der Festreden heißt, die uns vorliegen*), ein „rechtes Siegesfest des Geistes“, ein Beweis von der Dauer, ja von der unvergänglichen Lebendigkeit geistiger Wirkungen. Sie war vor Allem ein Nationalfest. Ein Bekenntniß legte die deutsche Nation ab, daß sie, wie zerrissen auch äußer-

*) Festrede, in der Aula zu Göttingen gehalten von Ernst Curtius.
Festrede zum hundertjährigen Geburtstag Schiller's von G. Rießer.
Festrede, in der Aula zu Kiel gehalten von P. W. Forchhammer.
Akademische Festrede, gehalten in der Collegienkirche zu Jena von Kuno Fischer.
Rede auf Schiller, gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Jacob Grimm u. s. w.

lich, innerlich unzerreißbar ist, und daß die Symbole ihrer Einheit ihr über Alles theuer sind. Mehr aber als das. Man darf sagen, daß eine Unsterblichkeit und ein Ruhm wie dieser noch niemals ausgetheilt worden ist. Denn mit der Größe des Dichters haben wir auch das gefeiert, was ihm zur letzten Vollendung noch mangelte. Indem wir mit dem Dichter den Menschen feierten, ist er uns als ein Symbol aller der moralischen Güter erschienen, die uns noch vorenthalten sind, und zu denen wir daher in einer Stimmung emporblicken, welche die Grundstimmung sämmtlicher Schiller'schen Dichtungen ist. Und hier freilich lag ein verzeihlicher Irrthum nahe. Je verkümmerter irgendwo in unsrem Vaterlande das staatliche oder nationale Leben, je bestrittener die Freiheit des Gewissens und der Rede, je unentwickelter das öffentliche Recht und je verstimmter der öffentliche Geist war, um so leichter mochte man der Versuchung unterliegen, den Idealen des Dichters unmittelbar die Forderungen der Gegenwart unterzuschieben und den Cultus seines Namens zu fremdartigen Demonstrationen zu mißbrauchen. Der allgemeine Charakter des Festes jedoch ist von solchen vereinzelten Bestrebungen nicht getrübt worden. Möge der Frieden dieses Grabes für immer von dem Geräusch solcher unwahrhafter und zudringlicher Zwecke ungestört bleiben! Denn ob die strebsame Kraft des Schiller'schen Geistes und seiner Dichtung auch der neuen Epoche gewachsen gewesen wäre, die wenige Jahre nach seinem Tode über uns hereinbrach — wer wollte es wagen, darüber abzusprechen? Gewiß ist, daß diese Kraft, so lange sie strebte, in einem völlig anderen, in einem helleren und heiterern Elemente sich bewegte. Nicht die politische, sondern die ästhetische Erziehung lag ihm am Herzen; nicht der Gedanke des Staats, der sich aus den realen Bedürfnissen der Gesellschaft aufbaut, beschäftigte sein Nachdenken; nicht die Idee der sich verselbständigenden Nationalität war das Pathos seines Lebens und Schaffens. Gerade auf diesem Gebiete liegen die Aufgaben unsrer eignen Generation. Ihr *Inhalt* ist verschieden von dem Inhalt der seinigen. Allein ein „Bürger der Geschlechter, welche kommen," hat er zu diesem neuen Tagewerk uns seinen hohen Sinn, seinen Muth und seinen Glauben, das leuchtende Beispiel seines *ernsten und unverzagten Wollens* vermacht. Darum wird der Glanz seiner Ideale nicht verlöschen, so lange für ihren *sittlichen* Kern ein Ort in unserem Gemüthe ist. Es gilt, daß wir uns zu der Pflicht erheben, in *unserer* Welt die Fülle dieses Lebens zu verwerthen. Dann bleibt er gefeiert, dann starb er nicht —

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend!

Aus Süddeutschland.

10. Dezember.

Seit Sie von hier nichts gehört haben, ist Lage und Stimmung bemerkenswerth verändert. So leidenschaftlich während des Kriegssturms die Voreingenommenheit der entschiedenen Mehrzahl unserer Bevölkerung zu Gunsten Oesterreichs war, so peinlich mußte die Enttäuschung sein, welche der plötzliche Friedensschluß überall verbreitete. Was hatte man von der Macht dieses »neuen« Oesterreichs erwartet, wie hatte man sich die Kriegstüchtigkeit seiner Heere, die Genialität seiner Feldherrn ausgemalt! Und nun lag alle diese Herrlichkeit nach zwei kurzen Monden zertrümmert vor der staunenden Welt, die nicht wußte, ob sie sich mehr über die Unfähigkeit der österreichischen Civilverwaltung, oder über die Armseligkeit der Militäradministration und Heerführung verwundern sollte. Es war ein tief schmerzliches Gefühl, welches durch alle Gemüther von der Salzach bis an den Rhein zuckte. Man hatte sich bitter in Oesterreich, bitter aber auch in Deutschland getäuscht. Die gewaltige Kriegsbegeisterung, die außerordentlichen Kriegsrüstungen der großen Nation, wozu hatten sie geführt? Eine kostbare Gelegenheit, der traurigen, unwürdigen Stellung unseres Volkes in der Welt ein Ende zu machen, war versäumt; die Uebermacht Napoleon's stand gefährlicher da als je; der Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen, die Wurzel unsrer Ohnmacht, hatte in dem österreichischen Manifest einen gereizten, drohenden Ausdruck gefunden; der Zwiespalt zwischen Süd und Nord klaffte weiter als je. Sie konnten damals fürlich vom Main, und über denselben hinaus in Frankfurt und Nassau, wie einen stereotypen Schluß aller Betrachtungen über die jüngsten Erlebnisse hören: Preußen allein ist an dieser Misere Schuld, Preußen wird bald genug dafür büßen müssen. Hie und da, besonders in hohen und höchsten Kreisen, nahm dieser Gedanke den Ausdruck offner Schadenfreude an.

Ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, was die reinen und unreinen Motive dieser süddeutschen Stimmung waren, wie die widersprechendsten Hoffnungen auf den Krieg gesetzt wurden, wie die Einen die kräftigste Beschleunigung des liberalen Fortschritts und der deutschen Einheit, die Anderen den Sieg des Absolutismus, die Demüthigung, wenn nicht die Vernichtung Preußens (ein bekannter süddeutscher Staatsmann soll im März gerufen haben: »Erst marschiren wir auf Paris, dann nach Berlin!«) davon erwarteten. Ich constatire nur die Thatsache dieser Stimmung. Sie können denken, wie erstaunt man war, als mitten in diese lauten Verwünschungen gegen Preußen die Kunde von Eisenach und den dort zu Gunsten Preußens gefaßten Beschlüssen traf. Viele trauten ihren Augen nicht.

Aber allmälich verliefen die Wogen der Aufregung, und die zurückkehrende Ruhe brachte manche Aufklärungen, welche wenigstens bei den Einsichtigen und Unbefangenen einer Sinnesänderung Bahn brachen. Zuerst vernahm man aus Oesterreich über den dortigen Stand der Dinge so viel, daß man wohl einräumen mußte, man habe sich von dem Kaiserstaate ein vollkommen falsches Bild

gemacht. Die Reisezeit des August und September führte sehr Viele in die österreichische Alpenwelt: welche beispiellose Misere that sich ihnen da namentlich in Tirol auf, welche tiefe Unzufriedenheit auch in den übrigen Provinzen, welche Verlassenheit der Regierung überall! Angesichts dieses furchtbaren Verfalls drängte sich die Frage auf, in welche Bedrängniß Deutschland, einen solchen Verbündeten zur Seite, in einem europäischen Kriege gerathen wäre. Sodann stellte es sich über allen Zweifel heraus, daß der ganze Norden Deutschlands an diesem Kriege sehr wenig Gefallen gefunden haben würde. Endlich machten die Publicationen von preußischer Seite über den Gang der Verhandlungen zwischen Wien und Berlin es wenigstens glaublich, daß die preußische Regierung die ernstliche Absicht gehabt, Oesterreich zu unterstützen, daß nur der Eigensinn, die Eifersucht, der Hochmuth des Wiener Cabinets einen günstigen Abschluß der Verhandlungen unmöglich gemacht habe. Alle diese Eindrücke waren zwar weit entfernt, die allgemeine Stimmung zu Gunsten Preußens zu wenden, aber sie löschten die Begeisterung für Oesterreich aus, sie milderten die Abneigung gegen Preußen und schwächten die Zuversicht, daß man in der Kriegsfrage die richtige Politik vertreten habe. Für Preußen gewonnen wurde die Stimmung auch weiterhin weder durch die Beschlüsse der Frankfurter Versammlung, an welcher der Süden doch nur spärlich Theil nahm, noch durch die Haltung Preußens in der hessischen Sache. Nicht als ob in dieser Frage nicht fast eine ebenso große Mehrheit der süddeutschen Bevölkerung auf Seiten Preußens stände, als sich vor Kurzem gegen die preußische Politik in der italienischen Frage erklärt hatte. Aber die hessische Sache ergreift weder in dem Maaße das ganze Volk, noch scheint die zu ihr eingenommene Stellung allein für den Charakter einer Regierung volle Bürgschaft geben zu können. Man billigt und lobt das, was Preußen in dieser Hinsicht thut, aber man meint nicht, daß es ausreiche, um Preußens Beruf zur Führung Deutschlands zu erhärten. Man denkt wohlwollender von Preußen, man wünscht ihm allen möglichen Erfolg in seiner inneren Entwickelung, aber man zweifelt noch immer an der Continuität und Energie dieser Entwickelung. Man horcht auf jeden Mißton, der aus preußischen Blättern herüber schallt, man lauert auf jeden Rückschritt, auf jeden kleinen Succeß der Kreuzzeitung, deren Partei man noch immer mächtig genug weiß, und wenn ein Mißgriff, wie das Verbot der öffentlichen Schillerfeier in Berlin, gethan wird, so heißt es von allen Seiten: „Seht ihr nun, wie unzuverlässig die preußischen Zustände sind, wie wenig die Leiter des Staats sich ihrer großen Aufgabe gewachsen zeigen? Erst muß doch Preußen gelernt haben, für sich selbst einen starken raschen Gang zu gehn, ehe es daran denken kann, die ungeheure Aufgabe der deutschen Einigung zu lösen.“

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Staaten, so giebt es aus Bayern und Würtemberg wenig Erhebliches zu melden. Die bayrische Kammer schloß im August eine kurze zur Bewilligung weiterer Kriegsgelder berufene Sitzung mit unzweideutigen Ausdrücken tiefer Verstimmung und überwiegender Rathlosigkeit. Jetzt hat aus den damaligen Verhandlungen fast nur noch die Lerchenfeld'sche Interpellation über die von Preußen bei der Zollconferenz beantragte Herabsetzung der Zölle auf Eisen,

Zucker und Garn eine dauernde Bedeutung, indem sie auf eine bisher auffallend übersehene Seite des Verhältnisses zwischen Süd- und Norddeutschland ein helles Licht wirft. Wenn es nicht zu läugnen ist, daß der Schwerpunkt der politischen Bewegung, welcher vor 1848 entschieden im Süden lag, seitdem mehr und mehr nach dem Norden übertragen worden ist, so fällt es noch mehr in die Augen, wie sehr der Norden den Süden während der letzten zehn Jahre in industrieller Entwickelung und volkswirthschaftlicher Bildung überflügelt hat. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur die wichtigsten Gründe dieser Erscheinung entwickeln; es wird genügen, den zurückgebliebenen Zustand der Gewerbegesetzgebung namentlich in Bayern, und die langsame Entwickelung des Eisenbahnbaues und Eisenbahnverkehrs (noch heute ist weder die wichtigste westöstliche Linie vollendet, noch auf den befahrenen Strecken der Nachtdienst eingeführt) zu nennen. Thatsache ist, daß der Süden mehr und mehr in ökonomische Abhängigkeit vom Norden geräth, und daß die öffentliche Meinung des Südens bis jetzt überwiegend diese unerfreuliche Erscheinung unrichtig erklärt, da die volkswirthschaftliche Bildung durch die Schuld der Presse und mannichfacher complicirter Verhältnisse außerordentlich im Rückstande ist. Dem Süden fehlte der lebhafte Kampf zwischen Freihandel und Schutzzoll, welcher dem Norden durch die nahe Berührung großer industriell producirender und landbauender oder handeltreibender Gebiete aufgenöthigt wurde, und welcher nun nach langem ernsten Ringen wesentlich zu Gunsten des Freihandels entschieden worden ist. Ganz Altbayern hat zwar bei seiner totalen industriellen Sterilität ein so ausgesprochenes Interesse, die Consumenten und nicht die Producenten von Fabrikaten zu berücksichtigen, als irgend ein deutsches Land; aber die dabei zunächst betheiligte ländliche Bevölkerung hat dort in diesen Fragen noch keine Stimme gewonnen, und in den wenigen Städten führt das Realrecht das laute Wort. In den übrigen Kreisen Bayerns, in Würtemberg und Baden kümmern sich wesentlich nur diejenigen Schichten der Bevölkerung um volkswirthschaftliche Fragen, welchen für ihre Industrie ein möglichst hoher Schutz das Angenehmste ist. Da also jener Gegensatz lebendiger ökonomischer Parteien, welcher die norddeutsche Presse zur eifrigen Erörterung volkswirthschaftlicher Fragen drängte, dem Süden fehlte, so ersparte sich die Presse jede eingehende, consequente Discussion dieser ungewohnten und schwierigen Materien, und die List'schen Schutzzolltheorien behaupteten sich wesentlich in ungeschmälerter Herrschaft.

Eine frappante Illustration dieser Sachlage für Bayern gab die erwähnte Lerchenfeld'sche Interpellation und ihr Erfolg. Der edle Freiherr beklagte die Hinneigung der preußischen Regierung zu den sogenannten Freihandelstheorien, welche die Existenz wichtiger Industriezweige in Frage stelle; das ganze Land stimmte ihm mehr oder weniger ausdrücklich bei. Hätte der Interpellant oder das Volk das thatsächliche Interesse Bayerns an den Zöllen für Zucker und Eisen gekannt, so wäre die Interpellation ebenso unmöglich gewesen, wie die beifällige Aufnahme derselben. Lassen Sie mich den Beweis kurz am Zucker führen. Vom 1. Januar bis 31. August dieses Jahres wurden von den Rübenzuckerfabriken des Zollvereins 17,346,479 Ctr. frische Rüben verarbeitet, und dadurch der Zollvereinskasse eine Steuereinnahme von 4,177,320 Thlrn. geschaffen.

Von dieser Einnahme bekam nach der Kopfzahl Bayern 542,060 Thlr., d. h. mehr als den achten Theil. Von jener Quantität Rüben aber wurden in Bayern von 6 Fabriken nur 228,145 Ctr. verarbeitet, also nicht einmal der 76ste Theil; d. h. die Rübenzuckerfabrikation in Bayern ist verschwindend gering gegen den Zuckerverbrauch: — Bayern mithin hat unter allen größeren deutschen Staaten, Sachsen ausgenommen, das größte Interesse an Herabsetzung des Einfuhrzolls für Rohzucker, an der dadurch zu bewirkenden Vermehrung der Zollvereinseinnahmen und Verminderung der Zuckerpreise. Freiherr v. Lerchenfeld also, welcher mit seiner Interpellation wesentlich seinem Herzen gegen Preußen Luft machen wollte, plaidirte in Wahrheit für die Interessen der preußischen Rübenzuckerfabrikanten (in ihren Händen sind fast ¾ dieser Industrie) auf Kosten der bayrischen Zuckerconsumenten, und diese jubelten ihm Beifall zu! Nicht sehr viel anders verhält es sich mit den Eisenzöllen.

Ein stärkeres Beispiel individueller und allgemeiner Unwissenheit über die wichtigsten ökonomischen Interessen eines Landes wird sich nicht leicht auffinden lassen. Was aber fast erstaunlicher ist als das: bis jetzt hat unseres Wissens die bayrische Presse noch keine ernstliche Beleuchtung dieses seltsamen Factums gebracht! Bei einer solchen Stagnation der öffentlichen Kritik müssen sich wohl die wunderlichsten Vorurtheile in den Köpfen festsetzen und Gegensätze zwischen Süd und Nord sich ausbilden, welche der Entwicklung unseres wirthschaftlichen wie unseres politischen Lebens die ernsteste Gefahr drohen. Sollte dieser Zustand der Dinge sich bis zum Moment der Erneuerung der Zollvereinsverträge fortschleppen, so werden wir die traurige Erfahrung machen, daß sich dann ein schutzzöllnerisches und ein freihändlerisches, ein die Zolleinigung mit Oesterreich begehrendes und ablehnendes Deutschland ebenso schroff entgegentritt, sich ebenso wenig zu verstehen und zu verständigen vermag, wie wir das eben in der Kriegsfrage erlebt haben. Am meisten wird hiergegen selbstverständlich die süddeutsche Presse thun müssen, aber da die Erhaltung und freie Entwicklung des Zollvereins ebenso sehr den Norden als den Süden interessirt, so hoffen wir, daß die in der Behandlung dieser Fragen geübtere norddeutsche Presse die wirthschaftlichen Zustände und Ansichten des Südens in Zukunft mehr beachten wird als bisher.

Ueber die süddeutsche Presse wurde Ihnen im letzten Sommer mehrfach berichtet, und die Sache ist wichtig genug, auch jetzt wieder einige Worte zu verdienen. Die leidenschaftliche Einseitigkeit, welche in der ersten Hälfte dieses Jahres fast unsre sämmtlichen Blätter blind in's österreichische Lager trieb, ist bei den meisten einer milderen, oder wenn Sie wollen, matteren Stimmung gewichen; sie theilen mit der Bevölkerung das Loos der Enttäuschung, der Resignation, der Abwendung von Oesterreich, der kühlen Haltung gegen Preußen. Bisher hatte der Süden, von Frankfurt abgesehen, nur drei größere einflußreiche Blätter: die Augsburger Allgemeine Zeitung, den Nürnberger Correspondenten und den Schwäbischen Mercur. Sie alle drei waren, ehe und während der Krieg in Italien tobte, von rücksichtsloser Begeisterung für den Krieg und Abneigung gegen die preußische Politik erfüllt. Zuerst, schon während des Kriegs, mäßigte der Mercur seine Haltung; die schwäbische Intelligenz gewann in ihm

einen Ausdruck, und bald gelangte er von einem zwischen Oesterreich und Preußen unparteiischen Balanciren zu einer mehr nach Preußen neigenden Objectivität. Eigensinniger hielt der Nürnberger Correspondent, ehemals ein eifriger Verfechter Gothaer Politik, seine antipreußische Farbe fest, doch nicht, ohne in wesentlichen Fragen, besonders in der kurhessischen, der preußischen Politik ihr volles Recht angedeihen zu lassen. Die schwierigste Aufgabe war der Augsburger Zeitung beschieden: sie hatte sich von dem grellsten Fiasko, das je einem großen Blatte widerfahren war, zu erholen, die plumpste Verläugnung des Charakters, welcher ihr seit Decennien ihre Bedeutung gesichert, in Vergessenheit zu bringen, gewichtige Kreise von Mitarbeitern und Lesern, denen sie sechs Monate lang jede Insulte geboten, zu versöhnen, und doch die Wurzel all' dieser Sünden und Mißgriffe, die unbedingte Ergebenheit an die österreichischen Interessen, an welche sie durch unlösbare Bande geknüpft ist, unverletzt zu erhalten. Diese Aufgabe wurde nicht wenig noch dadurch erschwert, daß die öffentliche Meinung Deutschlands auf das gewissenlose Treiben des großen Blattes während der Krisis in nachdrücklicher Weise aufmerksam gemacht war, daß es also überall auf Mißtrauen und argwöhnische Kritik stieß. Die Redaction hat sich bisher dieser Aufgabe in einer Weise entledigt, gegen welche wir wenig einzuwenden haben: sie hat sich von der activen Politik möglichst zurückgezogen, sie läßt die wichtigsten Fragen unerörtert, sie füllt ihr Beiblatt mit einem Gemisch großentheils sehr bescheidener Ausarbeitungen; sie läßt sich herbei, gelegentlich, wie in Betreff Hessens, die preußische Auffassung kräftig gegen die österreichische vertreten zu lassen und der österreichischen Politik überhaupt, so viel sich mit den höheren Pflichten irgend verträgt, ihre Unzufriedenheit zu bezeigen. Wir würden uns übrigens beruhigen, wenn auch das Blatt in der demagogischen Taktik dieses Frühjahrs fortführe. Das wahrhaft Gefährliche dieses Treibens lag darin, daß ihm im ganzen Süden kein einziges geachtetes und verbreitetes Organ entgegentrat, daß die Allgemeine Zeitung zunächst Altbayern und die bayrische Residenz unbedingt beherrschte; daß es in München außer einem völlig bedeutungslosen Regierungsorgan von sehr ähnlicher Tendenz nur eine beispiellos klägliche Localpresse gab, welche jeden nur halb Gebildeten nöthigte, seine politische Information in der nahen Augsburger Zeitung zu suchen. Diesem, in dem ganzen civilisirten Europa unerhörten Zustande, daß eine Residenz von 130,000 Einwohnern keine einzige, über die Landesgrenze hinaus nur dem Namen nach bekannte Zeitung hervorbrachte, ist mit dem 1. October durch die Begründung der Süddeutschen Zeitung ein Ende gemacht. Da man im Norden von diesem jungen Unternehmen vermuthlich noch wenig Kunde erhalten hat, so erlauben Sie mir, Ihre Leser auf dasselbe nachdrücklich aufmerksam zu machen. Der Redacteur der Süddeutschen Zeitung, Karl Brater, ist der juristischen und publicistischen Welt durch verschiedene juristische Zeitschriften, Monographien und durch die Mitherausgabe des deutschen Staatswörterbuches bekannt; er ist in Bayern durch eine makellose, unermüdliche, von gleicher Solidität des Wissens wie des Charakters getragene langjährige öffentliche Wirksamkeit hochgeachtet. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Mann eine Zeitung nicht unternimmt, ohne den Impuls höchst wichtiger öffentlicher Inter-

essen und ohne die Sicherheit, von tüchtigen Kräften ausdauernd unterstützt zu werden. Jene Interessen waren hier von größter Bedeutung: es handelte sich darum, an einem einflußreichen Mittelpunkt deutschen Lebens der fast ausschließlichen Herrschaft einer der gesunden deutschen Entwicklung gefährlichen Tendenz entgegen zu treten, den wahrhaft süddeutschen Interessen eine unverfälschte Vertretung zu schaffen und sie von den giftigen Zusätzen ultramontaner und specifisch österreichischer Bestrebungen, welche in Altbayern so lange im strahlenden Gewande deutscher Gesinnung umherstolzirt waren, scharf zu scheiden. Nimmt man die unerläßlichen Schwierigkeiten jedes neuen Unternehmens der Art in Betracht, erwägt man namentlich, welche besondere Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen die Münchener gewerblichen Zustände und die heftigen Vorurtheile großer Schichten der dortigen Bevölkerung entgegen stellen, so wird man Herrn Brater das Lob nicht vorenthalten, daß er sein Blatt in zwei Monaten zu einem der bestredigirten Organe der deutschen Presse erhoben hat, dem man mit Sicherheit einen wachsenden Einfluß auf die öffentliche Meinung des Südens — und den steigenden Groll der Ultramontanen in Aussicht stellen darf. Auch der Norden wird ebendeshalb dem Blatt mit der Zeit immer mehr Theilnahme und Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Wollen wir die Summe unserer Betrachtungen ziehen, so müssen wir rühmen, daß der Süden in den letzten Monaten in mehrfacher Hinsicht erfreuliche Fortschritte gemacht hat, ein Urtheil, in dem wir uns weder durch die Würzburger Conferenzen, noch durch das Badische Concordat irre machen lassen. Es giebt schwerlich ein sichereres Mittel, die Politik der deutschen Mittelstaaten zu Falle zu bringen, als der thatsächliche Versuch, unter ihnen eine solidarische Einheit zu begründen durch eine mehr oder weniger feste Organisation, in welcher sich die kleineren von ihnen, nicht wie am Bundestag unter dem Druck der preußischen, sondern unter dem der bayrischen Größe fühlen. Für jetzt mag dieses Gefühl, welches doch Baden bereits fern hielt, in den Hintergrund gedrängt sein durch den gemeinsamen Widerwillen gegen die preußische Begünstigung des hessischen Rechtes. Sobald man aber versuchen wird, sich über organisatorische Pläne zu verständigen, z. B. über Reform der Bundesmilitärverfassung, so wird es sich herausstellen, daß Würtemberg eine Unterordnung unter das neunmal größere, ferne, militärisch ausgezeichnete Preußen weit nicht so schmerzlich empfindet, als die unter das nahe Bayern, dessen Bevölkerung nicht viel mehr als das Doppelte der würtembergischen beträgt, und dessen militärische Ausbildung hinter der Würtembergs entschieden zurücksteht. Was endlich das badische Concordat betrifft, so legt dasselbe zwar ein sehr trauriges Zeugniß von der in Karlsruhe herrschenden Staatsweisheit ab, aber der Entwicklung des Landes, das hoffen wir mit fester Zuversicht, wird es nur förderlich sein. Unter allen deutschen Staaten war Baden in den letzten zehn Jahren — (eine natürliche Folge der überspannten politischen Thätigkeit in den vorhergehenden Decennien) — eine Beute der trägsten Indolenz, nicht nur in großen politischen Fragen, sondern auch in den näheren Angelegenheiten der Gemeinde geworden. Die badische Kammer nach 1848 stand wenigstens ebenso tief unter den übrigen deutschen Volksvertretungen, als sie vor 1848 über denselben gestanden; aus

dem Tummelplatz hochfliegender politischer Projecte und ungezügelter Oppositionslust war sie zusammengeschrumpft zu einem bescheidenen politischen Bureau, in dem eine, wesentlich aus Beamten und nicht intelligenten Bürgermeistern zusammengesetzte Versammlung die oft sehr mittelmäßigen Regierungsvorlagen in resignirtester Geschäftsthätigkeit erledigte. Diese Versammlung kümmerte sich nicht viel mehr um das Land, als das Land um sie. An der Spitze eines Staates, dessen Bürgern der Liberalismus und die religiöse Toleranz zur anderen Natur geworden ist, stand eine Regierung von wesentlich illiberalen und vielfach ultramontanen Tendenzen; aber die Bürger kümmerten sich nicht darum, ließen die Staatsangelegenheiten gehen, wie sie gingen, besorgten ihre Privatinteressen und lebten guter Dinge, als wenn es kein Gemeinwesen gäbe. Von einer, die Landesangelegenheiten kräftig und einsichtig vertretenden Presse war keine Rede. Es läßt sich schwer sagen, wie lange die glücklichen Bewohner der schönen Rheinebene von Weinheim bis Basel diese harmlose Idylle fortgesetzt hätten, wäre nicht das Concordat wie eine Bombe in ihre Stillzufriedenheit gefallen. Wer Baden vor und nach Verkündigung des Concordats gesehn hat, wird zugeben, daß nie ein Gesetz eine wohlthätigere, durchgreifendere Wirkung gehabt hat, als diese unvergleichliche Convention der großherzoglichen Regierung mit der päpstlichen Curie. Jedermann fragt sich erschreckt, wie eine solche Ausgeburt der gehässigsten confessionellen Exclusivität einem Lande habe zugedacht werden können, welches eine lange Leidensgeschichte im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert und eine beispiellose Mischung der beiden Confessionen, zu einem Muster paritätischer Toleranz für ganz Deutschland gemacht hat. Die Antwort lautet: »das ist nur möglich, weil Ihr Alle zehn Jahre lang geschlafen habt! Dieses heillose Gesetz, welches unsere ganze bürgerliche Existenz in Frage stellt, kann nur durch ernste energische Thätigkeit aller Bürger abgewehrt werden.« Die bekannte Durlacher Versammlung ist hierin mit trefflichem Beispiel vorangegangen, das Land schickt sich überall an, ihr zu folgen, und es wird hoffentlich nicht lediglich für diese eine Frage erwachen. So arbeiten unsere erbittertsten Feinde uns am wirksamsten in die Hand. Es war die Herrschaft des österreichischen Einflusses, welche Würtemberg und Baden in die Fesseln ultramontaner Gesetzgebung schlug: an dieser Gesetzgebung wird jener Einfluß zu Schanden werden.

Dritter Verfassungsbrief aus Kurhessen.

Der Kurfürst hatte die Vorstellung der zweiten Kammer wegen Rückkehr zur Verfassung von 1831 zurückgewiesen, weil der Inhalt »ungeeignet« sei; der Bundestag scheint nicht übel Lust zu haben, sie wegen angeblicher Formwidrigkeiten zu beseitigen. Nur das ist nicht klar, ob es sich dabei um Zuständigkeitsfragen oder um die Art der Einreichung handelt. Die Kammer hat nämlich die betreffenden Beschlüsse ohne Benehmen mit der ersten Kammer gefaßt und ausgeführt, und die Ueberreichung nicht durch einen Frankfurter Anwalt, sondern

unmittelbar durch den Präsidenten und durch die Post bewirkt. Früher scheint eine solche Uebersendung nicht für zulässig erachtet werden zu sein; denn als einst die Ständeversammlung sich wegen der bekannten Rotenburger Quart-Angelegenheit an den Bundestag wandte, hatte sie einen Anwalt anzunehmen, und die Mitglieder, welche für die Beschwerde gestimmt hatten, mußten die Einreichungskosten im Betrage von 36 Friedrichsd'or aus ihrer Tasche bezahlen; — sie erhielten dieselben erst unter dem Ministerium Eberhard aus der Staatskasse ersetzt. Indeß kann der damalige Fall mit dem gegenwärtigen nicht für gleichartig gehalten werden, und noch weniger läßt sich die Befugniß der zweiten Kammer, die beschlossenen Schritte selbständig und für sich allein zu thun, irgend bezweifeln. Auf alle Fälle wird die Bundesversammlung über die Ansichten und die Stimmung der gegenwärtigen Kammer nicht im Ungewissen bleiben, und das ist zuletzt die Hauptsache.

Mit dem Ansuchen um Herstellung der Verfassung von 1831 ist zugleich eine Rechtsverwahrung wegen des Eingehens der Wahlkörper und der Kammern auf den Verfassungsentwurf von 1852 verbunden worden. Bemerkenswerth ist dabei, daß eine Wendung des Ausschußantrages, wodurch die „formale Gültigkeit" des Bundesbeschlusses vom 27. März 1852 ausgesprochen war, auf ausdrücklichen Widerspruch in der Kammer beseitigt worden ist.

Es war außerdem die Frage angeregt worden, ob nicht eine förmliche Zurücknahme des Beitritts der früheren Kammer zu den „übereinstimmenden Erklärungen" der Stände vom 7. und 8. Juli 1857 rathsam sei. Die einflußreichsten Mitglieder schienen indeß der Ansicht zu sein, und sprachen es im Laufe der Berathung auf's Bestimmteste aus, daß „es sich ganz von selbst verstehe", daß die frühere, von der Regierung nicht angenommene Erklärung der zweiten Kammer mit Rücksicht auf die inzwischen gefaßten Beschlüsse nicht mehr in Betracht kommen könne und keinen Falls die jetzige Kammer binde. Wie richtig dies indeß ist, so meinen wir doch, daß ein ausdrücklicher Widerruf nicht geschadet haben würde. Ja, es erweist sich jetzt nachträglich um so nöthiger, nachdem die erste Kammer sich der allgemeinen Bewegung für die alte Verfassung nicht angeschlossen hat, vielmehr an den „übereinstimmenden Erklärungen", wie die Regierungsdenkschrift diese bezeichnet, festzuhalten entschlossen ist.

Die ritterschaftlichen Mitglieder v. Trott und v. Keudel haben nämlich am 6. December den Antrag gestellt, in einer durch den Präsidenten und Vice-Präsidenten zu überreichenden Adresse den Landesherrn zu bitten, die fragliche Erklärung zu genehmigen und für die hiernach geänderte Verfassung die Garantie der Bundesversammlung nachsuchen zu lassen. Dieser Antrag ist am 10. December in geheimer Sitzung berathen und, wie es heißt, sofort, gegen die alleinige Stimme des Rechtslehrers und Vicekanzlers der Universität Marburg, Dr. Löbell, und unter Enthaltung des Herrn v. Edelsheim, angenommen worden. Auch geht man wohl nicht zu weit, wenn man unterstellt, daß dabei eine ziemlich verbürgte Zuversicht hinsichtlich der Annahme und Billigung der Vorstellung von Seiten des Landesherrn obgewaltet habe. Es wird sogar vermuthet, daß eine Verständigung darüber durch ein Mitglied der Ritterschaft, Herrn Kammerherrn Treusch von Buttlar, — nicht Mitglied der

Kammer — herbeigeführt worden sei. Ohne Zweifel wird schon die nächste Zeit weiteren Aufschluß bringen. Trügt nicht Alles, so wird die sogenannte „gemeinschaftliche Erklärung“ nicht nur von der ersten Kammer, sondern auch von der Regierung, und vielleicht selbst von den Mittelstaaten, als die Grundlage der weiteren Behandlung der Verfassungssache angesehen werden. Man wird sich darauf stützen, daß darin eine bindende Verständigung zwischen den beiden Kammern enthalten sei, und daß durch deren Annahme Seitens der Regierung auch eine Einigung zwischen dieser und den Ständen erreicht werde, daß mithin kein Grund mehr vorliege, noch weiter von Bundeswegen einzuwirken.

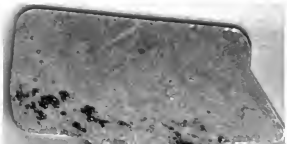
Allein es wird auch hier heißen: Zu spät! Hätte man die ständischen Erklärungen vom 7. und 8. Juli 1857 sofort gutgeheißen und deren Genehmigung und Gewährleistung beim Bundestage beantragt, so läge aller Wahrscheinlichkeit nach seit Jahr und Tag eine jener vollendeten Thatsachen vor, welche so oft die Stelle des Rechts vertreten. Aber bei der fortwährenden Weigerung der Regierung, die ständischen Vorschläge anzunehmen, stand natürlich nichts entgegen, davon zurückzugehen, und zwar konnte dies sowohl von einer als von beiden Kammern geschehen.

Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die Stellung der zweiten Kammer, sowie der jetzigen Stände überhaupt, keine rechtliche und endgültige, sondern nur eine thatsächliche und vorläufige ist. Die sämmtlichen Verfassungseinrichtungen aus dem Jahre 1852 haben ja keinen grundgesetzlichen Boden; sie sind lediglich als „faktische und provisorische“ Maaßnahmen zu betrachten, um zur Begründung eines neuen Verfassungszustandes mittelst Herbeiziehung einer gewissen thatsächlichen Landesvertretung den Weg zu bahnen. Jene Stände konnten daher dem Lande weder Rechte geben noch nehmen, die Erklärungen der Kammern von 1857, die bekanntlich nicht einmal unter genauer Beachtung des Bundesbeschlusses von 1852 gewählt worden sind, erschienen vielmehr nur als eine Art gutachtlicher Meinungsäußerung, oder als Vereinbarungsvorschläge, die wohl die betreffenden Personen, nicht aber das Volk und ebenso wenig die nachfolgenden Kammern verpflichten konnten. Wenn die frühern Kammern auf die ihnen durch den Bundesbeschluß vom 27. März 1852 angewiesene Stellung eingingen, um das Land vor größeren Nachtheilen zu bewahren, so handelten sie dabei nicht nach verfassungsmäßigen Bestimmungen, sondern nach den Umständen, also rein nach Ermessen. Dies Ermessen konnte sich also auch mit den Umständen ändern, und namentlich konnte die zweite Kammer des jetzigen Landtags den Vereinigungsversuch ihrer Vorgängerin aufgeben und sich für Herstellung der alten Verfassung aussprechen.

Man wird freilich einwenden, daß dabei die Gemeinsamkeit der betreffenden Erklärung und die bereits erfolgte Mittheilung an die Regierung und beziehungsweise an den Bundestag im Wege stehe. Allein zunächst ist gar keine Gemeinsamkeit vorhanden. Die sogenannte „gemeinschaftliche Erklärung,“ wovon so oft die Rede gewesen ist, ist, so bezeichnet, in der That eine Fiction; es handelt sich vielmehr nur um „übereinstimmende Erklärungen“ der beiden Kammern von 1857, also um zwei gesonderte Erklärungen, und zwar dergestalt gesonderte, daß die eine vom 7., die andere vom 8. Juli datirt ist. Auch

die Uebereinstimmung der beiden Ausfertigungen soll keineswegs eine buchstäbliche sein, wie denn die zweite Kammer bekanntlich den Vorbehalt hinzugefügt hat, daß sie die Erklärung nur als ein untrennbares Ganze betrachte. Es liegt also nichts weniger als ein gemeinsamer, nicht einseitig zu ändernder Beschluß vor, sondern die betreffenden Beschlüsse sind, wie die Regierung selbst in ihrer Denkschrift es ausgedrückt hat, eben nur »übereinstimmende«. Allerdings ist die Uebereinstimmung durch Benehmen mit einander herbeigeführt worden; auch sollen von beiden Seiten eine Anzahl Mitglieder sich verbindlich gemacht haben, in der betreffenden Kammer die verabredete Verständigung zur Annahme zu bringen; allein das begründet doch noch keine Gemeinsamkeit, und bindet jedenfalls nicht die jetzige Kammer, und noch weniger das Land.

Die Statt gehabte Ueberreichung sodann ist ebenfalls ohne Belang, da von Seiten der Regierung keine Annahmeerklärung erfolgt ist, und die zweite Kammer inzwischen klar genug ausgesprochen hat, daß sie von der Verfassung von 1852 überhaupt nichts mehr wissen will, vielmehr die alte, niemals aufgehobene Verfassungsurkunde von 1831 mit den Aenderungen und Zusätzen der Jahre 1848 und 1849, vorbehaltlich der Ausscheidung von wirklichen Bundeswidrigkeiten, wieder in Wirksamkeit gesetzt zu sehen wünscht.

Es ist zu beklagen, daß die erste Kammer sich den Schritten der zweiten nicht angeschlossen hat. Diese hatte dazu eine leicht zu erkennende und gut zu ergreifende Gelegenheit geboten. Sie hatte nicht nur die Erwähnung des Wahlgesetzes vom 5. April 1849, welche sich im ersten Entwurfe der Adresse an den Kurfürsten fand, beseitigt, sondern auch ausdrücklich hervorgehoben, daß eine andere Landesvertretung nach dem Wahlgesetze von 1831 berufen werden möge. Da nun dieses Gesetz und die einschlägigen Bestimmungen der Verfassungsurkunde alle wesentlichen Bestandtheile der ersten Kammer, namentlich die ritterschaftlichen, standesherrlichen und prinzlichen Vertreter ebenfalls enthalten, so konnte nicht wohl darauf eingegangen und solchergestalt nicht nur die altverfassungsmäßige Stellung wieder eingenommen, sondern auch noch »der Dank des Vaterlandes und der Ruhm einer schweren Selbstüberwindung«, wie es die neue hessische Morgenzeitung ausdrückte, erworben werden. Allein die Leiter der Ritterschaft haben dem eitelen Behagen, in einer besonderen Kammer oder wenigstens in einem abgesonderten Kämmerchen zu sitzen, nicht zu entsagen vermocht. So ist denn die schwerlich jemals wiederkehrende Gelegenheit, sich durch mannhafte und uneigennützige Rechtsvertheidigung als ein wohlthätiges und wohl berechtigtes Element im Staatswesen hervorzuthun und zum Bewußtsein zu bringen, unbenutzt geblieben. Die Ritterschaft wird fortan, wenn auch die Mehrheit der Bundesversammlung der ersten Kammer noch einige Zeit das Leben fristen sollte, im Lande keinen Halt mehr haben. Sie kann wohl, so lange die von der Regierungsdenkschrift als »thatsächliche Ritterkurie« bezeichnete Kammer besteht, in weitgreifender Weise verhindern, daß etwas zu Stande kommt; allein sie wird niemals wahren Einfluß gewinnen. Sie hat moralisch durch ihr letztes Verhalten sich selbst vernichtet. Die erste Kammer aber wird, wie das ganze Hassenpflug'sche Verfassungswerk, trotz aller Aenderungen und trotz aller Bundestagsbeschlüsse nimmermehr etwas Anderes werden, als eine aufgenöthigte Zwangsjacke, die man trägt, so lange man muß, und die man abwirft, sobald man kann und darf. Es mag gut sein, in dieser Hinsicht sich keinen Täuschungen hinzugeben! Die Hessen kennen ihre Schwäche, aber auch ihre Stärke; sie können dulden, aber auch warten; sie sind gern bereit, zu vergeben und zu vergessen, allein nur Unrecht, kein — Recht, kein Recht, das die Lebensluft ihres Daseins ist.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 6640